Centralna Biblioteka Pedagogiczna
w Katowicach
przy Instytucie Pedagogicznym

1663 II

Königl. Lehrer-Seminar * Ratibor *

SCHLESIEN

Eine Landeskunde für das deutsche Volk

auf wissenschaftlicher Grundlage

bearbeitet von

Dr. Joseph Partsch
o. ö. Professor der Erdkunde an der Universität Leipzig

II. TEIL

Landschaften und Siedelungen

Mit 2 schwarzen und 3 farbigen Karten
sowie 50 Abbildungen in Schwarzdruck

Ferdinand Hirt
Königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Breslau 1911

BIBLIOTEKA INSTYTUTU PEDAGOGICZNEGO w Katowicach
1565

Alle Rechte vorbehalten.

Biblioteka Główna Uniwersytetu Śląskiego
908(438.23-30)=30
510291

D-5041/21
36

Meiner lieben Frau

HELENE,

der treuen Gefährtin meines Lebens

und meiner Arbeit.

VORWORT.

Der Abschied von der schlesischen Heimat und der Übergang in ein anspruchsvolles Lehramt an einer größeren Hochschule hat die Vollendung dieses Bandes verzögert. Seinem ersten Hefte über Oberschlesien sind die beiden anderen erst in vierjährigen Abständen gefolgt. Dennoch wird das ganze Werk den Eindruck der Einheit machen. In den Überzeugungen des Verfassers über die Ziele und die Wege der Landeskunde hat sich seit dem 15 Jahre zurückliegenden Erscheinen des ersten Bandes keine Änderung vollzogen. Die Probe ist nun gemacht, ob es richtig ist, sachliche und räumliche Gliederung derartig zu vereinen, daß der systematisch angelegten Schilderung der Natur des Landes und der Entwicklung seiner Bevölkerung eine räumlich sich sondernde Darstellung der einzelnen natürlichen Landschaften gegenübergestellt wird, der das Zusammenwirken von Land und Volk im Wirtschaftsgetriebe Blut und Leben gibt. Vielleicht wird nun die gelegentlich laut gewordene Verwunderung sich mildern, daß der erste Band keinen besonderen Abschnitt über die wirtschaftliche Entwicklung Schlesiens zu bieten versuchte, der zweite gerade in sie den Schwerpunkt des Interesses verlegte.

Je schwieriger es für den Verfasser war, fern von dem Boden der Heimat, die er alljährlich auf neuen Wanderungen durchzog, alle die Hilfsmittel der Darstellung heranzuziehen, die er im Nachbarlande vermißte, zu desto größerem Danke ist er all denen verpflichtet, die ihm auch für diesen Band wertvolle Unterstützung zugeführt haben. In erster Linie gebührt dieser Dank dem Kgl. Oberbergamt Breslau; nur mit seiner wohlwollenden Mitwirkung war es möglich, auf Grund amtlichen Materials Karten der Besitzgrenzen des Bergbaues für Oberschlesien und das mittelschlesische Kohlenrevier zu bieten und dem Plan von Königshütte das treue Bild der rasch fortgeschrittenen jüngsten Bebauung zu sichern. Bei meinen Reisen in Schlesien hatte ich mich überall des freundlichsten Entgegenkommens zu erfreuen, in der Lausitz der liebenswürdigen mehrtägigen Begleitung des besten Kenners der dortigen Bergbaubetriebe, Herrn Bergrat Illner zu Görlitz, in Glogau der persönlichen Führung des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Soetbeer.

Beiden Herren danke ich eingehende Aufschlüsse, die mir neue Blicke in ihre wichtigen Arbeitsfelder eröffneten. Für die Entfernung von den Hilfsquellen der örtlichen Literatur bot mir nach meines unvergeßlichen Freundes Herm. Markgrafs Tode einen unschätzbaren Ersatz sein Amtsnachfolger, Herr Stadtarchivar Prof. Dr. Heinr. Wendt in Breslau; er war unermüdlich bereit, fehlende Nachweisungen nachzutragen und kritischen Beirat namentlich in historischen Dingen mir zu gewähren. Denselben Freundschaftsdienst erwies mir für das meinen älteren Studien ferner gebliebene Gebiet der Lausitzer Vergangenheit Herr Stadtarchivar Prof. Dr. Jecht in Görlitz. Der treueste Arbeitsgefährte der Korrektur des ganzen Werkes war, auf Form und Inhalt überall kritisch achtend, mein verehrter Freund Herr Dr. jur. et phil. Theodor Thalheim, Geh. Reg.-Rat und Provinzialschulrat in Breslau.

Wiewohl der zweite Band zu einem ansehnlichen Umfang anschwoll, waren doch Verleger und Verfasser einig in der Überzeugung, daß an seinem Schluß das gegebene Versprechen eines Ortsregisters eingelöst werden müsse, während ein Sachregister bei der Ausführlichkeit der Inhaltsangabe entbehrlich erschien. Bei der mühevollen Zusammenstellung des Registers, das auch für kleine Ergänzungen und Berichtigungen sich verwertbar erwies, erfreute ich mich der treuen Mitarbeit meiner Tochter.

So ist denn später, als ich es gedacht, der Abschluß dieses Werkes erzielt. Übereilen wollte ich ihn nicht. Möchte das Endergebnis dem Grundsatz entsprechen: Nil fit sero, quod fit satis bene.

Leipzig, Herbst 1911.

J. Partsch.

INHALT.

Oberschlesien.

Seite 1—186.

Charakteristik Oberschlesiens.

Land und Leute.

Seite 3—29.

Lage (1). Größe und Grenzen (2—5). Der Kern des Landes, die Herzogtümer Oppeln und Ratibor (6). Bodengestalt und Bodenart (6. 7). Waldreichtum (7). Großgrundbesitz (8—13). Das Landvolk (14—20). Die Notstände (21. 22). Volkscharakter (22—25). Kriminalstatistik (26). Der Fortschritt der Neuzeit (27—29).

Gliederung Oberschlesiens.

Seite 30. 31.

Der Südosten Oberschlesiens.

Seite 32—121.

Das Kohlenbecken.

Seite 32—50.

Ausdehnung (32. 33). Schichtenbau (34—39). Naturbedingungen des Bergbaues (39—43). Beschaffenheit der Kohle (44). Keine Schlagwetter (44). Grubenbrände (45).

Die Erzlagerstätten.

Seite 46—50.

Eisenerze des Karbon (46). Die Erze des Muschelkalks: Blei und Zink (47. 48), Eisen (49). Eisenerze des Tertiär und Quartär (49. 50).

Bergbau und Hüttenwesen.

Seite 50—83.

Geschichtliche Entwicklung (50—55.) Bergrechtliche Verhältnisse (55—60). Die Magnaten und das Großkapital (60—62). Die Verkehrsentwicklung (63. 64). Der Aufschwung der Kohlenförderung (64—66); ihre Verwertung (66—68). Zufuhr fremder Erze (69. 70). Eisenhütten-

wesen (70—72). Bleigewinnung (72). Zinkgewinnung (72—74). Die Schattenseiten der Industrieentwicklung (74—78). Die Schwierigkeit der Wasserversorgung (78—83).

Das Pleß-Rybniker Hügelland.

Seite 83—99.

Weichsel und Przemsa (83—85). Die Siedelungen im Plesser Waldgebiet (85—88). Pleß (89) und die Weichselniederung (90). Sohrau (91). Rybnik (93). Rauden (94). Täler von Birawka und Klodnitz (95—97). Statistisches Bild der Landschaft (98. 99).

Das oberschlesische Industrierevier.

Seite 100—121.

Das statistische Bild (100—101). Vergleich mit dem niederrheinischen Gebiet (101). Neudeck (102). Deutsch-Piekar (104). Scharley. Siemianowitz-Laurahütte (106). Königshütte (107—111). Heiduk, Schwientochlowitz (111). Kattowitz (112. 113). Bogutschütz, Rosdzin, Schoppinitz (113). Myslowitz (114. 115). Tarnowitz (116). Beuthen (116. 117). Lipine (118). Zabrze (119). Gleiwitz (120). Laband (121).

Der Nordosten Oberschlesiens.

Seite 122—139.

Der oberschlesische Muschelkalkrücken.

Seite 122—127.

Repten (122). Peiskretscham (123). Tost, Ujest, Slawentzitz (124). Die Kalkbrüche (125). Groß-Strehlitz (126). Das statistische Bild (126. 127).

Das Waldgebiet der Malapane und des Stober.

Seite 127—139.

Schwache Eisenerzlager (128). Der Wald, Klostergüter, Großgrundbesitz (129—132). Industrielle Anstrengungen (133—135). Lublinitz, Rosenberg (136). Das Stobergebiet (137—138). Das statistische Bild (139).

Das oberschlesische Odertal.

Seite 140—151.

Die Hochwassergefahr (140—143). Ratibor (143—145). Kosel (145—147). Oppeln (147—149). Das statistische Bild (150. 151).

Der Südwesten Oberschlesiens.

Das Lößland um Leobschütz.

Seite 152—174.

Die Oppa-Grenze (152. 153). Troppau (154. 155). Die Landecke (155. 156). Gips und Basalt (157. 158). Der Lößboden (158—161). Kräftiger Bauernstand (161—164). Bauerwitz (165). Leobschütz (166). Gnadenfeld (167). Die Hotzenplotz (168). Ober-Glogau (169). Zülz (170). Neustadt (171. 172.) Das statistische Bild (173. 174).

Der Nordwesten Oberschlesiens.

Das waldreiche Gebiet um Falkenberg.

Seite 175—186.

Proskau (176). Chrzelitz (178). Tillowitz (179—181). Falkenberg (181. 182). Truppenübungsplatz Lamsdorf (183. 184). Das statistische Bild (185. 186).

Mittelschlesien.

Seite 187—466.

Begriff und Charakteristik Mittelschlesiens.

Seite 189—200.

Die Aussonderung Mittelschlesiens nicht historisch, sondern sachlich begründet (189—192). Begrenzung und Gliederung (192. 193). Statistik (195). Natur, Kultur, Geschichte (194. 196). Die Klöster (196). Der Großbesitz (196—199). Städtisches Leben (200).

Das Bergland Mittelschlesiens.

Seite 201—296.

I. Die Triebkräfte der Siedelungen in geschichtlicher Folge.

Seite 201—250.

1. Der Feldbau des Rodelandes.

Seite 201—213.

Der böhmische Grenzwald (201—205). Böhmische Siedelungen (205—206). Die Gründung von Schönwalde (207—210), ein gut übersehbares Beispiel des Eindringens deutscher Kolonisation in Schlesiens Grenzwald (211—213).

2. Erzbergbau und Glashütten.

Seite 213—217.

Goldbergbau bei Liegnitz und bei Reichenstein (214. 215). Silberberg (215). Gottesberg (216). Glashütten (216).

3. Spinnen und Weben.
Seite 217—235.

Das Aufblühen der schlesischen Weberei (217—223). Die Webernot (223—232). Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte (233—235).

4. Steinkohlenbergbau.
Seite 236—250.

Ausdehnung und Bau der Lager (236—238). Die Naturbedingungen der Förderung (238—240). Entwicklung des Bergbaues, seiner Rechtsverhältnisse, seiner Leistungen (240—246). Soziale Verhältnisse (246. 247). Konsolidierung des Bergwerksbesitzes (247—249). Die Industrie (249. 250).

II. Die Landschaften des mittelschlesischen Berglandes.
Seite 250—296.

1. Die Grafschaft Glatz.
Seite 250—272.

Lage und Gliederung (250—252). Der Osten mit Landeck (252—255). Der Westen mit Reinerz, Lewin, Kudowa (255—260). Die Mitte, die großen Dörfer, die drei Städte (260—267). Der Nordwesten mit Neurode (267—272).

2. Das Waldenburger Ländchen und die Paßlandschaft von Landeshut.
Seite 272—292.

Die Volksdichte hier eine Funktion der geognostischen Gliederung (272. 273). Das Steinetal mit Friedland und Görbersdorf (273—275). Das Weistritzgebiet mit Wüstegiersdorf, Tannhausen, Charlottenbrunn (276 bis 279). Das Becken von Waldenburg mit Altwasser, Salzbrunn, Hermsdorf (279—286). Das Bobergebiet mit Gottesberg, Landeshut, Liebau, Grüssau (286—292).

3. Das Bolkenhainer Durchgangsland.
Seite 292—296.

Die Straßen (292. 293). Bolkenhain, Bolkoburg, Schweinhaus (294—296).

Die mittelschlesische Ebene.
Seite 297—363.

1. Das Gebiet der Glatzer Neiße.
Seite 298—319.

Wartha (298. 299). Silberberg (299. 300). Frankenstein (301. 302).

Kamenz (302). Reichenstein (303). Das Bischofsland von Ottmachau und Neiße (304—306). Die Bergstraßen (306. 307). Ziegenhals (307). Patschkau (308. 309). Ottmachau (309). Neiße (310—314). Löwen (315). Die Bodenschätze (316). Landbau (317). Große Güter (317. 318) und große Dorffluren (319).

2. Die Gebiete von Ohle und Lohe.

Seite 320—328.

Prieborn (320). Strehlener Berge (321). Münsterberg (321. 322). Heinrichau (322. 323). Strehlen (323. 324.) Wansen (324). Nimptsch (325. 326). Das Kirschländel (327). Das schlesische Rübenland (328).

3. Das Weistritzgebiet.

Seite 328—349.

Dörfer des Eulengebirgsrandes (329—331). Reichenbach (332). Schweidnitz (334—337). Freiburg (338. 339). Striegau (339. 340). Steinbrüche (341). Königszelt, Saarau (342. 343). Der Zobten (344. 345). Der Unterlauf der Weistritz (346—349).

4. Die Neumarkter Platte.

Seite 350—354.

Große Güter (351. 352). Die alten Orte: Kostenblut und Neumarkt (352. 353). Wahlstatt (353).

5. Das Tal der Wütenden Neiße und der unteren Katzbach.

Seite 354—360.

Jauer (355). Liegnitz (356—359).

Rübenbau und Zuckergewinnung (360—363).

Das mittelschlesische Odertal.

Seite 364—375.

Der Stromlauf (364. 365). Brieg (365—368). Ohlau (368). Der Oderwald (369). Jeltsch (370). Brockau (371). Dyhernfurth (372). Maltsch (373). Leubus (375).

Breslau.

Seite 376—426.

1. Lage und Bedeutung.

Seite 376—399.

Alter (377). Das Zusammenstreben der Gewässer (377—379) und

der Straßen des Berglands und der Ebene (379. 380). Der mittelalterliche Handel (380—384). Der Anschluß an den Verkehr der Mündungen von Oder und Elbe (385. 386). Die Einwirkung der politischen Umgestaltungen des 18. Jahrhunderts (386—388). Breslaus Handelsstellung im 19. Jahrhundert (388—396). Gegenwart und Zukunftsaussichten (396—399).

2. Das Stadtbild im Wandel der Zeiten.

Seite 399—426.

Das älteste Breslau vor dem Mongolenbrande (399—405). Der Klostergürtel des Oderufers und die Burg Karls IV. (405). Die deutsche Bürgerstadt (406—408). Das Ringen um den Oderlauf und seine Umgestaltung (408—411). Die bauliche Physiognomie (411—413). Die Volkszahl im Mittelalter (413). Die Klosterbauten der Gegenreformation und der letzten Zeiten österreichischer Herrschaft (414). Der Fall der Festungswerke (415. 416). Die Entwicklung im 19. Jahrhundert (416 bis 423). Großschiffahrtsweg und städtischer Hafen (423. 424). Zukunftsaufgaben (424. 425). Die Wachstumskurve der Bevölkerung (426).

Das rechte Oderufer Mittelschlesiens.

Seite 427—466.

1. Das Flachland vom Stober bis über die Weide.

Seite 427—441.

Züge des Kulturbildes »der polnischen Seite« (427—430). Pitschen (431). Kreuzburg (432). Konstadt (433). Das Braliner Luch (434). Namslau (435. 436). Bernstadt (436). Öls (438—441).

2. Der Landrücken Mittelschlesiens und das Längstal der Bartsch.

Seite 442—466.

Groß-Wartenberg (442. 443). Die großen Güter der waldigen Höhen (443—447). Trebnitz (447—449). Obernigk (450). Winzig (451). Wohlau (452). Das Tal der Bartsch (453—455). Militsch (455—457). Die Trachenberger Teiche (458—461). Trachenberg (462. 463). Herrnstadt (463. 464). Guhrau (465).

Niederschlesien.

Begriff und Charakteristik Niederschlesiens.

Seite 469—478.

Kein lebensvoller zentraler Kern (470). Deshalb alle Landgürtel

Niederschlesiens abhängig von Mittelschlesien (469—471). Diesem Zusammenhang fügt sich nur teilweise das 1815 angeschlossene Stück der Oberlausitz (471. 472). Der Großgrundbesitz, verteilt auf das hohe Bergland, die Heide, die Landrücken, minder auf die Vorberge (472—474). Vorwiegen ländlichen Lebens (474—476). Gliederung Niederschlesiens (476. 477). Statistische Übersicht (478).

Das hohe Bergland Niederschlesiens.

Seite 479—528.

1. Die Entwicklung der Besiedelung.

Seite 479—493.

Die Höhengürtel (479). Geschlossenheit des alten Gebirgswalds; spärliche vorgeschichtliche Spuren (481). Vordringen der Slaven im mittleren Bobertal (481. 482). Deutsche Kolonisation im Hirschberger Tale (483. 484). Langsame Lichtung des Gebirgswalds der schlesischen Seite (Bergbau, Glashütten); beschränktere Baudenwirtschaft (485—487). Die Zuwanderung zur Zeit der Gegenreformation (487). Die Laboranten (487). Die Industrie des Gebirges (488. 489). Der Zustrom der Sommergäste in den letzten Jahrzehnten (489—492). Sanatorien (492). Meteorologische Stationen (492. 493). Winterverkehr (493).

2. Der Kampf mit den Wildwassern.

Seite 493—501.

Sommerhochwasser (493—495); das vom Juli 1897 (495—498). Bau von Talsperren (498—501), die gleichzeitig Kraftquellen der Industrie sind (501).

3. Das Siedelungsbild.

Seite 502—528.

Erzvorkommen (502). Schmiedeberg (503—505). Rothenzechau (505). Kupferberg (505—507). Bobertal von Jannowitz bis Eichberg (507). Lomnitztal (507) mit Erdmannsdorf (508. 509) und Krummhübel (510. 511). Zackental mit Schreiberhau (512—514), Petersdorf (514), Hermsdorf u. K. (514. 515), Warmbrunn (515. 516). Hirschberg (516—520). Auf den Höhen des Isergebirges (519. 521). Alt-Kemnitz, Querbach, Giehren (522). Flinsberg (523). Friedeberg (524). Greiffenstein und Greiffenberg (525. 526). Der Queis als Grenze der Gegenreformation; die »Exulanten«-Kolonien seines linken Ufers (526—528).

Die Vorberge Niederschlesiens an der Katzbach und dem mittleren Bober.

Seite 529—557.

1. Die Bodenschätze.

Goldgewinnung vormals bei Goldberg (529. 530), jetzt in Altenberg (530. 531). Kupfer bei Kolbnitz und Haasel (531. 532). Eisenerze von Willmannsdorf (532). Gips des Zechsteins (532). Marmorbrüche von Kauffung (532—534). Andere Kalksteinbrüche (534). Sandsteinbrüche zwischen Bober und Katzbach (534—536). Tonlager um Bunzlau (537. 538), Naumburg a. Q. (537), Lauban (539), Siegersdorf (539. 540). Porphyr (541). Basalt (541).

2. Das Siedelungsbild.

Der Waldgürtel vom Mönchswald bis gegen Lähn (542. 543). Das Katzbachtal mit Kauffung (543), Schönau (544), Goldberg (544. 545). Die Schnelle Deichsa, die Lange Gasse (546). Haynau (546. 547). Der Gröditzberg (547. 548). Das Bobertal mit Lähn (549), Löwenberg (550—552), Bunzlau (553—555). Naumburg a. Q. (555. 556). Liebenthal (556). Langenöls (556. 557).

Das Hügelland der Schlesischen Oberlausitz.

Seite 558—584.

Historische Entwicklung der Oberlausitz (558—560). Erhaltene Züge ihrer Selbständigkeit (560). Lage (560. 561). Die Hohe Landstraße (561—562). — Der Lausitzer Granit (562. 563). Paläozoische Gesteine (563. 564). Basalt (564. 565). Braunkohlenlager des Hügellandes (565. 566). — Das Queistal mit Marklissa (567), Lauban (567—568), Siegersdorf (569). Das Hügelland zwischen Queis und Laus. Neiße mit Rothwasser (569), Geibsdorf, Schönberg (570), Seidenberg (571). Das Neißetal von der Landesgrenze bis Görlitz (571). Görlitz (571—584). Ortslage (571—574). Das Netz der alten Straßen (574). Die Waidniederlage (575). Die Blüte der Stadt im 16. Jahrhundert, ihr Ausdruck in den Bauwerken der alten Stadt (576—579). Niedergang (579). Die Entwicklung im 19. Jahrhundert (580—582). Der Meridian der mitteleuropäischen Zeit (582. 584). Die Königshainer Hügel (584).

Die Niederschlesisch-Lausitzer Heide.

Seite 585—622.

Der Wechsel des Begriffs Heide (585). Charakteristik der Nieder-

schlesischen Heide (Relief, Boden, Pflanzenkleid) (586—587). Die Heide als Grenzwald (588). Die Waldbienenzucht (588. 589) und andere Nutzungen der Heide. Köhlerei für Eisenhämmer (590. 591). Moderne Waldwirtschaft (591). Das Verkehrsnetz der Neuzeit (592. 593). Die Braunkohlenlager (593) bei Kohlfurt (594. 595), Muskau (595) und im Kreise Hoyerswerda (596—598). Die Lager tertiären Tons (598. 599). Die Glassande der Braunkohlenformation und ihre Verwertung (599. 600). — Zwischen Katzbach und Bober: das Bruchland an Schwarzwasser und Sprotte (600. 601), Lüben (601. 602), Kotzenau (602), Primkenau (603. 604), Polkwitz (605), Sprottau (605—608), Klitschdorf (609). Zwischen Bober und Queis: Mallmitz (609). Sagan (609—614). Halbau, Priebus (614). Rothenburg, Kohlfurt, Penzig (615). Muskau (615—618). Weißwasser (619). Niesky (620). Die großen Güter der Lausitzer Heide (620. 621). Das Wendenland und Hoyerswerda (621. 622). Wittichenau, Ruhland (622).

Oderlauf und Landrücken Niederschlesiens.

Seite 623—651.

1. Das Odertal.

Gliederung (623). Steinau a. O. (624. 625). Die Gegend der Vereinigung von Oder und Bartsch (625. 626). Glogau (626—635). Beuthen a. O. (635—637). Neusalz (637—640). Karolath (640. 641). Forst Tschiefer (641). Von der Obra bis zum Bober: Rothenburg a. O., Krossen (641. 642).

2. Die Landrücken.

Seite 642—651.

Vorzüge der Landrücken für Siedelungen (642). Die Hügel im Süden von Glogau (643). Raudten, Polkwitz, Quaritz, Freistadt (644). Naumburg a. B. (645). Die Hügel im Norden der Ochel: Deutsch-Wartenberg, Saabor (646), Grünberg (646—648). Der Landrücken des rechten Oderufers: der Schlawaer See (649. 650). Schlawa, Kontopp (650). Waldreicher Großbesitz (650. 651). Die deutschen Vorposten zwischen Oder und Obra (651).

Nachträge und Berichtigungen.

Band I Seite 19 Zeile 4. Der Brand von Krakau, der K. Weinholds Sammlungen zum schlesischen Wortschatz verzehrte, ereignete sich am 18. Juli 1850.

Band I Seite 60 Zeile 5. Die Höhe des Glaserberges 1324 (nicht 1524) m.

Band I Seite 272 Zeile 8 v. u. lies »also« statt »aber«.

Band I Seite 292 Zeile 17. Achard begründete die erste Zuckerfabrik 1802, nicht 1796.

Band I Seite 292 Zeile 18. Krain (nicht Kroyn) bei Strehlen.

Band II Seite 234 Zeile 5 v. u. Die Ravensberger Spinnerei zu Bielefeld hatte nicht 131 100, sondern 31 100 Spindeln.

Band II Seite 336 Zeile 18 lies »Menschenleer« statt »Menschenlos«.

OBERSCHLESIEN.

Charakteristik Oberschlesiens.

Land und Leute.

Nur Verstand und Redlichkeit helfen.
Goethe.

Oberschlesien ist der kontinentalste Teil der preußischen Monarchie. Nicht weniger als 580 km lang ist der Wasserweg von seinem Herzen, dem neuen Großschiffahrtshafen Kosel, bis ins Stettiner Haff. Triest (620 km) liegt ihm näher als Hamburg (660 km), und die Entfernung der Rheinmündung (1000 km) ist nicht wesentlich geringer als der Abstand vom Ende des Donaulaufs. Wie eine Halbinsel ragt Oberschlesien bis an die „Drei Kaiser-Ecke" hinein zwischen die zwei kontinentalen Großmächte, auf ihren Verkehr unweigerlich angewiesen und in der Natur des Himmels und des Bodens, in der Sprache und der Kultur der Bewohner mit beiden durch Übergangsgebiete, welche nur die politische Grenze zerschneidet, derartig verbunden, daß es schon durch diese Beziehungen zur Außenwelt sich als eine ganz besondere Landschaft abhebt von der übrigen Provinz und dem gesamten Staate.

Es gibt eine Reihe bezeichnender Eigentümlichkeiten, welche jedem Kenner des Landes beim Klange seines Namens vor die Seele treten und zu einem Charakterbilde mit festen Zügen sich zusammenschließen. Aber völlig klar tritt dies Bild nur hervor, wenn man den Begriff Oberschlesien eng begrenzt, wenn man von ihm ausschließt, was die geschichtliche Entwickelung seit lange von ihm geschieden, aber auch, was sie erst nachträglich ihm hinzugefügt hat. Nur der Kern des Landes ist wirklich ein natürliches und kulturgeographisches Einzelwesen, das eine einheitliche Erfassung nicht nur verträgt, sondern verlangt.

Beim Aufsuchen natürlicher Schranken würde man Schlesien ausdehnen bis auf die Kämme der Ostsudeten und der Beskiden, ostwärts bis an den Steilrand des Polnischen Jura. Und es gibt an diesen Linien in der Tat kaum einen Punkt, den nicht zeitweise die Grenzen des mittelalterlichen Schlesiens eingeschlossen hätten. Diese

Auffassung gäbe Oberschlesien Anteil an vier wesentlich verschiedenen Naturgebieten: an den alten Bergmassiven Mitteleuropas, an dem jungen dem Alpensystem angehörigen Bogenzug der Karpaten, an der polnischen Platte und an einem zwischen diese drei Hauptglieder des Grundgebirges hineingreifenden, sie in weiter Erstreckung überlagernden Zipfel der Decke des norddeutschen Diluviums. Denn wenn man für das Mittelalter die Bestimmung des erst im 15. Jahrhundert nachweisbaren Begriffes Oberschlesien versucht, kann als Westgrenze nur in Betracht kommen der Waldgürtel der Preseka, der große Grenzwald, welcher zur Rechten des Unterlaufes der Glatzer Neiße und zur Linken des Stober das Oppeler Gebiet von der Mitte des Schlesierlandes schied. Diese weite Begrenzung Oberschlesiens würde etwa 18 000 qkm umfassen.

Zu einer noch höheren Ziffer aber würde man gelangen, wenn man die Oberschlesische Platte rechts der Oder nach Norden soweit einbezieht, bis man jenseits des letzten Auftauchens ihres Grundgebirges auf den ersten natürlichen Abschnitt der Bodengestaltung stößt, auf die Talverbindung zwischen Weide und Prosna am Südfuß des schlesischen Landrückens.

Von dem Umriß dieses großen Gebietes sind nun die Grenzen Oberschlesiens im Gange der Geschichte im Osten und Süden derartig zurückgewichen, daß Landstriche mit einem besonders selbständigen Oberflächencharakter, wie das Altvatergebirge, die Beskiden oder der Steilrand des Polnischen Jura, ganz von ihm ausgeschieden wurden und der verbleibende Kern gleichförmiger und einheitlicher sich ausnahm. Als Friedrich der Große den Besitz Schlesiens antrat, umfaßte Oberschlesien folgende Gebiete:

1. Das Herzogtum Oppeln, welches von der Glatzer Neiße und dem Stober ostwärts bis in die Quellgebiete der Prosna und der Malapane sich erstreckte, im Südwesten an der Bischofskoppe den Sudetenrand berührte und die Gebiete von Neustadt, Kosel, Gleiwitz mit einschloß. Dieses Herzogtum mit 7156 qkm Flächeninhalt bildete den größten Block oberschlesischen Landes. Mit ihm waren innig verwachsen die in dem Halt Ujest zusammengefaßten oberschlesischen Anteile des bischöflichen Fürstentums Neiße, zusammen 133 qkm.

2. Die zersplitterten Reste des alten Herzogtums Ratibor (zusammen 3010 qkm), nämlich

a) Das Fürstentum Ratibor (mit Rybnik, Sohrau, Rauden) 1002 qkm.
b) Der nördliche Teil der freien Minderherrschaft Oderberg 39 qkm.
c) Die freie Minderherrschaft Loslau 208 qkm.

d) Die freie Standesherrschaft Pleß (samt Myslowitz) 1118 qkm.
e) Die Standesherrschaft Beuthen 605 qkm.
f) Das Amt Imielin mit Chelm und Kosztow 37 qkm.

Außer diesen Gebieten, welche ich als den Kern Oberschlesiens betrachte, empfing Friedrich

3. Das nördliche Oppaland (1072 qkm), Stücke der in unübersichtlichem Gemenge liegenden nördlichen Enden Mährens und der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf. Dies Ländchen, das zunächst als einheitlicher Kreis Leobschütz fortbestand, 1817 aber seinen Ostflügel zur Bildung des Ratiborer Kreises beitragen mußte, nimmt eine besondere Stellung ein. Es hatte ursprünglich ganz zu Mähren gehört und war auch nach dem Anschluß der beiden Herzogtümer an Schlesien immer dem Bistum Olmütz zugeteilt geblieben. Daran änderte selbst der Übergang unter die preußische Herrschaft nichts. Noch heute ist die Zinna die Grenze des „deutschen" und des „polnischen Bistums"; so unterscheidet der Volksmund die Sprengel Olmütz und Breslau! Es wird sich zeigen, daß auch für weltliche Verhältnisse, namentlich für die Schicksale des kirchlichen Grundbesitzes, dies Übergreifen der mährischen Diözese wichtig wurde. Jedenfalls empfiehlt es sich für manche kulturgeographische Fragen, das Oppaland vom Kern Oberschlesiens abzusondern, da in ihm auf anderem Boden auch wesentlich verschiedene Zustände walten.

Gar nicht zu Oberschlesien gehörten folgende erst durch die preußische Verwaltung dem Regierungsbezirk Oppeln zugewiesene Landstriche:

1. Das bischöfliche Fürstentum Neiße. Von seinem an Preußen gefallenen Gebietsanteil (1365 qkm) blieb nur ein kleiner Abschnitt, der Wansener Halt (20 qkm), und einige den Kreisen Münsterberg und Frankenstein zugewiesene Dörfer (52 qkm) bei Mittelschlesien. Der größere Teil ward zur Bildung der Kreise Neiße und Grottkau (1231 qkm) und zur Vergrößerung des Falkenberger Kreises (62 qkm) verwendet und zu Oberschlesien geschlagen.

2. Der Kreis Kreuzburg (553 qkm). Er entstand aus der Vereinigung der vom Brieger Fürstentum abgezweigten Weichbilde von Kreuzburg und Pitschen mit dem zum Fürstentum Öls gehörigen Konstadter Ländel (120 qkm) und wurde erst 1820 an den Regierungsbezirk Oppeln angeschlossen.

Gilt es nun an der Schwelle der Schilderung Oberschlesiens dessen wesentliche Charakterzüge zusammenzufassen, so wird es sich empfehlen, diese nur äußerlich dem Gebiete angefügten Landstriche und selbst das Oppaland zunächst auszuscheiden und den Umblick

zu beschränken auf den Kern Oberschlesiens, auf Land und Leute der alten Herzogtümer Oppeln und Ratibor, eines festgeschlossenen, wohlabgerundeten Gebietes von 10300 qkm (187 Quadratmeilen). Die Oberfläche dieses Landes ist nicht mit sehr kräftigem, tief dringendem Griffel von der Natur modelliert worden. Wenn auch den höchsten Punkt (571 m) in der Nähe der Bischofskoppe ein Höhenabstand von 430 m vom tiefsten des Abflusses der Gewässer trennt, hat doch nur ein sehr schmaler Gürtel Oberschlesiens einen Anteil am Rande der Sudeten; den weitaus größten Teil füllen nur schwache Hügelwellen. Denken wir uns über die Scheitel der Höhen eine die Gipfel des Landes berührende Ebene ausgespannt und eine andere im Schoße des Landes so fortgeführt, daß sie nur in der Tiefe der Talsohlen die Landoberfläche träfe, dann würde der wechselnde Abstand dieser beiden Ebenen uns ein Maß bieten für den Erfolg der Kräfte, welche das Relief der einzelnen Teile des Landes ausgestaltet haben. Benutzt man für eine Annäherung an dieses Ziel die Meßtischblätter der Landesaufnahme, deren jedes hier etwa einen Raum von 131 qkm darstellt, so zeigen von den 80 vollen Meßtischblättern, welche der Kern Oberschlesiens deckt, nur die beiden den Annaberg und angrenzende Teile des Odertales umschließenden Blätter eine Steigerung der Höhenunterschiede auf 226 und 227 m; nur auf 11 Blättern hält dieser Unterschied sich zwischen 100 und 122 m, auf 41 steht er zwischen 50 und 92 m, auf 26 zwischen 22 und 49 m. Im Mittelwert für alle 80 Blätter läge die den obersten Höhenscheitel jedes Blattes berührende Ebene (Oberes Denudationsniveau) in 272 m Höhe, die überall den tiefsten Punkt der Talgründe aufsuchende (Unteres Denudationsniveau), 200 m hoch. So begegnet man, selbst wenn man auf die große Flächeneinheit eines Meßtischblattes den Blick ausdehnt, durchschnittlich hier nur einem Höhenunterschiede von 72 m. In den meisten Fällen aber bleibt das Auge des Wanderers auf einen wesentlich engeren Raum beschränkt und in ihm rücken Scheitel und Sohlen der Landschaftsformen noch enger aneinander.

Der Grund für dieses bescheidene Ausmaß des Gegensatzes von Berg und Tal ist in dem Bau des Landes leicht zu erkennen. In ungestörter flacher Lagerung legen in der nördlichen Hälfte des Landes die Decken der Trias- und Juragebilde sich aufeinander, und die das Fundament der Südhälfte des Landes bildende Kohlenformation ist allerdings von Faltungen und Brüchen keineswegs verschont geblieben, aber an ihrer Oberfläche waren die stärksten Unebenheiten, die aus jenen Lagerungsstörungen sich ergaben, durch die

äußeren Einwirkungen schon längst wieder abgetragen, ehe das Miocän-Meer ausgleichend die Decke seiner Ablagerungen darüber zu breiten begann, und vollkommener noch hat an der Einebnung ganz Oberschlesiens die Diluvialzeit gearbeitet.

Ihre Ablagerungen, die erst zum geringeren Teile durch die seither ununterbrochen wirkende Erosionsarbeit der Gewässer wieder beseitigt sind, gaben auch die Entscheidung über die Bodenbeschaffenheit der ausgedehntesten Striche des Landes. Diese Entscheidung ist trotz der großen Verschiedenheit der diluvialen Ablagerungen für den Kern Oberschlesiens fast überall ungünstig ausgefallen. Die größte Ausdehnung kommt den Flächen des Diluvialsandes zu, die den Fleiß des Ackerbauers weder locken noch lohnen. Aber auch die selteneren lehmigen Striche sind großenteils unvorteilhaft für den Landbau wegen der Nässe und langen Durchkältung des Bodens. Dieser Nachteil überträgt sich sogar auf manche Gebiete lockeren, gut durchlässigen Lößbodens, wenn in geringer Tiefe unter ihm undurchlässige Lagen des Tertiärs folgen. Zusammen mit einem wenig freundlichen Klima hat die vorwiegend ungünstige Bodenbeschaffenheit der alten Herzogtümer Oppeln und Ratibor, in der Oderniederung überdies noch die Häufigkeit der Hochfluten des Stromes, die Entwickelung der Landeskultur niedergehalten, solange diese sich im wesentlichen mit dem begnügte, was die Landoberfläche bot.

Es war nur der einfache Ausdruck der dem Anbau abholden Natur des Landes, wenn seine Fläche von weiten Waldungen verhüllt blieb. Sie sind für das Sandland die einzig naturgemäße Art der Bodennutzung; von vielen Stellen, auf denen fleißige Ansiedler sich einige Jahrzehnte mit mühseligem Feldbau notdürftig behaupteten, hat — sobald ihre Kraft und Ausdauer sich erschöpfte — die Waldkultur wieder Besitz ergriffen. So sind manche Ortsnamen wieder von den Karten verschwunden; nicht Krieg oder Seuchen haben sie getilgt, sondern der unvermeidliche Ausgang des hoffnungslosen Ringens schwacher wirtschaftlicher Kräfte wider die Kargheit des undankbaren Bodens. Wohl haben im 19. Jahrhundert Bergbau und Industrie bedeutende Strecken dieser Wälder niedergelegt, aber immer noch gehört der Kern Oberschlesiens mit 3600 qkm (also nahezu 35% der Bodenfläche) Waldungen zu den holzreichsten Teilen der Monarchie. Im Kreise Lublinitz und im ganzen Malapanegebiet übersteigt der Anteil des Waldes am Boden 50%.

Mit dieser gewaltigen Ausdehnung des Waldes hängt unmittelbar eine für das Kulturbild Oberschlesiens in erster Linie bedeutsame Erscheinung zusammen: die Erhaltung eines ungewöhnlich starken

Großgrundbesitzes.[1]) Bemerkenswert ist schon die Tatsache, daß die Gutsbezirke hier die Gesamtheit des zersplitterten Grundbesitzes der Stadt- und Landgemeinden überwiegen. Während die Gutsbezirke im Regierungsbezirk Liegnitz 46, im Regierungsbezirk Breslau 49% der ganzen Bodenfläche in Anspruch nehmen, füllen sie in Oberschlesien 52, im oben umgrenzten Kern dieser Landschaft 57% des Areals (5908 qkm). Aber viel wichtiger ist die Vereinigung dieser Gutsflächen zu großen Herrschaften. Von jenen 57% sind 45 in der Hand von 54 Besitzern (4705 qkm), von denen jeder mehr als 2000 ha besitzt; 37 in der Hand von 22 Besitzern (3806 qkm), die jeder mehr als 5000 ha ihr eigen nennen; und über ein Viertel des Kerns von Oberschlesien, 26% seiner Fläche (2720 qkm), sind unter 7 Besitzer in folgender Weise verteilt:

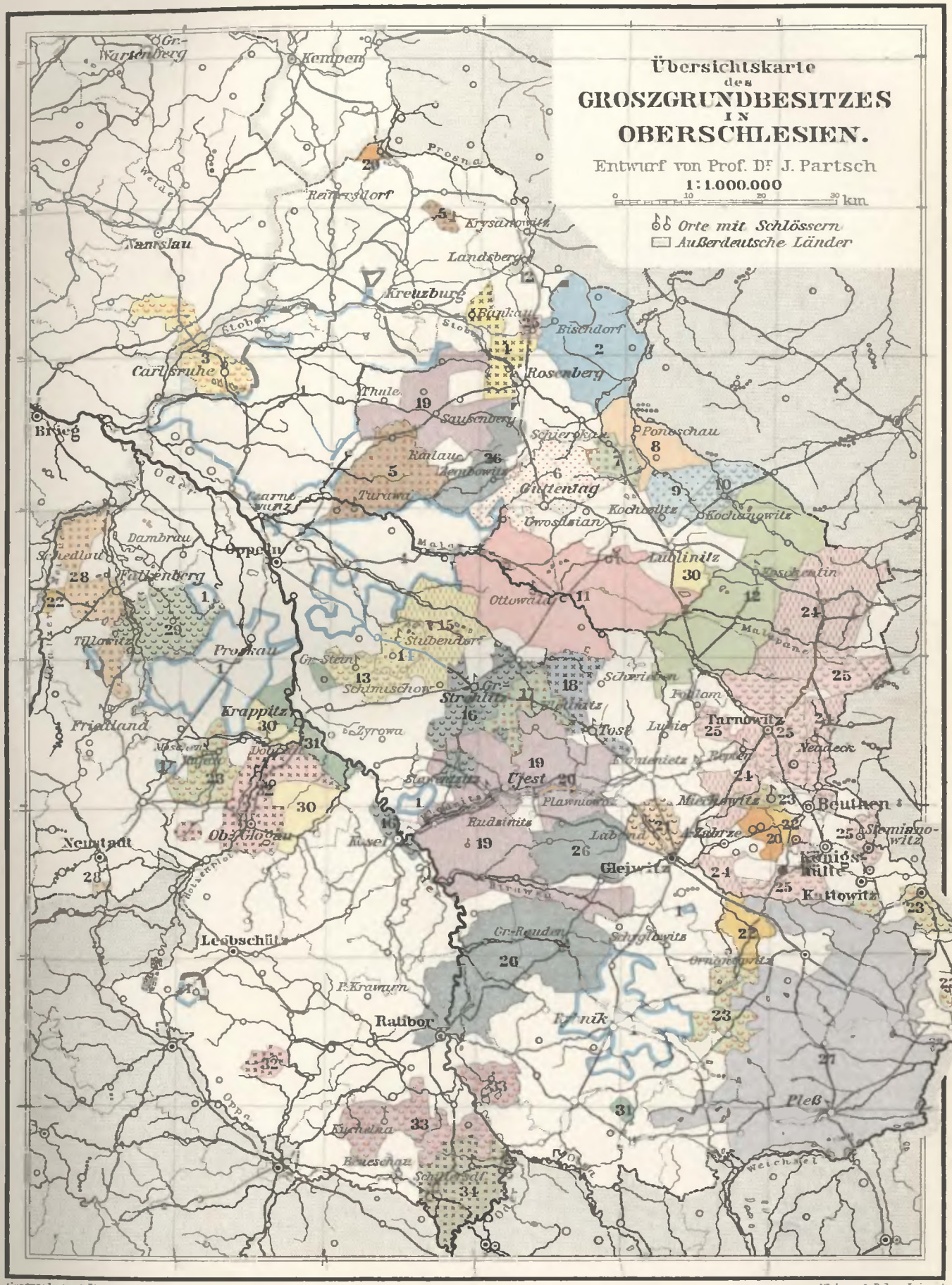
Forst-, Domänen-, Militär- und Berg-Fiskus	83322 ha
Herzog von Ujest	41587 „
Fürst von Pleß	39718 „
Herzog von Ratibor	33435 „
Chr. Ernst Fürst zu Stolberg-Wernigerode	26517 „
Karl Gottfr. Prinz Hohenlohe-Ingelfingen auf Koschentin .	25486 „
Guido Graf Henckel Fürst von Donnersmarck auf Neudeck	21949 „

Von der Fläche des Kreises Pleß sind 36% Eigentum des Fürsten. Auch sonst liegen diese großen Herrschaftsbereiche meistens so fest geschlossen, daß hier ein für die Kenntnis dieser Landschaft unentbehrlicher Versuch gemacht werden konnte, ihre Ausdehnung auf einer Übersichtskarte zur Anschauung zu bringen, natürlich unter Verzicht auf eine Ausscheidung der von diesen Latifundien umschlossenen Gemeindeländereien.[2]) Ein Blick auf diese Karte lehrt eindringlicher als lange Zifferreihen, welch entscheidenden Einfluß

1) J. Conrad, Die Latifundien im preuß. Osten. Jhb. f. Nationalök. und Statistik, N. F. XVI, 1888, 121—170.

J. Conrad, Die Fideikommisse in den östlichen Provinzen Preußens. (Festgabe für G. Hanssen zum 31. Mai 1889. Tübingen 1889. 259—300.) Die von Conrad versprochene und für mehrere Provinzen schon gelieferte Einzeldarstellung der Latifundien steht für Schlesien noch aus.

2) Grundlagen dieser Karte sind das Schlesische Güter-Adreßbuch (7. Aufl. Breslau 1902) und die Meßtischblätter (1 : 25000) der Landesaufnahme. Von ihnen wurden die Grenzen der Feldmarken auf eine Karte 1 : 200000, dann erst auf 1 : 1000000 übertragen. Dieser Maßstab gestattete die Eintragung der großen Besitze von mehr als 30 qkm; kleinere bis herab zu 20 qkm wurden nur durch Eintragung des Herrensitzes angedeutet.



Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig

Erläuterung der Übersichtskarte des Großgrundbesitzes in Oberschlesien.

Abkürzungen: A. Allodial. B. Besitz. D. Domänen. F. Fürst. Fk. Fideikommiß. Fr. Frei. Ft. Fürstentum. Gf. Graf. H. Herrschaft. Hg. Herzog. Hgt. Herzogtum. K. Königlich. M. Majorat. Pz. Prinz. R. Rittergut. Rr. Rittergüter. St.H. Standesherrschaft. Die Zahlen: Hektar.

1. K. Forst-, Domänen-, Militär-, Berg- und Hütten-Fiskus 86309
2. K. Haus-Fk. Rr. Bischdorf, Botzanowitz, Karmunkau, Sternalitz . . . . 9468 [1]
3. M.H. Karlsruhe O/S. (Nik. Hg. v. Württemberg) . . . . . 3045 [2]
4. Rr. Bankau und Albrechtsdorf (Heinr. Gf. Bethusy-Huc) 4049
5. M.H. Turawa m. M. Goslau u. R. Baumgarten, Kr. Kreuzburg (Hubertus Gf. Garnier) 9189
6. H. Guttentag (König v. Sachsen) 8201
7. H. Schierokau (H. Kasp. v. Klitzing) 3166
8. Fk.H. Ponoschau u. Sorowski (Alfred Gf. Radolin) 3426
9. R. Kochczütz (Frau Marie v. Aulock) 3330
10. R. Kochanowitz u. Lissau (Fritz v. Aulocksche Erben) 3382
11. H. Ottowald (Chrn. Ernst F. zu Stolberg-Wernigerode) 26517
12. Bevorr. M. Koschentin (Karl Gottfr. Pz. zu Hohenlohe-Ingelfingen) . . . 25486
13. M.H. Groß-Stein (Hyacinth Gf. Strachwitz) 4300
14. H. Stubendorf (Hans Heinr. Gf. Strachwitz) 3102
15. H. Schimischow-Rosmierka-Kadlub (Alfr. Gf. Strachwitz) 5810
16. M.H. Groß-Strehlitz (Mortimer Gf. Tschirschky-Renard) 5617
17. M.H. Blottnitz-Centawa (Herm. Gf. Posadowsky-Wehner) 3818
18. A.H. Tost-Peiskretscham (Kurt Guradze) 4315
19. D.B. des F. Chrn. Kraft zu Hohenlohe-Öhringen, Hg. v. Ujest 41587
    - Fk.H. Slawentzitz-Birawa 17545
    - Fk.H. Ujest 2877
    - Fk.H. Bitschin 6789
    - A.Rr. im Zusammenhang mit diesem B. . . 2602
    - H. Sausenberg 11118
    - Rr. Bittkow u. Michalkowitz, Kr. Kattowitz 656
20. M.H. Plawniowitz, Biskupitz, Ruda u. R. Costau (Franz Gf. Ballestrem) . 3583
21. M.H. Laband (Bernh. Gf. Welczeck) 3565
22. Rr. der Gfn. Johanna Schaffgotsch geb. Gryczik v. Schomburg-Godulla 5457
    - In den Kreisen Beuthen und Zabrze . . . 3621
    - In den Kreisen Falkenberg und Grottkau 1836
    - Dieser Besitz liegt eng vereint mit dem ihres Gemahls (2590) Hans Ulrich Gf. Schaffgotsch auf Koppitz, Kr. Grottkau.
23. Fam.-Fk. des Gf. Franz Hub. Tiele-Winckler 14652
    - H. Kattowitz-Myslowitz 4456
    - H. Miechowitz, Kr. Beuthen 1410
    - H. Woschczytz, Kr. Pleß 4199
    - H. Kujau, Kr. Neustadt 4587

---

1) 4027 (ohne Forsten) nach Schles. Güter-Adreßbuch. Da hier die Forstfläche nicht angegeben ist, mußte der Gesamtflächeninhalt dem Gemeinde-Lexikon (1887) entnommen werden.

2) Dazu 2863 ha im Kr. Namslau.

24. D.B. des Gf. Guido Henckel F. v. Donnersmarck[1] 21949
Fr.St.H. Tarnowitz-Neudeck 3375
Fk.H. Repten 4408
Fk.H. Kl.-Zyglin 13144
A.H. Zabrze-Makoschau 935
R. Boguschowitz, Kr. Rybnik 87
25. D.B. der Gfn. Hugo, Lazy und Arthur Henckel v. Donnersmarck[2] . . . 16172
Fr.St.H. Beuthen O/S. 14916
A.R. Bielschowitz, Kr. Zabrze 197
R. Boroschau, Kr. Rosenberg 1059
26. M.H.Hgt. Ratibor (Viktor Amadeus Hg. v. Ratibor, Pz. zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst) 33435
H. Ratibor 19616
H. Kieferstädtel, Kr. Tost-Gleiwitz 7598
Fk.H. Zembowitz, Kr. Rosenberg 5902
R. Schemrowitz, Kr. Lublinitz 319
27. M.H.Ft. Pleß (Hans Heinr. F. v. Pleß, Rgf. v. Hochberg-Fürstenstein) . 39718
28. H. Schlöß Falkenberg O/S. mit Kunzendorf, Kr. Neust. (Frd. Gf. Praschma) . 7128
29. Fk.H. Tillowitz (Konr. Gf. v. Falkenberg u. Ludwigsdorf) 8340
30. B. des Gf. Roger v. Seherr-Thoß 6820
H. Dobrau, Kr. Neustadt 4903
R. Kl.-Droniowitz, Kr. Lublinitz 1917
31. M.H. Krappitz-Rogau (Heinr. Gf. Haugwitz-Hardenberg-Reventlow) . . 3492
32. M. Oberglogau (Hans Georg Rgf. v. Oppersdorff) 5996
33. M.H. Kuchelna (Karl Max F. Lichnowsky) 8839
34. H. Schillersdorf (Nath. Frhr. v. Rothschild) 4478

H. Beneschau (Alb. Frhr. v. Rothschild) 2282
H. Dambrau (Konr. Rgf. v. Hochberg) 2966
M.H. Schloß Friedland O/S. m. R. Nüßdorf (Frd. Gf. Pückler-Burghauß) 2516
H. Gwosdzian (Gottfr. v. Lückensche Erben) 2586
H. Kamienietz (Karl Gf. Strachwitz) 2840
M.H. Lubie m. Rr. Broslawitz, Ptakowitz, Pogrzebin (Arth. v. Baildon-Briestwell) 2637
Rr. Ornontowitz u. Dubensko (Otto Hegenscheidt) 2022
Rr. Pohlom, Brynnek, Hanussek (Barbara v. Rosenthal) 2466
Fk.H. Poln. Krawarn m. R. Katscher (Wanda Rgf. Henckel v. Donnersmarck) 2321
M. Radau (Karl v. Schmackowsky) 2604
M. Reinersdorf (Georg v. Reinersdorff-Paczensky und Tenczin) 2434
R. Rudzinitz (1357) und Anteil an Keltsch (Hugo v. Ruffer) . . . . . 2145[3]
A.H. Schedlau (Eduard Gf. Pückler) 2117
H. Schwieben (Rud. Schöller) 2110
M. Schyglowitz u. Nieborowitzerhammer (Paul v. Schröter) 2098
R. Thule (Egon Rfrhr. v. Fürstenberg) 2144
H. Alt- u. Neu-Wziesko (Gallinek auf Krysanowitz) 2883
Rr. Zalenze u. Mokrau m. Myslowitzer Wald (Bgwksges. Grg.v.Giesches Erben) 2939
Fr.A.H. Zyrowa (Joh. Gf. Francken-Sierstorpff) 2324

---

1) Besonderer Besitz der Gfn. Guidotto und Krafft H. v. D. in Neudeck R. Kamin Kr. Beuthen 391.
2) Besonderer Besitz des Gf. Hugo H. v. D. Rr. Siemianowitz, Baingow u. Przelaika 472.
3) Rg. Keltsch (1575) gehört gemeinsam H. v. Ruffer u. Leop. Gf. Harrach.

der mächtige Großgrundbesitz auf die gesellschaftliche Ordnung, die wirtschaftlichen Zustände, selbst auf das Landschaftsbild Oberschlesiens üben mußte. Dessen einzige Zierden sind oft die prächtigen Herrensitze der Magnaten. Wie hingezaubert stehen die stolzen Schlösser in lichten, wohlgepflegten Parkanlagen, umzogen von blinkenden Wasserspiegeln, — ein überraschender Anblick nach langer Fahrt durch sandige Kiefernheide. Wo neben dem Herrensitze eine Ortschaft liegt, strahlt auch auf sie etwas über von Ordnung, Sauberkeit, selbst künstlerischem Schmuck. Eine Atmosphäre von Gesittung und Behagen scheidet das Leben der Mächtigen von der Armseligkeit der im Schatten dieses Reichtums ums Dasein ringenden Landbevölkerung.

Wie ist dieser Großgrundbesitz entstanden? Meist aus dem altlandesherrlichen Besitz, der hier nicht so stark wie in den anderen Teilen der Provinz durch Verleihungen an die Kirche und Ansiedelung von Kolonisten geschmälert wurde. Es ist sicher kein reiner Zufall, keine bloße Laune der geschichtlichen Entwickelung, daß die starke Aufteilung des Bodens gerade am Saume der oberschlesischen Wälder eine Grenze fand und nur mit vereinzelten Versuchen, nicht mit durchschlagendem Erfolge ihr Inneres lichtete. Die Fürsten des Mittelalters kargten auch hier nicht in der Ausstattung von Klostergründungen, die auch keineswegs viel jünger waren als die Klöster in der Mitte des schlesischen Landes. Aber die Kolonisationstätigkeit von Rauden, Himmelwitz, Czarnowanz kann sich nicht vergleichen mit der von Leubus, Trebnitz, Heinrichau. Dafür waren gewiß nicht lediglich historische Zustände, insbesondere die engere Fühlung Oberschlesiens mit Polen entscheidend, sondern auch die unfreundlichere Natur des Landes. Der Umstand nun, daß nur ausnahmsweise auf den Besitzungen der Klöster Oberschlesiens ein kräftiger, deutscher Bauernstand sich entwickelte und erhielt, der größte Teil dieses Klosterlandes dagegen gar nicht unter Kolonisten aufgeteilt, ein anderer nur mit unfreiem Volk in gedrückter Lebenslage besiedelt wurde, trug schon die weitere Entscheidung in sich, daß die Einziehung der Klostergüter durch den Staat in schwerer Zeit nur wenig einer Kräftigung des Bauernstandes, ganz überwiegend einer weiteren Mehrung des Großgrundbesitzes zu gute kam. Was nicht der Staat als Domäne behielt, fiel meist in die Hände der einzigen kaufkräftigen Bewerber: der großen Grundherren, die für mäßige, zum Teil erst nach längerer Frist zahlbare Summen bedeutende Landstriche erwerben konnten. Das Herzogtum Ratibor in seiner heutigen Gestalt ist im wesentlichen eine

Neuschöpfung, zu der die Vereinigung vieler Klostergüter den Grundstock geboten hat.

Die weitere Festigung und Mehrung dieses Großgrundbesitzes begünstigte der Staat durch die Begründung zahlreicher Fideikommisse. Daß die durch gesetzlichen Schutz vor der Zersplitterung durch Erbteilungen bewahrten Grundherrschaften nun das Bestreben nach weiteren und besser abgeschlossenen Grenzen zielbewußt und mitten unter einer wirtschaftlich schwachen Landbevölkerung erfolgreich im Auge behielten, kann niemanden überraschen. Den Reiz der Abrundung des Landbesitzes (die pulchritudo iungendi) empfanden die oberschlesischen Grundherren nicht minder lebhaft als die Zeitgenossen des Plinius. So ist das neunzehnte Jahrhundert für diese Herrschaften eine Periode kraftvoller Entwickelung gewesen. Denn mehr noch als die im Verhältnis zur Größe ihres Grundstockes unscheinbar sich ausnehmende Erweiterung ihrer Grenzen fällt ins Gewicht die Steigerung des Wertes ihrer weiten Waldungen, nicht nur durch mustergültige Pflege, Entwickelung der Abfuhrwege, Steigerung des Holzbedarfs, sondern auch durch die tiefgreifende Veränderung des Besitzrechts am Walde, welche die neuere Gesetzgebung herbeiführte.

Noch wichtiger für die Machterweiterung des Großgrundbesitzes in Oberschlesien ward sein Eintreten in die aufstrebende Bewegung von Bergbau und Industrie. Die Grundlage dafür bot in manchen Fällen (vgl. S. 56) der Anspruch der Standesherren auf das Bergregal. Trotz der entgegenstehenden Interessen des Staates sind bald im Widerstreit mit ihnen, bald durch die Gnade der Landesherren eine Reihe großer Grundherren Oberschlesiens zu bedeutenden Bergbauvorrechten gelangt. Dem weiten Oberflächenbesitz steht bisweilen ein noch umfänglicherer unterirdischer Großgrundbesitz zur Seite. Manche der oberschlesischen Magnaten konnten darauf bedeutende Industriebetriebe begründen; andere haben sich dazu auch ohne diesen Rückhalt entschlossen. So wirkten auch die schöpferischen Kräfte, mit welchen das neunzehnte Jahrhundert Oberschlesiens wirtschaftliches Bild umgestaltete, verstärkend auf das Gewicht der großen Herrschaften, welche die Entwickelung oder vielmehr der Stillstand älterer Besitzverhältnisse hinterlassen hatte.

Der gesamten Kultur des Landes hat dieser Großgrundbesitz zweifellos erhebliche Dienste geleistet. Schienen Boden und Klima der landwirtschaftlichen Ausbeutung der Oberfläche ernste Schwierigkeiten entgegenzustellen, so konnte der Kampf mit der kargen Natur nur von wirtschaftlich kräftigen Betrieben mit starkem Kapitalrück-

halt eröffnet werden. Nur kostspielige, mit ernsten Opfern verbundene Versuche konnten darüber entscheiden, inwieweit wirklich unbesiegbare Ungunst der Natur den Erfolgen menschlicher Arbeit unbedingt widerstrebe; oft zeigte es sich, daß nur ein überkommenes Vorurteil die Tatkraft des Landmannes lähme, öfter noch, daß wohlerwogene Aufwendungen für Entwässerungen, für Bodenmischung und Düngung, auch die Einführung einer verständnisvollen Fruchtfolge einen ursprünglich geringwertigen Boden allmählich für anspruchsvollere Kulturen zugänglich und leistungsfähiger machten. Eine Moorkultur im Pleßischen verschlang, ehe der lohnende Erfolg sich zu zeigen begann, 400000 Mark. Die oft recht dornenvolle Bahn derartiger Verbesserung des Landes konnte zuerst nur der Großgrundbesitz betreten; erst das Beispiel seiner Erfolge zog dann den kleinen Mann nach. Auch die Hebung der Viehzucht, die Veredelung der Schafrasse, des Rindviehschlags, des Pferdebestandes, konnte naturgemäß nur von einem leistungsfähigen Großbesitz erfolgreich erstrebt werden. Daß auch für den sparsamen, zweckmäßigen Bergwerksbetrieb die Größe der Grubenfelder, die Vereinigung bedeutender Flächen in einer Hand große Vorteile bot, ist unverkennbar. Selbst für die Entwickelung des Verkehrsnetzes, die Erschließung großer Striche durch neue Straßenbauten ist der Großgrundbesitz, durch die weite Ausdehnung seiner Liegenschaften angeregt, mit selbständiger Wirksamkeit eingetreten. Dennoch ist es für die Gegenwart eine nicht leicht zu vermeidende Frage, ob der Staat ein Interesse daran haben kann, den riesigen Landbesitz der Magnaten dauernd der natürlichen Erbfolge zu entziehen und für sein völlig geschlossenes Zusammenbleiben in wenigen ganz unteilbaren Massen mit der Kraft seines Gesetzeswortes einzutreten. Darüber wird mancher doch einigen Zweifel empfinden, wenn er dicht neben den Latifundien mit geräumigen Wildparken die bis zur unhaltbaren Zwergwirtschaft herabgehende Zerteilung des kleinbäuerlichen Besitzes sieht, die Hauptquelle der Notstände, welche dem Namen dieser Landschaft einen traurigen Klang in den Ohren des deutschen Volkes gegeben haben.

Über die beengte Lage, die dürftige Lebensweise und den Charakter des Landvolks im polnischen Oberschlesien ist viel geschrieben worden. Wo die Wirklichkeit grelle Farben bietet, ist es nicht schwer, Bilder in erschreckend eindrucksvoller Beleuchtung auszumalen. Zum Verständnis von Menschen und Dingen aber führt auch hier nur ein Blick in die Vergangenheit. Er verweilt unvermeidlich zunächst bei der für das Schicksal der Landschaft besonders

entscheidenden Tatsache, daß hier der Grundstock der Bevölkerung polnisch geblieben ist und die deutsche Kolonisation nur in den Städten, nicht auf dem Lande die Oberhand zu gewinnen vermochte. Einen erheblichen Anteil an dieser Entscheidung hat die wenig anziehende, gerade den ersten Versuchen gründlicherer Bodennutzung spröde widerstrebende Natur des Landes. Aber ebenso einflußreich wirkten geschichtliche Zustände und Ereignisse. Solange die unterirdischen Bodenschätze nur unvollkommen oder gar nicht erschlossen und in Ausbeute genommen waren, fehlte der Landschaft eine lebhaftere wirtschaftliche Beziehung mit dem deutschen Westen; sie hatte ihm keine wertvollen Erzeugnisse zu bieten und besaß deshalb keine eigene Kaufkraft, Waren des Westens in nennenswerter Menge aufzunehmen. Wohl führten durch ihr Gebiet Handelswege nach Ungarn, Polen und Klein-Rußland; aber Oberschlesien war für diesen Handel kein Ziel und Ruhepunkt, nur ein unerwünschter, wider Willen zu überwindender Raum. Keine bedeutende Stadt von selbständiger Kraft übte einen erhebenden, befreienden Einfluß aus über ein noch so beengtes Weichbild. So behielt die polnische Nachbarschaft auf dies Land nahezu gleich starke Einwirkung wie die deutsche. Die Landesherren der kleinen Teilfürstentümer pflegten immer lebhafte Beziehungen zum polnischen Hofe. Ganze Landesteile vollzogen im 15. Jahrhundert ihren Anschluß an das polnische Reich. Das 17. Jahrhundert brachte den Herzogtümern Oppeln und Ratibor sogar 22 Jahre polnischer Pfandherrschaft (1645—1666), und bis 1821 waren die Dekanate Beuthen und Pleß Teile des Krakauer Bistums. So führte das Land, vom Siegeszuge der deutschen Kultur nur unvollkommen erreicht, ein den Zusammenhang mit dem slavischen Kulturgebiet wahrendes Stilleben. Das Landvolk erhob sich hier nie so entschieden, wie in Niederschlesien, über die gedrückte Lage, die den niederen Volksschichten in Polen von Haus aus beschieden war, und sank in den Zeiten des allgemeinen großen Rückganges bäuerlicher Selbständigkeit zurück in die traurigste Knechtschaft.

Ungekannt von der abendländischen Welt spann sich das verkümmerte Dasein dieses Volkes fort. Nur in langen Zwischenräumen fällt darauf — wie der grelle Lichtstreif eines Scheinwerfers — der verwunderte Blick eines daran vorübereilenden Reisenden.[1]) Aus-

1) Lucae Holstenii epistolae collegit Boissonade. Paris 1817. (Reise Wien-Warschau 1630.) „Als ich Mähren verlassen und Oberschlesien, den Bereich der Herzogtümer Troppau und Ratibor, betreten hatte, kam es mir vor, als sei ich aus der Kulturwelt ausgeschieden. Alles trat mir hier neu und ungewöhnlich entgegen. Polnische Wirtschaft, garstig, schmutzig, barbarisch; das Hundelager am Boden

führliche, auf lange Erfahrung begründete Schilderungen der wirtschaftlichen Lage des oberschlesischen Landvolks bietet erst das 18. Jahrhundert.[1]) Sie sind so erschütternd, daß Knapp, wenn er die äußerste Schärfe der Mißstände vor der Bauernbefreiung in Preußen kennzeichnen will, immer aus diesem Landesteil seine Beispiele wählen muß.[2]) Schon die Bauern, unter denen nur sehr wenige als Freibauern auf ziemlich geringwertigen Gütern saßen, seufzten meist unter der Last unklar begrenzter Roboten, die ihnen bei ausgedehntem Besitz dessen Bestellung, bei beengtem das Erkämpfen des Lebensunterhalts erschwerten. Von den Gärtnern hatten die Freigärtner von ihrem meist nur 2—4 Scheffel, seltener 12—20 Scheffel Aussaat fordernden Grund einen Natural- oder Geldzins abzuführen und meist eine bestimmte Zahl von (4—20) Arbeitstagen zur Erntezeit, bisweilen auch andere Dienste zu leisten. Die Robotgärtner aber waren, wiewohl ihr Gütchen oft groß genug war, um das Halten eines Gespanns zu fordern, meist außer stande, für die Pflege des eigenen Besitzes und eigenen Erwerb wirksam zu sorgen, weil sie übermäßig durch Hofdienste in Anspruch genommen waren. Sie hatten nicht nur gegen einen Naturalanteil die Ernte und das Ausdreschen des Getreides zu übernehmen, sondern mußten mehrere, bisweilen alle sechs Tage in der Woche mit zwei Personen dienstbereit bei der Herrschaft sich einstellen gegen winzigen Tagelohn oder Deputat. Außer diesen Handdiensten standen den Gutsherren noch die der dienstpflichtigen Häusler und die ihres Hofgesindes zur Bewirtschaftung ihres Besitzes zu Gebote. Das Los des dienstpflichtigen Landvolks ward meist verschlimmert durch den

---

(*κυνική χαμευνία*); die Hütten voll Qualm und Gestank; gemeinsam die Herberge für Mensch und Vieh; das Essen unsauber; das Bier spottschlecht; rauh und roh die Art zu verkehren; die Sprache durch Zischlaute und die Häufung anderer Konsonanten unerfreulich ins Ohr fallend; der Gesichtsausdruck und die ganze äußere Haltung des Volkes skythisch frech; die Landstraßen durch Löcher und Schmutz unwegsam; Brücken über die besonders im Winter gefährlichen Wasserläufe entweder gar nicht vorhanden oder so erbärmlich gezimmert, daß man nur mit Grauen darüber wegkommt; die Wälder zahlreich und überaus dicht, wie geschaffen für Raubgesindel; die Landschaft wegen der Unabsehbarkeit der Ebene unerfreulich, zumal im Winter, wo tiefer Schnee alles deckt; es ist als triebe man auf unermeßlicher Meeresweite. Was soll ich von der Bauart der Häuser in Städten und Dörfern sagen? Was von dem Schmutz ihrer Straßen? So viel ist mir klar geworden, daß nicht ohne Grund die Polen eisenbeschlagene Stiefel tragen; ohne sie würden sie leicht im unergründlichen Schlamm stecken bleiben."

1) (Kaulfersch), Der gegenwärtige Zustand Oberschlesiens, 1786.

2) G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens. Leipzig 1887.

Mangel eines festen erblichen Anrechts auf die Nutzung des Bodens, den es bebaute. Manchen vertrieb ein einfacher Machtspruch des Gutsherrn, andere die unbillige Überspannung der Lasten von seinem Gütchen. Dieser weitgehenden Unsicherheit des Besitzes stand doppelt empfindlich die Gebundenheit an die Scholle gegenüber, die Erbuntertänigkeit, welche dem Grundherrn nicht nur die Bestimmung über die Wahl des Wohnsitzes seiner Untertanen und die Gewähr oder das Versagen der Genehmigung zur Begründung eines Hausstandes anheimstellte, sondern ihn auch ermächtigte, sein Hofgesinde durch endgültiges Gebot aus seinen Untertanen auszuheben. Für die Ausübung dieser Rechte lag eine große Verführung zur Willkür darin, daß dem Gutsherrn auch die Gerichtsbarkeit und die Polizeigewalt über seine Untertanen zustand.

So fehlte zur Leibeigenschaft, deren Namen man bisweilen mit Unrecht auf diesen Zustand angewendet hat, nur noch die rechtliche Unfähigkeit, überhaupt Besitz zu erwerben, und die Möglichkeit einer Veräußerung der Untertanen ohne den Grund und Boden, auf dem sie saßen. Solche Rechtsverhältnisse sind eine Gefahr für das sittliche Gleichgewicht des Herrenstandes selbst; nach unten wirken sie entwürdigend, auch wenn ernstes Wohlwollen die Herrschaft führt. Aber sie richten ein Volk körperlich, sittlich und geistig zu Grunde, wenn kalte Gewinnsucht rücksichtslos jede Schraube anzieht. Die Neigung dazu war bei vielen Grundherren Oberschlesiens vorhanden; ihr konnte nur der Wille des Staates Schranken setzen. Das geschah zum erstenmal, als das durchdringende Auge des Großen Königs auf die Zustände des Landes, das er sich errungen, prüfend sich heftete. Seit 1748 nimmt er sich nachdrücklich des Schutzes des bäuerlichen Besitzstandes gegen die das Bauernland verschlingenden Übergriffe der Grundherrschaften an und bestrebt sich, namentlich dafür zu sorgen, daß die in Kriegsnot verödeten Bauerngüter neu besetzt, nicht einfach von der Grundherrschaft eingezogen werden. Aber für die Milderung des Druckes der Roboten und der Erbuntertänigkeit geschah nichts. Gerade gegen Ende der Regierung Friedrichs d. Gr. erheben sich die ersten an die öffentliche Meinung sich wendenden Notrufe, die Schilderungen des Elends und der Verkommenheit des oberschlesischen Volkes, das oft „vom Menschen nichts habe als die Gestalt“. Geholfen war damit natürlich zunächst wenig. Wer spürt nicht die eiserne Gewalt eingewurzelter harter Herrschaft, wenn er den schüchtern mahnenden Prediger vernimmt, der es wagt, für die Menschenrechte der Geknechteten ein gutes Wort einzulegen und den Herren manch

bitteres Unrecht vorzustellen, mit dem sie das schon vom Recht bis zum Rande gefüllte Maß der Leiden des Volkes zum Überlaufen brachten?[1])

Erst als das alte Preußen in Trümmer sank und ein neues unter freudiger Mitarbeit des ganzen Volkes sich erheben sollte, fiel 1807 die Erbuntertänigkeit, und 1811 folgte das Regulierungsedikt, welches den dienstpflichtigen Bauern und Gärtnern gegen Abtretung von einem Drittel des erblichen Besitzes und einer Hälfte des Pachtlandes die Anerkennung des freien Eigentums an dem ihnen bleibenden Boden und die Befreiung von den bisherigen Dienstleistungen brachte. Der Großgrundbesitz des ganzen Staates hatte diesem Gesetz sich zu fügen. Nur den Magnaten Oberschlesiens gelang es, für diesen einer Reform besonders bedürftigen Landesteil die Wirkung des staatlichen Eingriffs erst im eigenen Interesse umzugestalten, dann sie um ein Menschenalter zu verzögern. Sie wußten es durchzusetzen, daß schon im Regulierungsedikt von 1811 die Robotgärtner Oberschlesiens — zum Teil spannfähige Landwirte — ihr Land bis auf 3—4 Morgen an die Grundherrschaft verlieren und nur diesen Rest als freies Eigentum behalten sollten unter Verzicht auf das Anrecht an Bauholz, Waldweide, Waldstreu und unter der Verpflichtung, noch vier Jahre lang die vom Gutsherrn geforderten Dienste gegen das in der Gegend übliche Tagelohn zu leisten. Der Gewinn der Reform verwandelte sich also für diese Klasse zu selbständigem Wirtschaftsbetrieb befähigter Landwirte in ein Hinabsinken zum Range ärmlicher Häusler mit ganz unzulänglicher Besitzgrundlage! Wie viele diesem Lose wirklich verfielen, weiß man nicht. Die Kriegsjahre brachten wohl die Durchführung dieser Vorschrift ins Stocken, bis 1816 unter Aufhebung dieser Sonderbestimmung die Deklaration die Regulierung im ganzen Staate auf spannfähige Wirtschaften beschränkte. Aber auch jetzt fanden die großen Grundherren Oberschlesiens einen Weg, die Wirkung des Gesetzes für ihre Verhältnisse lahm zu legen. Nach langen vergeblichen Vorstellungen erreichten sie es 1827, daß für Oberschlesien die Regulierungsfähigkeit nicht allen spannfähigen Robotgärtnern — das waren im allgemeinen solche mit mehr als 8 Morgen Acker — zugestanden wurde, sondern nur denen, welche mehr als 25 Morgen besaßen, und auch diesen nur dann, wenn sie — was selten zutraf — zu Spanndiensten verpflichtet waren. So ward die

1) J. S. Richter, Über den oberschlesischen Landmann als Menschen, Christen und Bürger. Breslau, Hirschberg, Lissa 1797.

Reform fast ganz auf die großen Bauern beschränkt. Abgesehen von ihnen kamen 1827—1846 in Oberschlesien nur 10 Regulierungen zu stande! Noch am Ende des Jahres 1848 standen dort 4300 größeren kraft der Regulierung in freies Eigentum übergegangenen Höfen 28—29000 handdienstpflichtige Stellen gegenüber, deren Inhaber sich „in einem in Bezug auf ihre Besitzverhältnisse völlig ungesicherten Zustande befanden". Diesen Aufschub der Regulierung „hatte ein großer Teil der oberschlesischen Gutsbesitzer benutzt, um die nach dem allgemeinen Maßstab des preußischen Gesetzes regulierungsfähigen Besitzer aus den Stellen zu entsetzen und andere Besitzer, vielfach auch dieselben, mit Zeitpachtkontrakten wieder einzusetzen". So hatte sich die Lage des oberschlesischen kleinbäuerlichen Besitzes weiter verschlechtert, bevor endlich der Staat, durch das Revolutionsjahr aufgerüttelt, das hier in einseitiger Berücksichtigung der Interessen des Großgrundbesitzes lange gehemmte Werk der Agrarreform wieder aufnahm.

Die Durchführung solcher tief eingreifenden wirtschaftlichen Neuerungen bringt den daran Beteiligten ernste Erschütterungen der Grundlagen ihrer Existenz; sie ist eine Prüfung ihrer Widerstandskraft. Diese Prüfung zu bestehen, war für den schwachen, immer tiefer heruntergekommenen kleinen Grundbesitz unvergleichlich schwerer als für die großen Grundherren. Noch mancher kleine Landwirt ist in der kritischen Übergangszeit an den Lasten der Regulierung oder an der Unfähigkeit in die neuen Bedingungen seines Wirtschaftslebens sich zu finden, zu Grunde gegangen. Im Regierungsbezirk Oppeln verschwanden 1850—1880 1806 Bauerngüter im Umfang von 49 523 ha![1]) Die Sicherung und Kräftigung des Eigentumsrechtes und die Befreiung vom Frondienst wurden teuer erkauft durch den Verzicht auf die für manchen armen Bauern eines Walddorfs schwer entbehrlichen Anrechte an den herrschaftlichen Wald und die Beschränkung der Grundlage seiner Wirtschaft durch Abtretung eines Teiles des bisher innegehabten Ackers. Jedenfalls kann der Gesamteindruck des Erfolgs der Regulierungen nicht der sein, daß die Grundherren die Geschädigten waren und auf sie das Schwergewicht der Opfer fiel, die für die Reform zu bringen waren. Die Landeskultur aber hatte bei allem Nutzen, der aus dieser erwuchs, doch auch einen bleibenden Nachteil in Kauf zu nehmen: die steigende Zersplitterung des kleinen Grundbesitzes. Nicht immer ließen sich die der Grundherrschaft zufallenden Ablösungsländereien einer Gemeinde so zu-

1) Miaskowski, Erbrecht und Grundeigentumsverteilung. Leipzig 1882. I, 154.

sammenschließen, daß sie einheitlich von einem Vorwerk aus bewirtschaftet werden konnten. Oft lagen sie in kleinen Parzellen derartig im Gemenge mit dem ins freie Eigentum der kleinen Wirte übergehenden Acker, daß die Herrschaft sie nur durch Verpachtung verwerten konnte. So wurden oft solche Schnitzel von wenigen Morgen nun die Grundlage für die Begründung einer neuen Familie ländlichen Proletariats. Es wurde der Übelstand, zu dem die Sitte weit getriebener Erbteilung des oberschlesischen Kleingrundbesitzes ohnehin führt,[1]) durch diese Absplitterung der Ablösungsländereien gesteigert. Auch die Agrarreform hat ihren Anteil an der Mehrung der ungesunden Zwergwirtschaft der kleinen Grundbesitzer in Oberschlesien.

Wie weit namentlich im Südosten Oberschlesiens diese bis unter die Grenze der Lebensfähigkeit herabgehende Zersplitterung der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe sich steigert, zeigt die Statistik des Jahres 1882 in der Verteilung der Wirtschaften nach Größenklassen. Die eingeklammerten Ziffern geben die Zahl der nur Pachtland umfassenden Wirtschaften. Des lehrreichen Gegensatzes halber empfiehlt es sich die Angaben für die deutschen Kreise mit kräftigem Bauernstand daneben zu stellen.

Zahl der Wirtschaften

Kreise	unter 1 ha	1—2 ha	2—10 ha	10—50 ha	50—100 ha	über 100 ha	Summa
Pleß und Rybnik	8456 (4939)	6083 (1815)	9131 (413)	1558 (11)	41 (3)	106 (28)	25375 (7209)
Kattowitz, Zabrze, Beuthen, Gleiwitz, Tarnowitz	14616 (6626)	4631 (922)	6379 (176)	839 (4)	12 (0)	95 (19)	26572 (7747)
Leobschütz, Neiße, Grottkau	6055 (667)	2399 (86)	8004 (87)	4152 (10)	87 (2)	123 (19)	20820 (871)

Prozent der Gesamtzahl

Pleß und Rybnik	33 (19)	24 (7)	36 (2)	6			100 (27)
Die Industriekreise	55 (25)	17 (3)	24 (0)	3			100 (29)
Leobschütz, Neiße, Grottkau	29 (3)	12 (0)	38 (0)	20			100 (4)

Bei der Würdigung dieser Ziffern darf man allerdings nicht übersehen, daß im Industrierevier die kleinen Wirtschaften in der Regel nur als Ergänzung des in Gruben- oder Hüttenarbeit erzielten

1) G. Doyé, Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes in der Provinz Schlesien. [Heft XIV des Seringschen Werkes für das Kgr. Preußen.] Berlin 1900.

Erwerbes ins Gewicht fallen. Aber die erstgenannten Kreise haben eine ganz vorwiegend landbauende Bevölkerung; in ihnen bieten wirklich die kleinen Grundstücke in der Regel die einzige Grundlage der Existenz einer ländlichen Familie; dazu tritt dann ergänzend nur etwaiger Tagelohn für Arbeit im Wald oder auf größeren Gütern. Erwägt man nun, daß unter den ungünstigen klimatischen und Bodenverhältnissen dieser Gegend nach der Schätzung v. Bitters, dem die Untersuchung der Notstandsgebiete 1880 übertragen war, etwa 15 Morgen (3,83 ha) Land zur Ernährung einer Familie erforderlich scheinen, so wird man ein Bild davon gewinnen, was es bedeutete, wenn von 14000 Wirtschaften im Kreise Pleß 8526 kleiner als 2 ha waren und 4434 aus dieser Zahl nur Pachtland umschlossen, wenn ferner die 5221 Wirtschaften von weniger als 1 ha (unter denen wieder 3016 reine Pachtstellen waren) insgesamt nicht mehr als 2705 ha Bodenfläche, also je kaum 2 Morgen durchschnittlich zur Verfügung hatten. Das Bestehen zahlreicher Hauswesen auf so beschränkter Besitzgrundlage wird nur möglich durch die weitgehende Bedürfnislosigkeit des oberschlesischen Volkes, durch den niedrigen Stand der Lebensführung.

Wohl haben die letzten Jahrzehnte in dieser Beziehung manches besser gestaltet. Aber noch heute wohnt ein großer Teil des Landvolks hier in ärmlichen, nicht unterkellerten Häuschen, eng familienweise zusammengepfercht in niedrigen, schlecht oder gar nicht gedielten Räumen, deren Luft durch die Ausdünstung aufgespeicherter Nahrungsvorräte und bisweilen noch durch die Vereinigung von Menschen und Haustieren um so gründlicher verändert wird, je ängstlicher die kleinen, nimmer sich öffnenden Fenster den Zutritt eines frischen Lufthauches abwehren.

Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Kartoffeln und Sauerkraut (Kapusta). Brot wird weniger genossen, als man wünschen würde, desto mehr die gesäuerte Mehlsuppe mit Schweinefett und Speck: der Žur (sprich jour), das wahre Nationalgericht des Oberschlesiers. Fleischnahrung spielt eine untergeordnete Rolle. Denn die Viehzucht, die auch sehr kleine Besitzer treiben, ist hauptsächlich bestimmt, den Pachtzins und andere baren Ausgaben zu decken; so bleibt selbst von den Milcherzeugnissen der Kuh zur eigenen Nahrung vielen nur der Rückstand der Buttermilch, und nur der etwas besser Gestellte kann ein Schweinchen für den eigenen Hausbedarf fett machen; der Ärmere macht auch dieses zu Geld. Kleiden muß er doch die Seinen, wenn er sie auch barfuß gehen läßt. So führt für Tausende das gewöhnliche Leben immer in Dürf-

tigkeit, hart an der Grenze der bitteren Not hin und, wenn einmal Krankheit hereinbricht oder die Kartoffeln mißraten, ergreift die Not in voller Strenge sofort die Herrschaft. Kein Rückhalt von Ersparnissen ist da, sich ihrer zu erwehren.

Zum verhängnisvollsten Zusammenwirken gelangten all die ungünstigen Seiten von Land und Leuten in der schweren Zeit des Hungertyphus 1848. Der kalte nasse Sommer 1847, der die Hauptnährfrucht des Landes, die Kartoffel, völlig fehlschlagen ließ, brachte über die Ackerbaulandschaften Oberschlesiens einen schweren Notstand. Er rief zuerst um Sohrau im Grenzgebiet der Kreise Pleß und Rybnik, dann im ganzen Bereich beider Kreise, typhöse Fieber und Ruhrerkrankungen hervor. Im Januar 1848 erkannte man außer diesem Herde, der seine Wirkung bis ins Industrierevier erstreckte, nördlich in einer anderen armen Ackerbaulandschaft, um Lublinitz und Rosenberg, einen zweiten. Die von beiden aus um sich greifende und im Februar auch das linke Oderufer schon in Mitleidenschaft ziehende Epidemie erreichte ihren Höhepunkt im April. Von 980000 Einwohnern Oberschlesiens waren nach maßvoller amtlicher Schätzung, der für das erste Halbjahr 1848 eine genauere Statistik zu Grunde liegt, mindestens 80000 (8,2%) erkrankt, 16000 gestorben. Der Kreis Pleß verlor 10% seiner Bevölkerung, 6,5% an Hunger und Seuchen, 1,3% an Hunger. Auch der Kreis Rybnik war besonders schwer heimgesucht. Die erschütternden Berichte der Ärzte, die, der eigenen Gefahr nicht achtend, den Kampf mit dem Unheil aufnahmen, geben einen Einblick nicht nur in die Größe des Elends, sondern auch in seine Ursachen. Letztere rückt namentlich Virchows Darstellung in grelles Licht. Unverkennbar war außer der für die geographische Breite von Mainz und die bescheidene Meereshöhe erstaunlichen Rauheit des Klimas, außer der stockenden Nässe des undurchlässigen Bodens, dem ungünstigen klimatischen Einfluß weiter Teich- und Sumpfflächen und ausgedehnter Wälder, der Unergiebigkeit des knapp bemessenen und armen Ackergrundes noch mancher nicht in den Naturgewalten begründete Übelstand wirksam. Die traurige Lage der mittellosen, verwahrlosten und entkräfteten Bevölkerung ward verschlimmert durch die Stockung des Verkehrs, der an der Grenze durch die Unterbindung des damals lebhaften Handels, namentlich auch der örtlichen Fischausfuhr nach der nun von Österreich verschlungenen Republik Krakau, im Lande selbst durch die arge Vernachlässigung des Wegenetzes lahm gelegt war. Die Regierungsmaschine arbeitete schlaff, und selbst nachdrückliche Vorstellungen der örtlichen Behörden strandeten an höherer, mangel-

haft unterrichteter Stelle unbeachtet, bis ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland widerhallte. Die in unwirscher Witterung grundlos gewordenen Landwege verzögerten dann auch die Wirksamkeit der durch den Eifer privater Wohltätigkeit ins Werk gesetzten Hilfe. So entrollten vor deren Trägern sich entsetzliche Bilder. Kein Wunder, daß auch einem bedeutenden Beobachter die Eindrücke über den Kopf wuchsen und die Vorschläge zur Hebung des Landes unter dem Druck der allgemeinen politischen Erregung jener Tage bisweilen auf sonderbare Abwege gerieten. Für die Regierung war die schmerzliche Erfahrung nicht verloren. Sie ließ es an Anstrengungen, jenen fernsten Winkel des Landes der Verwahrlosung zu entreißen, ihn fester ans Herz und den wärmenden Blutumlauf des heimischen Verkehrs zu ziehen, nicht fehlen. Aber noch 1880 forderte ein empfindlicher, freilich mit jener Katastrophe nicht entfernt vergleichbarer Notstand, der wiederum in den südöstlichen und nordöstlichen Kreisen zu beiden Seiten des Industriebezirks, aber auch in der Ratiborer Oderniederung besonders drückend auftrat, die besondere Obsorge des Staates.

In solchen schweren Zeiten, die an die Widerstandskraft des geprüften Volkes harte Anforderungen stellen, treten all die schwachen Seiten, die Unvollkommenheiten in der Entwickelung dieses Volkes in greller Beleuchtung hervor und tragen dazu bei, sein Unglück zu verlängern und zu verschärfen. In bedrängter Lage wird der Landmann um so leichter das Opfer der überall lauernden wucherischen Ausbeutung, je niedriger der Stand seiner Bildung ist. Das oberschlesische Volk ist keineswegs ungünstig beanlagt; alle, die es näher kennen, rühmen seinen Mutterwitz, seine technische Anstelligkeit und Gelehrigkeit, seine Willigkeit und Geduld auch im Bewältigen von Schwierigkeiten des Verständnisses. Aber der Erfolg der Schule ist noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts höchst unzulänglich gewesen. Je ferner ein Beobachter den Verhältnissen stand, desto schneller war er bereit, die volle Schuld daran dem Klerus aufzubürden. In jedem Falle trifft den Staat die erste Verantwortung für lange, frühere Versäumnis. Nur wenn er immer das Bewußtsein der Pflicht vor Augen hat, gerade unter den ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen dieses Landesteils die Schule ganz in eigener Hand zu behalten, ist eine Steigerung der unzweifelhaften Erfolge zu erwarten, welche die letzten Jahrzehnte hier im Unterricht erzielt haben. Eine Hauptaufgabe für den Staat liegt darin, aus Oberschlesien selbst sich einen Stamm von Lehrkräften heranzubilden, welche, der Sprache der Heimat mächtig, die Anfänger einzuführen

vermögen in das Verständnis der deutschen Unterrichtssprache, anderseits aber die niemals entbehrlichen rein deutschen Lehrer auf Oberschlesiens Seminaren für die schwierige Aufgabe des Unterrichts von Schülern fremder Muttersprache besonders zu schulen und zu üben.[1]) Diesem Zwecke ist schon jetzt die Ortswahl und die Einrichtung der Seminare angepaßt. Erfüllt die Schule ohne Härte, aber zielbewußt und geschickt ihre Aufgabe, dann braucht man um Oberschlesiens Zukunft nicht zu bangen. Die Einsicht, in der Erlernung der deutschen Sprache eine Befreiung von der Scholle der oft schon zu engen Heimat, einen Anspruch auf höhere Wertschätzung in jedem Zweige der Arbeit zu gewinnen, ist unter der polnisch redenden Bevölkerung Oberschlesiens schon heute fest begründet und wird schließlich die Oberhand behalten über die Beschränktheit der deutschfeindlichen Wühlereien. Alles was der Staat für die Hebung der Volksbildung aufwendet, ist gut angelegt. Nur auf diesem Wege wird auch die sittliche Entwickelung des Volkes sich zu einer erfreulicheren Zukunft lenken lassen. Das öffentliche Urteil über den Charakter des oberschlesischen Volkes ist kein günstiges. Aber hier gerade heißt alles verstehen alles verzeihen! Die ernstesten Fehler dieses Volkes sind weniger aus den Wurzeln unabänderlicher Naturanlage erwachsen als aus Jahrhunderten erbarmungswürdiger Knechtschaft.

Der lange auf diesem Volke lastende Mangel an festem, gesichertem, freiem Grundeigentum hinterließ auch späteren, glücklicheren Geschlechtern manch nachteiligen Charakterzug. Wie sollte eigene frei sich rührende Arbeitslust erwachen unter einem Volke, das gewohnt war, die ganzen Früchte seiner Mühen anderen zufallen zu sehen? Die rechte Stetigkeit der Arbeit, der Sinn für Ordnung in Haus und Hof, die liebevolle Pflege des eigenen Besitzes, welche erst das Nest behaglich macht, wollen erlernt sein. Sie sind nicht das Geschenk des ersten freien Menschenalters. Auf die Unsicherheit des eigenen Besitzes ging augenscheinlich auch zurück die in früheren Zeiten den Oberschlesiern nachgesagte und noch heute in ihren Rechtsanschauungen nachwirkende geringe Achtung vor fremdem Eigentum. Unter den Zuständen des 18. Jahrhunderts war Diebstahl

---

1) Die zweisprachige Volksschule. Pädagogische Monatsschrift, im Verein mit A. Jelitto und P. Odelga herausgeg. von F. Rzesnitzek. Verlag von Ferd. Hirt in Breslau. Aus ihrem reichen Inhalt möchte ich einen kleinen aus 40jähriger Erfahrung entsprungenen Aufsatz allgemeiner Beachtung empfehlen: K. Urban, Wie ist durch die zweisprachige Volksschule ein dauernder Unterrichtserfolg im Deutschsprechen zu erreichen? X, 1902, 49—52, 83—85.

hier Volkssitte geworden. Namentlich die Herrschaft zu bestehlen galt nicht als Unrecht; es gab dafür einen eigenen beschönigenden Ausdruck „sich bei der Herrschaft nähren“. Ein damals dem oberschlesischen Landvolk geläufiges Sprichwort bleibt ein der Erinnerung wertes Denkmal des Rechtsbewußtseins jener Zeiten. Es besagt: „Wenn man gleich oft den Sperlingen ihre Eier wegnimmt, so legen sie doch immer wieder welche und haben Junge, und wenn wir gleich öfters bei der Herrschaft uns nähren, so wird doch unsre Herrschaft reich bleiben, und wir werden arm bleiben.“ In sonderbarem Gegensatz berührt sich mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Besitzrecht anderer bisweilen die verbissenste Prozeßsucht, welche ohne Rücksicht auf Vorteil und Gefahr das eigene Eigentumsrecht mit den äußersten Opfern verficht, bis sein Inhalt auf nichts zusammenschwindet.

Mit der gedrückten Lage, aus der das Volk erst spät und bisweilen nur wenig emporgehoben wurde, steht zweifellos in Zusammenhang die weit verbreitete Unempfänglichkeit für edlere Freuden gesitteter Menschen, das Versinken in rohen sinnlichen Genuß bis zum sinnlosen Rausch. Wohl hat — merkwürdigerweise durch das Beispiel ähnlicher Bestrebungen in Irland angeregt — im Jahre 1844 einmal der Klerus mit zeitweilig großem Erfolge die Kraftprobe eines bis zum Fanatismus eifrigen Kampfes wider die Branntweinpest gewagt. Im März begann in der Wallfahrtskirche von Deutsch-Piekar der Kreuzzug; von allen Kanzeln ward gegen die Unsitte geeifert; namentlich ein polnischer Franziskaner, P. Stephan Brzozowski (aus Chelm am Bug), riß das Volk mit feuriger Beredsamkeit fort. Zu Tausenden drängten sich die begeisterten Gläubigen zum Altar, um das Gelöbnis der Enthaltsamkeit abzulegen; im (alten) Beuthener Kreise allein waren es 40 000. Bis zur Sonnenwende war das ganze polnische Oberschlesien von der Bewegung ergriffen; die Dorfwirtshäuser standen verödet; statt lärmender Zecher sah man nur stille, scheue Leute auf den Straßen; Erzählungen von rührender Bekehrung oder wunderbarer Bestrafung hartnäckiger Sünder flogen von Mund zu Mund. Es war eine großartige, die Teilnahme jedes Menschenfreundes fordernde Wandlung, der stärkste Beweis für die große Macht, mit welcher die Kirche die Herzen ihrer Bekenner lenken konnte. Aber schließlich hat doch die kühle Zurückhaltung, mit der die Deutschen den ganzen fremdartigen Vorgang beobachteten, recht behalten. Ein so plötzlicher Bruch mit festgewurzelten Lebensgewohnheiten — der jährliche Branntweinverbrauch Oberschlesiens ward damals bei einer Bevölkerung von 980 000 Köpfen auf 11 Millionen Quart, das

sind $12^1/_2$ Millionen Liter, geschätzt! — konnte unmöglich gelingen. Das Mißraten der nächsten Kartoffelernten erschien schon als eine Strafe des Himmels für das Verschmähen der bisher hochgehaltenen Gottesgabe. Bald kam die schwere Heimsuchung durch die Hungersnot und die Typhusepidemie von 1847 bis 1848. Allmählich glitt das Volk doch wieder in die alte Bahn, wenn auch für die schlimmsten Gegenden eine gewisse Einschränkung des alten Unheils nachhaltig sich behauptete. Die vom Staat versuchte Beschränkung der Zahl der Schnapskneipen drängte dann zu der Erfindung der Schnapskonsumvereine, in denen der Zecher allerdings nicht sich niederlassen durfte, aber stehend trank, bis er nicht mehr stehen konnte. Bei aller erfreulichen Besserung, welche die letzten Jahrzehnte mit der erziehenden Macht der Arbeit gebracht haben, bleibt noch heute den Mäßigkeitsbestrebungen in Oberschlesien ein weites Feld: Gesundheit, Arbeitskraft und Sittlichkeit des Volkes stehen auf dem Spiele in diesem Kampfe.

Auch die lange Versagung persönlicher Freiheit und persönlicher Sicherheit hat in dem Charakter des oberschlesischen Volkes tiefe Spuren hinterlassen. Die nächste Wirkung der Unterdrückung war Furcht und die dem Deutschen in tiefster Seele widerstrebende, dem Polen zur anderen Natur gewordene kriechende Unterwürfigkeit. Sie beschränkt sich nicht auf das Verhältnis zu seinem Herrn, sie geht auch über auf sein Verhältnis zu seinem Gott. So Achtung gebietend jedem, der Oberschlesien betritt, die tiefe Frömmigkeit der Bevölkerung erscheint, mag sie als Stätte eine mit hoher Fassade prunkvoll ins Land hinausleuchtende Wallfahrtskirche oder eine anheimelnd zwischen Birken geborgene silbergraue Schrotholzkapelle sich erwählen, so fremdartig berühren den deutschen Sinn doch die Formen der hier üblichen Gottesverehrung: das Niederwerfen in ganzer Leibeslänge, das Herumrutschen auf steinernen Fliesen, das Küssen des Fußbodens. Sie wirken ebensowenig überzeugend und vertrauenerweckend wie das in früheren Generationen auch hier übliche Küssen des Ärmels und die übermäßig zur Schau getragene Ergebenheit im Verkehr mit einem höher Gestellten. Nicht immer birgt sich hinter diesen Formen eine ebenso hingebende Gesinnung. Mit der Furcht paart sich oft Mißtrauen und Tücke und das Gefühl der festen Zusammengehörigkeit aller Niederen gegen den Herrn und die Obrigkeit. Nur dieses solidarische Zusammenhalten des Volkes gegenüber der staatlichen Macht hat in den letzten Jahrzehnten noch in Oberschlesien das Auftreten von Raubgesellen möglich gemacht, die monatelang einen weiten Bereich in Schrecken hielten, lange unerreichbar für jede Ver-

folgung, immer auftauchend, wo man sie nicht suchte. Ein Blick in die Gerichtsverhandlungen über solche Fälle dringt in sonst verborgene Tiefen der Volksseele hinab. Aber wer würde es wagen, die Erfahrungen solcher einzelnen Vorgänge zu verwerten für die Schilderung des Volkscharakters? Er ist schwer und nicht ohne die Gefahr der Betonung von Vorurteilen erfaßbar. Nur einen Spiegel dafür gibt es, der nicht schmeichelt und nicht verzerrt. Das sind die dem Vergleich zugänglichen Ziffern der Kriminalstatistik.[1]) Nach dem 15jährigen Durchschnitt (1883—1897) entfielen jährlich auf je 10000 Strafmündige der Zivilbevölkerung folgende Zahlen von Verurteilungen:

	Verbrechen u. Vergehen	Gewalt u. Drohung gegen Beamte	Gefährliche Körperverletzung	Diebstahl	Betrug
Kgr. Preußen	110	4	18	28	4
Rgbz. Liegnitz	85	3	8	26	5
Rgbz. Breslau	131	6	17	34	5
Rgbz. Oppeln	183	7	33	44	5
Kreise:					
Neiße, Grottkau	85	4	7	22	3
Falkenberg, Neustadt, Leobschütz	111	3	17	28	4
Ratibor, Kosel, Oppeln	150	6	25	39	4
Kreuzburg, Rosenberg, Lublinitz, Groß-Strehlitz	182	6	32	52	4
Tost-Gleiwitz, Tarnowitz, Zabrze, Kattowitz, Beuthen	271	13	54	59	6
Pleß, Rybnik	173	6	31	42	4
Kreis Beuthen (Stadt u. Land)	317	15	63	70	8
Stadt Breslau	208	16	21	44	10

Unbestreitbar nimmt der ganze vorwiegend polnische Kern Oberschlesiens in der Kriminalstatistik, namentlich in der Zahl der Gewalttätigkeiten, eine höchst ungünstige Stellung ein. Nur in den polnischen und litauischen Kreisen Ostpreußens sieht es noch trauriger aus. Wie dort, muß man auch bei Oberschlesien sich daran erinnern, daß die Lage an der Grenze, hier das Zusammenstoßen dreier Reiche, die Anlässe zu Vergehen mehrt, das Zuströmen verbrecherischer Elemente aus den Nachbargebieten begünstigt und alle Aufgaben der Volkserziehung erschwert. Aber auch wenn man diese auswärtigen Einflüsse schwer in die Wagschale wirft, bleibt die kriminale Belastung Oberschlesiens auffallend stark. Daß der Industrie-

1) Statistik des Deutschen Reichs N. F. 126. Berlin 1901.

bezirk in dieser Beziehung besonders hervortritt, kann nicht überraschen. Er nimmt sich aus wie eine große Stadt. Das dichte Zusammendrängen der Bevölkerung vervielfältigt die Reibung ihrer Elemente, die Gelegenheit und den Anlaß zu Berührungen mit den Strafgesetzen. Damit der hauptstädtische Leser sich nicht zu erhaben fühle über die Zustände am Ende des Reichs, sind die Ziffern Breslaus unmittelbar darunter gestellt.

Augenscheinlich steht der Staat in der Leitung und Erziehung des oberschlesischen Volkes und in der Hebung seiner durch jahrhundertelange Verwahrlosung herabgedrückten wirtschaftlichen Lage noch vor einer großen, nur durch die Kulturarbeit mehrerer Generationen lösbaren Aufgabe. Bei den ersten Schritten zu ihrer Bewältigung hat zum Glück die Natur des Landes ihn mächtig unterstützt. Unter all den Versuchen des großen Königs gerade dies anscheinend armseligste Stück seiner Eroberung aus Verkümmerung und Elend emporzureißen hat die Erschließung der unterirdischen Schätze den großartigsten, damals noch von niemand auch nur annähernd geahnten Erfolg gehabt. Wo damals zwischen unabsehbaren Kiefernheiden spärlich verstreut in verkehrsarmen Städtchen und armseligen Dörfchen kaum 1100 Menschen auf der Quadratmeile (20 auf 1 qkm) dürftig sich ernährten, drängt sich jetzt im Industrierevier die Bevölkerung dichter als in irgend einem anderen Teile der Provinz zusammen in eng gereihten Ortschaften, ungeheuren Landgemeinden oder rasch emporgeschossenen Städten, welche an der Mündung ergiebiger Schächte großartige Werkstätten des Gewerbfleißes, regsames Handelsgetriebe, Stätten feinen Lebensgenusses und Brennpunkte höherer Bildung umschließen und durchflochten sind von einem dichten Netz von Schienenwegen, das den Forderungen des steigenden Verkehrs immer nur knapp genügt. Wohl fehlt es auch in dieser Welt fruchtbarster Arbeit nicht an Gegensätzen, deren Milderung Aufgabe der fortschreitenden Gesittung ist. Aber unverkennbar geht doch von diesem Bezirk ein wohltätiger Einfluß auf seine ganze Umgebung aus. Auch für sie mehrt sich die Gelegenheit der Arbeit, der Preis der Arbeit und die Möglichkeit, aus dem alten gedrückten Dasein sich zu einem behaglicheren Leben emporzuringen. Was weiter abgelegene Striche des Landes nur durch ferne Wanderungen der arbeitslustigen Leute, durch die Sachsengängerei, sich erringen können, das bietet dem ganzen Südosten Oberschlesiens in unmittelbarer Nähe der Aufschwung des Industriebezirks. Aber auch denen, die in ländlicher Arbeit verharren, sind allmählich bessere Tage angebrochen. Schon die Steigerung des Wertes der landwirt-

schaftlichen Erzeugnisse durch den wachsenden Bedarf der rasch zunehmenden Volkszahl des Bergwerks- und Hüttenreviers fiel zu gunsten des Landvolkes ins Gewicht, nicht minder das sich mehrende Verlangen nach Transportkräften für das Straßennetz abseits der Schienenwege. Trotz deren Vermehrung hob sich auch beständig das Fuhrwerksgewerbe, die sog. „Vecturanz". Endlich aber griff der Staat helfend ein in den Kampf des Volkes wider die natürlichen Schwierigkeiten des Landbaues. Die Drainage erhöhte in vielen Gemeinden, deren Boden früher unter stockender Nässe litt, den Ertrag. Die Einsicht in die Vorzüge einer sorgfältigeren, intensiveren Wirtschaft dringt allmählich von den Mustergütern der großen Grundherren und den Stätten des landwirtschaftlichen Unterrichts auch in die niederen Schichten der Bevölkerung. So geht es zweifellos auch fern von den Hauptbrennpunkten der Gesittung vorwärts mit der Hebung der Landeskultur in Oberschlesien. Wie gründlich haben die letzten 50 Jahre dies oft geschmähte und verhöhnte Land verändert! Den ungeheuren Fortschritt über das Elend der Zeiten des Hungertyphus hinweg muß jeder bewundernd anerkennen.

Am eindrucksvollsten wird er dem vor die Seele treten, der in den älteren Schriften über Oberschlesien dem vor 50, 60 Jahren aller Welt geläufigen Vergleiche mit Irland begegnet, einem Lande, dessen altheimische Bevölkerung wirtschaftlich und sittlich entkräftet, verarmt und dem Trunke ergeben, hoffnungslos ums Dasein rang gegen die Vormacht des reichen, herrschenden, fremdsprachigen Kulturvolkes, das die grüne Insel überwältigt und in Besitz genommen hatte. Dieser Vergleich Oberschlesiens mit Irland hatte ehemals eine gewisse Berechtigung. Aber wie verschieden haben sich seither die Geschicke beider Länder entwickelt! Irland hatte 1841 8175000 Einwohner; die Zählung von 1901 fand nur noch 4457000 vor. Die dem Pfluge unterworfene Fläche verminderte sich 1860—1901 von 1770580 auf 992020 ha. Die Mehrzahl der alteinheimischen Bevölkerung hat den Boden der Väter räumen und jenseits des Ozeans in den Proletarierviertelnamerikanischer Großstädte sich eine neue Heimat suchen müssen. Und das zurückgebliebene Landvolk lebt in einem durch die jüngsten agrarischen Gesetze nur wenig gemilderten Elend. Die Erbitterung gegen die harten Herren ist heute so unversöhnlich wie jemals. Noch immer ist die Berechtigung der verzweifelten Worte nicht völlig verschwunden, die 1833 einer der edelsten Söhne Englands, Charles Napier, niederschrieb, als er die Lage des Landvolkes unter dem Druck der Großgrundbesitzer einer griechischen Insel durch den Vergleich mit der keineswegs besseren Stellung englischer oder schottischer Pächter

beleuchtete.[1]) Er fuhr dann fort: „Was das Los der Iren anlangt, so will ich nicht sagen: sieh hin auf Irland! lieber, sieh nicht hin auf Irland! Sieh auf die Juden in Rußland, die Christen in der Türkei, die Schwarzen in Westindien und beachte die Wirkungen von Unrecht und Grausamkeit; aber sieh nicht auf Irland, oder Dir wird es vorkommen, die Welt sei befallen von der Läusesucht, und Irland sei der Herd dieser Krankheit; von ihm gehe das ekle Gewürm aus in der Gestalt der „absentees“ (der fern von ihren Gütern lebenden Großgrundbesitzer), auf der Erde herumkriechend zum Ekel für anständige Gesinnung, zur Empörung für gesunden Verstand. Oh nein! sieh nicht auf Irland!“

Mit wie anderem Gefühl kann der Preuße des Landes gedenken, das früher oft mit der unglücklichen Insel verglichen wurde! Es gibt kein schöneres Beispiel dessen, was „Verstand und Redlichkeit“, was treue landesväterliche Fürsorge und ernste Arbeit aus einem lange verwahrlosten Lande in einigen Jahrzehnten machen können. Der Engländer muß noch heute, wenn er ausnahmsweise einmal ehrlich vor seiner Tür kehrt, den Fremden bitten: „Oh no, look not at Ireland!“ Wir Preußen rufen stolz: „Sieh hin auf Oberschlesien!“

---

1) Charles James Napier, The colonies, treating of their value generally — of the Jonian Islands in particular. London 1833. S. 298—300.

Gliederung Oberschlesiens.

Divide et impera.

Der Versuch einer natürlichen Einteilung Oberschlesiens kann sich nur auf die geologischen Verhältnisse gründen. Denn über die ganze Ausgestaltung des Natur- und Kulturbildes, über Wohl und Wehe des Landes führt bei der Geringfügigkeit der klimatischen Unterschiede die Bodenbeschaffenheit und das Auftreten unterirdischer Schätze die entscheidende Stimme.

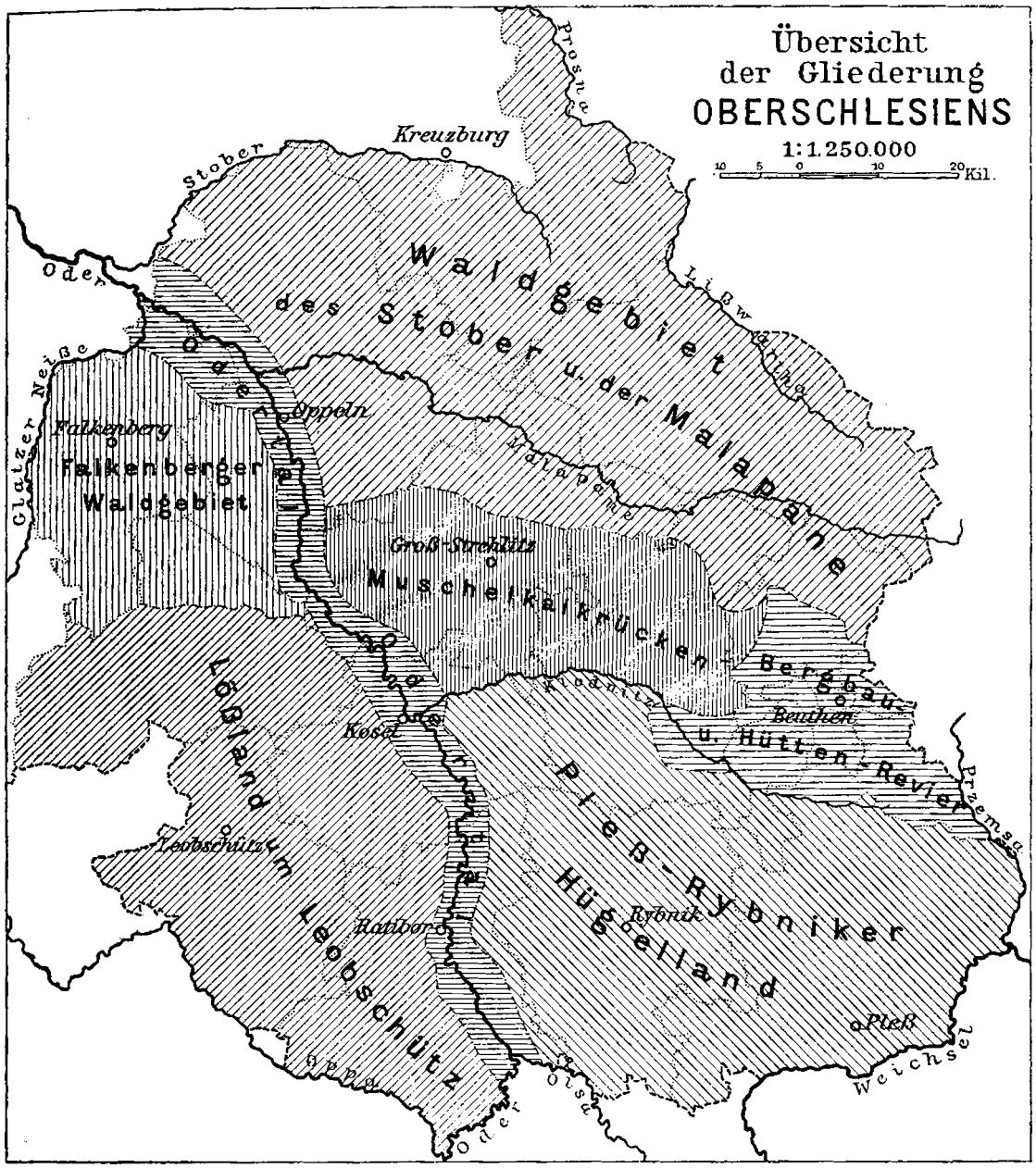
Das Odertal scheidet zwei wesentlich verschiedene Teile des Landes und bildet zwischen ihnen einen Landstreifen von selbständigem Charakter, der von dem mächtigen Strome die Gesetze seines Lebens empfängt.

Westlich von der Oder sondert sich von dem fruchtbaren Lößland, das vor dem Fuß der Vorhöhen der Sudeten sich ausbreitet, ein nördlicherer vorwiegend von Diluvialsand beherrschter waldreicher Landstrich, der aus dem Kreise Falkenberg nach dem Westen des Kreises Oppeln und dem Norden des Kreises Neustadt herüberreicht. Das Zülzer Wasser und die untere Hotzenplotz fließen eine Strecke weit auf der Grenze zwischen beiden.

Zur Rechten der Oder bezeichnet der landschaftlich recht bestimmt hervortretende Südrand des Muschelkalkrückens das Südende des Trias- und Juragebietes, das in wenig wechselndem Landschaftscharakter den Nordosten Oberschlesiens bis an die Prosna erfüllt und nur in einzelnen Inseln das flachlagernde Grundgebirge hervortreten läßt aus der Decke des großenteils sandigen Diluviums. Es ist das Nordende der Oberschlesischen Platte, welche bestimmter, als es früher (I 131) dargestellt ward, sich abhebt von dem erst jenseits der Weide-Niederung beginnenden schlesischen Landrücken.

Im Süden des Muschelkalkrückens liegt, den ganzen Südosten des Landes einnehmend, das große Kohlenbecken Oberschlesiens. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts unterschied sich seine Bodennutzung, sein ganzer Siedelungs- und Kulturzustand wenig von dem des nördlicheren Waldlandes. Erst die neueste Zeit hat begonnen die unterirdischen Schätze tatkräftig zu verwerten und hat den früher verhüllten Unterschied des Grundgebirges zur Geltung gebracht in einer vollständigen Umgestaltung des Aussehens und des wirtschaftlichen

Lebens großer Teile des Kohlenreviers. Übrigens ist die Trennung des Triaslandes vom Karbongebiete keine völlig scharfe. Inseln der Triasbildungen treten noch auf der Oberfläche des Kohlenbeckens auf, und namentlich erstreckt sich das erzreiche Muschelkalkgebirge des Tarnowitzer Plateaus südwärts bis in die Gegend von Beuthen



Gliederung Oberschlesiens.

und Kattowitz, das Kohlengebirge weithin überlagernd. Da gerade diese Vereinigung der Kohlenlager der Tiefe und der Erze der darüber gebreiteten Trias von grundlegender Bedeutung ist für die Blüte der oberschlesischen Industrie, wird es unvermeidlich sein, bei ihrer zusammenhängenden Darstellung die Erzlagerstätten des Muschelkalkes in unmittelbarem Zusammenhange mit den Kohlenfeldern zu behandeln.

Der Südosten Oberschlesiens.

Das Kohlenbecken.

Ich weis das höfflichste Bergwerck,
ist fündig vberreich,
Andere ym kreis der welde
müssen alle diesem weich.
Zwickauer Bergreihen 1531.

Die Ausdehnung des oberschlesischen Kohlenbeckens ist nur mit annähernder Genauigkeit bestimmbar, da seine Schichten nur ausnahmsweise frei zu Tage liegen, großenteils verhüllt sind von jüngeren Ablagerungen. Nicht überall ist die Begrenzung der großen Kohlenmulde gekennzeichnet durch das randliche Herausheben der älteren Gesteine, namentlich des sog. Kulm, der unproduktiven unteren Abteilung der Kohlenformation. Landschaftlich bedeutsam und augenfällig ist nur ein kleines Stück des Beckenrandes: das Ostende des Sudetengebietes an der Landecke. An dem Steilabbruch, dessen Fuß die Oder gegenüber der Ostrawitzamündung bespült, steht man auf dem äußersten umgekrempten Rande der bei der Hebung des Gebirges mit emporgeschleppten Kohlenflöze. An der Wand, von deren Höhe man das Ostrauer Industrierevier überblickt, soweit der Qualm seiner Hüttenwerke es gestattet, sieht man die Flöze in umgekehrter Folge, die älteren zu oberst, einschießen in den Schoß des Berges; wenig westlicher stehen schon Kulmbänke an. Es gelang nachzuweisen, daß das produktive Karbon mit ihnen in ungleichsinniger Lagerung zusammentrifft. Dies kleine (kaum 10 qkm), durch steile Schichtenstellung ausgezeichnete Bergbaugebiet bei Hultschin ist vielleicht der einzige links der Oder liegende Teil des ganzen Kohlenreviers. Die Hoffnung, weiter nördlich auf der linken Talseite noch Kohle zu finden, ist gering, wenn auch die nördlich vom Hultschiner Ländchen als Inseln aus dem Diluvium emportauchenden Kulmvorkommen bei Katscher, Bauerwitz und Oberglogau vom Strome erheblich entfernt bleiben, und der von ihnen angedeutete hohe Gürtel des Kulmrandes erst unterhalb Kosel unter der Oder hindurchzugehen scheint. Auf dem rechten Stromufer tritt seine Fortsetzung längs des

Randes der Muschelkalkplatte nur sehr vereinzelt zu Tage: bei Oberwitz und Zyrowa vor dem Westfuß des Annaberges, im Schloßberg von Tost und bei Schieroth. Weiter östlich bei Kozlowagora und Neudeck hat der Bergbau unter dem Schleier der Triasdecke die Heraushebung der flözführenden Schichten aufgespürt, ein deutliches Anzeichen für die Nähe des Beckenrandes. Schon jenseits von ihm liegen die Devonvorkommen von Dziewki bei Siewierz und von Klucze an der Weißen Przemsa, auch das von Dembnik inmitten des Kohlenkalkes von Krzeszowice, des unmittelbaren Liegenden des produktiven Kohlengebirges. Auf dem nördlichen Ufer der Weichsel steht die Bohrung von Rozkochow, welche Steinkohlengebirge unter dem Diluvium antraf, sicher nahe an der Grenze des Beckens, dessen Südostrand bei Grojec im Süden von Oswiencim an dem bestimmten nördlichen Einfallen der erbohrten Flöze mit Wahrscheinlichkeit sich verrät.

Im Süden fehlt anscheinend ein Rand älterer Gesteine. Dort bildet der Saum der Beskiden, deren Falten das Kohlengebiet überwallen, wenigstens für die Hoffnung auf Ausbeutung eine entschiedene Grenze. Sicherlich wird die Erfahrung allmählich diese Schranken der Verbreitung nutzbarer Kohlenflöze an einzelnen Stellen noch enger ziehen. Namentlich im Westen wird vielleicht die Linie von Tost nach der Landecke von Kohlenvorkommen nirgends überschritten. Das ganze Gebiet, in welchem man Steinkohle unter dem Boden zu erwarten berechtigt ist, ward von Runge auf 5600 qkm angeschlagen, von denen etwa 600 auf Rußland, 1000 auf Österreich, 4000 auf Preußen entfallen. Gerade die wertvollsten Glieder der Schichtenfolge, die sog. Sattelflöze, liegen fast ganz auf preußischem Gebiete. Nasse gibt bei engerer Grenzführung dem preußischen Anteil eine Fläche von 3615 qkm.

Für die Schätzung der Kohlenmengen, die das oberschlesische Becken enthält, hatte man lange nur schwache Anhaltspunkte. Erst neuerdings ward eine tiefer dringende Einsicht in die Mächtigkeit und den Bau seiner Ablagerungen gewonnen. Der Bergbau blieb von diesem Ziele lange weit entfernt. Er drang selten mehr als 300 m tief ein. Der Bergbau war also hier bis vor kurzem noch immer erst beschäftigt, den Rahm abzuschöpfen. Aber bereits entrollt sich das Zukunftsbild der allmählich nach Fläche und Tiefe weiter um sich greifenden Ausbeutung. Welche Hoffnungen dem Bergbau noch winken, das ist eine Frage, die nicht nur für die Voraussicht in ferne Zukunft wichtig ist, sondern schon gegenwärtig für das Streben derjenigen, welche mancher vorläufig noch ärmlich und unentwickelt

erscheinenden Gegend einen Anteil des Bergsegens zu sichern wünschen. Das Bergrecht begünstigt den glücklichen Finder. So machte sich ein Wetteifer geltend, Kohlenlager zu muten, sich Rechtsansprüche auf Schätze der Tiefe zu sichern. Auch der Staat konnte diesem Wettbewerb unmöglich fern bleiben. Er hat namentlich seit 1889 durch eifrige Bohrungen bedeutende Erfolge in der Erforschung der Kohlenlager erzielt, unterstützt durch die vervollkommnete Bohrtechnik. An die Stelle der Meißelbohrungen trat die Arbeit mit Diamantkronen, die nicht nur zermalmtes Gesteinspulver, sondern ganze Bohrkerne zu Tage förderten mit wohlerhaltenen Proben der Fossilführung, Anhaltspunkten für genauere Schlüsse über die Altersstellung der durchstoßenen Flöze. Auch in der klaren Erkennbarkeit der Schichtung, des Streichens und Fallens der Flöze lag ein bedeutender Wert dieser Bohrkerne: ein Schutz vor Täuschungen über die Mächtigkeit der Flöze und ihrer Zwischenmittel, ein Anhalt für die Erkennung der in der Tiefe vorhandenen Störungen der Lagerung. Solange der Wettkampf der Kohlensucher, der einzelnen Kapitalisten und anderseits des Fiskus, währte, war Geheimhaltung der Bohrergebnisse üblich. Der Spruch: „Wissen ist Macht“ kam hier als Verschärfung des Konkurrenzkampfes zur Geltung.

Seit 1895 aber liegt der Öffentlichkeit das amtliche Werk von Th. Ebert vor,[1]) welches ein zusammenhängendes Bild der Kenntnis bietet, welche mehr als 100, meist vom Staate angelegte Bohrlöcher von dem innern Bau der Westhälfte des preußischen Beckenanteils erschlossen haben. Unter diesen Bohrungen befindet sich das tiefste Bohrloch der Welt: Paruschowitz V, bis 2003 m hinabdringend unter die Oberfläche. Die Arbeit des auf 13 707 kg Gewicht angewachsenen Bohrzeuges ward im Interesse von Temperaturbeobachtungen (Wärmezunahme von 12,1 bis 69,3° C; geotherm. Tiefenstufe 34,3 m) unterbrochen, und nur ein unglücklicher Zufall bei der Wiederaufnahme der Arbeit, ein seitliches Abweichen des oberen Endes des abgerissenen Gestänges aus der Seele des Bohrloches, vereitelte die gehegten Hoffnungen auf noch wesentlich tieferes Eindringen. Die Kosten dieses Bohrloches waren trotz des Verlustes zweier Diamantkronen und einer bedeutenden Länge von Röhren und Gestänge mäßig (37,5 Mk. auf 1 m; 75 225 Mk.). Mit lebhaftem Interesse wird jeder den Bericht des Leiters, Bergrat Köbrich, über diese großartige

1) Die stratigraphischen Ergebnisse der neueren Tiefbohrungen im oberschlesischen Steinkohlengebirge. Abhandlungen der Preußischen Geologischen Landesanstalt. N. F. Heft 19. 1895.

Leistung der Tiefbohrkunst lesen.[1]) Nächst dem ebengenannten Bohrloch erreicht das bei Knurow, Kreis Rybnik, die ansehnliche Tiefe von 1352 m.

Auf Grund der zahlreichen, sorgfältig aufgenommenen Bohrprofile konnte man nun zuversichtlicher der Aufgabe der Gliederung der Schichtenfolge des produktiven Karbons nahetreten. Im Anschluß an die wichtigen Forschungen von Dionys Stur (1878), welche vom österreichischen Beckenanteil ausgehend auch auf preußisches Gebiet erfolgreich übergriffen, unterscheidet man jetzt allgemein drei Hauptstufen. Für die mittelste, deren Schichtenwölbung der Bergbau des Klodnitztales besonders früh und nachdrücklich in Angriff genommen hatte, blieb der Name der Sattelflöze üblich. Dagegen gingen für die untere und obere Abteilung die Benennungen der einzelnen Forscher auseinander, je nachdem sie örtliche Bezeichnungen bald aus dem oberschlesischen, bald aus anderen früher erforschten Kohlenbecken aufgriffen oder bei der Namenswahl sich von den Lagerungsverhältnissen und der räumlichen Verteilung dieser Schichtengruppen innerhalb des oberschlesischen Kohlengebietes leiten ließen. In aufsteigender, vom Älteren zum Jüngeren fortschreitender Folge nannten die verschiedenen Geologen diese drei Stufen folgendermaßen:[2])

Stur	Ebert	Gaebler	Michael
1. Ostrauer Schichten	Rybniker Sch.	Ostrauer oder Rybniker Sch.	Randgruppe
2.	Sattelflözgruppe	Sattelflözgruppe	Sattelgruppe
3. Dombrau-Orlauer u. Karwiner Sch.	Orzescher Sch.	Orzescher oder Schatzlarer Sch.	Muldengruppe

Für die spezielle Scheidung dieser Stufen und für die Verfolgung wichtiger Flöze durch weite Strecken des Kohlenbeckens hat besonders Bedeutendes der Oberbergamts-Markscheider Carl Gaebler geleistet, der seit vierzig Jahren in diese Studien vertieft die genaueste Vertrautheit mit den Lagerungsverhältnissen sich erworben hat. Als Vorarbeiten für die nun dem Erscheinen nahe Flözkarte des Kohlenreviers hat er eine Reihe wichtiger Einzeldarstellungen erscheinen lassen. Besondere Aufmerksamkeit wendet er den Verjüngungsverhältnissen der Schichten zu. Dieselben Schichten behalten nicht

1) Ztschr. d. oberschles. Berg- u. Hüttenm. Ver. XXXV. 1896, 229—233.

2) Die Geschichte der Forschung nun mit vollständiger Übersicht der Literatur bei R. Michael, Die Gliederung der oberschlesischen Steinkohlenformation. Jahrb. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt f. 1901. Berlin 1902. XXII, 317—340.

überall gleiche Mächtigkeit, sondern schwinden in einer bestimmten Richtung zu schmächtigerer Entwickelung zusammen. Nur bei sorgfältiger Beachtung dieser Veränderung, die oft mit dem Zusammenschießen mehrerer Flöze zur Bildung eines einzigen verbunden ist, vermag man die Flöze weit getrennter Gruben in zutreffender Weise zueinander in Beziehung zu setzen. So entspricht den Rybniker Schichten, die in 4100 m Gebirgsmächtigkeit unter 185 Kohlenbänken 61 bauwürdige Flöze mit 63 m Kohlenmächtigkeit einschließen, am Nordostrand des Beckens bei Golonog in Polen nur ein Schichtenverband von 500 m Gesamtmächtigkeit mit 5 bauwürdigen Flözen von zusammen 7 m Dicke. Wie diese unterste Abteilung eine beträchtliche Verjüngung von Südwest nach Nordost hin erleidet, schwinden auch die Sattelflöze von Zabrze (260 m, 7 bauwürdige Flöze, 26 m Kohle) nach Osten so zusammen, daß sie 30 km östlicher bei Zagorze nur 17 m Gesamtmächtigkeit mit 14 m Kohle aufweisen; die 7 Flöze sind zu einem zusammengewachsen. Für das oberste Glied, die Orzescher Schichten, deren Mächtigkeit auf 2500 m angeschlagen wird, sind die Verjüngungsverhältnisse noch nicht so genau untersucht. Jedenfalls ist dieser Wechsel in der Mächtigkeit derselben Schichten bedeutsam für das Verständnis der Bildung der Kohlenlager. Gaebler sieht in der Gegend größter Mächtigkeit die Örtlichkeit der Einschwemmung der Sinkstoffe in das Becken, in dem Bereich geringster Mächtigkeit das fernste Ziel des Transports der zum Niederschlag gelangenden Stoffe.[1])

Natürlich ist nicht in allen Teilen des Beckens die Gesamtheit der Schichtenfolge vertreten. Das folgt schon aus der Beckenform der Ablagerung. Noch mehr aber macht sich im Sinne einer Beschränkung der Schichtenentwickelung die Tatsache geltend, daß das Steinkohlengebirge, bevor sich die Tertiärdecke schützend darüber breitete, lange Zeiträume hindurch der Zerstörung durch atmosphärische Einwirkungen unterworfen war, die ganz so wie in der Gegenwart sich vollzogen in der Gestalt der Erosion und der Denudation. Könnten wir heute die ganze Hülle jüngerer Schichten hinwegheben von der Oberfläche des Karbons, so würden wir diese gefurcht sehen von einem ganzen System von Erosionstälern, welche von Tertiär und Diluvium wieder zugeschüttet und durch Herstellung einer ebenen Oberfläche unkenntlich gemacht worden sind. Nur die Vergleichung benachbarter Bohrprofile entschleiert gelegentlich solche Talfurchen

1) Zeitschr. f. Berg-, Hütten- u. Salinenwesen. XLIV. 1896, 102—146, 465—572. XLVIII. 1900, 71—104.

der alten Landoberfläche. Vier Kilometer südlich von Orzesche durchsank das Bohrloch bei Zawisz bis 65 m Diluvium, bis 654 m Tiefe (— 400 NN, d. h. unter Normal-Null) Tertiär, ohne noch dessen Sohle zu erreichen; und kaum 2 km nördlich vom Ort steht der Kohlensandstein in ansehnlichen Hügeln (+ 360 m NN) zu Tage. Ebenso lehren die Bohrungen, daß bei Pilchowitz und Nieborowitz die ganze Trias und ein Teil des Karbons von einem 400 m tiefen Talzug durchschnitten sind, den unter der Decke von Tertiär und Diluvium niemand ahnen würde. Von dem Zusammenhange und der Verzweigung dieser verschütteten Erosionstäler wird künftig eine amtliche Karte der vortertiären Landoberfläche eine volle Darstellung geben. Eine erste sehr dankenswerte Übersicht hat Gaebler geboten.[1])

Aber so gewaltig diese verschütteten Erosionstäler sind, viel bedeutender war doch die Massenbewegung, welche die Denudation, die allgemeine Abtragung des Landes durch die Einwirkung der Kräfte der Atmosphäre in langen, weit hinter uns liegenden Zeiträumen zu stande brachte. Auf weiten Flächen wurden mächtige Schichten zerstört, bisweilen Ablagerungen von mehreren hundert Metern Dicke wieder abgetragen.

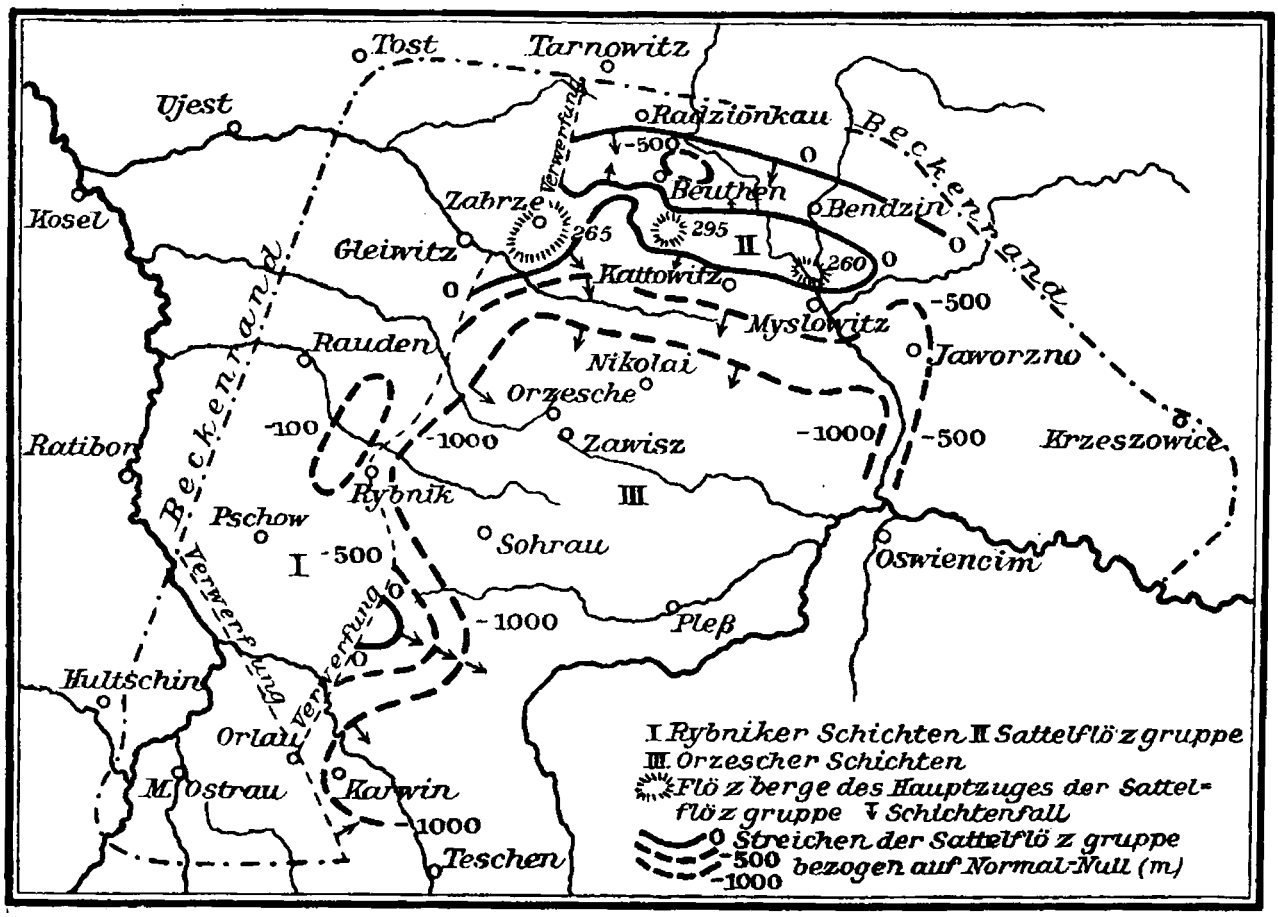
Auf die Erfolge dieser Zerstörungen übten nun die Lagerungsverhältnisse einen sehr maßgebenden Einfluß aus. Die Kohlenmulde Oberschlesiens ist kein ganz einfach gebautes Becken mit beständigem Einfallen der Schichten gegen die Beckenmitte. Vielmehr sind innerhalb der ziemlich flachen Ablagerungen vielfach Aufwölbungen (Sättel)[2]) entstanden, welche — wenn sie in ansehnlicher Erstreckung dem Rande des Beckens parallel streichen — randliche Mulden von der Hauptmulde der Beckenmitte abtrennen. Während die Hauptmulde, deren Mittelpunkt etwa auf Lazisk bei Nikolai fällt, die jüngsten Glieder der ganzen Folge (Orzescher Schichten) am vollkommensten entwickelt und erhalten zeigt, sind diese auf den Sätteln mehr oder weniger vollständig wieder abgetragen worden, an vielen Teilen des Beckenrandes vielleicht überhaupt nie vorhanden gewesen. So kommt es, daß im nördlichen Teile des oberschlesischen Kohlengebietes die wichtigste dieser Sattelbildungen unmittelbar unter dem Boden sofort die besonders ergiebige, durch mächtige Flöze aus-

---

1) Die Oberfläche des Oberschlesischen Steinkohlengebirges. Ztschr. f. prakt. Geologie. 1897, 401—409. Danach Fr. Frech, Geogr. Zeitschr. 1902. Tafel 15.

2) Im Gegensatz zu der Anwendung des Ausdrucks Sattel für eine Einsenkung einer Kammlinie braucht die Bergmannssprache dasselbe Wort im Sinne einer Aufwölbung der Schichten.

gezeichnete mittlere Abteilung (die Gruppe der Sattelflöze) der Ausbeutung darbietet. Deshalb ruht jetzt und noch für eine lange Zukunft der Schwerpunkt der Kohlengewinnung und der Hüttenindustrie Oberschlesiens in diesem 7—12 km breiten von Zabrze 30 km weit ostwärts bis auf russisches Gebiet fortsetzenden Zuge der Sattelflöze. Er besteht nicht aus einer einförmig fortstreichenden langen Erhebungsfalte des Kohlengebirges, sondern aus vier (nicht im Relief der Landschaft, sondern nur im Schichtenbau sich geltend



Schichtenbau des oberschlesischen Steinkohlenbeckens. 1 : 1 000 000.
Nach Seeliger in Frechs Lethaea.

machenden) Flözbergen, deren von der ebenen Landoberfläche abgeschnittene Scheitel sich einst an den Stellen emporwölbten, wo heute Zabrze, der Südteil von Königshütte, die Hohenlohehütte und der Doppelort Rosdzin-Schoppinitz ihre Häuserschwärme entfalten. Um jede dieser vier Flächen stehen ringförmig nach außen abfallend, gleich den äußeren Schalen einer Zwiebel, die ein flach geführter Schnitt zerteilt hat, die obersten vorhandenen Flöze an, während mitten, gerade unter den genannten Ortschaften, die vollständig erhaltenen tieferen Flöze in leicht vom Bergbau zu erreichen-

der Lage den flachen Scheitel ihrer Wölbung ausspannen. Nach Norden fallen von allen vier Flözbergen die Schichten hinab in die von der Beuthener Trias erfüllte Randmulde, um an deren nördlichem Gegenflügel (bei Radzionkau) wieder näher gegen die Landoberfläche sich emporzuheben. Südwärts aber fallen die Sattelflöze ab gegen die Mitte der Hauptmulde und verschwinden unter der mächtigen Überlagerung der gesamten jüngeren Karbonglieder.

Außer der Zusammenschiebung der Schichten des Kohlengebirges zu derartigen Sätteln, die in schwächerer Entwickelung anscheinend auch in der Nähe anderer Teile des Beckenrandes noch wiederkehren können, haben auch gewaltige Verwerfungen störend in die Lagerung des oberschlesischen Kohlenbeckens eingegriffen. Sie sind bisweilen bedeutend genug, um das Erkennen des ursprünglichen Zusammenhanges der Schichten erheblich zu erschweren. Das gilt namentlich von der großen Hauptverwerfung, welche zuerst auf österreichischem Boden bemerkt wurde als Grenze zwischen dem Ostrauer und dem in gleicher Höhenlage von viel jüngeren Schichten eingenommenen Karwiner Steinkohlenrevier. Dort ist bei Orlau — nach Gaeblers Rechnung — ein Verwurf von 2—3000 m Sprunghöhe vorhanden. In ihm scheinen zwei Verwerfungen sich zu vereinen, die auf dem nördlichen Gebiete gesondert auftreten:

1. die nordwestlich gerichtete, welche den Zug des Odertales beim Durchschnitt durch das Kohlenbecken vorgezeichnet hat,

2. eine nördlich gekehrte, die mit 1600 m Sprunghöhe über Mschanna südöstlich von Loslau nach Rybnik, endlich über Stein bis auf die Ostseite von Gleiwitz sich verfolgen läßt.

Zu beiden Seiten der Verwerfung liegen Schichten hart aneinander, welche nach der Altersfolge durch einen Höhenunterschied von 1600 m getrennt sein sollten. Und doch ist von diesem Bruch im Relief der Landschaft keine Spur verblieben; das westlichere Gebiet, welches höher liegen sollte, ward auf das gleiche Niveau abgetragen wie die östliche Nachbarschaft und die Trennungslinie dann ohne Schwierigkeit durch die Auflagerung jüngerer Gebilde verhüllt.

Einige der soeben hervorgehobenen Tatsachen greifen bereits in die natürlichen Bedingungen des Bergbaubetriebes im oberschlesischen Kohlenbecken ein. In erster Linie fällt für ihn vorteilhaft ins Gewicht die im allgemeinen ziemlich geringe Mächtigkeit des Deckgebirges, das die Kohlenlager verhüllt. Nur ausnahmsweise treten diese frei zu Tage: so an der Landecke bei Hultschin, in Talfurchen zwischen Pschow und Rybnik, im Höhenzuge des Kohlensandsteines bei Orzesche (von Czerwionka bis Nikolai) und auf besonders ausgedehnten

Strecken des Sattelflözzuges und der seinen Südhang eindeckenden Schichten zu beiden Seiten der Bahnlinie von Zabrze bis Myslowitz. Diese Flächen anstehenden Kohlengebirges, welche im preußischen Beckenanteil nur 170 qkm (im polnischen 16, im mährischen 48 qkm) messen, sind natürlich bevorzugte Sitze der Bergbautätigkeit geworden, die von ihnen aus erst allmählich vordrang in die viel ausgedehnteren Striche, in denen die Kohlenformation unter einer Decke jüngerer Auflagerungen aufzusuchen war. Zunächst breitet sich über den nördlichen Teil des Kohlenbeckens in ansehnlicher, oft 100 m erreichender oder selbst übersteigender Mächtigkeit die untere und mittlere Trias aus (Buntsandstein und Muschelkalk). Sie ist in festem Zusammenhange nachgewiesen bis gegen Laband, Zabrze, das Nordende von Königshütte, Siemianowitz. Daß diese Triasdecke ursprünglich noch viel weiter südwärts reichte, beweisen inselartige Reste, welche bald zufällig bei Bohrungen in der Tiefe angetroffen werden (so unweit Rybnik), bald frei zu Tage treten und dann das einförmige Landschaftsbild etwas beleben, wie die Clemenshöhe bei Lendzin (nördlich von Berun) und die Hügel, nach denen Chelm benannt ist. Während die Gesteine dieser Triasschichten meist ziemlich fest sind und nur bisweilen durch die Reichlichkeit ihrer Wasserführung dem Kohlenbergbau besondere technische Aufgaben stellen, bereiten ihm viel ernstere Schwierigkeiten die losen jüngeren Gebilde des Tertiärs und des Diluviums. Sie sind mit Ausnahme der wenigen Stellen, an denen das Kohlengebirge oder die Trias mit Höhenrücken frei herausragt oder durch Taleinschnitte entblößt ist, überall vorhanden in beträchtlicher, aber bei der Unebenheit der Oberfläche des Grundgebirges rasch wechselnder Mächtigkeit (durchschnittlich wohl 100 bis 150 m, oft 200 m, ausnahmsweise in der Ausfüllung alter Täler 4—500 m). So leicht die trocknen Sandanhäufungen, die Kalksteinlagen, die festen Tone und Lehme dieser jungen Ablagerungen für den Bergbau zu durchdringen sind, so ernstlich erschwert und bedroht ihn das Auftreten des „schwimmenden Gebirges“, der Kurzawka, des feinkörnigen ganz von Wasser durchdrungenen Sandes, der bald im Tertiär, bald im Diluvium vorkommt und durch seine Flüssigkeit das Abteufen der Schächte hemmt, gelegentlich auch unerwartet in die bei fortschreitender Erweiterung ihn entfesselnden Räume einer Bergwerksanlage einbricht und dann leicht den überraschten Arbeitern verhängnisvoll wird.

Natürlich meidet der Bergbau die Gegenden, in denen dieses junge Deckgebirge in bedenklicher Mächtigkeit entwickelt ist, und wendet sich mit Vorliebe den Punkten zu, an denen er schneller die

festen Bänke der älteren Formationen erreicht. Damit hängt es zusammen, daß von dem weiten Flächenraum des preußischen Anteils am oberschlesischen Kohlenbecken bedeutende Strecken noch unerschlossen liegen und der Kulturzustand seines südlichen Teiles, fast des ganzen Hügellandes der Kreise Pleß und Rybnik, trotz der in der Tiefe lagernden Kohlenschätze noch durchaus von den Erträgen der Land- und Forstwirtschaft abhängig und weit verschieden ist von dem Bilde des nördlich benachbarten Bergbau- und Industriebezirkes. Bei dieser Auswahl der vorteilhaftesten Stellen hatte der oberschlesische Kohlenbergbau bisher überall nur ein Deckgebirge von recht mäßiger Mächtigkeit zu durchdringen. Er kam mit Schächten von bescheidener Tiefe aus. Von 309 Schächten, welche 1896 im oberschlesischen Kohlenrevier gezählt wurden, waren nur 80 tiefer als 200, nur 21 tiefer als 300 m. Nur 4 Schächte waren zu größerer Teufe als 400 m hinabgetrieben: der Reckeschacht der Kleophasgrube 453 m, die Schächte Prittwitz und Mauwe der Heinitzgrube bei Roßberg 425 und 439 m. Am Edlerschacht der Gottes-Segengrube bei Neudorf, Kreis Kattowitz, war ein Abteufen bis 602 m im Werke. Die mittlere Tiefe der oberschlesischen Schächte betrug 148 m. Wieviel das für die Leichtigkeit und Billigkeit des Betriebes bedeutet, ist leicht zu ermessen, wenn man damit die Tiefen vergleicht, in welche anderwärts der Kohlenbergbau niederzusteigen hat.[1])

Bietet demnach das oberschlesische Kohlenbecken seine Schätze dem Bergbau in leicht erreichbarer Tiefe dar, so sind auch Zahl, Verbreitung, Mächtigkeit und Lagerungsweise der nutzbaren Flöze ungewöhnlich vorteilhaft. Allerdings war es eine kühne Überschätzung des Reichtums, wenn H. von Dechen 1873 in einer Gebirgsmächtigkeit von 3000 m hier 104 Flöze mit 155 m Kohle herausrechnete und danach den Inhalt des ganzen Beckens auf 275 Milliarden Tonnen anschlug, von denen ein Fünftel in weniger als 600 m Tiefe liegen

---

1) In Belgien betrug schon 1892 die durchschnittliche Tiefe der Förderschächte 610 m. Neuere Nachrichten geben den tiefsten belgischen Schächten folgende Zahlen: Grube Sainte Henriette bei Flenu unweit Mons 1200 m, Viviersschacht bei Gilly 1143 m, Viernoyschacht bei Anderlues 1006 m, Marchienne 950 m, Schacht St. André der Poirier-Grube bei Charleroi 945 m. Englands tiefste Gruben sind Pendleton (1058 m) und Ashton Moss (1024 m) bei Manchester, Astley Pit Dukinfield (960 m). Auch Zentralfrankreich hat Schächte von mehr als 600 m Tiefe (Montchanin bei Le Creuzot 701 m, Trenil bei St. Etienne 620 m, Höttinguer bei Epinac 610 m), desgleichen die meisten deutschen Becken (Camphausengrube bei Saarbrücken 700 m, Mariagrube in Höngen bei Aachen 701 m, Monopolgrube bei Kamen in Westfalen 773 m, Einigkeit bei Lugau in Sachsen 799 m, Friede und Concordia bei Ölsnitz 766 und 737 m. Auch Gruben des Ostrauer Reviers gehen bis 600 m Tiefe hinab.

sollte. Aber anderseits blieben die genaueren Erhebungen, welche das Oberbergamt Breslau 1890 vornehmen ließ, mit der Annahme eines Gesamtvorrates von 45 Milliarden Tonnen bis zu 1600 m Tiefe[1]) zweifellos weit hinter der Wirklichkeit zurück. Der Fortschritt der Kenntnis der Lagerungsverhältnisse hat Frech den Nachweis ermöglicht, daß mindestens 90 Milliarden metrischer Tonnen Kohle in bauwürdiger Lage der Ausbeutung harren.[2]) Ein kundiger Kritiker dieser Aufstellung rechnet bis 1000 m Tiefe 62, bis 1500 m 101, bis 2000 m 141 Milliarden Tonnen.[3]) Jedenfalls umschließt der Boden Oberschlesiens allein so viel fossilen Brennstoff, wie die Gesamtheit der Britischen Inseln und stellt alle kontinentalen Kohlenvorräte, selbst die des Ruhrbeckens, in Schatten. Wenn schon gegenwärtig die Wichtigkeit des oberschlesischen Kohlenreviers in raschem Steigen begriffen ist, muß man doch seine Zukunftsbedeutung als nahezu unermeßlich bezeichnen. Wenn die kleineren Lager Böhmens, Sachsens, die schwerlich noch 200 Jahre vorhalten, erschöpft sein werden und auch der Vorrat des Waldenburger Beckens in 2—300 Jahren zur Neige gehen dürfte, wird Oberschlesien der gewaltige Quell lebendiger Kraft für eine weite Umgebung bleiben, aus dem auch eine hochgesteigerte Volksdichte noch ein bis zwei Jahrtausende sich versorgen könnte. Alle drei Kaiserreiche, die auf seinem Boden zusammenstoßen, zumal aber das deutsche, haben in diesem Brennstoffvorrat einen auch für die kühnste Phantasie kaum voll zu würdigenden Schatz.

Für die Kohlengewinnung der Gegenwart sind in erster Linie die besonders genau bekannten Verhältnisse der Sattelflöze entscheidend. In ihrem Hauptzuge, in welchem die meisten und die wichtigsten Schächte Oberschlesiens niedergehen, trennen taube Gesteinsmittel von mäßiger Mächtigkeit (meist 10—30, nur in einem Falle 50—70 m) 5 Flöze von bedeutender Stärke (2—6 m), welche nach Osten hin durch starkes Zusammenschwinden der unproduktiven Zwischenlagen zusammenschießen zur Bildung von Flözen von der ungeheuren Mächtigkeit von 9—12 m; bei Dombrowa in Polen erreicht schließlich das einzige dort vorhandene Flöz 19 m Dicke. Zur Würdigung dieses Sachverhalts ist zu merken, daß für den Abbau

1) R. Nasse, Die Kohlenvorräte der europäischen Staaten und deren Erschöpfung. Berlin 1893, 24—28. 34.

2) Wann sind unsere Steinkohlenlager erschöpft? Ztschr. f. Sozialwiss. II. 175 bis 199, bes. S. 190—192.

3) Ztschr. f. Berg-, Hütten- u. Salinenw. 1900 S. 89 (dazu Frech, Schles. Zeitg. 1900 Nr. 1795. 11. Nov.).

ein Verhältnis der Kohle zum Gestein wie 1 : 5 oder 1 : 6 als besonders günstig gilt und eine Flözstärke von 2—4 m die willkommenste ist. Schwellen die Flöze zu ungewöhnlich großer Mächtigkeit an, dann kann der Abbau nur mit bedeutendem Verlust stehenbleibender Kohlenpfeiler und mit starkem Holzverbrauch für die Zimmerung betrieben werden, wenn nicht die Sicherheit der Arbeiter gefährdet werden soll. Anderseits verschiebt bei allzu schmächtigen Flözen sich rasch das Verhältnis der auszuräumenden Gesteinsmassen und der gewinnbaren Kohle in ungünstiger Weise. Es ist deshalb von ungemeiner Wichtigkeit, daß der oberschlesische Kohlenbergbau in dem für seinen gegenwärtigen Betrieb wichtigsten Gebiete nur mit Flözen von besonders günstigen Dimensionen zu rechnen hat. Mit Flözen von weniger als 2 m Stärke befaßt er sich nur ausnahmsweise, während in anderen Bergbaurevieren noch solche von 0,50—1 m Stärke abgebaut werden. Nur im Hultschiner Bergbaurevier ermöglicht die steile Schichtenstellung auch den lohnenden Abbau von Flözen geringerer Mächtigkeit (bis 0,80 m).

So aus dem Vollen schöpfend wird der Bergbau Oberschlesiens auch beim Verfolgen der Kohlenbänke durch die Lagerungsverhältnisse fast überall begünstigt. Nur das kleine Hultschiner Revier zeigt steil aufgerichtete und häufig verworfene Flöze. Sonst aber pflegen die Schichten des oberschlesischen Beckens nur mäßige oder schwache Neigung (in der Regel nicht über 10—15°) zu zeigen und weithin gleichförmig auszuhalten. Verwerfungen sind wohl allgemein verbreitet, aber selten von ernstlich störender Großartigkeit. Im Sattelflözzuge fallen sie sogar günstig für den Erfolg des Bergbaues ins Gewicht. Sie wirken dort ausgleichend auf die von der Gebirgsfaltung hervorgerufenen Höhenunterschiede von Sätteln und Mulden. Eine Bank, welche nach den Neigungsverhältnissen, die sie nahe an dem Scheitel eines Sattels zeigt, in der benachbarten Mulde erst in bedeutender Tiefe zu erwarten wäre, ist dort durch die Wirkung nachfolgender Verwerfungen höher emporgerückt und leichter für den Abbau erreichbar.

Das Gesamtergebnis dieser Reihe günstiger natürlicher Bedingungen des Kohlenbergbaus ist eine überraschend bedeutende Steigerung des Arbeitserfolges. Während im Durchschnitt der Jahre 1891 bis 1900 der einzelne Bergmann im westfälischen Kohlenrevier eine Jahresförderung von 275 Tonnen aufweist, im Saarbrückener 228, im niederschlesischen Bergrevier 223, im sächsischen noch weniger, vermochte gleichzeitig der oberschlesische Bergarbeiter im Jahre durchschnittlich 348 Tonnen Kohle zu Tage zu bringen. Dieser Vorsprung

fällt schwer ins Gewicht für den scharfen Kampf des Wettbewerbs, den die oberschlesische Kohle auf dem Weltmarkt mit dem Erzeugnis anderer Lagerstätten zu bestehen hat.

In diesem Kampfe kann Oberschlesien sich auch auf die Vortrefflichkeit seiner Kohle berufen, namentlich auf deren Reinheit. Der Aschengehalt beträgt meist weniger als 5 %, demgemäß ist auch das Gewicht der Kohle gering. Dagegen fiel bald nach der Eröffnung der oberschlesischen Schächte ein Umstand auf, der für ihre Wertschätzung im Dienste des Eisenhüttenbetriebs eine beschränkende Bedeutung haben konnte. Man stieß zunächst — mit Ausnahme des Hultschiner und Ostrauer Reviers — überall nur auf magere (kohlenstoffreiche, bitumenarme) Kohlen, die im Feuer nicht schmelzend zusammenbacken, nicht über dem Eisen zu einem festschließenden, die Hitzewirkung steigernden Gewölbe sich verkitten wollten. Erst als der Bergbau in die tiefer liegenden Flöze der Sattelgruppe hinabstieg, entdeckte man, zuerst in der Königin Luise-Grube zu Zabrze, gute Backkohlen, später an anderen Punkten der Nachbarschaft, auch vereinzelt in den Gruben bei Rybnik und bei Orzesche. Aber im allgemeinen herrscht in Oberschlesien eine magere, zur Koksbereitung nicht recht geeignete Hausbrandkohle durchaus vor, und die Gruben, welche über einige Flöze mit Backkohle verfügen, nehmen dadurch eine Vorzugsstellung ein. Auch heute scharen trotz aller Anstrengungen der Technik, für die Koksbereitung auch magere Kohle wenigstens nebenbei mit zu verwerten, die großen Koksanstalten, in denen auch der Gewinnung der Nebenerzeugnisse (Teer, Ammoniak, Benzol) hohe Sorgfalt zugewendet wird, am dichtesten sich um Zabrze. Die fortschreitende Ausbeutung des Sattelflözzuges führte zu der Erkenntnis, daß mit dem Zusammenschwinden seiner tauben Zwischenmittel gegen Osten hin die Kohle immer magerer wird, und Flöze, die bei Zabrze backende Kohle liefern, die Backfähigkeit im Fortschreiten nach Osten schnell einbüßen. Der äußerste Osten des schlesischen und der ganze russische Anteil des Sattelflözzuges haben gar keine Backkohle.

Mit dieser Armut Preußisch-Oberschlesiens an fetten, viel Bitumen und flüchtige Stoffe führenden Kohlen hängt indes, ebenso wie mit der geringen Tiefe der dortigen Schächte, ein besonderer Vorzug seines bisherigen Bergbaubetriebes zusammen: das völlige Fehlen schlagender Wetter, die im Ostrauer und im Westfälischen Kohlenbezirk wiederholt so verhängnisvolle Katastrophen herbeiführten. Denkt man nur zurück an die Opfer, welche der 24. Juni 1884 in Polnisch-Ostrau, der 14. Juni 1894 in Karwin dahinraffte (235 Tote!), so

atmet man auf bei dem Bewußtsein der Zuversicht, daß die Arbeiterheere, welche Oberschlesiens Gruben beleben, vor dieser schwersten Gefahr des Berufes durch die Natur ihres Arbeitsfeldes bisher bewahrt geblieben sind.

So oft hier ein Unfall die Teilnahme bis in weite Ferne wach rief, handelte es sich um andere, bei aufmerksamer Vorsicht nicht so unvermeidliche Feinde des Bergmanns, meist um die giftigen Schwaden, mit denen Grubenbrände die Räume von Bergwerken erfüllen. Solche Brände ruft nicht nur Böswilligkeit oder Mangel an Vorsicht gelegentlich hervor; sie können auch, besonders leicht in ungewöhnlich mächtigen Flözen, durch Selbstentzündung entstehen, wenn unter dem Zutritt von Luft und Wasser die Zersetzung und Oxydation der in der Kohle enthaltenen Schwefelkiese eine starke Wärmeentwickelung erzeugt.[1]) Daß gerade die unmittelbare Berührung der Kohlenflöze mit der freien Atmosphäre die Erhaltung der Kohlenvorräte gefährdet, lehren die umfänglichen, seit undenklicher Zeit verschlackten, verbrannten und gefritteten Strecken, welche auf den Scheiteln der vier Flözberge des Sattelflözzuges bei Zabrze, Königshütte, Laurahütte und Rosdzin in den der Oberfläche nächsten Flözen auftreten. Auf einen einigermaßen ähnlichen Ursprung, auf das Niederbrechen einer von selbst in Brand geratenen Kleinkohlenhalde in einen unvollkommen gestützten Bergwerksraum soll die großartigste Feuersbrunst zurückgehen, welche im 19. Jahrhundert das Kohlenrevier betroffen hat: der 1823 ausgebrochene Brand auf der Fannygrube bei Laurahütte. Nur in langem Kampfe gelang es, das Feld der Verheerung zu beschränken. Der Anblick des mehrere hundert Morgen großen Brandfeldes, des nackten, von breiten Rissen zerklüfteten, schollenweise eingesunkenen Bodens, der träge aufqualmenden Rauchsäulen, der bunten Sublimate, welche die Ränder der Spalten verkleideten, bot einen wahrhaft infernalen Eindruck. Nur ausnahmsweise wird die Landoberfläche so unmittelbar und in solcher Ausdehnung in Mitleidenschaft gezogen. Der Bergbau in der Tiefe aber hat beständig auf der Wacht zu stehen gegen den drohenden Einbruch benachbarter Flözbrände in die Räume seiner Arbeit.

Unverkennbar wird die Ausnahmestellung, welche der oberschlesische Kohlenbergbau durch den Mangel schlagender Wetter bisher genoß, allmählich in Frage gestellt durch das Tieferdringen seiner Schächte. Gerade die letzten Jahre haben eine Reihe von

---

1) Beyling, Über oberschlesische Grubenbrände durch Selbstentzündung von Kohle. Zeitschr. f. Berg-, Hütten- und Salinenw. L. 1902, 108—132.

Tiefbauanlagen eröffnet. Eine neuere Zusammenstellung von oberschlesischen Schächten läßt als besonders tief hinabgehend den Hillebrand-Schacht der Grube Gottessegen (594 m) und den Prittwitz-Schacht der Heinitz-Grube (540 m) hervortreten.[1])

Die Erzlagerstätten.

Erz weist auf Erz und liegt selten allein.
Alter Spruch.

Die Kohlenlager Englands und Westfalens bieten der von ihrem Brennstoff zehrenden Eisenindustrie gleichzeitig auch in reicher Menge den metallischen Rohstoff. Derselben Grube entsteigt dort mit der Kohle der Kohleneisenstein, das Blackband der Briten. Im oberschlesischen Becken tritt dieses Erz so spärlich auf, daß es keine nennenswerte praktische Bedeutung besitzt, vielmehr geradezu wegen seiner Seltenheit als Merkmal für die Wiedererkennung der Flöze, die es führen, wissenschaftliches Interesse gewinnt. Wichtiger sind die tonigen Sphärosiderite, die in einzelnen Nieren und Broten, namentlich in den Schieferlagen der obersten Abteilung des Karbon, aber gelegentlich auch in tieferen Lagen vorkommen. Sie sind nicht nur nebenbei, wenn der Kohlenbergbau auf sie stieß, mitgenommen und zur Verwertung gesammelt worden, sondern früher in ziemlich ausgedehntem Maße der Gegenstand besonderer Ausbeutung gewesen. Im Beuthener Stadtwald bemerkt man noch hier und da die Spuren des einfachen Duckelbaus, der an vielen Stellen aufs Geratewohl von einzelnen Eisensteingräbern in kleinen Schächten ohne Zimmerung bis zu 10 m Tiefe nicht ohne Gefahr betrieben wurde, um die Erzbrote aufzusuchen und herauszureißen. Regelrechte Bergbauanlagen, wie sie bei Zabrze, Radoschau, Ida-Hütte versucht worden sind, haben sich bei der Zusammenhangslosigkeit der Lager nie als lohnend erwiesen.

So muß Oberschlesiens Eisenindustrie ihre Erze in jüngeren Stufen der Schichtenfolge suchen, zunächst in der mit metallischen Lagerstätten am reichsten ausgestatteten mittleren Trias.[2]) In dem langen

---

1) W. Serlo, Ztschr. d. oberschles. Berg- u. Hüttenm. Vereins XL. 1901. 253ff.

2) R. Althans, Die Erzformation des Muschelkalks in Oberschlesien. Jahrb. d. Geol. Landesanst. für 1891. Berlin 1893, 37—98, mit 5 (ausgezeichneten) Tafeln. Zu der dort aufgeführten Literatur ist hinzuzufügen: Sattig, Die Erzablagerungen des oberschl. Muschelkalkes. Zeitschr. des Oberschl. Berg- u. Hüttenm. Ver. XVIII, 1879, 212—220. 4⁰.

Zuge der Muschelkalkformation, welcher das Nordende des Kohlenbeckens verhüllend von Krappitz an der Oder 80 km weit nach Osten streicht bis Siewierz in Polen, um von da noch 40 km südostwärts nach Galizien fortzusetzen, bezeichnet das Quellgebiet der Drama, des Flüßchens von Peiskretscham, die Grenze zwischen dem für den Bergbau wertlosen westlichen und dem überaus erzreichen östlichen Flügel. Der Zusammenhang des letzteren wird auf einer ansehnlichen Strecke unterbrochen durch eine Entblößung des Kohlengebirges, welche von Myslowitz nordostwärts über Zagorze und Dombrowa nach Golonog und von da nordwestwärts über Rogožnik nach Neudeck reicht. Diese Heraushebung des Kohlengebirges bis an die Landoberfläche bildet den östlichen und nordöstlichen Rahmen der Tarnowitz-Beuthener Triasbucht, wie deren Südgrenze bezeichnet wird durch den Sattelflözzug von Sosnowice über Königshütte bis Bobrek (südwestl. von Beuthen). Dieser Teil der oberschlesischen Triasbildungen hat eine ausgesprochen muldenförmige Lagerung. Aber nur die tieferen Glieder der Schichtenfolge, der Buntsandstein (40 m) und der untere Muschelkalk bis zum sogenannten Sohlenkalkstein (im ganzen 60—100 m), verkleiden im vollen Zusammenhange die Wände und den Grund der ganzen Hauptmulde. Die darüber auftretenden erzreichen Dolomite (50—60 m) zeigen dagegen eine Beschränkung auf zwei kleinere Mulden, welche eine Schwelle von Sohlenkalkstein trennt: die nordwestwärts schnell sich zur Tiefe neigende Tarnowitzer Mulde und die südlich angrenzende nach Osten streichende Erzmulde von Beuthen. In beiden treten die Erze in zwei getrennten Horizonten auf, von denen der untere dicht über dem Sohlenkalkstein zu liegen pflegt. Aber in der Auswahl der Erze und in der räumlichen Anordnung ihrer Anhäufung sind beide Mulden wesentlich verschieden. Der Tarnowitzer sind Zinkerze nur ganz spärlich verliehen, dagegen schloß ihr nordöstlicher Flügel bei Tarnowitz, Rudy-Piekar und am Trockenberge, in geringerem Grade der Westflügel bei Repten die reichsten Bleierze Oberschlesiens (namentlich silberhaltigen Bleiglanz) in unregelmäßigen Stöcken, seltener in schwachen zusammenhängenden Lagern ein. Nach dem Einfallen zu minderte sich die Erzführung, um im untersten Schoße der Mulde ganz zu verschwinden. Mit den Bleierzen paarte sich, im allgemeinen höher lagernd und weiter verbreitet, in reichlicher Entwickelung Brauneisenstein. Einen ganz ähnlichen Charakter tragen die Erzlager nördlich von Miechowitz am äußersten Nordwestrande der Beuthener Mulde. Dagegen bietet deren Hauptmasse wesentlich andere Verhältnisse. Schon die Oberflächenform ist verschieden. Während sie in dem Tarnowitzer Gebiete die

Muldenform der Lagerung ziemlich deutlich widerspiegelt, hat hier im Beuthener Triasbecken die Erosion nicht für eine schärfere Betonung der Mittellinie in der Mulde gewirkt, sondern an den beiderseitigen Muldenrändern — an dem nördlichen bei Scharley wie an dem südlichen bei Beuthen — derartig Furchen gezogen, daß über diese nun der Muldenkern als eine flach anschwellende Hochplatte sich heraushebt. Der in den beiderseitigen Furchen einsetzende Bergbau stieß am Ausgehenden der erzführenden Lagen zunächst auf große Galmeilager, die durch ihre Mächtigkeit (bei Scharley 20 m) und ihre leichte Zugänglichkeit zu nachdrücklicher Ausbeutung einluden. Der Galmei[1]) (kohlensaures Zinkoxyd) pflegt der Oberfläche des Sohlenkalksteins sich anzuschmiegen, ihre Vertiefungen, sackartigen Schlote und Klüfte erfüllend. Und zwar schließt sich am engsten an den Sohlenkalkstein der von ihm oft nur durch die auffallende Schwere zu unterscheidende weiße Galmei an. Auf ihm ruht dann der gewöhnlich mächtigere rote Galmei, welcher seine bräunliche Färbung der engen Vereinigung mit den über den Zinkerzen in der Dolomitdecke sich einstellenden Brauneisensteinlagern dankt. Diese Galmeilager am Nord- und Südrand der Beuthener Erzmulde waren ein Jahrhundert lang die Grundlage der Zinkgewinnung Oberschlesiens. Erst als sie ihrer Erschöpfung entgegengingen, wurde man allmählich darauf aufmerksam, daß ihre Zinkoxydmassen nur das durch tiefgehende atmosphärische Einwirkung veränderte Ausgehende noch großartigerer Massen geschwefelter Zinkerze bildeten, welche in zwei durch ein wachsendes Zwischenmittel getrennten Lagen in den Schoß der Mulde hinabreichten. Auf diesen ausgedehnten, mächtigen (2—15 m) Zinkblendelagern ruht der gegenwärtige Betrieb und die Zukunft der oberschlesischen Zinkindustrie. Mit allen Zinkerzen eng verknüpft tritt hier aber auch Bleiglanz in so beträchtlichen Mengen auf, daß schon jetzt die Beuthener Mulde eine bedeutendere Ausbeute dieses Erzes aufzuweisen hat als die der Erschöpfung entgegengehenden Bleigruben der Tarnowitzer Platte. Der Gehalt der Zinkerze ist ungemein wechselnd; er steigt im weißen Galmei auf 43—45 %, im roten auf 28 bis 35, in der Blende gewöhnlich auf 40—45, bisweilen auf 55—60 %. Die untere Grenze der Verwertbarkeit wird beim Galmei mit 8 %, bei der Blende mit 18 % erreicht.

Mit den reichen Lagern von Blei- und Zinkerzen sind endlich in der oberschlesischen Muschelkalkformation auch bedeutende Ablagerungen von Eisenerzen verbunden. Dazu kann man allerdings im Sinne

1) Ein italienisches Wort: gialla mina (gelbes Erz).

der hüttenmännischen Praxis die Schwefelkiesmassen nicht rechnen, welche in der Regel am Ausgehenden und im Hangenden, ausnahmsweise aber auch an der Sohle der geschwefelten Zinkerze (Zinkblende) auftreten; denn diese Schwefelkiese sind natürlich nicht für Eisengewinnung, nur für die Bereitung von Schwefelsäure verwertbar; sie werden demgemäß auch bergrechtlich nicht, wie Eisenerze, als Eigentum der Grundbesitzer behandelt, sondern als „Schwefelerze" durch besondere Verfügung verliehen. Wie aus der Zinkblende durch Einwirkung der Kohlensäure der Tagwasser Galmei entstand, so konnte Schwefelkies umgewandelt werden in Brauneisenstein. Aber einen weit höheren Anteil an der Entwickelung dieser Lagerstätten hat hier gewiß die Konzentration des Eisengehaltes der eisenschüssigen Dolomite gehabt; das Gestein ward gelöst und weggeführt, das rückständige Eisen in ansehnlichen Lagern angesammelt. Diese Lager, deren Mächtigkeit gelegentlich auf 20 m sich steigern kann, sind in großer Zahl namentlich über die Ränder der beiden Erzmulden zerstreut und könnten den Erzbedarf der oberschlesischen Eisenindustrie auf unabsehbare Zeit decken, wenn nur die Beschaffenheit der Erze den Anforderungen des Hüttenbetriebes besser entspräche. Leider treten sie nur selten als feste „Stuferze" mit einem bis 50 % steigenden Metallgehalt auf; vielmehr überwiegen durchaus „milde" d. h. erdige, mulmige Brauneisensteine, die selbst nachdem die Dörrung sie des starken Wassergehalts (mehr als 20 % des Gewichts) entledigt hat, nur 30—35 % Eisen enthalten. Besondere Schwierigkeiten bereitet dem Hochofenbetriebe der mitunter erhebliche Zinkgehalt dieser Erze, während die Beimengung von silberhaltigem Bleiglanz willkommen ist als Bürgschaft für die Gewinnung eines geschätzten Nebenerzeugnisses. Die Armut und die geringe Festigkeit dieser Eisenerze bleibt der einzige schwache Punkt in der wunderbaren Naturausstattung der Beuthener Mulde, in der übereinander auf demselben Fleck Kohle, Zink, Blei, Eisen in bauwürdigen Lagern für die Beschäftigung vieler Tausende von fleißigen Händen bereit liegen.

Auch die jüngsten Glieder der im südöstlichen Oberschlesien entwickelten Schichtenreihe vermögen für diesen Mangel nur unzulänglichen Ersatz zu bieten. Das Tertiär des Karpaten-Vorlandes birgt allerdings in seiner oberen Abteilung bei Stanitz und Kieferstädtel schöne Toneisensteine (Gehalt 30—40 %), in zusammenhängenden bis 40 cm starken Flözen, die bergmännisch ausgebeutet wurden, bis vor einigen Jahrzehnten die Aufgabe der Wasserbewältigung die Fortführung der Arbeit unlohnend machte. Auf diese tertiären Erze stützte sich die alte Eisenindustrie des Raudener Klosters. Sein Name,

wie der seines Flüßchens Ruda knüpfen indes schwerlich an diese Lagerstätten an, sondern wohl an die sehr allgemein in Oberschlesiens Talgründen verbreiteten Raseneisenerze, die früher für die im weiten Waldland zersplitterte Roheisengewinnung örtliche Bedeutung besaßen, allmählich aber ganz in den Hintergrund traten, als die Anforderungen an die Güte des Roheisens sich steigerten und die Nachfrage nach besseren Erzen bei vollkommeneren Verkehrsverhältnissen außerhalb der Landesgrenzen Befriedigung suchen konnte.

Bergbau und Hüttenwesen.

> Ich finde ein unbeschreibliches Vergnügen in der vielleicht noch entfernten Zukunft und freue mich im voraus der Zeiten, wo belebte Industrie, schnellere Cirkulation und Kultur diesen ungeachteten Winkel zur Perle der preußischen Krone erheben und dessen Bewohner aus armen, gedrückten Sklaven zu gebildeten und glücklichen Menschen umschaffen werden.
>
> Friedr. Wilh. Frh. von Reden.
> Tarnowitz d. 29. Juli 1787.

Ranken der Sage schlingen sich gern um die Erinnerungen an alten Bergbau. Auch in Beuthen wußte man einst zu erzählen von einem Kobold Scharlen, der mit den Vorfahren gemeinsam wertvolle Erze gefördert habe, bis er aus Grimm über den Bruch des Vertrages die Wasser der Tiefe in die Gruben leitete und dem blühenden Bergwerk ein Ende machte. Alte Pingen und Halden waren dem 16. Jahrhundert unwiderlegliche Zeugen für eine ältere Periode regen Bergbaus, der um Scharley, Beuthen, Bobrek, Miechowitz, am Trockenberg und Silberberg betrieben worden war. Die Überlieferung verlegte sein Erlöschen in die Mitte des 14. Jahrhunderts, vielleicht mit Recht. Denn all dieser unsicheren Kunde geben verbriefte Nachrichten über Silberbergbau bei Beuthen 1136, über Bleigewinnung in Repten bei Tarnowitz im Jahre 1247 festeren Grund.

Einen neuen Aufschwung leitete 1519 der Zufall eines reichen Bleierzfundes ein.[1]) Im Vertrauen auf die Ausdauer des Bergsegens begründeten Herzog Johann von Oppeln und der schon zum Mitregenten erkorene Erbe Georg von Brandenburg-Ansbach 1526 die freie Berg-

---

1) Steinbeck, Geschichte des Schlesischen Bergbaus. Breslau 1857. — H. Koch, Denkschrift zur Feier des 100jähr. Bestehens des kgl. Blei- und Silbererzbergwerks Friedrichsgrube. Berlin 1884.

stadt Tarnowitz. Sie ward unter der einsichtigen Pflege der Hohenzollern der Brennpunkt der bergmännischen Tätigkeit, während eine zweite Gründung jener Zeit, das 1561 zur Bergstadt erhobene Georgenberg, nie recht emporkam. Außer silberhaltigem Bleiglanz ward seit 1569 auch Galmei gegraben. In diesen Jahren scheint der Ertrag der Gruben einen Höhepunkt erreicht zu haben. Aber schon damals forderte der Kampf gegen den Zudrang der Gewässer bedeutende Opfer. Man schritt von der Hebung des Wassers durch Pferdekraft weiter zu dem durchgreifenderen Unternehmen, das Grubengebiet durch seitlich hineingetriebene Stollen trocken zu legen; im Norden unterfuhr vom Stola-Tale her aus 2 km Entfernung der Jacobi-Stollen die Vorstadt von Tarnowitz: noch kühner geplant war der von Westen von dem Drama-Tale begonnene Krakauer Stollen. Allmählich verschob sich das Verhältnis zwischen Aufwendungen und Ertrag so ungünstig, daß nur noch die opferwillige Fürsorge der Herrschaft die Fortführung der Arbeiten möglich machte. So ward der Sturz des letzten Brandenburgers Johann Georg, der in das Geschick des Winterkönigs verstrickt war, verhängnisvoll für den Bleibergbau Oberschlesiens. Er ging unter den Freiherren (seit 1661 Reichsgrafen) Henckel, denen der Kaiser 1629 die Standesherrschaft Beuthen endgültig übergab, allmählich zurück, um 1754 zu erlöschen. Schon vorher war im 17. Jahrhundert die Galmeigräberei lange Zeit ganz zum Erliegen gekommen, bis 1704 Georg Giesche vom Kaiser auf 20 Jahre ein später wiederholt erneuertes Privileg für Galmeigewinnung erlangte. Er und seine Erben führten nun aus Gruben bei Scharley und bei Stollarzovitz Galmei nach Deschowitz an der Oder und verfrachteten ihn auf dem Strome nach Breslau, von da meist weiter an schwedische Messingfabriken. In Oberschlesien bestand nur ein kleines Messingwerk in Jakobswalde an der Birawka. Diese in sehr bescheidenen Grenzen sich haltende Ausbeutung von Zinkerzen war neben einer ziemlich unbedeutenden Eisensteingräberei und einer geringfügigen, rein dem örtlichen Verbrauch dienstbaren Gewinnung von Steinkohlen zu Ruda und im Plessischen die einzige Regung bergmännischer Tätigkeit, die Friedrich II. in Oberschlesien vorfand, als er nach Abschluß der Kämpfe um den Besitz des Landes der kräftigeren Entwickelung seiner natürlichen Hilfsquellen ernste Fürsorge zuwendete.[1])

1) Eine genaue aus den Archiven geschöpfte Darstellung der Geschichte des Schlesischen Berg- und Hüttenwesens von 1740—1806 von Fechner, begann zu erscheinen in der Zeitschr. f. Berg-, Hütten- und Salinenwesen. XLVIII. 1900, 279—401. XLIX. 1901, 1—86. 243—287. 383—446. 487—568. L. 1902, 140—228. 243—310. 415—506.

Daß in dem wirtschaftlichen Aufschwunge, um dessen Vorbereitung der Staat sich bemühte, dem Klodnitzgebiet die führende Stellung vorbehalten sei, ahnte zunächst niemand. Nicht hierher, sondern in die weiten Wälder, welche Malapane und Stober durchziehen, verlegte man die ersten Eisenwerke, welche die schlesischen Festungen mit Munition versehen und das Land allmählich von der Zufuhr steirischer Eisen- und Stahlwaren unabhängig machen sollten. Dort lagen die beiden königlichen Werke Malapane (1754) und Kreuzburgerhütte (1755), dort auch die erste industrielle Schöpfung, zu welcher die Breslauer Kaufmannschaft sich herbeiließ: die Stahlfabrik Königshuld (1785). Und als 1769 die neue Bergordnung für Schlesien erlassen ward, erschien als geeigneter Sitz für das zu begründende Oberbergamt — das Bergstädtchen Reichenstein. Erst der 1779 zur Leitung des schlesischen Bergwesens berufene Freiherr Friedrich Wilhelm von Reden, ein im Harz geschulter, auch mit Englands Berg- und Hüttenwesen vertrauter Bergmann, erkannte die hoffnungsreiche Zukunft des wertvollsten Teiles von Oberschlesien und eröffnete sie mit frischer, umsichtiger Tatkraft. Die Begründung der Bergdeputation zu Tarnowitz war 1779 der erste Schritt zur Wiederbelebung des dortigen Bergbaus. Die Bahn dazu ward frei gemacht durch den Vergleich, in welchem Graf Henckel 1782 auf das 1780 erstrittene Recht der neunten Mulde verzichtete gegen Abtretung des halben landesherrlichen Zehnten, den der neue Bergbau nach sieben vollen Freijahren ihm entrichten sollte. Nur bei einer derartigen Einschränkung der standesherrlichen Ansprüche war ein lohnender Betrieb denkbar. Im Juli 1784 ward die Friedrichsgrube mit glückverheißendem Erfolge eröffnet; in geringer Tiefe (12—18 m) stieß man auf überraschend reiche Erzlager. Für die Verschmelzung ihres Ertrages trat 1786 das Kgl. Blei- und Silberwerk Friedrichshütte im Stola-Tale in Tätigkeit. Aber bald begann wieder der Kampf gegen die Wasser im Schoße des Muschelkalks. Die drei „Roßkünste“ (zur Hebung des Wassers in Gang gesetzte Göpelwerke) beschäftigten bald 120 Pferde und verschlangen bei unzulänglicher Leistung übermäßige Summen. Da entschied sich von Reden zu einem ersten Versuche mit Anwendung der Dampfkraft. Aus Penydarran (Süd-Wales) bezog er eine „Feuermaschine“, die trotz des mühseligen Transports von Oppeln, dem Endpunkt der Wasserstraße, glücklich nach Tarnowitz gelangte und 1788 dort in Tätigkeit trat. Der vortreffliche Erfolg ihrer Arbeit führte dazu, noch mehrere teils in England, teils in Malapane nach dem gewonnenen Muster bauen zu lassen. Diese von Dampfkraft getriebenen Wasserhebemaschinen machten Tarnowitz zu einem berühmten Ort,

nach dem Techniker, Gelehrte, Staatsmänner, Fürsten wallfahrteten, um der Neuzeit größte Errungenschaft zu bewundern. Das Fremdenbuch der Friedrichsgrube vereint auf jenen ersten Blättern viel glänzende Namen und manch denkwürdiges Wort.

Für Oberschlesien war diese Einführung von Dampfmaschinen das erste Glied in einer Kette folgenreicher Wirkungen. Der starke Brennstoffbedarf der Maschinen drängte zur Erschließung der Kohlenlager. 1791 ward der Kgl. Kohlenbergbau im Süden von Beuthen und bei Zabrze eröffnet und damit der Grund gelegt zu der großartigen Entwickelung der beiden fiskalischen Gruben „König“ (1800) und „Königin Luise“ (1811). In ihren gewaltigen Flözen erkannte man zuerst, welche Mengen nutzbarer Kräfte die Natur im Boden Oberschlesiens aufgespeichert hatte. Die Wahrnehmung, daß die Kohle von Zabrze backfähig und für den Hochofenprozeß verwertbar sei, führte nun sofort weiter zur Begründung der ersten großen Eisenwerke im Kohlenrevier. Im Jahre 1794 begann der Engländer Baildon den Bau der Kgl. Hütte zu Gleiwitz, der empfohlen wurde durch die auch für den Verkehr verwertbare Wasserkraft der Klodnitz; 1796 ward dort der erste Kokshochofen des Festlands in Betrieb gesetzt, und 1802 glühte der erste Hochofen der Königshütte, in deren Anlage man zielbewußt vollen Nutzen zog aus der engen räumlichen Vereinigung der Kohle mit den Brauneisenerzen und den für die Hochofenbeschickung ebenso wichtigen Kalksteinen und Dolomiten der Muschelkalkformation. Damit war die Eisenindustrie Oberschlesiens, die bisher in Waldeinsamkeit an oft recht dürftigen Wasserkräften ihre Werkstätten aufzuschlagen pflegte, auf eine neue Grundlage gestellt. Ein neues Zeitalter brach für sie an.

Die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts steckte auch der Zinkerzverwertung Oberschlesiens andere Ziele. Joh. Christ. Ruberg, auch ein Sohn des Harzes, hatte zu Wessola bei Myslowitz im Dienste der Standesherrschaft Pleß durch technisches Geschick erst den Glashüttenbetrieb erfolgreich vervollkommnet und dann lange Versuche der Aufgabe zugewendet, den zinkhaltigen Ofenbruch, der beim Hochofenbetriebe abfiel, und den Galmei nicht nur in Verbindung mit Kupfer zur Messingfabrikation zu verwenden, sondern aus Ofenbruch und Galmei metallisches Zink auszuscheiden. Da Zinkerze nicht wie die Erze der feuerfesten Metalle sich behandeln lassen, sondern das Zink wegen seiner Verbrennbarkeit und der Fähigkeit sich zu verflüchtigen förmlich destilliert werden muß, glückte es Ruberg erst nach vieler Mühe in einem Verfahren, dessen Mittel ihm teilweise die Erfahrung des Glashüttenbetriebes an die Hand gab, Zink aus seinen

Erzen zu gewinnen. Er setzte 1798 zu Wessola den ersten Zinkofen Schlesiens in Betrieb, konnte aber sein Verfahren, das reichen Gewinn eintrug, nicht lange geheimhalten. Es wurde bald von seinen Arbeitern in andere Werke verpflanzt. Der Erfinder starb 1807 arm in menschenscheuer Zurückgezogenheit. Aber aus dem Samen seiner Geistesarbeit sollte der gewaltige Baum der oberschlesischen Zinkindustrie emporwachsen.

So waren an der Schwelle des 19. Jahrhunderts die wesentlichsten Grundlagen für das Aufblühen des Bergbaus und der Hüttenindustrie in Oberschlesien geschaffen. Als die Kriegsstürme der Napoleonischen Zeit auch über von Redens Schöpfung hereinbrachen, war deren Lebenskraft schon hinlänglich erstarkt, um nicht nur selbst schwere Erschütterungen zu überwinden, sondern dem ganzen Vaterlande in drangvoller Zeit eine wertvolle Stütze zu sein. Dem im Tilsiter Frieden verstümmelten Preußen waren von den großen Werkstätten seiner Eisenindustrie nur die oberschlesischen erhalten geblieben. In ihnen entfaltete sich nun eine rege Tätigkeit für die Ergänzung der im unheilvollen Kampfe großenteils verloren gegangenen Ausrüstung des preußischen Heeres. In Malapane ward eine Gewehrfabrik eingerichtet. In Gleiwitz leitete Karsten persönlich den Guß eiserner und bronzener Geschütze. Nicht weniger als 255 gingen aus der dortigen Gießerei hervor, dazu eine Unmenge von Geschossen. Im Juni und Juli 1813 allein, als Preußen zum Entscheidungskampfe seine letzte Kraft aufbot, hat die Gleiwitzer Hütte 1500 50pfündige Bomben, 3100 50pfündige, 6200 10pfündige Granaten und 17800 6pfündige Kanonenkugeln geliefert. Minister von Reden erlebte noch den großen Tag, an dem Gleiwitzer Kartätschen und Tarnowitzer Blei den letzten Feind niederschmetterten, der Schlesiens Boden betreten hat. Die Siegesfreude des Freiheitskampfes verklärte noch seinen Lebensabend.

Die Wiederkehr des Friedens machte bald mehr Mittel und Kräfte für den Bergbau frei. Sie ermöglichte besonders die nachdrückliche Fortführung der schon unter von Redens Leitung nach einem weit ausschauenden Plane begonnenen Arbeiten für die gründliche Entwässerung der Tiefen des ganzen oberschlesischen Bergbaugebietes. So weit auch die wasserhebenden Dampfmaschinen den alten Roßkünsten überlegen waren, blieb doch auch ihre Wirkung nur eine Danaiden-Arbeit. Durchgreifende Abhilfe gegen den Zudrang der Gewässer konnten nur tief gelegte Stollen für den regelmäßigen, steten Wasserabzug gewähren. Beim Tarnowitzer Bergbau hatte schon das 16. Jahrhundert zu diesem Mittel greifen müssen. An seine Arbeiten knüpfte man unmittelbar an mit dem Bau des 3544 m langen

Gotthelf-Stollens (1787—1793), der vom Stola-Tale aus den nördlichen Teil des Grubenfeldes erschloß. Er ist, da er der Entwässerung nur unvollkommene Dienste leistete, auch die Erwartungen auf die Entdeckung reicher Erzlager an ihm sich nicht erfüllten, später wieder vollständig verfallen, seit die Vollendung des „Tiefe Friedrich-Stollen" (1820—1835) ihn entbehrlich machte. Dies großartige Werk erreichte das von dem Krakauer Stollen des älteren Bergbaus schon angestrebte Ziel, den Tiefen des Grubenreviers von Bobrownik im Süden von Tarnowitz den Wasserabzug westwärts gegen das Drama-Tal zu eröffnen. Der Hauptstollen vom Mundloch bis zum Adolf-Schacht hat eine Länge von 4571 m, und daran schließen sich vom Schacht aus Flügelörter von 10078 m Gesamtausdehnung, welche nordostwärts bis in die Nähe von Tarnowitz, südostwärts bis gegen Lazarowka am Trockenberge fortgetrieben sind und außer dieser langen Erstreckung des östlichen Muldenflügels auch den westlichen Muldenflügel am Silberberge mit in den Wirkungsbereich der Wasserlösung ziehen. Diese weitgreifenden Anlagen erzielten eine beträchtliche Senkung des Grundwasserspiegels, welche nicht nur dem Fortgang des Bleibergbaus, sondern auch der von den einzelnen Grundbesitzern betriebenen oder verpachteten Eisenerzgräberei zu statten kam. Nun erst wurde eine Reihe früher unzugänglicher Brauneisensteinlager für die benachbarte Eisenindustrie verwertbar.

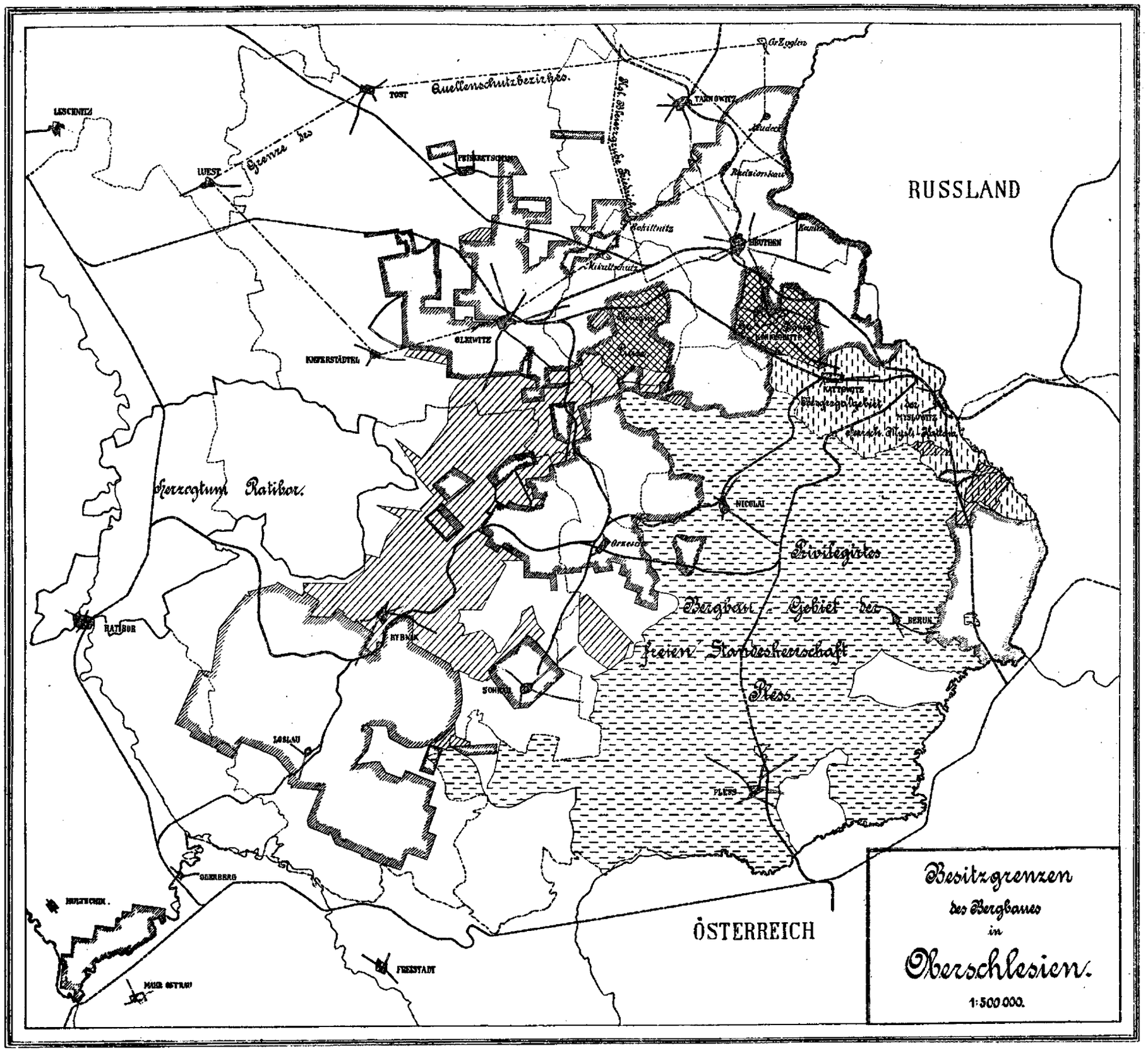
Kaum geringer waren die Anstrengungen, welche der Staat aufwendete zur Entwässerung des Arbeitsgebietes des Kohlenbergbaus. Aber hier lag die Aufgabe insofern günstiger, als die Eröffnung des großen Hauptschlüsselerbstollens (1800) sich unmittelbarer durch die bedeutende von ihm erschlossene Kohlenförderung belohnte. Vom Zabrzer Teiche im Tale des Beuthener Wassers ausgehend, ist dieser Stollen schließlich (1868) in 13 km Länge bis zum Krug-Schacht der Königsgrube fortgeführt worden; sein unterer Teil ward von 1807 ab fahrbar für Boote gemacht und diente, da der Klodnitzkanal 1810 bis an das Stollenmundloch herangeführt wurde, dann bis zum Beginn des Tiefbaus der Luisen-Grube (1838) als Hauptabfuhrweg ihrer Kohlen. Dieser Stollen ist der größte des Kohlenreviers geblieben.

Jahrzehntelang hatte sich der staatliche Bergbau in Oberschlesien frei und schrankenlos bewegt. Aber allmählich regte sich doch auch immer ungestümer der private Unternehmungsgeist. Da seine Hoffnungen naturgemäß sich zunächst auf die Nachbarschaft der vom Staate erkundeten und erfolgreich erschlossenen Lagerstätten richteten, machte sich das Bedürfnis nach klarer Begrenzung der für den fiskalischen Betrieb vorbehaltenen Flächen geltend. Im Jahre 1822

erfolgte die Begrenzung der Felder der Königin Luisen-Grube bei Zabrze und der Königsgrube; ersteres mißt 1960 ha, das letztere hat bei Gelegenheit des Verkaufs der Königshütte eine Einschränkung von 2910 auf 2670 ha erfahren. Viel weiter griff die Friedrichsgrube um sich. Ihrem Bleibergbau sicherte eine Kgl. Kabinettsorder 1837 eine Fläche von 152 qkm von Friedrichshütte, Tarnowitz, Koslowagóra bis Bismarckhütte, Beuthen, Kamin. Diese Grenzen schlossen weite für den Bleibergbau heut als wertlos erkannte Strecken mit ein. Außerhalb von ihnen blieben nur die nicht unwichtigen Lagerstätten, welche später bei Blei-Scharley und Dombrowka im Südosten der Beuthener Mulde aufgefunden wurden. Bei der engen Verknüpfung von Blei- und Zinkerzen in letzterer wurde die Überweisung der innerhalb des Feldes der Friedrichsgrube gelegentlich vom privaten Galmeibergbau mit gewonnenen Bleierze an die staatlichen Bleiwerke durch besonderes Abkommen geregelt. In jüngster Zeit hat dann der Staat in berechtigter Vorsorge für die ferne Zukunft sich im Rybniker Kreise die Ausbeutung bedeutender Kohlenlager vorbehalten, welche bei den fiskalischen Bohrungen aufgefunden und untersucht wurden. So bleibt dem Staate, der in der Erschließung und Verwertung der Bodenschätze Oberschlesiens voranging und in Bergbau wie Hüttenwesen die Führung übernahm, auch nach dem Erwachen einer selbständigen Regsamkeit der Bevölkerung ein bedeutender Anteil am Bergbau immer gesichert.

Mit dem Staate trat zunächst der Großgrundbesitz in Wettbewerb, namentlich derjenige, welcher durch allmähliche Einschränkung und teilweise Übertragung der Rechte vormaliger Landesherren sich entwickelt hatte. Mehrere Standesherren Oberschlesiens erhoben Anspruch auf das Bergregal, also auf das dem Staatsoberhaupt zustehende Recht, über Bergwerksmineralien mit Ausschluß eines anderen, selbst des Oberflächenbesitzers, zu verfügen. Ohne Zweifel haben die alten Herzöge Schlesiens und nach seinem Zerfall die Herren der einzelnen Teilfürstentümer das Bergregal besessen und ausgeübt. Auch die Unterwerfung unter böhmische Lehnshoheit hat es ihnen nicht entzogen. Ob es aber nach dem Aussterben oder der Verdrängung der schlesischen Fürsten auf ihre Besitznachfolger übergegangen ist, darüber ward gerade neuerdings lebhaft gestritten.[1] Es handelt sich dabei insbesondere um die rechtliche Ausstattung der von Matthias

1) Konr. Wutke, Studien über die Entwickelung des Bergregals in Schlesien. Berlin 1897. — E. Zivier, Geschichte des Bergregals in Schlesien bis zur Besitzergreifung des Landes durch Preußen. Kattowitz 1898.



Staatliche Kohlenfelder. im Betriebe

Private Kohlenfelder.

Corvinus 1474 begründeten „Herrschaft“ Pleß, die seit 1500 nicht mehr in einem Lehensverhältnis zum Oberherrn Schlesiens stand, sondern als erblicher Allodialbesitz wiederholt den Eigentümer wechselte, ferner um die nach dem Sturze des Hohenzollern Johann Georg 1624 an Lazarus Henckel verliehene Herrschaft Beuthen. Schon die Habsburger nahmen in diesem Gebiete das Bergregal für sich in Anspruch. Noch weniger war Friedrich der Große geneigt, in eine Einschränkung der allgemein dem Staate zustehenden Berggerechtigkeit zu willigen. Verwaltung und Rechtsprechung Preußens standen nun öfter vor der Aufgabe, zwischen den widerstreitenden Ansprüchen des Fiskus und der großen Grundherren zu entscheiden. Sie haben dies ohne einheitliche Regelung der ganzen Frage in so schwankender, ungleicher Weise getan, daß äußerst mannigfache bergrechtliche Verhältnisse in Oberschlesien entstanden, zumal die persönliche Gnade der Nachfolger des großen Königs in einzelnen Fällen die wirksame Vertretung des staatlichen Interesses hemmte, ja gelegentlich dieses völlig preisgab.[1]) Schon Friedrich Wilhelm II. bewilligte 1787 dem Fürsten von Anhalt-Köthen, nachdem dessen weitgehende Ansprüche durch richterliche Entscheidung 1783 zum großen Teile für unbegründet erklärt waren, „aus besonderen Gnaden“ für sich und seine Nachkommen Befreiung seiner Steinkohlengruben in der Standesherrschaft Pleß vom Zehnt und einigen anderen staatlichen Abgaben. Diese Bewilligung und ebenso das gerichtlich dem Fürsten zugesprochene Vorzugsrecht in der Nutzung bergbaulicher Mineralien mußte später auch auf den Herzog von Ratibor ausgedehnt werden, da bei der Begründung dieses Herzogtums 1820 seinem ersten Träger ein Meistbegünstigungsrecht auf gleicher Stufe mit den Standesherren von Pleß zugesichert worden war.

Aber 1824 gab ein besonderer Rezeß[2]) der Herrschaft Pleß eine ganz neue bergrechtliche Stellung und stattete sie mit Vorrechten aus, wie sie die Krone Preußen weder vor- noch nachher jemals einem Untertanen zugestanden hat. Innerhalb der Grenzen der Freien Standesherrschaft Pleß, nicht nur auf dem eigenen Grunde des Standesherrn, sondern auch auf den mit keinem Dominialrecht beliehenen städtischen, bürgerlichen und bäuerlichen Gütern, sollte der Standesherr nach Gutdünken schürfen, Gruben aufnehmen, Hütten anlegen können, ohne

1) Gedike, Geschichte der schlesischen Bergbauprivilegien. Zeitschr. f. Bergrecht XIII. 234—256. 359—395. XIV. 475—482.

2) Die vom Kgl. Oberbergrat Steinbeck im Schloß zu Pleß geführten Verhandlungen, aus welchen dieses Ergebnis hervorging, liegen nun der Öffentlichkeit vor bei Bruno Bellerode, Beiträge zu Schlesiens Rechtsgeschichte IV. 1900, 375—451.

dafür eine besondere Mutung, Belehnung oder Vermessung zu bedürfen. Er sollte innerhalb derselben Grenzen, auch wenn er selbst den Bergbau nicht in die Hand nehmen wollte, das Recht haben, andere davon auszuschließen. Wird in diesem Punkte der vom Bergrecht als Hauptziel festgehaltene Schutz der Bergbaufreiheit einem Privatmann zuliebe preisgegeben, so schließen andere Bestimmungen selbst die wichtigsten bergpolizeilichen Einwirkungen des Staates aus. Die in demselben Rezeß wiederum verbriefte Abgabenfreiheit des Kohlenbergbaus ward 1840 durch eine besondere Bewilligung auch auf etwa sich findende Galmeilager ausgedehnt. Durch diese ganz ohnegleichen dastehenden „Geschenke der landesherrlichen Gnade" — so nennt sie 1843 ein Erlaß des Finanzministers von Alvensleben — ward das „Privilegierte Bergbaugebiet der Freien Standesherrschaft Pleß" begründet — in einer Ausdehnung von 68034 ha (fast $12^1/_2$ Geviertmeile).

Das weitgehende Entgegenkommen der Staatsregierung gegenüber den Ansprüchen der Standesherrschaft Pleß warf seinen Schatten auch auf ein von der Standesherrschaft seit lange getrenntes Gebiet. Von der Herrschaft Pleß war 1536 die Herrschaft Myslowitz-Kattowitz abgezweigt worden.[1]) In den Jahren 1838 und 1839 kaufte Franz Winckler das Rittergut Kattowitz, seine Frau die Herrschaft Myslowitz; 1841 traten sie unter Berufung auf den Kaufbrief von 1536 und den Rezeß von 1824 mit dem Anspruch hervor, daß ihrer Herrschaft als einem integrierenden Teile der alten Standesherrschaft Pleß dieselben Berggerechtsame zuerkannt würden wie der Standesherrschaft. In drei Prozessen erstritten sie:

1. 1842—1844 das ausschließliche Gewinnungsrecht hinsichtlich aller innerhalb der Herrschaft Myslowitz und des Ritterguts Kattowitz befindlichen Steinkohlenflöze,

2. 1848—1850 das Bergregal und Zehntrecht hinsichtlich sämtlicher Fossilien daselbst,

3. 1860—1861 das Bergregal und Zehntrecht in mehreren von der Herrschaft abgezweigten Gutsbezirken Zalenze, Slupna, Brzezinka und Dzieckowitz.

Diese höchst merkwürdigen Erkenntnisse, welche einem Gutsbesitzer die Rechtsnachfolge in landesherrlichen Rechten der alten Piasten sicherten, begründeten das „Bergregalgebiet der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz" in einer Gesamtausdehnung von etwa 10000 ha.

---

1) Gedike, Zeitschr. f. Bergrecht XIII. 359—395.

Sein Zehntrecht übte der Regalbesitzer durch Erhebung des Zwanzigsten aus und hielt an dieser Höhe der Bergwerksabgabe auch fest, als der Staat die in seinem Regalgebiete erhobene 1862 auf 2% vom Bruttowerte der Bergwerksprodukte ermäßigte und 1895 ganz aufhob. Das Anerbieten des Besitzers zur Abtretung des Regals gegen eine Kapitalsentschädigung von 1 Million Taler ward 1868 weder vom Staate noch von den abgabepflichtigen Bergwerken angenommen. Das Regal blieb also in Kraft, und auch als sein Inhaber vom 15. Oktober 1902 ab die Annahme von Mutungen innerhalb seines Regalgebietes dem Staate überließ, hat er sich und seinen Nachfolgern das Recht zur Erhebung und Einziehung der dem Regalbesitzer zustehenden Bergwerksabgaben ausdrücklich vorbehalten. Inzwischen hatte das Regalgebiet am 1. Juli 1899 eine Verkleinerung erfahren durch den Verkauf eines 17 qkm messenden Teiles des Myslowitzer Waldes an die Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben; bei dem Kaufpreis von 30 Millionen Mark war die Ablösung der Regalansprüche mit 12 Millionen Mark in Rechnung gesetzt worden.

Besonders verwickelt gestalteten sich die bergrechtlichen Verhältnisse in der Standesherrschaft Beuthen.[1]) Sie ward 1671 durch Erbteilung im gräflich Henckelschen Hause in die beiden Fideikommisse Tarnowitz-Neudeck und Beuthen-Siemianowitz zerlegt. Die Neudecker Linie übte nun das vom Kaiser 1577 ausdrücklich anerkannte Anrecht auf die neunte Mulde rein gewaschenen Erzes und 3 Taler Markgeld von jeder gewonnenen Mark Silber aus und verteidigte dies Recht auch 1780 mit Erfolg wider den Einspruch Friedrichs des Großen, verzichtete aber 1782 darauf gegen Einräumung der Hälfte des landesherrlichen Zehnten von den Blei- und Silbererzgruben. Und zwar sollte dieser Zehntanteil — wie ein Rechtsspruch 1810 entschied — nicht nur auf den dem Grafen gehörigen Fideikommißgütern erhoben werden, sondern auch auf anderen Gütern innerhalb der ganzen Standesherrschaft Beuthen-Tarnowitz. Als dann der Galmeibergbau wichtig wurde und der Staat Berechtigungen dazu verlieh, erhob Graf Henckel 1822 den allgemeineren Anspruch auf das Bergregal. Die Rechtsentscheidung fiel in beiden Instanzen 1827 und 1830 ungünstig für den Grafen aus. Ein von ihm 1831 gemachter Vergleichsvorschlag ward abgelehnt. Aber damit war die Sache nicht abgetan. Im Jahre 1834 kam trotz des bestimmten Widerspruchs der Bergbehörden durch Kgl. Kabinettsorder auch hier ein Bergrezeß zu stande. Darin behielt

---

1) Dziegiecki, Das Bergwerksprivileg der Standesherrschaft Beuthen-Tarnowitz. Zeitschr. des oberschl. Berg- und Hüttenm. Vereins XXXV. 1896, 409—419.

sich allerdings der Staat das Bergregal vor. Dem Grafen aber ward für sich und seine Nachfolger ein Vorzugsrecht für den Bau auf Galmeierze und Steinkohlen zugesichert auf den Fideikommißgütern der Neudecker Linie und den innerhalb der Standesherrschaft belegenen eigenen Allodialgütern. Fremde dürfen nicht ohne Erlaubnis des Grundherrn auf diesen Gütern Bergeigentum erlangen oder unter deren Boden mit Bergbauunternehmungen übergreifen. Die Verpflichtung zu staatlichen Bergbauabgaben ward nicht aufgehoben, nur durch einen besonderen Gnadenakt beschränkt; auch das bergbaupolizeiliche Recht des Staates erfuhr starke Einschränkungen. Ein Nachtrag des Rezesses dehnt dessen Inhalt auch auf das der Herrschaft Neudeck zustehende Recht aus, auf den Fideikommißgütern der Herrschaft Beuthen Galmei zu graben. Die Neudecker Herrschaft beanspruchte dies Recht für sich ausschließlich, stieß aber hier auf den Einspruch der Herrschaft Beuthen und mußte sich, da das Gericht (1840) diesem Einspruch beitrat, damit begnügen, mit der Herrschaft Beuthen gemeinsam das Mitbaurecht auf den Galmeigruben innerhalb der Beuthener Herrschaft auszuüben.

So bestehen im oberschlesischen Bergrevier ganz absonderliche, für den Kulturzustand des Gebietes und für seine Zukunftshoffnungen höchst bedeutsame bergrechtliche Verhältnisse. Das Fürstentum Pleß ist bergrechtlich ein Staat im Staate. Von den enger begrenzten Rechten der alten Standesherrschaft Pleß sind wieder ungleiche Anteile auf die Herrschaft Myslowitz-Kattowitz und anderseits auf das moderne Herzogtum Ratibor übergegangen. Die alten Vorrechte der Beuthener Standesherren sind nicht erhalten, aber auch nicht spurlos erloschen, sie haben sich umgesetzt in neue Privilegien. Aber auch außer diesen Gebieten mit einer bergrechtlichen Sonderstellung hat in einigen Fällen die freie Erwerbstätigkeit der Neuzeit ein bedeutendes Bergeigentum in der Hand einzelner Großgrundbesitzer vereinigt. Graf Ballestrem besitzt um Ruda und Biskupitz teils allein, teils in Gemeinschaft mit anderen eine Reihe von Steinkohlengruben, deren Felder zusammen $17^1/_2$ qkm messen. Der Herzog von Ujest hat ansehnlichen Grubenbesitz erworben. Besonders merkwürdig ist die Entstehung des gewaltigen Bergwerkseigentums der Frau Gräfin Schaffgotsch. Den Grund dazu legte ein mittellos aus Österreich-Schlesien eingewanderter Mann, Carl Godulla, der im Dienste des Grafen Ballestrem (etwa 1810—1830) emporkam und das durch Schenkungen seines Herrn begründete Vermögen in bedürfnislosem Leben durch kluge Voraussicht mit geschickter Erwerbung hoffnungsreicher Bodenflächen, wie der Rittergüter Schomburg-Orzegow (1826) und Bobrek

(1845) und zahlreicher Zinkerz- und Steinkohlengruben so schnell vermehrte, daß er am Ende seines Lebens (1848) einer der begütertsten Männer des Landes war. Der rein dem rastlosen Erwerbe lebende Mann von wenig freundlichem, verschlossenem Wesen stand allein. Nur die Heiterkeit eines Waisenkindes, Johanna Gryczik, gewann dem harten Herzen eine Regung wahrer Zuneigung ab. Er setzte dies Mädchen zu seiner Erbin ein. Fräulein Johanna Gryczik von Schomburg-Godulla ward die Gemahlin des Schloßherrn von Koppitz, Hans Ulrich Grafen Schaffgotsch.

Von den mächtigen Besitzern bedeutenden Bergbaueigentums hat nur einer sich bisher auf eine mäßige Ausnutzung der am freiesten zugänglichen Kohlenlager beschränkt: der Fürst Pleß. Alle anderen sind mit der Schöpfung großer Werkstätten in das rührige Treiben der Hüttenindustrie eingetreten. Besonders bedeutenden Einfluß auf deren Entwickelung hat Graf Hugo Henckel von Donnersmarck (1811 bis 1890) von der Siemianowitzer Linie geübt, der Begründer der Laurahütte (1839), der Erschließer der Radzionkauer Kohlenfelder (1867 bis 1871). Im Jahre 1869, als er auch die vom Staate errichtete Königshütte samt einem Teile der Königsgrube und zugehörigen Eisenerzgruben erworben hatte, lag in seiner Hand eine Bergbau- und Hüttenwerkstätigkeit vereinigt, wie sie innerhalb des Industriebezirks damals weder der Staat noch ein Privatmann oder eine Gesellschaft aufzuweisen vermochte. Aber 1871, in der Zeit, in welcher das Kapital besonders eifrig zur Teilnahme an industriellen Unternehmungen sich drängte, nahm auch er die Gelegenheit wahr, einen Teil seines großen Montanbesitzes einer großen Aktiengesellschaft, der „Vereinigten Königs- und Laurahütte“ zu überantworten.

Schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, nach dem ungeheuren Aufschwung, den der Anschluß an das Verkehrsnetz der Eisenbahnen bereitete, hatte das Großkapital in der Form genossenschaftlichen Zusammenwirkens sich einen stetig wachsenden Anteil an den Bodenschätzen Oberschlesiens und der darauf fußenden Hüttenindustrie gesichert, die ihrerseits das zuströmende Kapital freudig aufnahm, um mit pünktlicher Erfüllung der kostspieligen Anforderungen einer rasch fortschreitenden Technik sich stets auf der Höhe der Zeit zu halten. Von den Schöpfungen des Staates, der Magnaten und einzelner bedeutender Unternehmer sind namentlich in den letzten Jahrzehnten viele in den Besitz von Gesellschaften übergegangen. Den Großgrundbesitzern gab das Beispiel dafür Graf Andreas Renard, welcher 1855 seinen Montanbesitz der Gesellschaft „Minerva“ übergab, an deren Stelle 1871 die Oberschlesische Eisenbahn-Bedarfs-Aktiengesell-

schaft zu Friedenshütte trat. In ähnlicher Weise ist 1872 die Donnersmarckhütte vom Grafen Guido Henckel (Neudeck) veräußert worden, und der ehemalige Besitz des Herrn v. Tiele-Winckler bildete die Grundlage, auf welcher sich 1872 die Oberschlesische Aktiengesellschaft für Kohlenbergbau (Orzesche), 1889 die Kattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau- und Hüttenbetrieb entwickelt haben. In den Händen solcher Gesellschaften sind großartige Massen von Bergbaueigentum vereinigt.

So kennzeichnet sich der oberschlesische Bergbau und das Hüttenwesen schon in der Besitzverteilung als eine Großindustrie. Das ist für den Erfolg seiner Arbeit eine zweifellos günstige Vorbedingung. „Der ganze Kohlengrubenbesitz Oberschlesiens befindet sich, wenn man Aktiengesellschaften als eine Person betrachtet, kaum in zwei Dutzend verschiedenen Händen, wovon wiederum mit Einschluß des Fiskus (der 24 % der Gesamtproduktion fördert), allein zehn mit 80 %, allein vier mit 60 % der Gesamtförderung beteiligt sind.“ [1]) Durch diese Vereinigung des Grubenbesitzes in wenigen, festen Händen wird zunächst die aus zu großer Beweglichkeit des Besitzes leicht entspringende übermäßige Steigerung der Erwerbskosten, welche Verzinsung fordern, verhütet. Ferner wird der Betrieb geschützt vor der Verschwendung in Betriebsmitteln, welche bei starker Zersplitterung des Besitzes unvermeidlich eintritt. Endlich ist für die Verwertung des Erzeugnisses mit der Einschränkung der Zahl der Konkurrenten eine Milderung des Wettkampfes und gelegentlich selbst die Möglichkeit eines Zusammenschlusses der Produzenten zur gemeinsamen Interessenvertretung gegeben.

Liegt so nach mehr als einer Seite in der nicht zu starken Verteilung des Bergbaubesitzes eine vorteilhafte Bedingung für die Entwickelung und den Erfolg des Betriebes, so fällt zu seinen Gunsten auch ins Gewicht die Billigkeit des Bauholzes für die Gruben mitten in einem waldreichen Gebiete, nahe den Wäldern Polens und Galiziens, ferner noch heute die Billigkeit der Arbeitskräfte, deren Angebot in einem Gebiete mit ungewöhnlich starkem Volkszuwachs und bei dem Zuströmen von Arbeitern aus Polen und Galizien immer die Nachfrage reichlich deckt. Wenn auch die Löhne in den letzten Jahrzehnten sich beträchtlich gehoben haben, stehen sie doch immer noch niedriger als in den anderen Industriegebieten, mit denen das oberschlesische in Wettbewerb tritt.

---

1) G. Gothein, Die oberschlesische Montan-Industrie. Lage, Aussichten und Verhältnis zur allgemeinen Wirtschaftslage. Waldenburg 1887. S. 12.

Aber auch nur die Summe so vieler hilfreicher Umstände in der Naturausstattung und den wirtschaftlichen Verhältnissen Oberschlesiens vermochte den schweren Nachteil seiner ungünstigen Verkehrslage aufzuwiegen: die Einengung durch fremde, seine Erzeugnisse recht nachdrücklich abwehrende Zollgrenzen und die lange bestehende, erst allmählich gemilderte Unvollkommenheit und Kostspieligkeit der Verbindung mit den Hauptmärkten des eigenen Staates. Bei seiner Stellung im innersten Kern des Erdteiles, abseits von großen Wasserwegen, waren der Wirksamkeit des oberschlesischen Industriegebietes in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts recht enge räumliche Grenzen gesteckt. Der weite Weltmarkt öffnete sich ihm erst, als die Oberschlesische Eisenbahn 1845 ihre Gleise bis ins Bergbaurevier ausspannte.

Der Anschluß an das Netz der Schienenwege war für alle Zweige der oberschlesischen Montanindustrie das bedeutendste Ereignis ihrer Geschichte. Wohl hat die Bahnverwaltung durch kleinliches Zögern in der Entwickelung des oberschlesischen Verkehrsnetzes, durch eine engherzige, kurzsichtige Tarifpolitik, soweit an ihr lag, die Wirkung dieses Ereignisses gedämpft und beschränkt. Aber der Umschwung der Lebensbedingungen für Oberschlesiens Industrie war doch so gewaltig, daß das Ausmaß ihrer Gesamtleistung, die Grundsätze des Betriebes, die Ausdehnung der Handelsbeziehungen sich völlig umgestalteten. Es war eine Sturm- und Drangperiode, in der auch viel Veraltetes, der strengeren Prüfung der Lebensfähigkeit nicht gewachsen, dahinsank; der nun erst recht beginnende scharfe Wettbewerb mit anderen Gebieten nahm den bisher in ruhigeren Bahnen behaglich sich bewegenden oberschlesischen Gewerbfleiß in eine mitunter recht unsanfte Schule; aber aus ihr ist er kräftiger und leistungsfähiger hervorgegangen, gerüstet für die schweren Aufgaben einer hoffnungsreichen, wenn auch oft hart umstrittenen Zukunft. In dieser Entwickelung steigerte sich allmählich auch das berechtigte Selbstbewußtsein der oberschlesischen Industrie. Wer derartig am Rande des Reiches, fern vom Sitze der Staatsregierung den Kampf ums Dasein zu führen hat, der muß kräftig seine Stimme erheben, wenn er seinen wohlbegründeten Wünschen die verdiente Würdigung sichern will. Es ist nicht zu verkennen, daß der Zusammenschluß der Träger der oberschlesischen Industrieentwickelung im Berg- und Hüttenmännischen Verein (1862) oft wesentlich dazu beigetragen hat, das Wohlwollen der Regierung zu tatkräftigem Handeln überzuführen. Besonders dringend nötig war eine nachdrückliche Vertretung der Interessen des Landes in der lange stockenden Verbesserung der Ver-

kehrsmittel. Erst 1867 konnte privater Unternehmungsgeist der oberschlesischen Eisenbahn eine zweite selbständige Verbindung des Industriebezirks mit Breslau an die Seite stellen: die Rechte-Oder-Ufer-Eisenbahn. Erst 1880 verkürzte die Oberschlesische Eisenbahn die Entfernung von Beuthen nach Oppeln durch Anlage einer unmittelbaren Verbindung. Nach dem Nordosten ward 1876 durch die Bahn Posen-Kreuzburg der Abstand wirksam ermäßigt. Den vollen Nutzen aus dieser Vervielfältigung der Linien brachte aber erst deren Verstaatlichung (1884) und die Errichtung einer besonderen Eisenbahndirektion in Kattowitz (1895). Unter den Augen der Gegenwart entfalten sich die erfreulichen Wirkungen der Eröffnung des Großschiffahrtweges. Viel ist geschehen für die festere Verknüpfung Oberschlesiens mit dem Verkehrsleben des Reiches durch die Mehrung der Wege und durch die Herabsetzung der Tarife für die Zufuhr wichtiger Bedürfnisse und den Transport der Erzeugnisse nach den wichtigsten Märkten. In dieser Richtung allein kann die oberschlesische Industrie einen teilweisen Ersatz suchen für den unabänderlichen Nachteil der Umklammerung durch fremde Zollschranken.

Nur unter steter Berücksichtigung des Hintergrundes dieser allgemeinen Verhältnisse ist eine richtige Würdigung der Entwickelung möglich, welche die einzelnen Zweige der oberschlesischen Montanindustrie genommen haben. Der erste Platz gehört der Königin Kohle. Nur langsam haben Hausgebrauch, Gewerbe und Hüttenwesen sich zur Anerkennung ihrer Herrschaft verstanden. Alle Anstrengungen von Redens vermochten im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts Oberschlesiens Kohlenförderung nur von 78000 (1791) auf 106000 (1800) preußische Tonnen zu steigern. Dem rascheren Aufschwung nach den Freiheitskriegen (1817: 773000, 1825: 1920000 T.) folgte sogar ein mehrjähriger Rückgang (1831: 1022000), der erst nach 1836 wieder eingebracht ward. Nun aber führte das Zeitalter der Eisenbahnen den Kohlenbergbau Oberschlesiens in beflügeltem Fortschritt empor. Die Förderung erreichte 1837: 2100000, 1841: 3102000, 1845: 4467000, 1850: 5320000, 1854: 8650000, 1858: 14078000 Tonnen.[1]) Dann brachte eine Handelskrisis, unter der die Industrie ebenso litt, einen kurzen Stillstand. In ihn fällt der für die Statistik unseres Bergbaus wichtige Übergang vom räumlichen

---

1) Übersicht der Steinkohlenförderung des Preuß. Staates nach Bergamtsbezirken in den Jahren 1817—1854. Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinenwesen. IV. Berlin 1857. S. 44.

zum Gewichtsmaß.[1]) Die seither uns geläufige Bestimmung der Förderungsmenge nach Gewichtstonnen (zu 1000 kg) macht den ungeheuren, nur 1877 und 1878 unterbrochenen Aufschwung des Kohlenbergbaus Oberschlesiens in folgenden Ziffern erkennbar. Es wurden gefördert kt (d. h. 1000 tons = 1 Mill. kg) 1862: 3073, 1870: 5854, 1880: 10111, 1890: 16863, 1900: 24815, 1901: 25252. In diesem Jahre war die Zahl der Gruben auf 64, die ihrer Dampfmaschinen auf 1207 mit 128265 HP gestiegen, die Kopfzahl der Arbeiter auf 78230, der Gesamtbetrag ihrer Löhnung auf 76 Mill. Mark.

Versucht man trotz der Unsicherheit der Umrechnung der älteren Angaben für die ganze Entwickelung des oberschlesischen Kohlenbergbaus eine einheitliche Zahlenreihe zu gewinnen, so kommt man für die einzelnen Jahrzehnte auf folgende Förderungsmengen in kt:

1790—1799	115,5	1850—1859	35215
1800—1809	590,5	1860—1869	74246
1810—1819	1262	1870—1879	98763
1820—1829	2914	1880—1889	124299
1830—1839	3342	1890—1899	189621
1840—1849	7604	1900—1901	50067

Die Gesamtsumme der Förderung 1790—1901 betrug 586 Mill. tons. Sie würde einen Würfel von 900 m Seitenlänge darstellen.

Die ungeheure Steigerung der Kohlengewinnung wird durch die allmählich fortschreitende Erschließung früher unberührter Lagerstätten herbeigeführt. Der Schwerpunkt des Kohlenbergbaus liegt allerdings heute ebenso wie zur Zeit seines ernstlichen Beginns in dem großen Sattelflözzuge von Zabrze bis Myslowitz. Auf ihn entfielen 1901 von den 25252 kt der gesamten Förderung 23036; nur 430 auf die erst 1874 neuerschlossenen nördlichen Gruben von Radzionkau, 584 auf den Norden des Kreises Pleß, 842 auf den Südwesten des Kreises Rybnik, 358 auf das Hultschiner Ländchen. Keines der Nebengebiete erhob sich zu einer Förderung von 1000 kt, wie sie sieben einzelne Gruben des Sattelflözzuges überstiegen (Königin Luise 2902, König 1905). Immerhin macht sich allmählich ein Verschieben

1) Das Gewicht der Kohle schwankt schon innerhalb eines und desselben Flözes in der einzelnen Grube bedeutend, noch viel mehr natürlich bei Kohlen aus verschiedenen Flözen und Gruben. Deshalb ist eine ganz sichere Reduktion der alten Raummaße auf Gewicht nicht möglich. Eine lange Reihe von Wägungen (Jahrb. des Schles. Ver. f. Berg- und Hüttenwesen. I. 1859. S. 61) ergab für die preußische Tonne (2,1985 hl) oberschlesischer Kohle etwa 186 kg; die Extreme lagen bei 225 und 168 kg. In der Regel rechnete man $3^2/_3$ Ztr.; also 1861: $14^1/_2$ Mill. preuß. Tonnen = $53^1/_6$ Mill. Ztr. — nahezu $2^2/_3$ Mill. tons.

des Bergbauareals geltend, das für die Physiognomie des Landes und das Wirtschaftsleben seiner Bewohner bedeutsam ist. Insbesondere greift der Bergbau des Sattelflözzuges in südlicher Richtung über auf bisher jungfräuliche, vom Walde beschattete oder von Saatfeldern überwallte Strecken, und es ist wohl nicht verfrüht, darüber nachzudenken, wie das Zukunftsbild Oberschlesiens sich gestalten wird, wenn der Bergbau in freilich noch ferner Zukunft die zuerst angegriffenen Lagerstätten ausgeschöpft haben wird und sein Schwerpunkt südwärts wandern muß.

Wie die Verwertung dieser Förderungsmenge sich entwickelt hat, mag ein Vergleich ihrer gegenwärtigen Verteilung mit der früher obwaltenden dartun. In Prozenten der gesamten Kohlengewinnung entfielen auf

	Selbstverbrauch der Gruben	Kumulativ-Absatz an den Gruben	Absatz an Koks- und Zinder-Anstalten	Absatz an Zink- und Bleihütten	Absatz an Eisen- und Stahlhütten	Eisenbahnversand
1868	6,0	18,4		14,3	22,2	39,1
1901	8,2	3,1	7,4	4,5	6,3	70,7

An dem Emporkommen des oberschlesischen Kohlenbergbaus ist demnach die Steigerung des Brennstoffbedarfs eines weiten Umkreises namentlich der allgemeine Aufschwung der Gewerbtätigkeit im nordöstlichen Deutschland und in den Nachbargebieten beteiligt. Der Wirkungsbereich des oberschlesischen Kohlenhandels findet seine Grenzen in dem durch günstigere Transportverhältnisse gestärkten Wettbewerb anderer Kohlengebiete. Der polnische, galizische und mährische Anteil desselben Kohlenbeckens sind trotz hoch gesteigerter Regsamkeit der Ausbeute zu klein, um der oberschlesischen Kohle die Landesgrenzen zu verschließen.[1]) Sie wird trotz gelegentlicher Belastung mit Zöllen, Tarifzuschlägen und anderen abwehrenden Maßregeln der ausländischen Konkurrenz durch diese Gebiete hindurch verfrachtet nach Lodz, Warschau, Lemberg, Budapest, Preßburg, Wien, bis an den Semmering und beherrscht auch den Osten und Norden Böhmens. Dort trifft sie außer mit böhmischer auch mit mittelschlesischer Kohle zusammen, deren Wettbewerb indes wegen der Qualitätsunterschiede wenig empfindlich ist. Das Waldenburger Becken ver-

---

1) Die Förderung von Steinkohlen betrug 1901:

Im polnischen Anteil (Bendzin)	4140 kt
Im galizischen Anteil (Jaworzno)	988 „
Im mährischen Anteil (Ostrau-Karwin)	6254 „

sendet vortreffliche Gas- und Backkohlen, von denen Oberschlesien keinen Überfluß abzugeben hat. So versorgen auch beide schlesischen Kohlenfelder, sich gegenseitig ergänzend, die eigene Provinz, den größten Teil der Mark und die Provinz Posen. In den Küstenprovinzen tritt — ebenso wie an der unteren Donau — die englische Kohle kraft ihrer billigen Seefracht als ebenbürtige Nebenbuhlerin auf, welcher der Stromverkehr auch landein Wege öffnet. Auf dem Berliner Markte begegnen sich schlesische, westfälische und britische Kohle, und der Wechsel ihres Anteils an der Versorgung der Weltstadt spiegelt treulich jede Veränderung der Verkehrsbedingungen wider. Es ist bemerkenswert, daß noch 1890 die oberschlesische Kohle 72½ % des Bedarfs von Berlin bestritt, — 1901 nur 56,4 %. Die Eröffnung des Großschiffahrtsweges hat das Verhältnis nicht wieder zu gunsten Oberschlesiens zu ändern vermocht. Vielmehr erwachte die Befürchtung, als könne der Ausbau des Mittellandkanals der Ruhrkohle nicht nur auf dem Berliner Markt das Übergewicht sichern, sondern auch das sächsische Absatzgebiet der oberschlesischen Kohle weiter einschränken.

Die gesamte Verteilung des Eisenbahnversandes von oberschlesischer Kohle gestaltete sich wie folgt:

Österreich (außer Galizien und Bukowina)	3252 kt
Ungarn, Galizien, Bukowina, Rumänien	1150 „
Rußland	877 „
Schlesien	6489 „
Posen und die Mark	3300 „
Preußen, Pommern, Mecklenburg	2138 „
Königreich und Provinz Sachsen	596 „
Westliches Deutschland	32 „
	17835 kt

Die wichtigsten Ziele des Eisenbahnversandes waren Wien (1154), Budapest (226), Lodz (189), Breslau (1074), Berlin (948), Görlitz (172), unter den Häfen Stettin (145). Nur ein mäßiger Anteil der Kohlenverfrachtung fällt den Wasserwegen zu. Der Koseler Hafen führte der Oder 744 kt zu, die Breslauer Umschlagstellen 1155. Berlin empfing zu Wasser 314; auf der Przemsa wurden nur 13 kt schlesische Kohlen verfrachtet.

Überblickt man den starken Kohlenverbrauch Schlesiens, so vermag man recht eindringlich zu erkennen, welch ein Schatz von Kraft diesem ganzen Lande in den Flözen Oberschlesiens beschert ist. Namentlich aber wird die nächste Umgebung der Kohlenfelder zu einer vielseitigen wirtschaftlichen Leistungskraft erhoben. Da von

dem Bahnversand 1901 noch volle 2,7 Millionen Tons im Reg.-Bez. Oppeln blieben, nahm dieser allein in jenem Jahre von der Gesamtförderung von 25 Millionen Tonnen über 10 Millionen Tonnen in Anspruch. Der Gegend zwischen Oppeln, Gogolin und Groß-Strehlitz ermöglichte nur die reichliche Zufuhr billigen Brennstoffs die großartige Entwickelung ihrer Kalkbrennerei, Zement- und Ziegelfabrikation. Aber ihre Schornsteine und Kalköfen bezeichnen ebenso wie die zerstreuten Hüttenwerke längs der Malapane nur den äußeren Vorhof der wahren „black country" Oberschlesiens. Seine moderne Großindustrie hat im engen Anschluß an die Kohlenfelder die Hauptwurzel ihrer Kraft erkannt. Sie hat im Gegensatz zu den alten Eisenhämmern, den Hochöfen und Frischfeuern der nächsten Vergangenheit, die in weiter Zerstreuung längs der arbeitsfähigen Wasserläufe inmitten großer Waldungen ihre Plätze wählten, ihre Werkstätten um die Kohlenschächte vereinigt. Ein Vergleich der Verteilung der Eisenwerke Oberschlesiens 1740, 1847, 1900[1]) macht die für das Leben dieses Landes überaus einflußreiche räumliche Verschiebung der industriellen Tätigkeit, ihre mit einer unendlichen Steigerung der Leistungskraft verbundene Konzentration deutlich und läßt auch erkennen, daß dem Zeitalter des Eisenbahnbaus das entscheidende Wort in dieser großen Umwälzung vorbehalten blieb. Wohl ist schon Friedrich der Große, der bei der Begründung seiner Eisenwerke anfänglich immer nach Wäldern spähte „die gar nicht alle zu machen sind", zu richtigerer Wertschätzung der fossilen Brennstoffe gelangt, und an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts bewies die geniale Wahl des Ortes der Königshütte durch Freiherrn von Reden die volle Einsicht in die grundlegende Bedeutung unerschöpflicher Kohlenvorräte für ein zu großer Entwickelung bestimmtes Hüttenwerk. Aber der Wettstreit zwischen Holz und Steinkohle im Hüttenbetriebe war damit noch nicht beendet. Auch im 19. Jahrhundert gab es in Oberschlesien noch so abgelegene unzugängliche Wälder, daß ihr Holz nur als Brennstoff für Eisenwerke verwendbar schien. Noch in den Jahren 1846—1848 ist die Idahütte in den Plessischen Oberforsten rein um des Holzüberflusses willen begründet worden; das Erz kam vier Meilen weit her zu Wagen von den Tarnowitzer Höhen. Erst die Verzweigung der Schienenwege hat jedem Teil der Forsten Oberschlesiens eine so leichte Abfuhr der Holzerträge ermöglicht, der starke Bedarf

---

1) Fechner, Zeitschr. f. Berg-, Hütten- und Salinenw. XLVIII. 1900, 288—290. L. Wachler, Die Eisenerzeugung Oberschlesiens. I. Oppeln 1847. H. Voltz, Statistik der oberschles. Berg- und Hüttenwerke. Kattowitz 1901.

an Grubenhölzern und Bauholz im Bergbaurevier den Holzpreis derartig gesteigert, daß der Holzkohlenhochofen zu Wziesko bei Landsberg in stiller Abgelegenheit der einzige ins 20. Jahrhundert herüberragende Zeuge einer sonst in Oberschlesien schon verklungenen Vergangenheit ist. Aber unverkennbar war an der langen Erhaltung der Holzkohlenverwendung im Eisenhüttenbetriebe Oberschlesiens auch die beschränkte Verbreitung backfähiger, zur Koksbereitung leicht verwertbarer Kohlen einigermaßen beteiligt.

Das Zeitalter der Eisenbahnen brachte der oberschlesischen Montanindustrie außer der Entscheidung über die Wahl des geeignetsten Brennstoffs auch eine Fülle anderer Anregungen und völlig veränderte Lebensbedingungen. Sie ward nun auf einmal aus der bisherigen Isolierung herausgerückt, einerseits dem Wettbewerb mit fernen Industriegebieten unterworfen, also z. B. zur Wehr gegen die billig herüberflutenden Massen englischen Roheisens gezwungen, anderseits auch befähigt, sich selbst weitere, früher nie geahnte Ziele auf dem Weltmarkt zu stecken. Am unmittelbarsten aber machte die Entwickelung der Eisenbahnen durch ihren ungeheuren Materialbedarf sich geltend zu gunsten einer den früheren kleinen Verhältnissen schnell entwachsenden Entwickelung der Eisenindustrie. Selbst die Grundlagen ihres Betriebes erfuhren eine wesentliche Veränderung. Sie blieb nicht mehr ausschließlich auf die wohl reichlichen, aber der Beschaffenheit nach nicht völlig befriedigenden heimischen Erzvorräte angewiesen, sondern die Möllerung der Hochöfen konnte nun je nach dem vorschwebenden Zwecke durch eine passende Auswahl fremder Erze verbessert werden. Während der Erzverbrauch der oberschlesischen Eisenindustrie in den letzten vierzig Jahren ziemlich beständig anwuchs von 377 kt (1863) bis auf 1199 (1900)[1], erreichte die eigene Erzförderung Oberschlesiens (1863: 310 kt) 1889 mit nahezu 800 kt einen höchsten Stand, um dann rasch zu sinken. Im Jahre 1900 hielt die von 3044 Arbeitern betriebene heimische Eisenerzförderung mit 547 kt der Erzzufuhr aus dem Auslande (548 kt) knapp die Wage, freilich auch nur im Bruttogewicht, nicht im Metallgehalt, und auch aus anderen Teilen Deutschlands empfing Oberschlesien einen namhaften Zuschuß (103 kt) an Erzen. Was Deutschland sendet, selbst die vortrefflichen Magneteisensteine von Schmiedeberg, steht weit zurück hinter der Zufuhr aus Oberungarn, Steiermark und Schweden. Namentlich die berühmten Magneteisenerze von Grängesberg und Gellivara sind

1) Das Jahr 1901 brachte einen Rückgang. Gesamter Erzverbrauch 1043 kt, davon 541 aus Oberschlesien, 60 aus dem übrigen Deutschland, 442 aus dem Auslande.

für die oberschlesische Eisenindustrie ganz unentbehrlich geworden. Erst die Zufuhr der fremden Erze hat den Hochofenbetrieb Oberschlesiens von Erschwerungen und Störungen, die aus der Natur der heimischen Erze sich ergaben[1]), befreit, ihm die sichere Herstellung aller Roheisensorten in gleicher Güte und einer für den Bedarf ausreichenden Menge ermöglicht. „Das Roheisen für den sauren Prozeß wird vornehmlich mit Hilfe der phosphorarmen ungarischen und steirischen Spate erblasen, während der große Aufschwung, den die Erzeugung von Thomas-Roheisen in den letzten 15 Jahren genommen hat, lediglich der Einfuhr der phosphorreichen schwedischen Erze zu danken ist.“ Auch die hohe Entwickelung der Feineisenindustrie (Drähte, gewalzte Röhren, Feinblech) ist nur durch die Reinheit und Gleichmäßigkeit des Roheisens möglich geworden, welche der Zuschlag fremder Erze sicherstellte. Selbst für die Billigkeit des Betriebes erweist ihre Zufuhr sich als ein Gewinn; der für die Tonne Erz dreifach, für die Tonne Eisengehalt einundeinhalbfach höhere Preis wird durch Ermäßigung des Kalk- und Kohlenverbrauchs wieder vergütet. Die fachmännische Erwägung aller technischen und wirtschaftlichen Ergebnisse dieser Verwendung ausländischer Erze führt zu dem Schluß, „daß gegenwärtig nicht mehr die einheimischen, sondern die fremden Erze die Grundlage für das Blühen der oberschlesischen Eisenindustrie geworden sind“. Ihre billige Zufuhr, namentlich die möglichst unbehinderte Ausnutzung der Wasserstraße für das Zuströmen der schwedischen Erze, ist eine Lebensfrage für unsere Industrie geworden.

Auf dem Wellenscheitel der Jahrhundertwende stieg 1900 die Roheisenerzeugung von 11 Hochofenwerken mit 35 arbeitenden Öfen, die außer 4685 Arbeitern 160 Dampfmaschinen mit 18288 HP in Tätigkeit setzten, auf 747 kt; und zwar 392 Puddel- (und Martin-) Roheisen, 226 Thomas-Roheisen, 68 Gießereiroheisen [außer 341 t Gießwaren erster Schmelzung], 57 Bessemer-Roheisen. Aller Fortschritte der Technik hat auch die oberschlesische Industrie stets rührig sich bemächtigt, so die Königshütte gegen Ende der 1860er Jahre des Bessemer-Verfahrens, so 1884 der Gilchrist-Thomasschen Patente die Königshütte und namentlich die Friedrichshütte. In guten Jahren gelangt das gesamte in Oberschlesien erblasene Roheisen ziemlich vollständig im heimischen Industrierevier zu weiterer Verarbeitung. Nur wenn in matteren Zeiten die Roheisenbestände sich unerwünscht zu

1) Fritz Jüngst, Über den Einfluß des Bezuges ausländischer Eisenerze auf die Roheisenerzeugung in Oberschlesien. Zeitschr. f. Berg-, Hütten- und Salinenwesen. XLVIII. 1900, 519—536.

mehren beginnen, muß auf eine Steigerung des Absatzes nach auswärts Bedacht genommen werden. Die 22 Walzwerke Oberschlesiens beschäftigten 19540 Arbeiter und 475 Dampfmaschinen mit 48697 HP, während 26 Eisengießereien 3281 Arbeiter und 31 Dampfmaschinen mit 591 HP zählten. Der Summe der Gußwaren im Betrage von 87 kt stellte der Walzwerkbetrieb eine Gesamtleistung von 789 kt gegenüber (227 Halbfabrikate, 562 fertige Waren). Von der Vielseitigkeit der oberschlesischen Eisenindustrie kann in diesem Rahmen eine würdige Darstellung nicht gegeben werden, so lockend es auch wäre, dem Schmieden eines Hammerbärs von 200 Ztr. für den Dampfhammer des Borsigwerks (330 HP) die zarten für künstliche Blumen verwerteten Bleche der Bismarckhütte gegenüberzustellen, in Adolf Menzels Spuren den feurigen Schlangen der Schienenwalzwerke oder dem Ausziehen von Röhren zuzusehen, und mit dem Dröhnen des Schweißens gewaltiger Kesselwände in Laurahütte den Ohrenschmaus der rasselnden Nagel- und Kettenfabrikation zu Gleiwitz wechseln zu lassen. Von der unnachgiebigen Panzerplatte zur Wehr unserer schwimmenden Festen bis zur elastischen Sprungfeder, vom Riesenwuchs eiserner Masten bis zum zartesten Teil einer genau arbeitenden Maschine sind die mannigfachsten Eisenartikel unter den Werken der oberschlesischen Arbeit vertreten.[1])

Der wirtschaftliche Erfolg dieser Arbeit, der Wert ihres Ergebnisses hängt natürlich von der allgemeinen Lage des Weltmarktes ab und ist mit ihr bedeutenden Schwankungen unterworfen. Von der Scheitelhöhe der aufsteigenden Entwickelung, die den Geldwert der Produktion der Walzwerke 1900 auf 113 Millionen Mark trieb, ist dieser Wert 1901 (viel schneller als die Produktion selbst) auf 83 Millionen herabgesunken. Bei jedem erheblichen Weichen der Preise macht sich dann im Wettbewerb mit anderen Gebieten die ungünstige Verkehrslage Oberschlesiens empfindlich geltend, die Umschließung durch fremde Zollgrenzen und die Abgelegenheit von den Bedarfszentren des eigenen Landes. Die Schwankungen der Zollpolitik treffen keinen

---

1) Bhd. Kosmann, Oberschlesien, sein Land und seine Industrie. Festschrift für die 29. Hauptvers. des Vereins deutscher Ingenieure. Gleiwitz 1888. — H. Voltz, Die Bergwerks- und Hüttenverwaltungen des oberschl. Industriebezirks. Ein histor.-statist. Wegweiser dem V. Deutschen Bergmannstage gew. vom oberschl. Berg- und Hüttenm. Verein. Kattowitz 1892. Statistik der oberschl. Berg- und Hüttenwerke, seit 1879 jährlich erschienen, seit 1887 bearb. von H. Voltz. — J. v. Renauld, Der Bergbau und die Hüttenindustrie von Oberschlesien 1884—1897, und Arthur Friedrich, Schlesiens Industrie unter dem Einfluß der Caprivischen Handelspolitik 1889—1900 (Heft 38 und 46 der Münchener volkswirtsch. Studien). Stuttgart und Berlin 1900. 1902.

Teil des Reiches einschneidender. Deshalb hat Oberschlesiens Stimme auch berechtigten Anspruch auf besondere Beachtung bei jeder Änderung der Wechselbeziehungen Deutschlands mit den benachbarten Handelsgebieten. Gerade die Eisenindustrie ist dem scharfen Wettbewerb der Nachbarschaft unmittelbarer unterworfen als die anderen Zweige des oberschlesischen Berg- und Hüttenwesens.

Der Bleibergbau Oberschlesiens hat schon in früheren Jahrhunderten die Vorräte reiner Bleierze auf der Tarnowitzer Platte erheblich vermindert. Die Tätigkeit des letzten Jahrhunderts hat weiter an ihrer Erschöpfung gearbeitet. Immer entschiedener verschob sich der Schwerpunkt der Bleierzförderung aus der Tarnowitzer in die Beuthener Mulde. Und zwar tritt die Ausbeute des fiskalischen Bergbaus auf Blei, der im Trockenberger und in dem schon der Beuthener Mulde zugehörigen Miechowitzer Revier betrieben wird (1900: 1874 Tonnen Bleierz), stark zurück hinter den Bleierzmengen (1900: 34594 Tonnen), welche die in dem weiten Felde der Friedrichsgrube tätigen Zinkerzgruben nebenbei mit fördern und gegen eine vereinbarte Vergütung der Verwaltung der Friedrichsgrube abzuliefern haben. Aber auch außerhalb des Bereichs, für den die staatliche Bergbauverwaltung sich die Bleigewinnung vorbehielt, jenseits seiner Südostgrenze, welche durch die Verbindungslinie der Türme von Kamin und Beuthen bezeichnet wird, werden auf dem Südostflügel der Beuthener Mulde bei Roßberg und Blei-Scharley mit den Zinkerzen bedeutende Mengen Bleiglanz (1896: 4961 Tonnen) gehoben, die seit 1864 in der Walter-Croneck-Hütte bei Klein-Dombrowka verhüttet werden, während die fiskalischen Erze der Friedrichshütte zugeführt werden. Die beiden Bleihütten gewannen 1900 mit 707 Arbeitern aus 41788 t Erzen 24926 t Blei, 2027 t Glätte und 10843 kg Silber im Gesamtwert von mehr als 10 Millionen Mark. Das Gewicht der überseeischen Produktion hat seither den Silberpreis und mehr noch den des Bleis stark gedrückt.

Unvergleichlich höhere Bedeutung kommt der Zinkgewinnung Oberschlesiens zu. Als 1802 das Privileg des Galmeibergbaus, das Georg von Giesche und seine Erben ein Jahrhundert lang genossen hatten, für erloschen erklärt und die Galmeigräberei den allgemeinen bergrechtlichen Bestimmungen unterstellt wurde, beeilten sich die Inhaber des Privilegs durch Mutungen sich die fernere Ausbeute ihres bisherigen Arbeitsfeldes bei Scharley zu sichern. Allerdings mußten sie sich in Anerkennung des Mitbaurechts der Grafen Henckel mit der Hälfte des Ertrages begnügen und hatten überdies nun den freien Wettbewerb des Staates und privater Unternehmer zu bestehen, welche

der gerade damals in Oberschlesien neu aufkommenden Gewinnung metallischen Zinkes sich zuwendeten. Der große Metallurg Karsten war es, der durch Rubergs Erfolge in der Verhüttung zinkhaltigen Ofenbruchs angespornt nach vielen Versuchen die Ausscheidung und Gewinnung von Zink aus Galmei zu Wege brachte. Er gründete 1809 für den Fiskus zu Königshütte die erste schlesische Zinkhütte Lydognia. Bei dem hohen Stande des Zinkpreises (1809: 20 Taler, noch 1815: 7 Taler für den Ztr.) verbreitete der Bergbau auf Galmei und dessen Verhüttung sich rasch. 1825 förderten 24 Gruben 1085000 Ztr. Galmei, die 250000 Ztr. Rohzink ergaben. Das war für jene Zeit eine Überproduktion, die sich durch einen Preissturz rächte und viele Werke zum Stillstand brachte. Es bedurfte einer Reihe von Jahren, einer prüfungsreichen Lehrzeit, ehe die oberschlesische Zinkindustrie durch Vervollkommnung der Technik, durch erfindungsreiche Sparsamkeit des ganzen Betriebes in Grube und Hütte dahin gelangte, die Herstellungskosten für ihre Erzeugnisse so weit zu ermäßigen, daß sie der Preisbewegung sorgenfreier zusehen und auf dem durch die Entwickelung der Eisenbahnen ihr freier erschlossenen Weltmarkt erobernd vordringen konnte. Von 2 Millionen Ztr. (1845) stieg die Zinkerzförderung binnen 25 Jahren auf $6^1/_2$ Millionen (1869). Da schien der Höhepunkt der ganzen Entwickelung erreicht zu sein; man sah die besten Galmeilager der Erschöpfung entgegengehen. Aber das Bild der Sachlage änderte sich völlig, als man den lange unterschätzten Wert der schwefligen Zinkerze (Zinkblende) und deren überraschend großartiges Auftreten in der Beuthener Mulde voll erkannte. Wohl waren in der Aufbereitung der mit Bleiglanz und Schwefelkies eng verwachsenen Zinkblende und in deren Verhüttung größere Schwierigkeiten zu überwinden, aber die Technik bemeisterte sie, und nun wuchs, obwohl die Galmeigewinnung allmählich zurückging, durch die steigende Förderung der Blende der Gesamtbetrag der gehobenen Zinkerze rasch auf 10 Millionen (1880) Ztr. und darüber; 1890 überstieg er 12 Millionen Ztr. oder 600 kt. Die Statistik des Jahres 1900 zählt 503 kt (191 Galmei, 312 Blende) und eine Arbeiterschaft von 10877 Köpfen. Das Schwergewicht der Ausbeute fiel lange ganz entschieden auf die Gegend von Scharley, wo der nördliche Rand der Beuthener Mulde die Landesgrenze erreicht. Die Gewerkschaften von vier Gruben vereinigten sich 1855 in der Scharleyer Tiefbausozietät zu gemeinsamem Angriff der schwierigsten Aufgabe, die das überaus wasserreiche Muschelkalkgebirge dem Bergbau stellte: zur Sicherung des wirksamen Wasserabzugs unter gleichzeitiger Entschädigung der durch diesen Eingriff etwa benachteiligten Interessenten. Dies Unter-

nehmen wurde mit glänzendem Erfolge belohnt, da hier besonders wertvolle Lagerstätten der Ausnutzung harrten. Noch heute halten hier die dem Herzog von Ujest gehörige Grube Neue Helene und die Gewerkschaft der Cäcilien-Grube eine reiche Ernte von Erzen, deren Bleiglanz-, Galmei- und Zinkblende-Gehalt dann auf besonders vollkommen eingerichteter Wäsche voneinander und vom tauben Gestein gesondert und für die Verhüttung bereit gemacht werden. Aber neben diesem altberühmten Bergbaugebiete ist neuerdings ein jüngeres zu gleicher Leistungsfähigkeit emporgekommen.

Die fortschreitende Erschöpfung der großen Galmeilager von Scharley hatte nach der Mitte des 19. Jahrhunderts den Gedanken nahe gelegt, den entsprechenden Teil des südlichen Gegenflügels der Erzmulde aufzusuchen und seine Erzlager in Angriff zu nehmen. Das geschah mit großem Erfolge durch G. von Giesches Erben und die Schlesische Aktien-Gesellschaft für Bergbau- und Zinkhüttenbetrieb. Auf der 5 km langen Strecke zwischen Blei-Scharley und Beuthen förderten 1900 vier Gruben mit 35 Schächten 239 kt Zinkerze. Auch westlich von Beuthen dringen vom Südrand aus die Grubenunternehmungen bereits zur Ausbeutung des Inneren der Mulde vor.

Die Größe der hier noch zu hebenden Erzschätze sichert auf unabsehbare Zeit den Betrieb der großen Zinkhütten und Zinkwalzwerke Oberschlesiens. Sie liegen nur zum geringeren Teile an den Gruben ihrer Erze, sondern werden durch ihren die Erzmasse an Gewicht und namentlich an Rauminhalt weit überwiegenden Bedarf an Brennstoffen auf die Nachbarschaft der Kohlengruben angewiesen. Am dichtesten scharen sie sich in einer Gruppe westlich und südwestlich von Königshütte und in einer anderen nordöstlich und östlich von Kattowitz.

Aber diesem Bilde des glänzenden Aufschwungs, den die Montanindustrie Oberschlesiens im 19. Jahrhundert genommen, des regen, fruchtbaren Lebens, das sie in einem früher verwahrlost daniederliegenden verkümmerten Lande geweckt hat, fehlt es nicht an ernsten Schatten. Um mit dem am leichtesten zu tragenden zu beginnen — schöner ist Oberschlesien durch den Gruben- und Hüttenbetrieb nicht geworden. Die aus dichten Gruppen von Schornsteinen beständig ausströmende Rauchentwickelung verdüstert die Luft der Ortschaften und bildet in Trillionen schwebender Stäubchen ebensoviele Keime für die Tröpfchen der hier häufiger als im übrigen Lande auftretenden Nebelbildung. Kohlenstaub deckt die Straßen und gibt bei dürrem Wetter aufwirbelnd und allenthalben sich niederschlagend der ganzen Landschaft eine düstere Patina, die nicht nur die getünchten Mauern in

schmutziges Grau verwandelt, sondern auch den vorwaltenden Ziegelrohbauten der langen Dorfstraßen ein trübseliges Ansehen verleiht. Bei Regen deckt ein schwarzer Schlamm die Wege, in den der Fremdling nur mit Bangigkeit und Widerstreben seinen Fuß taucht. Weite Flächen verschwinden unter öden Schutthalden, die um den Ausgang einer Grube sich häufen; anderwärts verwüsten die Ziegeleien, welche die lebhafte Bautätigkeit beschäftigt, Wiesengründe und ersetzen ihr Grün durch mißfarbene Lehmlöcher mit stehenden Tümpeln. Je dichter das Leben sich zusammendrängt, je fieberhafter es arbeitet, desto mehr ertötet es die frische Natur. Aber zu einer Verödung des Naturgefühls in der Volksseele kann dieser Ruin des alten Landschaftsbildes hier nicht füglich führen. Denn hart neben den verräucherten Dörfern und den donnernden Eisenhämmern beginnt oft weite, stille Waldung mit ihrem frischen Atem und ihrem Gottesfrieden.

Allerdings fühlt man nur im Inneren der Wälder, die das Hüttenrevier umfangen, den Lebensäußerungen der Industrie sich völlig entrückt. Der Saum zeigt nicht selten in beträchtlicher Breite Spuren der zerstörenden Einwirkungen des Hüttenrauches, der mitten im Industrierevier nicht nur zarteren Gartengewächsen und Obstbäumen das Gedeihen verleidet, sondern auch kleinere Wäldchen und in schrittweisem Vordringen selbst ansehnlichere Bestände, wie den Siemianowitzer Gutsforst, den Beuthener Stadtwald, erst zum Kränkeln, dann zum Absterben brachte. Man hatte sich bei der guten Verwertung des Holzes, das man niederschlagen mußte, und des Grundes, den man entblößte, in diese unvermeidliche Begleiterscheinung des industriellen Aufschwungs ruhig gefunden. Mehr Aufmerksamkeit erregten erst die im letzten Jahrzehnt am Südrande des Hüttenreviers auftretenden Waldschäden.[1] Sie regten eine genauere Verfolgung ihrer Ursachen an. Für die Schädlichkeit des Hüttenrauchs macht man nicht dessen metallische Bestandteile verantwortlich, sondern die in ihm enthaltene schweflige Säure (SO_2). Beträchtliche Mengen dieser dem organischen Leben feindlichen Verbindung überantwortete dem Luftmeer schon die Verbrennung der Kohlen, die durchschnittlich etwa 1 % Schwefel enthalten; viel gewaltigere aber machte der Röstprozeß der Zinkblende frei, seit die Zinkgewinnung gegenüber der raschen Erschöpfung der Galmeilager in den achtziger Jahren immer vollständiger auf dieses geschwefelte Zinkerz sich stützen mußte. Die Bemühungen, die bei der Blenderöstung entweichenden Schwefelver-

1) Führer durch die Graf Henckelsche Oberförsterei Halemba. Beilage zum Jahrb. d. Schles. Forstver. für 1893.

bindungen nutzbar zu machen für die Gewinnung von Schwefelsäure oder für die Bereitung von Gips, fanden ihre Grenze in der Kostspieligkeit des Verfahrens und dem bescheidenen Werte des Erzeugnisses. So mußte man sich dazu entschließen, die weit überwiegende Menge der schwefligen Säure durch den kräftigen Zug ungemein hoher Schornsteine (Reckehütte 95 m, Hohenlohehütte 107,5 m) emporzutreiben in eine lebhaft bewegte, hoch über dem Leben des Erdbodens dahinstreichende Luftschicht. Man berechnete, daß binnen Jahresfrist allein die Hohenlohehütte 164000, die Reckehütte 140000 Ztr. SO_2 in die Luft befördere. Wie weit diese Stoffe fortgetragen werden, bevor sie niedersinken, wie groß und wie gestaltet der Umkreis ist, auf welche ihr Niederschlag sich verteilt, darüber gehen die Vermutungen weit auseinander. Im ganzen muß das entschiedene Vorwalten südwestlicher und westlicher Winde vorteilhaft für den Schutz der südlich vom Hüttenrevier sich ausbreitenden Forsten ins Gewicht fallen. Aber gelegentlich führen andere Luftströmungen gerade ihnen die Rauchwolken zu. Bei Hütten, welche dem Walde unmittelbar benachbart sind, ist dann die „akute“ schädigende Wirkung ihres Qualms auf die vorderen Glieder der Waldfront so zweifellos erkennbar, daß der Waldbesitzer Anspruch auf Schadenersatz erheben kann. Das tat mit Erfolg 1891 der Herr des Kattowitzer Forstes von Tiele-Winckler gegenüber der Zinkhütte Kunigunde; der in ihrer Nähe auf einer Fläche von 370 ha erwachsene Schaden ward auf 2361 Mark für das Jahr festgestellt. Als aber die Frage auftauchte, welchen Anteil davon jene Hütte verschuldet habe, und wieviel auf den Einfluß entfernterer Rauchquellen zurückzuführen sei, kam die viel dunklere Fernwirkung des Hüttenrauchs zur Sprache. Auf das Gutachten eines angesehenen Sachverständigen gestützt, erhob Herr von Tiele-Winckler 1893 gegen 19 Gruben- und Hüttenverwaltungen bis zu 5 km Entfernung von seinem Walde Klage wegen „chronischer“ Schädigung seiner gesamten Waldfläche (3350 ha) um den jährlichen Wert von 67562 Mark; da die Klage einen dreijährigen Schaden zunächst ins Auge faßte, belief sich unter Zurechnung der Auslagen des Klägers für die Begründung seines Rechtsanspruchs der Gesamtwert des Streitgegenstandes auf etwa 206000 Mark. Der Nachweis der Schädigung ward teils auf Grund des Augenscheins, teils auf chemischem Wege versucht durch die Feststellung, daß die Nadeln der Fichten des Forstes nicht den als normal betrachteten Schwefelsäuregehalt von 0,20 %, sondern einen höheren und mit der Annäherung an die Rauchquellen wachsenden (0,44—0,87 %) aufwiesen. Der Schaden sollte bestehen in einem Verlust an Zuwachs, in einer Wertverringerung

der vom Rauch getöteten Hölzer, endlich in Verminderung des Bodenwertes.[1])

Für die oberschlesische Montanindustrie war es eine große Überraschung, einen auf dem Boden ihrer Arbeit groß gewordenen Grundherrn gegen Gruben, von denen er selbst als Inhaber des Bergregals Gewinn zog, gegen Hütten, die er teilweise selbst begründet, mit Forderungen von unabsehbarer Tragweite auftreten zu sehen. Wurden sie als berechtigt anerkannt, dann mußte ein ganzer Wirbelsturm von Prozessen über die oberschlesische Industrie hereinbrechen. Mit Spannung sah die Öffentlichkeit dem Fortgang des Rechtsstreits entgegen. Aber im Dezember 1896 zog Graf Tiele-Winckler die Klage zurück, — ein Ausgang, der natürlich der bedrohten Industrie nicht in gleichem Grade, wie ein endgültiges Erkenntnis, das Gefühl der Sicherheit ihres Betriebes zurückgeben konnte.

Geriet so die Hüttenindustrie wegen der Stoffe, die sie dem Luftmeer übergibt, in einen kaum versöhnbaren Gegensatz mit der Forstwirtschaft, so berührte der Bergbau die ganze Besiedelung des Landes sehr empfindlich durch die fortschreitende Unterwühlung der Erdoberfläche. Die bedeutende Mächtigkeit der oberschlesischen Kohlenflöze macht den Abbau mit Bergversatz, das Ausfüllen vom Abbau geleerter Hohlräume mit Steinaussetzungen allzu kostspielig und nur ausnahmsweise anwendbar. So bleibt zur Sicherung der Bodenoberfläche nur das Stehenlassen von Sicherheitspfeilern in dem den Abbau unterworfenen Kohlenfeldern übrig, und dieses Verfahren ist im oberschlesischen Kohlenbergbau vorgeschrieben und allgemein üblich in sehr ausgedehntem, von den Sachkennern als Schädigung des Nationalwohlstandes empfundenem Maße. Aber bei allen Vorsichtsmaßregeln kommt es doch bisweilen vor, daß beim zu Bruche gehen abgebauter Strecken, merkliche Senkungen einzelne Baulichkeiten oder selbst ansehnliche Teile von Ortschaften gefährden.[2]) Derartige Erfahrungen sind um so häufiger gemacht worden, weil einerseits die Mächtigkeit der abgebauten Flöze bedeutend, anderseits ihre Entfernung

---

1) C. Reuß, Rauchbeschädigung in dem von Tiele-Wincklerschen Forstreviere Myslowitz-Kattowitz. Goslar 1895. Nachtrag dazu 1896 als Entgegnung auf das Gegengutachten von B. Borggreve, Waldschäden im oberschlesischen Industriebezirk nach ihrer Entstehung durch Hüttenrauch, Insektenfraß etc. Eine Rechtfertigung der Industrie gegen folgenschwere Anschuldigungen. Frankfurt a/M. 1895. Zur Beurteilung beider Werke vgl. von Schroeder, Über die Beschädigung der Vegetation durch Rauch. Freiberg i/S. 1895.

2) Wachsmann, Über die Einwirkung des oberschl. Steinkohlenbergbaus auf die Oberfläche. Zeitschr. d. oberschl. Berg- u. Hüttenm. Ver. XXXIX. 1900. 313—325.

von der Oberfläche gering zu sein pflegt. Nicht immer vollzieht sich das Nachsinken der hangenden Schichten ohne Störung des Zusammenhangs der Oberfläche. Oft erleidet sie Risse, bisweilen aber bilden sich trichterförmige, steilwandige Einbrüche, besonders große, wenn ein Abfließen von schwimmendem Gebirge (Kurzawka) die vom Bergbau eröffneten unterirdischen Hohlräume erweitert hat.

Wenn von dieser Gefahr doch immer eng begrenzte Örtlichkeiten betroffen werden, empfand die Gesamtheit des Industriebezirks schwer die Verarmung des Wassernetzes der Oberfläche und der für Brunnen erreichbaren Wasservorräte der obersten Erdschichten. Schon im Jahre 1826 erhob der Magistrat Beuthens Klage über das Versiegen von Quellen und Brunnen infolge der Fortschritte des Bergbaus. Um dieselbe Zeit machte sich der Erfolg der großen Stollen, welche zum Zweck der Entwässerung das Tarnowitzer Erzgebiet unterfuhren, in einer so starken Schmälerung der Ergiebigkeit der Brunnen geltend, daß der Fiskus die Versorgung der Stadt durch Zuleitung guten Wassers aus einigen Schächten sicherstellte. Auf Grund eines 1835 abgeschlossenen Vertrages übernahm die Stadt gegen eine Abfindung von 8000 Talern die Unterhaltung und fernere Ausgestaltung der vom Staat für ihren Bedarf hergestellten Wasserwerke. Das Hebewerk auf dem Redenberge schöpft aus den in jeder Minute 3 cbm liefernden Vorräten des Kählerschachtes und reicht — zusammen mit 3 Tiefbrunnen — auch für eine beträchtlich höhere Einwohnerzahl als die heutige aus. Viel später erst gelangte der größte Teil des Bergbaureviers in dieser Beziehung zu befriedigenden Zuständen.

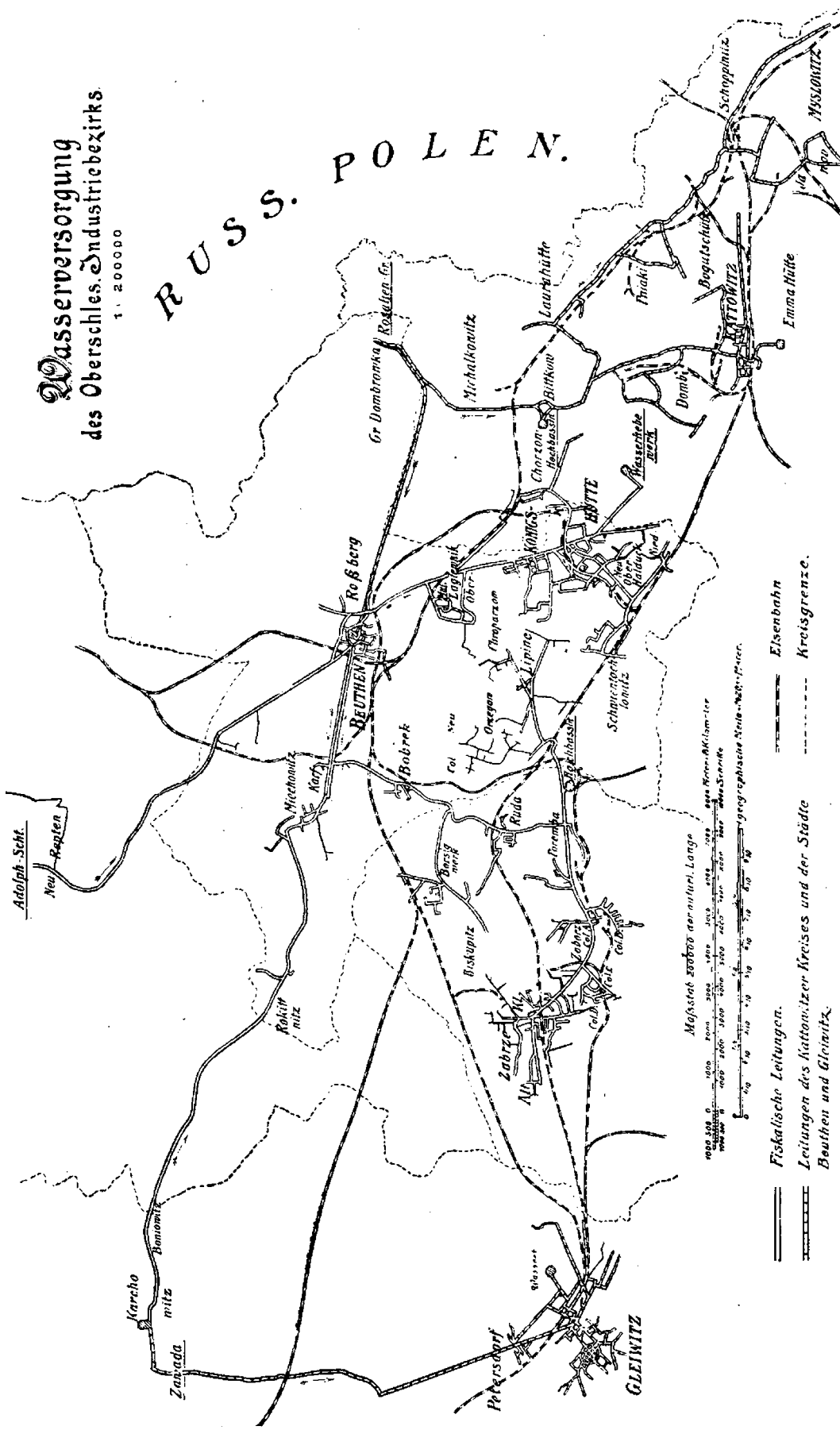
Seit den 60er Jahren mehrten sich die Beschwerden über Wassermangel, so daß 1873 die Regierung zur Untersuchung des Tatbestandes schreiten mußte. Diese ergab, daß wirklich vielfach das Eindringen von Tagebau, von Stollen und Schächten in die Gesteinsmassen natürliche Wasseradern, welche früher die Landschaft berieselt, in die Tiefe gelenkt, oder Grundwasserschichten, aus denen Brunnen gespeist wurden, so wirksam entwässert hatten, daß die Brunnen versiegten. Auf der Gemarkung von Königshütte allein waren seit 1858 4 Quellen und 40 Brunnen erloschen. Selbst die Beschaffenheit der noch verfügbaren Wasservorräte war oft bis zur vollen Entwertung verändert worden durch metallische Salze zutretender Grubenwässer oder durch Ausscheidungen industrieller Anlagen, welche das Wasser nicht nur für den Trinkbedarf des Volkes, sondern selbst für industrielle Zwecke unbrauchbar machten. Auch Dampfkessel verlangen, wenn sie nicht Schaden nehmen sollen, ein gutes Nutzwasser und verschlingen davon bedeutende Mengen. Erst allmählich richtete sich die Industrie

darauf ein, für ihre Betriebszwecke Grubenwasser zu entsäuern und den Wasserverbrauch möglichst einzuschränken durch Gradierwerke, welche den entweichenden Wasserdampf der Maschinen wieder zu Wasser kondensieren, um ihn von neuem den Weg der Arbeit durchlaufen zu lassen. Aber bei aller Sparsamkeit bleibt ein bedeutender Wasserbedarf der Industrie bestehen. Wohl fehlte es nicht an Stimmen, welche die Sachlage in möglichst mildem Lichte darzustellen und namentlich die Verantwortung des Bergbaus möglichst einzuschränken bemüht waren. Aber die Tatsachen sprachen doch zu vernehmlich. Namentlich ließen die Choleraepidemie 1873/1874 und die Typhusepidemien der nächsten Jahre die ernsten hygienischen Gefahren so dringlich hervortreten, daß die ursprünglich vorwaltenden Neigungen, sich mit der Beseitigung einzelner besonders schreiender Mißstände zu begnügen, schließlich durch die Einsicht überwunden wurden, daß nur eine durchgreifende Abhilfe im großen den Forderungen der Sachlage entsprechen könne. Mit Recht betonte die Regierung zu Oppeln 1878 in ihrem Bericht an die drei bei dieser Frage beteiligten Ministerien: „Reines und gesundheitsgemäßes Trinkwasser in reichlicher Quantität gehört wie reine Atmungsluft zu den Kardinalbedingungen für die Volksgesundheit; reichliche Mengen guten Wassers fördern ebenso Reinlichkeit und Gesundheit wie Gesittung und müssen um so mehr gewährt, resp. beschafft werden, je ärmer und unkultivierter eine Bevölkerung ist, und je häufiger sie von Epidemien heimgesucht wird.“ So entschloß man sich denn zu einer Wasserversorgung des Industriebezirks im großen Maßstabe. Nach den näheren Erhebungen handelte es sich um einen durch neue Mittel zu deckenden Bedarf von nahezu 70000 cbm für den Tag.

Von dem nächstliegenden Gedanken, die Flüsse in Anspruch zu nehmen, kam man bald wieder zurück: bei der obern Klodnitz wegen des Reichtums ihres Wassers an organischen Stoffen; bei der Brinitza und der gerade notdürftig schiffbaren, eine nennenswerte Anzapfung nicht vertragenden Przemsa widerriet schon ihre Lage auf der Landesgrenze jeden ernsten Eingriff, der fremde Interessen berühren oder seinerseits unter die Einwirkung fremdländischer Maßnahmen geraten konnte. So blieb man doch schließlich angewiesen auf die Wasserschätze der Tiefe. Da die Steinkohlenformation durch die Zersetzung der Schwefelkiese in ihren Flözen das Wasser mit schwefelsauren Eisenverbindungen zu verderben pflegt, richtete sich alle Hoffnung von vornherein auf die Trias. Sie war bei gelegentlichen Bohrungen in der Steinkohlenmulde zwischen Beuthen und Deutsch-Piekar besonders wasserreich gefunden worden. Empfahl es sich mit Rücksicht auf

die Bedeutung dieser Gegend für den Bergbau nicht, hierher den Ausgangspunkt eines Leitungsnetzes zu verlegen, so konnte man den Schoß derselben Triasmulde weiter westlich jenseits der Grenze des Bergbaureviers aufsuchen. Dort hatten Bohrungen bei Zawada unweit Peiskretscham, die zur Aufsuchung von Kohlenlagern niedergetrieben wurden, 1873 und 1875 in 160 m Tiefe den Buntsandstein erreicht und überraschend reiche Wasservorräte erschlossen. Die Wasserschicht der Tiefe stand unter so gewaltigem Druck, daß, sowie der Bohrer sie erreichte, plötzlich ein 30 cm starker Wasserstrahl hoch — angeblich 30 m — über die Erdoberfläche emporsprang; das Bohrzeug ward herausgeschleudert und große Gesteinsstücke zu Tage gebracht. Aus diesen Bohrlöchern floß seither eine Wassermenge von 12000 cbm in 24 Stunden ab. Auf diese Gegend richtete der mit den Vorarbeiten für die große Aufgabe betraute sächsische Baurat Salbach die Aufmerksamkeit. Auf staatlich erworbenem Grund ward nun wenig östlicher bei Karchowitz der Tiefbrunnen gebohrt, welcher den westlichen Teil des Industriebezirks mit Wasser versorgt. Bis 150 m unter Tage niedergetrieben, gibt er in der Minute etwa 11 cbm vortreffliches Wasser (Temp. 10,7° C.), 15—16000 in Tagesfrist. Um diesen wertvollen Wasservorrat vor Beeinträchtigung zu schützen, begründete eine Bergpolizeiverordnung (23. Juli 1880) einen später (9. Oktober 1893) noch etwas erweiterten Schutzbezirk, innerhalb dessen ohne vorherige Genehmigung des Oberbergamts alle Schürfungsarbeiten untersagt sein sollten. Die Grenzen dieses Bezirks verbanden die Türme der Kirchen von Gleiwitz, Kieferstädtel, Ujest, Tost, Groß-Zyglin, des Schlosses Neudeck, der Kirche von Radzionkau, des Schlosses Rokittnitz, um über die Kirche von Mikultschütz nach Gleiwitz zurückzuführen. Gegen die Rechtsverbindlichkeit dieser starken Beschränkung ihrer Rechte erhoben zahlreiche Grundbesitzer, namentlich Bergbauberechtigte, Protest. Ohne Erfolg.

Die weite Ausdehnung des Schutzbezirkes gegen Osten bis nahe an die Landesgrenze ward verfügt im Interesse des Schutzes der zweiten großen Bezugsquelle für den Wasserbedarf des Industriereviers: das waren die Grubenwässer der Friedrichsgrube bei Tarnowitz. Bisher traten sie durch den „Tiefe Friedrich-Stollen" gesammelt bei Ptakowitz als starker Bach zu Tage, klar, ohne verdächtige Farbe oder Eigentümlichkeiten des Geruchs und Geschmacks, mit einer Temperatur von 9° C. Die chemische Analyse erwies ihre vortreffliche Verwendbarkeit. Auch der Menge nach (12—17 cbm in der Minute) fielen sie für die Deckung des Bedarfs sehr ins Gewicht. So entschloß man sich das Wasser dieser Grube aus den Schächten


Wasserversorgung
des Oberschles. Industriebezirks
1 : 200000
RUSS. POLEN.
Adolph-Scht.
Neu Repten
Roßberg
BEUTHEN
Bobrek
Miechowitz
Karf
Rokitnitz
Boniowitz
Karchowitz
Zawada
Petersdorf
GLEIWITZ
Zabrze
Biskupitz
Ruda
Poremba
Schwientochlowitz
Lipine
Orzegow
Chorzow
Hochbassin
KÖNIGS-HÜTTE
Wasserhebewerk
Laurahütte
Michalkowitz
Bittkow
Gr. Dombrowka
Rosalien Gr.
Dombi
KATTOWITZ
Emma Hütte
Bogutschütz
Tniaki
Schoppinitz
MYSLOWITZ
Fiskalische Leitungen.
Leitungen des Kattowitzer Kreises und der Städte Beuthen und Gleiwitz.
Elsenbahn
Kreisgrenze.

Adolf und Glückhilf bei Repten emporzuheben, um es, vorüber an Beuthen, der dichtest bevölkerten Strecke des ganzen Bezirks, der Stadt Königshütte und der Gegend von Schwientochlowitz und Heiduck zuzuführen; zeitweilig mußte von hier aus auch die Gegend von Zabrze versorgt werden, die im Jahre 1891 derartig an Wassermangel litt, daß die Eisenbahnverwaltung mit täglicher Zufuhr von 100—120 cbm helfend eintreten mußte. Erst später ward dieses Gebiet mit einbezogen in den Wirkungskreis des Brunnens bei Zawada. Er versorgt mit einem südwärts ziehenden Strahl Gleiwitz, während die große Hauptleitung über Wieschowa, Rokittnitz nach Miechowitz zieht, um von hier, wo sie mit dem östlicheren Netze der Friedrichsgrube Fühlung gewinnt, über Bobrek und Ruda die Gegend von Morgenroth zu erreichen. Dort ist das Hochbassin angelegt, von welchem aus westwärts die Gegend von Zabrze, östlich Lipine und Chropaczow versorgt werden.

So haben diese beiden fiskalischen Leitungen, welche — dank der hergestellten Berührung — einander im Notfall gegenseitig aushelfen können, das ganze Revier westlich vom Meridian von Königshütte über die frühere Notlage des empfindlichen Wassermangels hinausgehoben. Damit war zunächst den Gegenden, welche der staatliche Bergbau der natürlichen Wasserausstattung beraubt hatte, Hilfe gebracht. Noch blieb indes ein großer Teil des Reviers auf seine eigene Kraft für die Sicherung des wichtigsten Lebensbedürfnisses angewiesen. Unter all den besonderen Unternehmungen, welche der rege örtliche Unternehmungsgeist für dieses Ziel ins Leben rief, steht in vorderster Linie die Wasserleitung des Kattowitzer Kreises, welche sich der reichlichen (13 cbm in der Minute) Wasservorräte bemächtigt, die in der außer Betrieb gesetzten Zinkgrube Rosalie bei Groß-Dombrowka 74 m unter Tage dem Sohlenkalkstein entströmen. Gehoben auf die Höhe eines Hauptreservoirs bei Bittkow verzweigt sich der Zug der Gewässer längs den Seiten und auch in das Innere des Dreiecks Laurahütte-Kattowitz-Myslowitz in der auf der Kartenskizze dargestellten Weise. Auch die Stadt Beuthen hat nach den schmerzlichen Erfahrungen der Typhusepidemie von 1899, die durch die üble Beschaffenheit des Wassers aus der Grube Karsten Centrum hervorgerufen war, die Wasservorräte der Rosalien-Grube für ihre Leitungen in Anspruch genommen.

Neben diesen drei großen Wassersystemen sind für eine Reihe von Ortschaften besondere Wasserversorgungen geschaffen worden, selten durch die Gemeinden, öfter durch die dazu nächst verpflichteten oder dafür freiwillig eintretenden Gruben- und Hüttenverwaltungen.

Die Gesamtheit dieser opfervollen Arbeiten für die Wasserversorgung des Industriebezirks ist eine bewundernswerte Kulturschöpfung. Aber wer sie staunend mustert, fühlt sich doch beschlichen von einer leisen Bangigkeit darüber, daß nur das verwickelte Getriebe eines großen, regelmäßig arbeitenden Mechanismus den Hunderttausenden, die sich auf dem vom Bergbau unterwühlten Boden hier zusammendrängen, ein einfaches unentbehrliches Lebensbedürfnis zu sichern vermag. Auch ernährt können diese Hunderttausende nur werden, wenn das Uhrwerk der Arbeit und des Verkehrs ungestört im Gange bleibt. Unwillkürlich wird die Erinnerung wach an die großen Menschenansammlungen der antiken Kulturwelt, an ihr wohlgeflochtenes Straßennetz, ihre Getreideflotten und die stolzen Bogenreihen ihrer Aquädukte. Je künstlicher gesichert die Bedingungen des Lebens waren, desto schneller brach diese Welt zusammen beim Ansturm der Barbaren. Man wagt den Gedanken kaum auszudenken, wie es in den betriebsamen Werkstätten der oberschlesischen Industrie hergehen würde, wenn der Pulsschlag ihres Arbeitslebens auf einmal stockte, oder wenn der rohe Vernichtungstrieb innerer oder äußerer Feinde in Stunden das zerrüttete, was Jahrzehnte zum Wohle des dürstenden Volkes hier gebaut haben.

Das Pleß-Rybniker Hügelland.

> Ein Kriegsschiff, das einen Zug von Handelsfahrzeugen geleitet, muß immer auf die langsamsten Segler achten, wenn es den Zug heil ans Ziel bringen will. Im Staate sind die Armen solche schwache Segler, tief beladen mit der schweren Fracht der Armut.
>
> Charles Napier, The colonies, 1833.

Vor dem Nordrande der Beskiden streicht in 10—12 km Entfernung durch ihr Vorland ein Talzug dahin, auf dessen breitem, flachem Boden vorüber an blinkenden Teichspiegeln zwei von nachbarlichem Ursprung stammende Flüsse, Olsa und Weichsel, nur durch eine unmerkliche Wasserscheide (258 m) getrennt, nach Westen und Osten auseinander streben. Sie sind die Träger der Grenze des Herzogtums Teschen und der preußisch-schlesischen Kreise Rybnik und Pleß. Recht verschieden sind die Landschaften im Süden und im Norden dieses Grenzgrabens. Von Süden kommen aus den schmalen steilwandigen Quertälern eines steilen Waldgebirges geröllreiche Flußbetten, mit reißenden Hochfluten die Ufer bedrohend und nicht ohne

widerwilliges Aufbäumen der gewerblichen Arbeit dienstbar, die, auf ergiebige Kohlengruben gestützt, in rußigen Fabrikorten eine betriebsame Bevölkerung sammelt und im Wechsel von Mühe und Freude sicher ernährt. Der Hauptstadt Teschen gibt ein Weltweg erhöhte Bedeutung; den Verkehr des Ostrauer und des Bielitzer Industriereviers belebt deren eigene Regsamkeit. Im Norden der Grenze aber herrschen sanftere Bodenformen, träger ziehende Gewässer, auch ein gedämpfter und bisweilen stockender Pulsschlag des Lebens. Die auch hier im Schoße der Tiefe aufgespeicherten Schätze von Brennstoff, Quellen lebendiger Kraft, harren fast überall noch des Tages, der sie zu reger Betätigung erwecken wird. Weite, zum Teil erst kürzlich entsumpfte Wälder rauschen über den Kohlenfeldern der Zukunft.

Das Pleß-Rybniker Hügelland unterwirft nur in seiner westlichen Hälfte sich der für Oberschlesiens rechte Oderseite geltenden Herrschaft westwärts strebender Wasseradern. Sein Osten neigt sich südostwärts hinab gegen das Weichselgebiet. Der tiefste Punkt des schlesischen Weichsellandes ist die Vereinigung der von Südwesten und Norden einander entgegenziehenden Grenzflüsse Weichsel und Przemsa, zwischen Neu-Berun und Oswiencim (227 m). Beide sind Tieflandflüsse mit sanftem Gefälle, verraten aber in ungleichem Charakter ihre verschiedene Herkunft. Das Gebiet der Przemsa (2095 qkm) umfaßt nur Hügel, die nirgends bis 500 m Höhe sich erheben. Das Gleichmaß der Niederschlagsverteilung und die Durchlässigkeit der Landoberfläche sichern ihrer mäßigen Wasserführung (durchschnittlich 22 cbm pro Sekunde) eine Stetigkeit die den beiden mitteleuropäischen Mächten von der Dreikaiserecke ab die Regulierung des Flüßchens mit dem Erfolge ermöglichte, Fahrzeuge von 20 bis 25 tons und 50 cm Tiefgang in den Dienst des Kohlenverkehrs zu stellen. Und zwar ist es ganz vorwiegend die Kohle aus Gruben Rußlands, das für sein Gebiet die Mitwirkung an der Besserung des Flußlaufs weigerte, die auf der Przemsa nach Krakau und Russisch-Polen abwärts schwimmt. Für die Bergfahrt liefern Holz und Salz die Rückfracht. Erst durch den Zutritt der Przemsa wird auch die Weichsel schiffbar. Ihr Oberlauf, bis zu diesem Punkte die „kleine Weichsel“ (Wisleka) genannt, ist sehr anderer Natur. Rasche, stark anschwellende Sommerhochwasser erinnern an den Ursprung aus nahen Bergen. Ein starker Gefällsbruch bezeichnet bei Schwarzwasser (253 m) den Übergang ihres nördlich gerichteten, einen breiten Schuttkegel immer weiter vorschiebenden Quellaufs (54 km) in die mit zahlreichen starken Windungen im ganzen erst östlich dann nordöstlich gerichtete Laufstrecke (84 km) auf der Südgrenze unserer Provinz.

Diese Windungen verzögern den Ablauf der rasch ins Tal hinabschießenden Hochwasser des Gebirges und steigern die Spiegelschwankungen oberhalb Schwarzwasser gelegentlich auf 7 m; auch an der Südostecke des Kreises Pleß betragen sie 3, bisweilen 4,5 m. Ein Anschwellen um solche Beträge gefährdet nicht nur unmittelbar die Ufer des Stromes, sondern übt auch einen bedrohlichen Rückstau auf die mit ganz schwachem Gefäll zur Weichsel herabziehenden Gewässer des Kreises Pleß. Es war nötig, uns diese Basis des Wassernetzes dieses Ländchens zu vergegenwärtigen, ehe wir seine Gestalt selbst ins Auge fassen.

Den Kern des Kreises Pleß bildet das ausgedehnte Gebiet der fürstlichen Forsten, die von der Klodnitz bis an das Pszczinkaflüßchen der Kreisstadt und von den Höhen um Orzesche und Sohrau bis an die nordöstlich gerichtete Weichselstrecke sich ausspannen. Ihre weite Fläche dacht sich nach Süden und Osten zum Weichsellauf ab und wird von den ihm zustrebenden Bächen Pszczinka, Korzyniec, Gostine durchzogen. Die Einteilung dieses Waldgebietes unterscheidet die nördlichen oberen Forsten (9027 ha) von den südlichen niederen (14433 ha). Die größten Bodenanschwellungen des Kreises umschließt ein aus Karbongesteinen bestehender, das Diluvium durchragender Höhenzug der als südlicher Rahmen des Klodnitzgebietes von Orzesche über Nikolai (Lazisker Höhen bis 360 m) nach Emanuelssegen zieht. Wie die Pforte von Orzesche zwischen der Bergkapelle des heiligen Laurentius und dem Belker Forst die von Gleiwitz und Kattowitz heranziehenden Bahnlinien eint, ehe sie auf der Südseite wieder nach Rybnik, Sohrau, Tichau sich verzweigen, bezeichnet bei Emanuelssegen Oberschlesiens höchster Bahnhof (317 m) neben der Friedrich-Erdmannhöhe (352 m) den Übergang der kürzesten Verbindung von Kattowitz nach Tichau und Pleß. Die große fürstliche Dampfziegelei zu Emanuelssegen verwertet den Lehm der Diluvialdecke. Aber in geringer Entfernung erleichtert die Entblößung der produktiven Kohlenformation, auf der bei Mokrau noch eine Muschelkalkscholle sich erhalten hat, längs des Höhenzuges die Erschließung der Kohlenflöze. Hier begann schon unter Friedrich dem Großen der Bergbau, und heute reihen sich von Orzesche bis Emanuelssegen 7 Gruben mit 37 Schächten aneinander, die meisten im Südwesten von Nikolai, fast durchweg von geringer Tiefe. Von den 25 Schächten der Gruben des Fürstentums Pleß gehen nur wenige tiefer als 40, keiner tiefer als 70 m. Dagegen ist für das Abteufen der Schächte bei Dubensko im Norden der Belker Höhe eine Tiefe von 400 m vorgesehen.

Die Bevölkerung verdichtet sich hier schon zu größeren gewerbtätigen Orten. Orzesche (2200 Einw.) hat im Eisenbahnverkehr nun die Rolle übernommen, welche einst im alten Straßennetz Nikolai behauptete, wo die von Gleiwitz heraufkommende Straße nach Pleß-Bielitz und nach Berun-Oswiencim-Krakau sich gabelte. Vieh- und Salzhandel waren jahrhundertelang die Lebensquellen dieser schon im 13. Jahrhundert nachweisbaren, 1547 zur Stadt erhobenen Ortschaft. Erst die letzten Jahrzehnte erschlossen die Bodenschätze und schufen hier ein kleines besonderes Industriezentrum, das mit seinen Brüchen von Karbonsandstein und Muschelkalk, seinen Kohlengruben, Hüttenwerken und Fabriken (Draht, Nägel, Blechlöffel) schon an die Vielseitigkeit des nördlicheren Hauptsitzes der Arbeit erinnert (6600 Einw.). Für die Verwertung der östlich benachbarten Plessischen Oberforsten war früher ein 1846/48 errichtetes, seinen Hochofen mit Holz erhitzendes Werk, Idahütte, in Tätigkeit. Heute sorgt dafür der Bedarf der benachbarten und ferneren Gruben, auch die große Dampfsäge Emanuelssegen. Östlich von ihr, wo die Hügel an das Tal der Przemsa herantreten, erinnert der Ruberg (329 m) an den Namen des im nahen Wessolla einst tätigen Begründers des oberschlesischen Zinkhüttenbetriebes. Man blickt hier nieder auf Brzezinka, den südlichsten Vorposten des Myslowitzer Gruben- und Hüttenreviers und auf die Bahnlinie Myslowitz-Oswiencim, die den schiffbaren Grenzfluß begleitet.

Südwärts von diesen Höhen kommt auf der mächtig anschwellenden Tertiär- und Diluvialdecke, unter der die Oberfläche des Kohlengebirges immer tiefer versinkt, der Forst ungeschmälert zur Herrschaft bis an das Talgebiet der Gostine. Soweit reichen die durch reichlichere Fichtenbeimischung und selbst prächtig entwickelte Laubholzpartien ausgezeichneten Oberforsten. Ihre Ostgrenze bleibt 7—8 km von der Przemsa entfernt und ist durch wiederholtes Hervortreten des Grundgebirges bezeichnet. Eine Zierde des Landschaftsbildes ist der Clemensberg bei Lendzin (305 m), dessen Muschelkalkbänke zur Ausbeute einladen. Aber auch der darunter lagernden Kohlenformation suchte man hier beizukommen. Nordöstlich von Lendzin liegen mitten zwischen polnisch redenden Dörfern die deutschen Kolonien Anhalt und Gatsch. Anhalt ward 1770 vom Fürsten Friedrich Erdmann begründet durch Ansiedelung von Reformierten, die aus der galizischen Gemeinde Seiffersdorf unter dem Schutz einer preußischen Husarenschwadron herüberwanderten. Der Fürst gab den Kolonisten neue massive Häuser, je 8 Morgen Acker, ein paar Morgen Wiese und hat die Kolonie mit Vorliebe weiter gepflegt

1778—1794 war Schleiermachers Vater der Seelsorger dieser Gemeinde, die sich 1780 durch die Kolonie Gatsch erweiterte, welche österreichische dem Religionsdruck weichende Zuwanderer begründeten.

Diese deutsche Sprachinsel stößt mit ihrer Ostseite an ein langes mit Polen enger verbundenes Gebiet: die Ämter Imielin (2600 Einwohner), Chelm und Kosztow. Sie waren — unbeschadet der schlesischen Landeshoheit — 1391 durch Eigentumsübertragung an das Krakauer Bistum gekommen und in dessen Besitz geblieben bis 1796. Schon Friedrich der Große hatte die ihm zugefallenen Hoheitsrechte an diesem Stück schlesischen Bodens nachdrücklich gewahrt. 1798 kamen die Ämter unter königliche Verwaltung. 1808 beanspruchte sie Marschall Lannes als Zubehör zu der ihm im Großherzogtum Warschau übertragenen Dotation der Herrschaft Siewierz. Die Streitigkeiten, in denen im allgemeinen Lannes' privatrechtlicher Anspruch wirksam blieb, ohne daß Preußen auf seine politische Landeshoheit verzichtete, endeten erst nach dem Freiheitskampfe. Die Domänen wurden dann zerlegt und an die Einwohner in Erbpacht vergeben. Als Erwerbsquelle der Bevölkerung tritt zu dem Ackerbau, der auf wenig günstigem Boden nur mäßige Erträge liefert, sie aber bei der Nähe und guten Verbindung des dicht besiedelten Industriereviers gut zu verwerten vermag, noch die Beteiligung am Schiffahrtsbetrieb der Przemsa hinzu. Nach ihrer Vereinigung mit der Weichsel wird Neu-Berun belebt von dem Grenzverkehr mit Oswiencim, nicht nur von der Bahn und der Straße des Przemsatales, sondern auch von der alten großen Breslau-Krakauer Straße, die von Nikolai durch das Gostinegebiet zur Weichsel herabkommt.

Zu diesem Wassergebiet vereinen sich unweit von Berun drei Wasserläufe, die in merklich eingesenkten, ehemals von großen Teichen erfüllten Talgründen mit überaus geringem Gefälle südostwärts der Weichsel zustreben. Die beiden nördlicheren Täler der Mleczna und des Tichauer Baches, zwischen denen letztgenannte Hauptstraße einem etwas höheren trockneren Landstreifen folgte, haben ihre großen stehenden Wasserbecken schon verloren; namentlich das Verschwinden der großen Teiche von Jaroschowitz und Berun, die in schöne Wiesenflächen verwandelt sind, hat das Landschaftsbild durchgreifend verändert. Aber im Schoße der südlich vom Tichauer Bach beginnenden Niederen Forsten liegt, von der Gostine selbst durchströmt, der schönste Waldsee Oberschlesiens, der Paprotzaner Teich (241 m) mit dem anmutigen Jagdschloß Promnitz. Ist es Zufall, daß am Ufer dieses reizvollen Gewässers, das den Geist zu stiller Sammlung in idyllischer Ruhe einzuladen scheint, die Wiege eines Künstlers

stand, des Bildhauers Kiß, dessen Hand in der Modellkammer der Paprotzaner Hütte die erste Vorschulung empfing, lange bevor sie die Freitreppe des Berliner Museums mit der lebensvollen Gestalt der Amazone und Breslaus Ring mit zwei würdigen Denkmälern zierte?

Auch der Unterlauf der Gostine, der in ganzer Ausdehnung sehr schwachen Fall hat, ist von großen Teichen umgeben, und die Entwässerung bietet hier besondere Schwierigkeiten, weil der Rückstau des anschwellenden Hauptstroms bisweilen den Abfluß hindert. Seit dem letzten Notstand vor 20 Jahren ist viel geschehen für die Hebung der Ertragsfähigkeit dieser Flußniederung. Das Geradelegen des Flußbettes, die Eindeichung der Wiesen und ihr Schutz wider das andringende Weichselhochwasser durch den hochwasserfreien Straßendamm bei Jedlin haben unverkennbare Erfolge erzielt; auch der innere Ausbau und die planvolle Pflege des geschützten Wiesenlandes ist hier schon durchgeführt, das Ergebnis gesichert.[1]) Einen ähnlichen Charakter trägt der südlich benachbarte Lauf des Korzyniec und die am Südrande des Waldgebietes rinnende Pszczinka. Nur wie Inseln in der weiten Waldung liegen, von ihr und ihrem Herrn vielseitig abhängig, auf Lichtungen zerstreut vereinzelte Dörfer. Kraft zu industrieller Regsamkeit hatte, bevor fremdes Kapital aus der Ferne in diese Einsamkeit drang, nur die Herrschaft. Wie ihre Sägemühlen und Holztransporte an den trägen Gewässern Leben weckten, so ist wesentlich ihre Schöpfung der aufblühende Ort Tichau (4900). Der Erfolg der großen fürstlichen Brauerei in der Versorgung Oberschlesiens hat eine Brieger Aktiengesellschaft zum Wettbewerb eingeladen. Und die größte Papierfabrik aus dem Umkreis der Landeshauptstadt hat hier sich einen Platz für Zellulosefabrikation gewählt. Der im Schatten eines Herrensitzes erwachsene und ihm langsam entwachsende Ort überflügelt sichtlich das alte Ackerstädtchen Berun (2100), in dessen Nähe eine Dynamitfabrik für den Bedarf des Industriereviers und eine Zündholzfabrik sich eingenistet haben.

Aber all diese einzelnen Stätten erwachenden Unternehmungsgeistes unterbrechen nur wenig die Stille der Niederforsten, von denen ein großer Teil (8000 ha) als fürstlicher Wildpark eingehegt ist. Nicht nur das hier altheimische Rot- und Schwarzwild fühlt sich behaglich in seinen Dickichten und Pfuhlen, sondern ebenso der Wapitihirsch Nordamerikas und seit etwa 40 Jahren auch ein Rudel Wisent, aus

---

1) Näheres bei Krause, Fortschritte in der Bodenkultur auf der Standesherrschaft Pleß. Oberschlesien, Zeitschr. herausg. von Zivier I, 1902, 94.

Polen hier eingeführt und als seltenes Wild nur der Jagdfreude der höchsten Gäste aufgespart. An eine Büffeljagd des alten Kaisers erinnert im Saupark von Jankowitz heute ein urwüchsiges Denkmal, ein von der Gegend von Woschczytz mit Mühe hierher geführter erratischer Block von ungewöhnlicher Größe.

Den engen Horizonten des Waldlandes entrinnt man, sowie man aus dessen Südsaum hinaustritt auf die frei zur Weichsel nach Süden sich neigende Abdachung, deren Gesichtskreis die Beskiden mit stolzen Höhen begrenzen. Sie sind ein herrlicher Schmuck der Lage von Pleß (4800), doppelt wirksam im Gegensatz zu seiner flachen, nur allmählich der Versumpfung sich entringenden Talniederung. Im Mittelalter begleitete den Lauf der Pszczinka eine zusammenhängende große Teichlandschaft, durch die als einziger trockner Übergang der bei Pleß erhöhte Bedeutung gewann. Eine alte Sumpfburg scheint der Kern gewesen zu sein, um den sich das Städtchen entwickelte. Heute umfangen herrliche Parkanlagen mit ihrem Wechsel hochstämmiger Eichengruppen und offener Grasflächen den letzten Weiher, in dem das Schloß, ein erst 1870 von französischen Architekten völlig ausgestalteter Renaissancebau, sich spiegelt. Unmittelbar vor ihm breitet der alte Marktplatz des Städtchens sich aus: dessen Fortentwickelung aber ist durch den mit freigebig eingesetzten Mitteln gestützten Willen des großen Grundherrn südwärts auf die Hochfläche verwiesen, auf der gegen den Bahnhof und die Fürstenschule schon die Anfänge einer Villenvorstadt erwachsen.

Von dieser Hochfläche neigt sich das Land mit freiem Blick auf die Karpaten 4 bis 5 km weit hinab zu der Weichsel. Ihrem Teichgürtel dankt das Solbad Goczalkowitz seine bescheidenen landschaftlichen Reize. Seine 1858 erbohrte Quelle ist eines der wenigen Anzeichen des Salzreichtums der miocänen Schichten, die auf Schlesiens Boden noch nirgends bauwürdige Lagerstätten von Steinsalz geboten haben, wie sie nach der Nähe der ungeheuren Salzstöcke der Umgebung Krakaus wohl erwartet werden konnten.

Unterhalb Goczalkowitz endet jetzt der Vorflutgraben der Entwässerungsanlagen des bei Deutsch-Weichsel durch eine Schleuse aus dem Weichselfluß abgeleiteten Mühlgrabens, der einem Gebiet von 8 qkm befriedigenden Wasserabzug bringt und anderseits eine Staubewässerung von 6 qkm Wiesenland möglich macht. Namentlich die Lonkauer Wiesen haben durch diese genossenschaftliche Arbeit an Wert gewonnen. Ein voller einheitlicher Ausbau der Grenzstrecke des Weichsellaufs und seiner Deiche wird erschwert durch die Notwendigkeit einer Verständigung der beiderseitigen Anwohner. Gerade

die des preußisch-schlesischen Ufers versagten bisher die Mitwirkung für die von Österreich dringend gewünschte Regulierung, weil sie die aus ihr erwachsenden Lasten mehr scheuen als die herkömmlichen Nachteile und Gefahren, denen man nur mit zusammenhangslosen Deichen an einzelnen Punkten zu wehren suchte, natürlich mit unvollkommenem, bisweilen mit zweischneidigem Erfolge.[1]) Die Gefahr eines Übertretens der Weichsel beschränkt auch den Wert der ihr benachbarten Teiche für die Fischzucht. Der stete Anschluß an die Fortschritte der Teichwirtschaft hat diesem Zweige des Wirtschaftsbetriebes an Intensität des Erfolges vollkommen wieder ersetzt, was er durch allmähliche Einschränkung seiner Fläche an räumlicher Ausdehnung eingebüßt hat. Daß früher stehende Gewässer eine weit bedeutendere Rolle im Landschaftsbilde der Standesherrschaft spielten, lehrt neben einer Reihe von Urkunden, und eindrucksvoller als sie, namentlich die große Hindenbergsche Karte der Standesherrschaft (1 : 18000) aus dem Jahre 1636, die im Original und in einer guten Kopie im Schloß zu Pleß handschriftlich sich erhalten hat; eine besondere Legende auf ihr unterschied die damals noch zahlreicheren Seen und Weiher nach den Kategorien der Samen- und Streichteiche.

Viele alte Teiche sind heute gesegnetes Ackerland oder Wiese; anderwärts sind Moore an die Stelle getreten, so westlich von der Kreisstadt bei Miserau und Krier, wo erst die Erfahrung von Kulturingenieuren aus den niederdeutschen Mooren nach einigen mühevollen, ertragsarmen Jahren vormals nutzlose Flächen einem ergiebigen Anbau überantwortet hat. Das Beispiel des Erfolges des großen Grundherrn führt hier schon die Bauern zu nachahmender Strebsamkeit.

Das der Weichsel zinspflichtige Land um Pleß ist von dem westlich benachbarten Odergebiet gesondert durch eine nicht überall scharfe Wasserscheide. Sie liegt auf breiten großenteils vom Feldbau eingenommenen, aber auch an kleinen Teichen nicht armen Hochflächen, auf denen die Straße von Beuthen nach Teschen sich hinzog, ohne irgendwo auf merkliche Einschnitte des Geländes zu stoßen. Vom Paß von Orzesche niedersteigend, durchzog sie den Woschczytzer Wald und erreichte das Quellgebiet des Flüßchens Ruda. Hier hat sich an einem von der Natur vorgezeichneten Straßenkreuz, auf offener Hochfläche das Städtchen Sohrau (258 m) erhoben, auf halbem Wege zwischen Pleß und Rybnik, an der Trennung der Straßen nach Oderberg, Freistadt, Teschen. Nicht die Örtlichkeit, sondern die wichtige

1) Krause und Zivier, Die Hochflut der oberen Weichsel im Juni 1902 und Weichselregulierungsbestrebungen in älterer Zeit. Oberschlesien I. 1902, 221—231.

Lage hatte angeregt zu starker Befestigung, deren beide Haupttore, gegen Beuthen und Oderberg geöffnet, die Hauptrichtungen des durchziehenden Verkehrs anzeigten: einen Straßenzug von Polen nach Mähren. Heute findet das Städtchen nur nordwärts Anschluß an das den großen Talzügen folgende, die Höhen meidende moderne Verkehrsnetz. Es ist einer der Sitze kleingewerblichen Schuhmachereibetriebes, wie sie in Oberschlesien mehrfach vorkommen (4300 Einwohner). Dampfmühle und Brennerei verarbeiten den Ernteertrag der südlich bis gegen die Landesgrenze sich ausdehnenden Felder der Höhenplatte. Wie unsicher auf ihr die Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel ausgeprägt ist, zeigt das Beispiel des Szossow-Teiches bei Baranowitz, der, wenn er bewässert wird, nach beiden Stromgebieten seinen Abfluß abgeben kann. So schwach aber diese hydrographische Grenze bezeichnet erscheint, bleibt sie doch nicht unbeachtet in der Besitzverteilung. Das Fürstentum Pleß reicht nur im Süden von Sohrau mit einem schmalen Zipfel bis Timmendorf über die Wasserscheide hinaus. Sonst liegt diese schon in der Hand anderer Besitzer; im Süden bildeten Pilgramsdorf, Golassowitz, Goldmannsdorf, Pawlowitz im 16. Jahrhundert schon einen selbständigen einheitlichen, noch heute nicht völlig zerschlagenen Besitz; im Norden von Sohrau hat sich neuerdings ein größerer Graf Tiele-Wincklerscher Güterkomplex gebildet (Orzesche, Woschczytz, Pallowitz).

Die unverkennbare Anziehungskraft der Wasserscheide auf das Straßennetz wird leicht erklärlich, wenn man im Osten den Blick in die ungeheuren Forsten und die ehemals arg versumpften Täler des Plesser Ländchens niedersendet, anderseits die kleinliche Gliederung des von einem dichten Talgewirr zerschnittenen Hügellandes im Süden von Rybnik betrachtet. Die marine Miocänformation ist hier mit sehr undurchlässigen Schichten, namentlich den mächtigen blaugrauen Tonen (Tegel) entwickelt, denen Salz, Schwefel und Gips, hier freilich nur in bescheidener, nicht bauwürdiger Menge eingelagert sind. Je weniger sie das von der Atmosphäre keineswegs kärglich gespendete Wasser aufnimmt, desto mehr vervielfältigt sich dessen erosive Wirkung. Der einst einheitliche Block dieser tonigen Schichten wird von einer Unzahl von Rinnsalen mit steilwandigen Tälchen zerschnitten, die zu Talrinnen mit flachem, leicht der Versumpfung verfallendem Boden zusammenschießen und ein so unruhiges verworrenes Terrainbild schaffen, wie es sonst innerhalb Schlesiens Grenzen nirgends wiederkehrt. Darauf beruht der eigenartige Landschaftscharakter der Umgebung des jod- und bromhaltigen Solbades Königsdorf-Jastrzemb. Die Hochflächen, meist vom Ackerbau eingenommen, bestrahlt im

Sommer scharfer Sonnenbrand. Aber die Räume dieser Flächen sind nirgends von ununterbrochener weiter Ausdehnung. In jeder Richtung stößt man bald auf feuchte, bisweilen walderfüllte Gründe, die nicht immer leicht zu überschreiten sind. Orte, die in der Luftlinie einander ganz nahe liegen, verkehren nicht ohne Beschwer miteinander. Es ist ein für den Straßenbau höchst unerwünschtes Gelände. Das aus ihm hervorgehende Wassernetz knüpft seine Fäden teils südwärts an die Olsa, teils in nördlicher Richtung an die Ruda. Zur Olsa, die mit ungeregeltem, wechselndem Bett die eigenen Schotteranhäufungen umlagert, ehe sie das gerade gelegte, mit der Oder spitzwinklig konvergierende Ende ihres Laufes erreicht, fließen mit ziemlich starkem Gefälle hinab die Schottkowka aus den Hügeln um Jastrzemb, die Leschnica von Loslau, einem stillen Ackerstädtchen (2700), das — wie viele oberschlesische Städtchen — gerade am Zusammenschluß der Quelladern als Mittelpunkt einer einst 200 qkm umfassenden Minderherrschaft sich eingenistet hat. Seine Umgebung ist ein weniger zerschnittenes, in breiteren lößbedeckten Wellen zusammenhängendes Land, das der Höhe von 250 m sich nähert und mit einer landschaftlich auffallenden scharfen Kante, auf der malerisch das Dorf Rogau liegt, abfällt gegen die Vereinigung von Olsa und Oder. Unser Jahrhundert wird Siedelungscharakter und wirtschaftliche Bedeutung dieser kahlen, bisher recht stillen Gegend, die in ihrer Abgelegenheit wohl die einzige Vorbedingung zur Anlage eines Asyls für Lungenkranke besaß, durchgreifend ändern. Allenthalben hat man schon mit erfolgreichen Bohrungen das unter der Tertiärdecke verborgene Kohlengebirge erschlossen und die Hand auf das Bergwerkseigentum der Zukunft gelegt.

Unmittelbar zu Tage treten die kohlenführenden Schichten weiter nördlich in dem höchsten Teile des Höhenzuges, der die Wasserscheide zwischen der Olsa und den nördlicheren Oderzuflüssen bildet und mit Höhen von 270—280 m von Sohraus Nähe westwärts zieht zur Ackerbauschule Popelau (292 m), um jenseits des Übergangs (287 m) der Straßen von Loslau nach Rybnik zu dem Hügelland von Pschow (311 m) sich zu erheben, dessen Scheitel mit weit herrschender Umschau die weiße Fassade der zweitürmigen großen Wallfahrtskirche krönt. Während im Westen dieser höchsten Anschwellung der Höhenplatte auf Diluvialsand der Grabowkaer Forst sich hinüberspannt bis zu den Höhen von Pogrzebin (297 m), die mit fast 100 m hohem Steilrand den östlichen Rahmen des Odertals gegenüber Ratibor bilden, beleben sieben Gruben mit 27 Schächten die Feldmarken von Pschow, seiner nördlichen und östlichen Nachbarschaft. Die Lebensader dieser

Gegend ist das Rybniker Wasser, das in östlicher Richtung den Nordfuß des Pschower Höhenzuges begleitet. Sein Tälchen ist erfüllt und umgeben von Bergbau treibenden Dörfern und nähert sich mit seinen Wurzeln so weit dem nordwestwärts der Oder zustrebenden, steil umrahmten Tal der Summina, daß die Eisenbahn Rybnik-Nendza leicht diesen beiden Tälern folgt; nur deren Wasserscheide bei Czernitz (306 m) mußte mit einem Tunnel unterfahren werden, dessen Bau in den Schwimmsandschichten der Tertiärdecke nicht geringe Schwierigkeiten zu bewältigen hatte.

So steht Rybnik nunmehr in doppelter Richtung, südwestwärts über Loslau nach Annaberg (bei Oderberg), nordwestwärts über Czernitz nach Nendza (im Norden von Ratibor) mit dem Odertale in Schienenverbindung. Da es anderseits an Kattowitz angeschlossen ist und mit Gleiwitz lebhaften Fuhrverkehr unterhält, tritt im Bilde seines Verkehrsknotens heute die Reihe willkürlich geschaffener Wege durchaus in den Vordergrund vor dem ehemals wichtigeren, zwischen Südost und Nordwest die Vermittlung anbietenden, mit der Luftlinie Pleß-Kosel auf einer langen Strecke zusammenfallenden Tallauf der Ruda. Wirklich hat erst die Erhebung über die Lebensbedingungen der unmittelbaren Örtlichkeit, deren früheren Reichtum an Fischteichen der Name bezeugt, Rybnik zu einer noch vor 60 Jahren von niemandem geahnten Lebensfähigkeit erhoben (7200). Der Name der Kreisstadt, der in den Tagen des Hungertyphus einen besonders trübseligen Ruf hatte, wird im 20. Jahrhundert um so sicherer einen Brennpunkt oberschlesischer Industrie bezeichnen, je mehr der Schwerpunkt der Bergbautätigkeit aus dem zuerst in Angriff genommenen Klodnitz-Gebiete südwärts sich verschieben wird. Es ist wirklich eine ernste Frage, ob man nicht gut tut, die Bestrebungen nach einem Kanalanschluß oberschlesischer Kohlengruben von dem einer weiteren Entwickelung nicht füglich fähigen Klodnitz-Graben hierher in ein Kohlenrevier der Zukunft zu verlegen. Schon jetzt entfaltet sich in und um Rybnik außer anderen Fabrikationszweigen (Leder, Bier), eine hoffnungsreiche Eisenindustrie, deren geschichtliche Entwickelung sich bis ins 16. Jahrhundert rückwärts verfolgen läßt, wenn auch die Bedingungen ihrer heutigen Blüte völlig verschieden sind von denen ihres ursprünglichen Betriebes.

Eine Zeit unentwickelter Wegsamkeit und schwachen Bergbaus vermochte für die Verwertung der ungeheuren Waldungen, die nordwestlich von Rybnik sich ausdehnen, kein anderes Mittel zu entdecken, als die Begründung von Eisenhämmern, zu der die Erzführung des Tertiärs der Nachbarschaft ebenso einlud, wie die durch Staustufen

und Teiche leicht zu steigernde Wasserkraft des Rudaflüßchens. Dem Beispiel des Raudener Klosters, das schon vor 1585 das Stodoller Eisenwerk im Betriebe hatte, folgten im 17. und 18. Jahrhundert die Besitzer der Herrschaft Rybnik durch Anlage mehrerer Hämmer am Oberlaufe der Ruda. Im 18. Jahrhundert waren es Erze von Deutsch-Piekar und Naklo, die hier verhüttet wurden, wiewohl nur die Fronfuhren der Untertanen für den weiten Erztransport den Ausweis eines Gewinns möglich machten. Als 1788 die Herrschaft Rybnik in die Hände des Staates überging, schritt dieser zu einer Erweiterung der Eisenwerke und im 19. Jahrhundert zu einer durchgreifenden Umgestaltung ihres Betriebes. Statt der Erze ward nun Roheisen von Königshütte herangeführt und in seiner Umwandlung zu Blechen und Stäben die vormalige Holzfeuerung immer vollständiger durch die Steinkohlen der benachbarten Lagerstätten ersetzt. 1864 gingen die staatlichen Eisenwerke der Rybniker Gegend in Privatbesitz über.

Heute nimmt unter den Werken der Rybniker Gegend unbestritten das Emaillierwerk von Paruschowitz an dem mittelsten der fünf Teiche der oberen Ruda den ersten Platz ein. Das Wachstum der Ortschaft hat sie schon fest angeschlossen an die 3 km entfernte Stadt Rybnik. Aber nicht auf die Örtlichkeit beschränken sich die Wurzeln des großen Werkes, sondern Arbeiterzüge führen ihm aus der weiteren Umgebung eine Fülle von Menschenkräften zu. Was sie schaffen, geht großenteils weit über See. Südamerikas Bergländer, deren unentwickeltes Wegenetz den Transport keramischer Industrie-Erzeugnisse so erschwert, daß Eisengeschirr eine uns fremde privilegierte Bedeutung gewinnt, sind das Hauptziel der emaillierten Krüge, Töpfe, Tiegel, Schüsseln, die in Unzahl aus diesem Winkel des Deutschen Reiches ihre Weltreise antreten.

So spiegelt sich heute in den Hüttenteichen der Ruda ein Arbeitsleben, von dem die ersten Urheber der Eisenindustrie dieser Landschaft, die Cistercienser des Klosters Rauden, sich nichts träumen lassen konnten. In Waldeinsamkeit ließen 1258 die ersten dieser Mönche sich da nieder, wo die Ruda sich anschickt, aus der lange eingehaltenen nordwestlichen in westliche Richtung umzubiegen. Ihre Ansiedlungen haben auch nicht den Forst so aufgezehrt und eingeschränkt, wie es der Kolonisation desselben Ordens anderwärts gelang, vielmehr dehnt noch heute rings um die von hohen Eichen parkartig bestandenen Wiesengründe, aus denen das ehemalige Kloster, heute der anmutige Sitz des Herzogs von Ratibor sich erhebt, meilenweit über wellige Diluvialplatten der Wald sich aus südwärts bis auf die Höhen, die ihren Steilrand gegen die Summina kehren,

nordwärts bis an die Klodnitz. Es ist ein weites, von Natur einheitliches, wenn auch dem Besitz nach geteiltes, Waldgebiet, das seinen Saum bis in die unmittelbare Nähe von Kosel, Ujest, Kieferstädtel, Pilchowitz und Rybnik vorrückt. Etwa drei Meilen von Ratibor, Kosel, Gleiwitz, Rybnik entfernt war das Kloster eine in verkehrsarmen Zeiten sehr wirksam abgeschlossene Kulturinsel, die ziemlich ungestört ihre Forsten ausbeuten, den Kranz ihrer Kolonistendörfer und später die Werkstätten ihrer Industriebetriebe (Eisen, Kupfer, Glas, Branntwein, Bier) entwickeln und pflegen konnte. Die Bedeutung als Kulturzentrum ist Rauden auch über die Zeiten des Klosterlebens hinaus geblieben. Es ward der Herrschaftssitz des 1820 begründeten Herzogtums Ratibor, welches mit der Herrschaft Ratibor die Besitzungen des Raudener Klosters und mehrerer Ratiborer geistlicher Stifte vereinigte und als Entschädigung für den Verzicht auf Rechte und Ansprüche in hessischem Gebiete dem Landgrafen von Hessen-Rothenburg überantwortet wurde. Eine merkwürdige, jeden Besucher Raudens überraschende Symbolik für diese Einsetzung modernen Großgrundbesitzes in das Erbe der alten Klöster, bietet das plumpe, 200 Ztr. schwere Riesengrabmal des Landgrafen und seiner Gemahlin, das die Marienkapelle der Klosterkirche verunstaltend füllt. Mit dem Ableben dieses ersten Inhabers fiel das Herzogtum Ratibor an den Prinzen Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst. In seiner Familie hat es sich weiter entwickelt. Namentlich die Forsten sind in mustergültigen Kulturzustand erhoben worden. Auf schwach welligem Sandboden erhebt sich hier zu 100jährigem, nur ausnahmsweise zu 120jährigem Umtrieb bestimmt, der gemischte Kiefern- und Fichtenbestand, dem schon im Interesse der Ernährung des Wildes, der zahlreich in freier Wildbahn sich bewegenden Hirsche und Rehe und des im Jankowitzer Tiergarten gehegten Damwilds, Eichen eingestreut sind, die zu einem vollständigen größeren Bestande nur im Oderwald Lensczok sich vereinen. Von den 151 qkm der Oberförstereien Ratibor und Rauden dienen 143 der Holzzucht; drei entfallen auf die mit Karpfen besetzten Teiche im Süden von Nendza.

Mit dem Tale der Ruda hat in dem Wechsel der Richtung und dem landschaftlichen Charakter einige Ähnlichkeit das nördlich benachbarte Tal der an den Höhen von Orzesche entspringenden Birawka. Auch ihrem Laufe haben alte Eisenhämmer, die das Erz und das Holz der Nachbarschaft verwerteten, einige Stauanlagen und künstliche Teichbildungen aufgenötigt. Aber an sie knüpfen sich in der Talsohle selbst nur kleine Dörfchen, wenn wir absehen von den volkreicheren Bergbauorten des die Kohlenformation entblößenden Quell-

gebietes. Dagegen liegen zu beiden Seiten der mittleren Birawka auf den von ihr getrennten diluvialen Sandflächen die stillen Marktflecken Pilchowitz und Kieferstädtel. Ersteres war der Herrensitz der einst hier mächtigen Familie Wengierski; ihr Schloß ist heute Strafanstalt und das Andenken eines Beamten dieses Geschlechtes erhält die Stiftung eines Klosters der Barmherzigen Brüder. An die auch hier merkliche Armut des Bodens erinnert unmittelbar der Name des nördlicheren Kieferstädtel. Hier erhielt sich, ungestört durch die Nähe des großen Hüttenreviers, in altväterischen Formen der Kleinbetrieb der Nagelschmiederei. Auch Möbeltischlerei und Schuhmacherei haben mehr als örtliche Bedeutung. Während in diesen beiden Flecken die polnische Bevölkerung die deutsche überwiegt, hat östlicher in dem Dorfe Schönwald (3400) sich eine Frucht der deutschen Kolonisationsarbeit des Raudener Klosters durch mehr als sieben Jahrhunderte behauptet. Dies große Dorf mit seiner eigenen Mundart und eigenen Tracht, seiner im Gegensatz zur Klosterherrschaft früh gereiften Anhänglichkeit an die nahe Stadt Gleiwitz, seinem einst auf lebhaftes Fuhrwesen, heute auf sorgfältigen Anbau des stark zerteilten Ackerlandes begründeten Wirtschaftsbetriebe, ist ein kräftig abgeschlossenes, fremden Einflüssen nicht nachgebendes, vielmehr kolonisatorisch um sich greifendes Gemeinwesen. Da der eigene Boden nicht mehr für die wachsende Volkszahl zureicht, wandern junge rüstige Wirte mit ihrem kleinen Kapitale in andere Dörfer über. Namentlich in der Ujester Gegend haben mehrere Ortschaften solch einen Zuschlag von Schönwalder Ansiedlern aufgenommen.

Das Aufblühen des Dorfes Schönwald steht als eine Wirkung des vorteilhaften Absatzes der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in unmittelbarer Verbindung mit dem Wachstum des nahen Gleiwitz, also der Entwickelung des oberschlesischen Industriereviers. Der größte Teil seiner Fläche fällt in das Flußgebiet der Klodnitz. Aber deren Oberlauf, ebenso wie der große Forst der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz, ist von dem Getriebe von Bergbau und Hüttenwesen wenig berührt und schließt wie dieser sich in seinem landwirtschaftlichen und Kulturcharakter noch eng an das weite Waldgebiet der Plesser Forsten an. In ihnen liegt, nahe dem Bahnhof Emanuelssegen, die Klodnitzquelle. Man war bisher versucht die ausgedehnten zusammenhängenden Forsten der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz (32 qkm) und den Graf Henckelschen Forst Radoschau-Halemba (14 qkm) an der oberen Klodnitz vom Industrierevier zu trennen und mit dem Plesser Walde zu einer großen landschaftlichen Einheit zu verbinden. Aber der Verkauf von 17 qkm des erstgenannten Waldgebietes an die

Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben mahnt recht augenfällig an den Anbruch einer neuen Zeit für diesen Landstrich. Schon mehren sich die Lichtungen in seinen Wäldern; ihre Stämme sinken nieder, um den durch ungemessene Zeiträume in der Tiefe schlummernden Kalamiten der Karbonzeit die Rückkehr ans Tageslicht frei zu geben; neben den Kohlengruben erheben sich Eisenhütten, und volkreiche Ortschaften mit einer schnell wachsenden Arbeiterbevölkerung entstehen an der oberen Klodnitz als unverkennbare Vorposten des Hüttenreviers mitten in dem seine dichten Siedelungen umrahmenden Waldkranze. Hier und da kränkelt dessen Grün schon unter der Fernwirkung der schwefligen Säure, die den hohen Schornsteinen der Zinkhütten entweicht. Man fühlt, daß man in die Atmosphäre des Industriereviers eingetreten ist, schon ehe man die Stille des Waldes mit dem Lärm seiner Werkstätten vertauscht hat. So wird es sich empfehlen, schon um die Erfassung des vielfach an die Kreisgrenzen gebundenen statistischen Bildes sich nicht ohne Not zu erschweren, den Kreis Kattowitz unverkürzt dem Industrierevier zu überlassen. Die Klodnitz, welche seine Südgrenze bildet, schneidet dann vom Kreise Zabrze den südlichen Zipfel (Paniow, Chudow, Bujakow) ab, dessen Güter die Gräfin Schaffgotsch mit weitem Ausblick auf die Bergbauhoffnungen der Zukunft erworben hat; zum Industrierevier der Gegenwart gehört er noch nicht; er vereint sich passend mit dem Pleß-Rybniker Hügellande. Als dessen Nordgrenze wird, abgesehen von dem industriereichen Weichbild von Gleiwitz (mit Ellguth-Zabrze, Ostroppa und Laband), auch weiterhin die Klodnitz gelten dürfen. Ihr auf drei Kreise verteilter Unterlauf bildet den Nordsaum eines Gebietes, das mit der südlichen Nachbarschaft zu einer der größeren Waldlandschaften der Provinz verschmilzt. Von den Walddörfern an der Birawka und der Gegend von Kieferstädtel und Pilchowitz spannen sich die Forsten des Herzogs von Ujest, nur von wenigen Inseln fremden Besitzes unterbrochen, nordwärts bis an die Klodnitz aus, bis an die Ackerfluren von Slawentzitz und Ujest, von denen die fruchtbareren Teile derselben weiträumigen Herrschaft gegen die Schwelle des oberschlesischen Muschelkalkrückens ansteigen. Wohl ist das Uferland der unteren Klodnitz von dem Verkehr durchrauscht, der das Industrierevier mit dem Odertal verbindet, aber die Tiefe des Erdenschoßes verarmt, sowie der Rand des Kohlenbeckens überschritten ist; diluviale Sandflächen hüllen sich in das Kleid der Föhrenwälder, und statt des vielgestaltigen Lebens, das an der mittleren Klodnitz, um Gleiwitz, alle Kräfte zu hoffnungsreicher Tätigkeit aufruft, spiegeln sich in dem Unterlauf des Flusses wohl zwei stolze Herrensitze,

zur Linken Plawniowitz, das Schloß des Grafen Ballestrem, zur Rechten Slawentzitz, die Residenz des Herzogs von Ujest, sonst aber nur ländliches Arbeitsgetriebe und ernster Nadelwald.

Je schärfer der Gegensatz des lebensvollen Gebietes ist, in das der nächste Schritt der Darstellung hinüberführt, desto unvermeidlicher ist die Forderung, die Eigenart und die Siedelungsverhältnisse des eben durchwanderten Raumes in einem einfachen statistischen Bilde[1]) möglichst klar zu erfassen.

	Fläche	Wald	Bewohner	auf 1 qkm
	qkm			
Kreis Pleß	1062	331	103300	97
„ Rybnik	852	284	96200	113
Vom Kreise Ratibor	114	50	8800	77
„ „ Kosel	133	108	3200	24
„ „ Tost-Gleiwitz	260	103	21800	84
„ „ Zabrze	38	6	3900	101
	2460	882	237200	96

Wiewohl 28 % der Gesamtfläche waldbedeckt sind, ist die Volksdichte keineswegs gering. Rechnet man die weiten Waldungen von der Landfläche ab, so wohnen zwischen ihren Wiesen und Feldern die Menschen selbst im Kreise Pleß so dicht wie in der Lombardei. Allerdings darf man keinen Augenblick vergessen, daß die Nachbarschaft der Forsten dem Volk in Waldarbeit und Holztransport, auch in den auf den Holzreichtum begründeten Industrien wichtige Erwerbsquellen und in der Waldstreu eine unentbehrliche Unterstützung des Landbaus bietet; aber das löscht doch nicht den wesentlichsten Zug im Kulturbilde dieser Ecke des Reiches aus, daß neben dem ungeheuren, großenteils der Waldnutzung überlassenen Großgrundbesitz, der vom Areal des Kreises Pleß 51 % in 6 Händen, 36 % in einer Hand vereinigt, auf knapp zugemessenem, in kleine Teile zerschlagenem Besitz oder Pachtland (s. S. 20) eine übermäßig dichte Landbevölkerung sitzt, in rechtlich wohl gelockerter, aber tatsächlich noch heute sehr empfundener Abhängigkeit von den großen Grundherrschaften, die ihre Heimstätte umfangen. Da die Erschließung der Bodenschätze großen-

1) Da die endgültigen Ergebnisse der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1900 wohl für die ganzen Kreise vorliegen (Statist. Korrespondenz XXVII. 1901, Nr. 41), dagegen für die einzelnen Gemeinden bei der Abgrenzung von Kreisteilen nur die vorläufigen Zählungsergebnisse (Schlesiens Ortschaftsverzeichnis. 5. Aufl. Breslau 1901. W. G. Korn) benutzt werden konnten, schien es geboten, die Volkszahlen etwas abzurunden. Die Flächenwerte sind dem Gemeindelexikon für Schlesien (Berlin 1887) entnommen.

teils noch der Zukunft vorbehalten ist, treten Bergbau und Industrie in den Kreisen Pleß und Rybnik (mit 24, bezw. 27 % der Erwerbstätigen) entschieden zurück hinter Land- und Forstwirtschaft (mit 61, bezw. 56 %). Der Ertrag des Landbaus wird durch die Ungunst von Boden und Klima so weit herabgedrückt, daß der Grundsteuerreinertrag eines Hektars Ackerland im Durchschnitt 8 Mark nicht übersteigt. Diese Verhältnisse entscheiden auch den Siedelungscharakter der Landschaft, den Mangel größerer Städte, das Vorherrschen kleiner Dörfer mit hölzernen, strohgedeckten Häusern.

Das oberschlesische Industrierevier.

> Je mehr die Götterwelt in das Getriebe des alltäglichen Lebens hernieder steigt, je mehr Dampf und Elektrizität Traumwelt und ideale Gedanken verdrängen, desto mehr gelangen wir zur Erkenntnis, daß das Individuum im modernen Staat nur die Existenzberechtigung hat, welche es sich durch Arbeit und Leistung zu erwerben und zu erhalten weiß.
>
> Guido Graf Henckel, Fürst von Donnersmarck.

Dieser Landschaftsname ist ein wirtschaftsgeographischer Begriff, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch nicht vorhanden war, und, seit die damals kaum erkennbaren Keime sich ungeahnt mächtig entfalteten, seinen Inhalt und seinen Umfang so beständig geändert hat, daß auch der Gegenwart der schnell vergängliche Wert des für sie erfaßbaren Augenblicksbildes nicht entgehen kann. Von dem raschen Strome der hier nimmer ruhenden Entwickelung gilt ganz besonders deutlich des griechischen Weisen wahres Wort: „Du steigst nicht zweimal in denselben Fluß hinab.“ Aber gerade diese bestimmte Voraussicht, daß schon ein Jahrzehnt die Grenzen und die Gewichtsverteilung dieses Arbeitslebens stark verschieben muß, wird den Geographen der Versuchung überheben, das bewegliche Treiben klügelnd allzu eng an fest begrenzte Räume und Formen der Natur zu binden. Er wird nur sagen können, was heute ist, und wie es geworden.

Tarnowitz, Gleiwitz, Myslowitz bezeichnen ziemlich genau die Eckpunkte eines Dreiecks, das von dem Bergbau und der Montanindustrie Oberschlesiens mit erstaunlich dichten Siedelungen erfüllt ist. Wählt man die Dichte der Bevölkerung zum unterscheidenden Merkmal für die genauere Begrenzung, so wird dem passendsten Umriß (s. S. 31) nach der jüngsten Zählung folgendes statistische Bild entsprechen:

	Fläche qkm	Wald	Bewohner	auf 1 qkm
Vom Kreise Tarnowitz	117	18	49400	422
Stadtkreis Beuthen O/S.	23	8	51400	–
Landkreis Beuthen O/S.	98	16	137800	1406
Stadtkreis Königshütte	6	—	57900	—
Stadtkreis Kattowitz	4	—	31700	—
Landkreis Kattowitz	182	57	151700	833
Vom Kreise Zabrze	83	20	111700	1346
Stadtkreis Gleiwitz	35	10	52400	—
Vom Kreise Tost-Gleiwitz	54	6	14400	267
	602	135	658500	1094

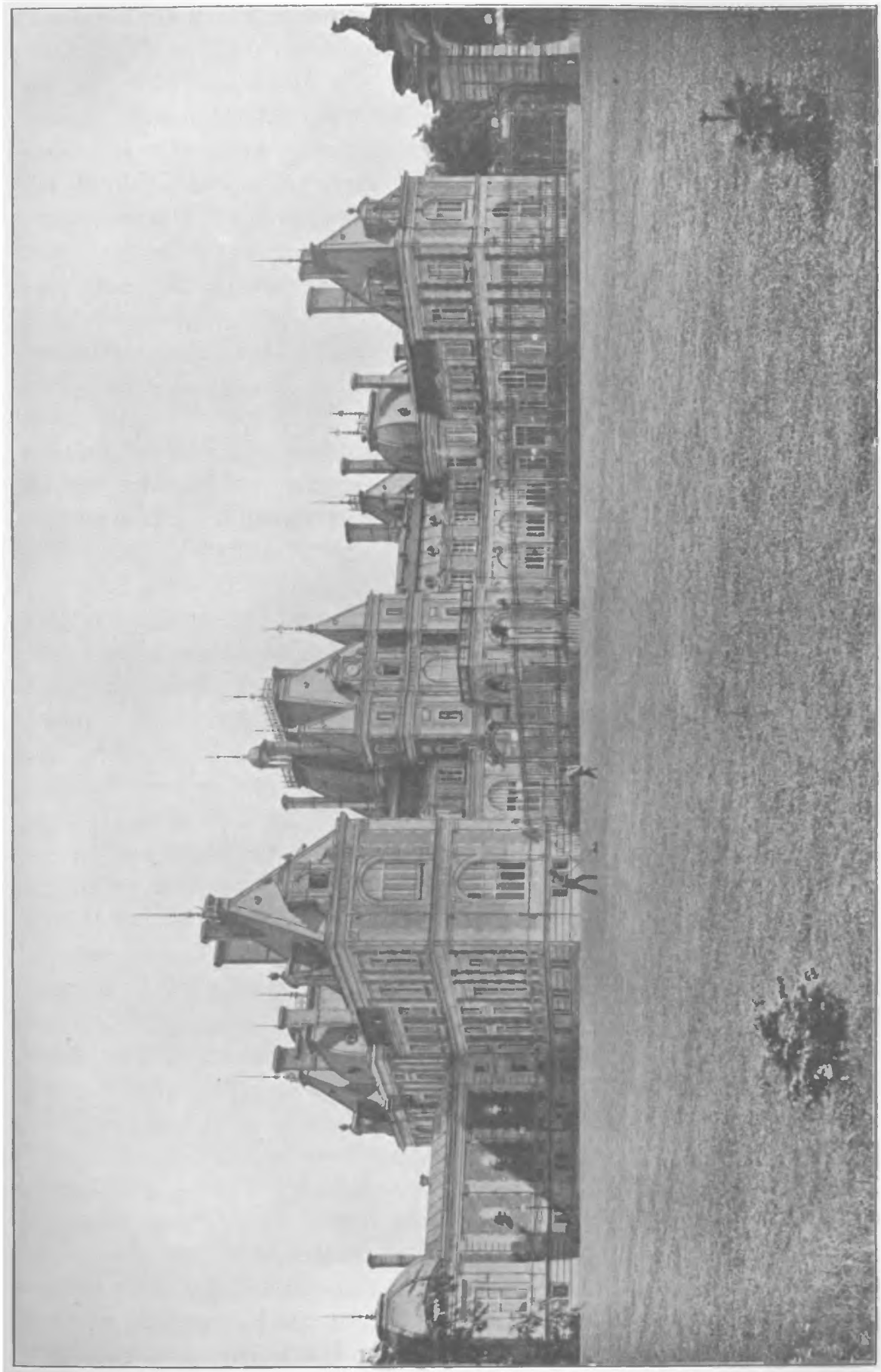
Auf einem Raume von reichlich 600 qkm (etwa 11 Quadratmeilen) übersteigt die Volksdichte die ungewöhnliche Ziffer von 1000 auf 1 qkm. Um 3 Städte von 40—60000 Einwohnern und eine von mehr als 30000, scharen sich in Gruppen 1 Ort von mehr als 20000, 11 von 10—20000, 20 von 5—10000, 26 von 2—5000, 18 von 1000 bis 2000 Bewohnern. Kleinere Gemeinden sind relativ spärlich vertreten, nicht aber kleinere Wohnplätze, denn jede Grube, jedes Hüttenwerk bildet ein eigenes Kristallisationszentrum für neu zutretende Bevölkerungselemente. Der Wald tritt in der Grenzzone im Süden des Kattowitzer Kreises noch geschlossen in ansehnlichen Flächen auf; im Innern des Gruben- und Hüttenreviers ist er rasch zusammengeschwunden. Frisches Grün schließt nur unter sinniger Pflege in Parken und Anlagen sich um die Backsteinhäuser der Städte und Dörfer oder um einzelne prunkende Herrensitze. Land- und Forstwirtschaft treten, wiewohl ihre Erträge durch die starke Nachfrage einer so dicht besiedelten Landschaft an Wert ungewöhnlich gewinnen, völlig zurück hinter der Ausbeutung und Verwertung der Bodenschätze. Die Berufsstatistik von 1895 wies jenen Berufszweigen in den Vollkreisen des Reviers nur 2—7 %, dem Bergbau und der Industrie 61 bis 73 %, dem Handel und Verkehr 6—15 % der Erwerbstätigen zu; in der Statistik der von diesen ernährten Angehörigen tritt die Bedeutung der Gruben, Hütten und Werkstätten mit noch stärkeren Zahlen (64—78 %) hervor. Die Arbeiterarmee der Hauptzweige der Industrie wurde bereits früher gemustert (S. 65. 70—73).

Das Gesamtbild dieses weiten Schauplatzes industrieller Regsamkeit in der Südostecke Norddeutschlands erinnert so an das niederrheinische Gebiet, wie wenn zwei Spiegel an den Enden der Diagonale eines Saales gegenseitig ihre Bilder wiederholen. Jenes Industrierevier des Westens ist an Größe (2800 qkm), an Volkszahl (über 3 Millionen) und Volksdichte, an Menge und Mannigfaltigkeit der

Erzeugnisse, wie im Wohlstand dem oberschlesischen weit überlegen. Das ist teilweise eine Frucht des höheren Alters seiner Kultur, der schon deshalb weiter fortgeschrittenen Entwickelung aller Fähigkeiten von Land und Leuten. Aber unverkennbar sind jenem Ende des Reichs auch unschätzbare dauernde Vorzüge vor Oberschlesien vergönnt, deren Wert keine Zukunft beschränken kann. Die Nachbarschaft wertvoller Eisenerze erhöht dort die wirtschaftliche Leistungskraft der Kohlenfelder und befähigt die Industrie zur nachdrücklichsten Ausnutzung der unvergleichlichen Weltlage am herrlichsten Strome Europas, dessen Mündung gegen den verkehrsreichsten Meeresfleck der Welt sich öffnet, wo die drei als Träger der Kultur voranstehenden Nationen wetteifernd in friedlicher Wechselwirkung einander begegnen. Von all dem empfing Oberschlesien das gerade Gegenteil zur Mitgift. Dessen muß man vorweg sich erinnern, um den rechten Maßstab zu finden für das, was deutscher Fleiß hier an den Grenzen seines Wirkens in der Spanne eines Jahrhunderts geschaffen hat. Trotz mancher Erschwerung nicht sowohl seiner kraftvollen und auf der Höhe der Schulung stehenden Arbeit als vielmehr der Verwertung ihrer Erzeugnisse kann der oberschlesische Industriebezirk zukunftssicher sich der Gegenwart freuen, deren Siedelungszustand, so schnell er wieder sich wandelt, zu etwas näherer Betrachtung einladet.

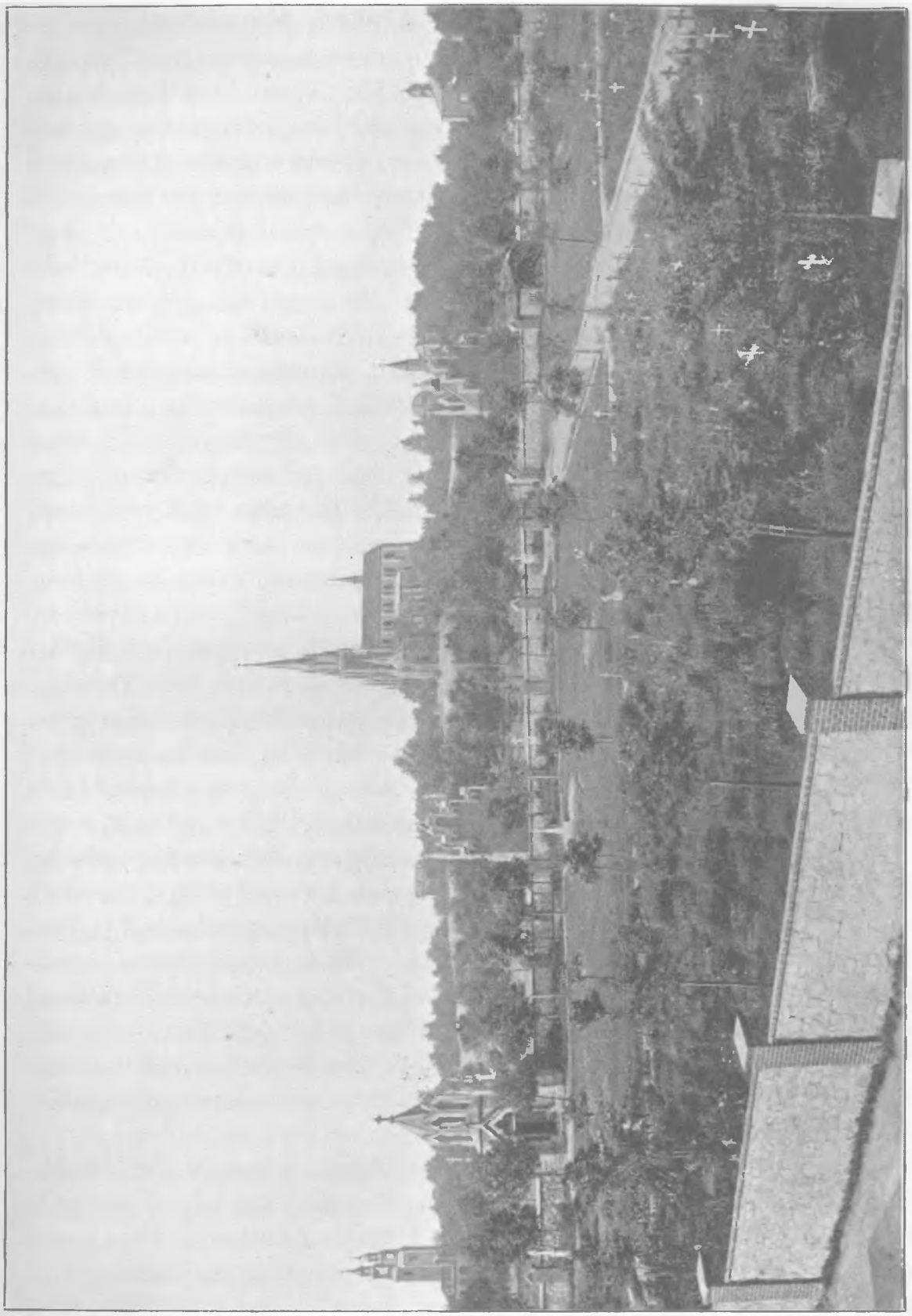
Die topographische Übersicht in dem dichten Wegenetz und dem arbeitsfreudigen Gewimmel der Ortschaften wird etwas erleichtert durch die Wasserscheide, welche die Gebiete von Oder und Weichsel trennt; sie zieht, zu Hügeln von 300 m und darüber anschwellend, vom Trockenberge (352 m) bei Tarnowitz im allgemeinen südwärts bis zu den Höhen von Emanuelssegen (352 m), und auf ihrer Scheitelfläche oder ihr ganz nahe liegen zwei der größten Städte Oberschlesiens: Beuthen und Königshütte.

Das Weichselgebiet ist am Industrierevier mit dem Flußlauf der Przemsa und deren Nebenbächen beteiligt. Einer von ihnen, die Brinitz, bildet die Ostgrenze der Kreise Tarnowitz und Beuthen. Wo sie, unter der Breite von Tarnowitz, aus den weiten Wäldern ihres Oberlaufes heraustritt, erhebt sich als erster Vorbote einer lebensvolleren Landschaft aus feuchter Aue ein kleines Versailles, der prunkvolle Bau des Schlosses Neudeck, das seine Gartenterrassen, seine von kundigster Hand geschaffenen und gepflegten Gewächshäuser, die Gänge eines geräumigen Parks, die Fasanengehege und die Rasseviehställe einer Musterwirtschaft im Angesicht der russischen Grenzpfähle entfaltet, — als sei es darauf abgesehen, hart an der Grenze der abendländischen Kulturwelt ein Denkmal des Reichtums aufzurichten, den ihr



Schloß Neudeck.

fernster Vorposten dem Erdenschoße abgewinnt, zugleich ein Denkmal des weltbürgerlichen Sinnes des bedeutendsten Sprossen des Adelsgeschlechtes, das an der Entwickelung der Montanindustrie an der äußersten Grenze des Reiches einen führenden Anteil nahm. Guido Graf Henckel, seit der vorigen Jahrhundertwende Fürst von Donnersmarck, hat den neuen Schloßbau aufgeführt, nicht ohne Kampf mit der Unzuverlässigkeit des nachgiebigen Baugrundes. Das ältere im Tudorstile aufgeführte Schloß, heute Verwaltungszwecken gewidmet und künstlerisch nur wie eine Vorhalle zu der neuen Schöpfung wirkend, stammt seiner Anlage nach aus den Jahren 1670—1680 und ist selbst nur der Nachfolger einer mittelalterlichen Burg Schwierklinietz. Schloß Neudeck ist der Sitz der Verwaltung des großen Majorats der Tarnowitz-Neudecker (evangelischen) Linie des Henckelschen Hauses. Ihre Besitzungen liegen nicht sämtlich eng vereint um den Neudecker Hauptstock, der mit seinen ungeheuren Forsten bis an die Nordspitze des Kreises Tarnowitz sich erstreckt. Vielmehr hat die Teilung des Hauses (1670) und die weitere Entwickelung seines Güterbestandes jeder seiner Linien sowohl Anteil an dem Erzrevier der Tarnowitzer Platte wie an dem südlich unter ihr zu Tage tretenden Kohlenrevier gesichert, und so greifen beider Besitzungen schon in der räumlichen Verteilung der Oberfläche, noch mehr aber mit den ideellen Anteilen an bergrechtlichem Eigentum vielfach ineinander. Dem entspricht es, daß zwischen den zwei Schlössern der Tarnowitzer Linie, Neudeck und dem prächtigen neuen Bau zu Repten (im Westen des Kreises), am Ostrande der Tarnowitzer Platte, nur 3—4 km westlich von Neudeck, ein Schloß der Beuthen-Siemianowitzer Linie zu Naklo sich erhebt, auch ein neuer Bau, geborgen in reizvollen Parkanlagen. Erst südlich von Neudeck treten die Höhen der Tarnowitzer Platte unmittelbar an die Brinitza heran, gekrönt von den stattlichen Kirchen von Deutsch-Piekar. Die neue gotische farbenfreudig geschmückte Wallfahrtskirche des Gipfels ist umgeben von einer Menge kleiner, in sehr mannigfachen Stilarten aufgeführter, über die Abhänge verstreuter Heiligtümer. Im Glanze elektrischen Lichtes entfaltet sich zwischen diesen neuen Backsteinbauten und am heiligen Quell an den Ablaßtagen ein reges Treiben dichter Pilgerscharen. Die vor etwa 60 Jahren neugebaute zweitürmige Kirche der Hauptstraße steht an denkwürdiger Stelle. Hier betete 1683 Johann Sobieski, sowie er die Grenze seines Reiches überschritten, auf dem Wege zur Befreiung Wiens; hier beschwor August der Starke 1697 das katholische Glaubensbekenntnis vor dem Eintritt in sein Königreich, ebenso 1734 sein Nachfolger. Hier auch war der Herd, von dem 1844 die



Deutsch-Piekar.

mächtige von der Kirche geleitete Bewegung gegen die Branntweinpest ihren Ausgang nahm. Die geschichtliche Bedeutung der Örtlichkeit beruht auf der Lage an dem Grenzübergange der alten Straßen, die von Tost und von Gleiwitz zu beiden Seiten des Dramatales gegen Tarnowitz heraufkamen und vereint im Süden des großen Waldgebietes die Grenze überschritten, um jenseits in den Richtungen auf Krakau und Warschau sich von neuem zu gabeln.

Unmittelbar südlich von Deutsch-Piekar (7000 Einwohner) liegt Scharley (8000 Einwohner) mit seinen großen Zinkerzgruben und den großen Aufbereitungsanstalten. Das ist die erste der großen Dorfgruppen, die auf dem Boden des Industriereviers zu unterscheiden sind, gerade an der Stelle, wo die Brinitza mit einem westwärts ausgreifenden Bogen so weit vordringt, daß die Entfernung Beuthens von der Landesgrenze im Nordosten auf 4 km herabgesetzt wird. Im Gegensatz zu den dichten Häuserreihen von Scharley, das auf dem Nordflügel der erzreichen Muschelkalkmulde Beuthens sich entwickelt hat, ist der später erschlossene Südflügel von Blei Scharley, schwächer besiedelt durch die von Beuthen ostwärts gerichtete Dorfreihe Birkenhain (3500) und Groß-Dombrowka (2900).

Am Unterlauf der Brinitza greift bei Czeladz russisches Gebiet erheblich über den Wasserlauf herüber, so daß das Bevölkerungszentrum Siemianowitz-Laurahütte (12400 + 13600 Einwohner) hart an die Grenze zu liegen kommt. Das Schloß zu Siemianowitz war der Sitz des Grafen Hugo Henckel (vgl. S. 61), der 1837 den Namen seiner Gemahlin in der Laurahütte verewigte. An die Stelle des Unternehmungsgeistes jenes großen Grundherrn, der am Aufschwung der oberschlesischen Industrie hervorragenden Anteil nahm, ist 1871 das Großkapital mit der Begründung der Aktiengesellschaft „Vereinigte Königs- und Laurahütte“ getreten. Aber neben ihrem gewaltigen Werke haben auch andere Unternehmungen sich überraschend entwickelt; aus einer bescheidenen Kesselschmiede ist die große W. Fitznersche Dampfkesselfabrik und Brückenbauanstalt hervorgegangen, in stolzer Verwirklichung des schönen Hausspruchs: „Arbeit überwindet alles.“

Der schnell emporgestiegene Doppelstern dieser beiden Grenzorte gehört bereits in das vielgestaltige Sternbild der regen Industrie des Kattowitzer Kreises, wo Grube an Grube, Hütte an Hütte sich schließt. Nur eine der letzteren sei hervorgehoben: ziemlich genau auf dem durch die Denudation abgetragenen Scheitel des Flözberges, der zwischen Laurahütte und Kattowitz die Flöze in der Form von Zwiebelschalen emportreibt, liegt das große Zinkwerk Hohenlohehütte,

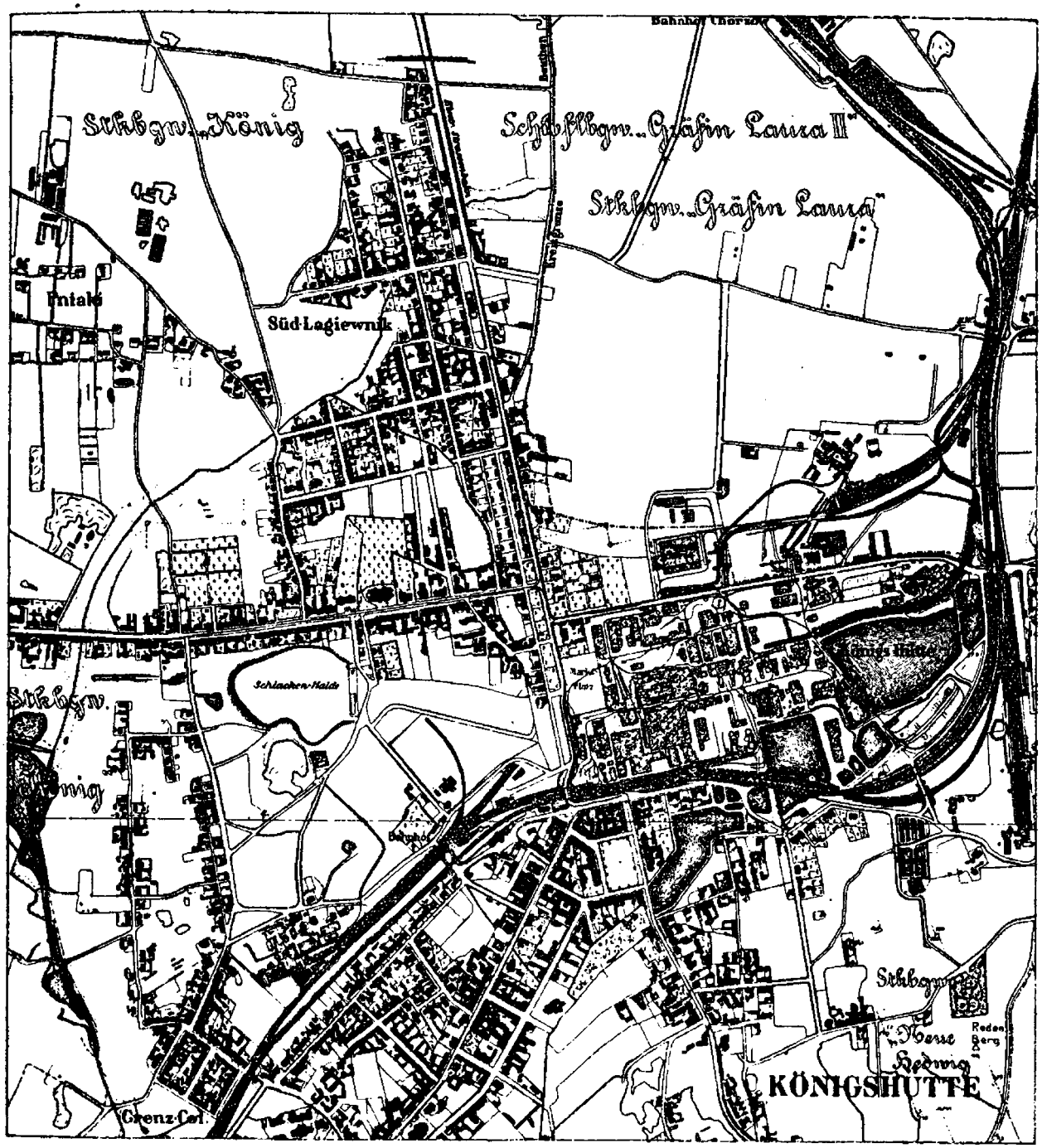
dessen Riesenschornstein (jetzt 104 m) dem Fremdling im Gewirr der Siedelungen ein Stützpunkt der Orientierung bleibt. Auch das Ufer der unteren Brinitza belebt sich, sobald sie wieder Grenzfluß wird. Kurz vor ihrer Einmündung in die Przemsa empfängt sie von Westen her einen keineswegs bedeutenden, von Grubenwässern und Industrieabgängen getrübten Zufluß: die Rawa. Um diesen Bach scharen sich drei bemerkenswerte Bevölkerungsansammlungen: ihr Oberlauf durchzieht den Schwarm von Hüttenwerken, die im Süden der Höhen von Königshütte sich eng aneinanderreihen; weiter abwärts durchzieht der Bach die Ortschaftsgruppe, die in Kattowitz ihren Mittelpunkt findet, der Unterlauf berührt den großen Dorfkomplex Rosdzin-Schoppinitz.

Königshütte, heute die volkreichste Stadt Oberschlesiens (58000 Einwohner), ist in seiner Entwickelung, seiner räumlichen Anordnung, seiner Physiognomie und ebenso in den wirtschaftlichen Zuständen und den kommunalen Verhältnissen ein besonders lehrreiches Beispiel der Absonderlichkeiten eines mit amerikanischer Schnelligkeit emporgeschossenen Gemeinwesens. Vor 120 Jahren stießen an den unbebauten, buschbedeckten Höhen im Westen des alten hochgelegenen Dorfes Chorzow die Feldmarken dieses Ortes zusammen mit denen von Lagiewnik, Schwientochlowitz und Heiduk. Auf Lagiewniker Grunde wurde 1790 nach vorangegangenen, reiche Hoffnungen weckenden Schürfarbeiten der erste Schacht niedergetrieben, an der Stelle, wo heute das Bahnhofsgebäude steht. Das war der Anfang der Entwickelung der „Königsgrube“, der 1822 eine Abgrenzung ihres Feldes auf 6646200 Quadratlachter, d. h. 29,097 qkm zu teil wurde, derart daß es das ganze Hügelland zwischen Lagiewnik, Schwientochlowitz und dem heutigen Kattowitz umspannte. Dazu trat 1799—1802 das Hochofenwerk „Königshütte“, dessen Grund aus den Gemarkungen dreier Gemeinden zusammengekauft und durch weitere Erwerbungen aus allen vier obengenannten Fluren allmählich so vergrößert wurde, daß 1867 der Grundbesitz der Königshütte auf 126,81 ha sich belief, von denen aber nur 73,94 aus jedem andern Gemeinde- und Gutsverbande gelöst waren, der bedeutende Rest noch zu den umliegenden Gemeinden gehörte. Der gewaltige Aufschwung des Hüttenwerkes, das nicht lange auf Roheisengewinnung beschränkt blieb, sondern bald eine erstaunliche Vielseitigkeit der Eisenverarbeitung entwickelte und selbst Zinkgewinnung in einer besonderen Hütte mit betrieb, übte eine derartige Anziehungskraft auf Arbeitswillige, daß schließlich nicht viel über 12 % der vom Werke Beschäftigten in dem fiskalischen, außer Gemeindeverband stehenden Wohnplatz Königshütte ansässig waren, vielmehr die kommunale Fürsorge für

den weitaus größten Stock der Arbeiterschaft des Werkes von den umliegenden Dorfgemeinden getragen werden mußte, auf deren Feldmark teils auf Grund, den die Hütte kaufte, teils auf dem Boden anderer Bauunternehmer in regelloser Verteilung zahlreiche Arbeiterkolonien erwuchsen. Nur sehr wenige unter ihnen hatten die Kraft, eine selbständige Gemeindebildung zu versuchen. Überall, namentlich in dem völlig unzulänglichen Schulwesen empfand man die Dissonanz zwischen dringenden Bedürfnissen der Allgemeinheit und dem Mangel einer leistungsfähigen Zusammenfassung und Führung der hier zusammengeströmten, nur für die Arbeit, aber nicht für das Leben organisierten Menschenmenge. Schließlich gab 1853 die Not um das Unentbehrlichste, der durch die Unterhöhlung der Landoberfläche erzeugte Wassermangel dem Landrat den entscheidenden Antrieb auf ein Zusammenwirken der zerstreuten Kolonien für die Befriedigung unabweisbarer Bedürfnisse zu dringen. Länger als ein Jahrzehnt scheiterten diese Bestrebungen am Widerspruch der Hüttenverwaltung. Erst 1865 kam ein Zusammenwirken von Oberbergamt und Landrat zu stande zur Anregung der Begründung einer Stadtgemeinde Königshütte, die 1868 ins Leben trat und um den Kern des Hüttenwerkes eine recht absonderlich begrenzte und gegliederte Menge von Siedelungen auf 566,8 ha mit 14000 Bewohnern zu einem Gemeinwesen zusammenschloß. Aber die planlos unter dem Schalten des Zufalls fortgeschrittene Entwickelung blieb der Stadt aufgeprägt und wird auch künftig eine von den steuerpflichtigen Bürgern teuer genug bezahlte Eigentümlichkeit sein. Wie eine Riesenspinne, die ein Sandhäufchen erklimmt, so nimmt sich die Stadt aus, mit dem allseitig verzweigten schwarzen Wegenetz, das die zerstreuten Weiler und Häusergruppen allmählich fester an den Kern geknüpft hat. Als Lebenszentren erscheinen auf der Höhe (300 m) im Norden das Wegekreuz der Straßen Beuthen-Kattowitz und Lipine-Laurahütte, am Südfuße dieser Höhe aber die Hütte mit ihrem Wald von Schornsteinen und der ihr nahe liegende Hauptplatz (288 m). Gegen Süden zu verweben sich freundlichere Züge in das nüchterne Gesamtbild: der 1873 angelegte Hüttenteich, umfangen von Promenadenwegen, endlich im Südosten der Stadt der Redenberg mit dem Denkmal des bahnbrechenden Begründers der oberschlesischen Montanindustrie, — ein Aussichtspunkt (320 m), der einen eindrucksvollen Rundblick eröffnet über ein weites Reich der Arbeit und über einen der merkwürdigsten Stadtpläne des Landes.[1])

1) Der gegenüberstehende Plan von Königshütte (1 : 20000) gibt unter Verzicht auf die Eintragung der einzelnen Schächte das auf den halben Maßstab verkleinerte

Eigenartig wie der Grundriß ist auch das innere Leben von Königshütte. Es ist nicht mehr so vollständig wie einst von fiskalischen Unternehmungen heherrscht. Die schnellen Änderungen der Betriebsweise und der Arbeitsbedingungen eines großen Eisenwerkes konnten Zweifel wecken, ob der naturgemäß in ruhiger Stetigkeit



Plan von Königshütte.

Bild der Besiedelungsverhältnisse nach den neuesten Aufnahmen des Kgl. Oberbergamts Breslau, das die Benutzung des noch nicht veröffentlichten Blattes mit überaus dankenswertem Entgegenkommen gestattete.

seine Stärke findende Staat der geeignetste Herr und Verwalter eines derartigen Unternehmens sei. 1870 ging durch Verkauf die bisher fiskalische Königshütte in den Besitz des Grafen Hugo Henckel über, mit ihr aber ein noch nahezu unverritzter Teil des Feldes der Königsgrube. Wie ein Herzschnitt greift vom Norden her in dessen Umriß nunmehr das damals mit der Königshütte veräußerte Feldstück der neuen Grube Gräfin Laura ein. Schon 1871 führte Graf Henckel den neu erworbenen Montanbesitz samt seinem älteren zu Laurahütte über in die Hand einer Aktiengesellschaft „Vereinigte Königs- und Laurahütte". Sie hat durch weitere Ankäufe von Grundeigentum und Grubenfeldern den Werken eine feste Unterlage steigender Entwickelung auf lange hinaus geschaffen und durch Verwertung aller Fortschritte der modernen Technik sich zu bewundernswerter Leistungsfähigkeit nach verschiedenen Richtungen hin erhoben. Mit dem alten Hochofenwerk sind eine Koks- und Gasanstalt, ein großes Walzwerk, Eisen- und Stahlgießerei, Räder- und Waggonfabrik, eine Zinkhütte (Lydognia) und eine Schamotteziegelei verbunden. Kein oberschlesisches Unternehmen gebietet über ein stärkeres Arbeiterheer als diese Gesellschaft (über 15000).

Die eine sichere Zukunft verbürgende Entwickelung der Königshütte ist zusammen mit dem blühenden Betriebe der fiskalischen Königsgrube die Grundlage für den weiteren Aufschwung der Stadt, deren Haushalt einst zu $^2/_3$, noch heute beinahe zur Hälfte von der Steuerkraft dieser beiden gewaltigen Werke bestritten wird. Auch das ist eine Absonderlichkeit, die zu denken gibt. Eine Stadt ohne Vermögen, deren Leistungskraft in solcher Ausdehnung auf zwei Stützen ruht, hat allen Grund über deren Haltbarkeit sich prüfend Rechenschaft zu geben. Die Kohlenlager unter und um Königshütte sind reich, aber doch nicht unerschöpflich. Die Ausbeute muß allmählich ihren Schauplatz wechseln. Werden solche Veränderungen immer so sich einrichten lassen, daß die Stadt dadurch keine Erschütterung erfährt? Auch der Eisenindustrie ist kein wolkenloses Leben beschieden, und in längeren Perioden wechseln auch in ihren Erträgen Flut und Ebbe. Das empfindet der Stadthaushalt recht tief. Die ersten Jahrzehnte seiner Geschichte sahen den Kommunalzuschlag zur staatlichen Klassen- und Einkommensteuer zwischen 125 und 478 % schwanken. In den letzten Jahren hielt er sich auf 230 %, aber er wird, sobald die heute schon unverkennbare Dämpfung der zeitweilig besonders regen Industrietätigkeit voll zur Geltung kommt, sicher wieder steigen, zumal gerade die letzten Jahre der Stadt hohe Opfer für die Befriedigung dringender Bedürfnisse zumuteten.

Naturgemäß ist solch eine Stadt der Arbeit, wenn sie auch noch an die Steuerkraft ihrer Bürger ungewöhnliche Ansprüche zu stellen genötigt wird, kein freie Neigung fesselnder Wohnplatz. Hier läßt sich niemand nieder, um behaglich seinen Wohlstand zu genießen, sondern die Steuerlast wird — abgesehen von den großen Werken — von der Beamtenschaft der Bergbau- und Industrieunternehmungen und einer Menge Gewerbtreibender getragen, die hierher kommen, um in dem emsigen Getriebe möglichst rasch den Beutel zu füllen, dann weiterzuziehen und anderen Platz zu machen. Der Fremde, der an vergleichender Kritik der Städtebilder bei tändelndem Tafelgespräch seine Freude hat, wird an Königshütte noch viel zu wünschen übrig finden. Wer aber eine Vorstellung hat von der ungewöhnlichen Entstehungsweise dieses Gemeinwesens, von der Größe der Aufgaben, die der von Haus aus ordnungslose, zerfahrene Grundriß, die Länge des zu pflegenden und zu beleuchtenden Straßennetzes, der vom Bergbau unterwühlte, unsichere und wasserlose Boden, die wirtschaftliche Schwäche und der ursprünglich niedrige Bildungsstand der hierher zusammengeflossenen Arbeiterbevölkerung der Stadtverwaltung stellten, wird mit Achtung das in drei Jahrzehnten Geleistete überschauen und mit gehobenem Gefühl und guter Zuversicht der Tatsache gedenken, daß mitten in hartem Kampf mit der Notdurft des Lebens auch nichts versäumt worden ist, dem deutschen Geist, der seine schöpferische Kraft auf diesem Boden bewährt, ein immer tieferes Eindringen in die unteren Schichten einer großenteils fremdsprachigen Bevölkerung zu sichern. Das deutsche Volkstheater hat in Königshütte eine Stätte gefunden, die seines Wirkens in gleichem Grade bedürftig und würdig ist.

Um Königshütte scharen sich eng in 1—2 km Abstand die älteren, teils durch seine Einwirkung, teils durch eigene Werkstätten industriell belebten Ortschaften Chorzow (8500), Heiduk (8300 + 5400 + 4500, zusammen 18 300), Schwientochlowitz (18 400). Zwischen die drei Teile von Heiduk, auf der Feldmark des Oberdorfes, hat sich 1872 die Bismarckhütte eingenistet, ein besonders glänzendes Beispiel der Schöpferkraft unseres Zeitalters. Wo vor 30 Jahren Kartoffelfelder ununterbrochen sich hinstreckten, finden heute in den Walzwerken und dem Stahlwerk über 3000 Arbeiter ihren Erwerb, und der Name des ersten Reichskanzlers hat sicher, soweit die deutsche Zunge klingt, kein schöneres Denkmal als dies Hüttenwerk (2100), das unter der Flagge seines Namens binnen kurzem aus den bisher planlos fortgewachsenen Stücken des alten Ortes Heiduk ein neues Gemeinwesen von mehr als 15 000 Seelen herausheben und zu zielvoller Fortentwickelung führen wird. Um Schwientochlowitz, den

Sitz der größten Fabrik von Teerprodukten auf dem Kontinent (Rud. Rütgers), gruppieren sich die Deutschland-Grube und die Bethlen-Falvahütte des Grafen Guido Henckel, der auch bei dem großen Dorfe Chropaczow (8000) eine Kohlengrube (Schlesien) und eine Zinkhütte (Guidotto) besitzt. In diesem weiten Umfange begriffen umschließt das Weichbild von Königshütte auf einer halben Quadratmeile mehr als 100000 Menschen.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter trägt das zweite Bevölkerungszentrum des Rawagebietes: der Wirkungsbereich von Kattowitz. Die Ansiedelungen strecken sich dort mit Vorliebe der Talrichtung ostwärts entlang. Aber augenscheinlich ist es nicht die Naturanlage der Örtlichkeit allein, welche hier eine regellose, die spätere städtische Entwickelung erschwerende Bebauung verhütet hat, sondern im Stadtbild von Kattowitz verrät sich seit seinem Ursprung der klare Wille weitblickender, die Zukunft verständig vorbereitender Männer. Kattowitz ist nicht ganz so jung wie Königshütte. Den ersten, wohl um 1500 entstandenen Kern der Besiedelung des heutigen Stadtgrundes, bildete der Bogutschützer Hammer, einer der vier Eisenhämmer, welche das 17. Jahrhundert am Rawaflüßchen verzeichnet. Er lag auf dem linken Ufer; für die ihm gegenüber auf dem rechten Ufer sich entwickelnde Ortschaft taucht in den spärlichen Urkunden 1652 zum ersten Male die von einem Personennamen abgeleitete Benennung „Katowitz“ auf. Die beiderseitigen Wohnplätze zählten 1782: 294 Bewohner. Erst die Industrie des 19. Jahrhunderts belebte den Ort mit Zinkhütten (Fanny, Emma), Zinkwalzwerken (Martha) und Eisenhütten (Martha seit 1857), denen nahe Gruben (Ferdinand, Beate) Brennstoff zuführten. Dennoch blieb die Leitung der Gemeinde-Angelegenheiten ganz in der Hand der bäuerlichen Stellenbesitzer, bis die zugezogenen gebildeten Einwohner, die Träger der aufstrebenden Entwickelung unter der Führung des unvergeßlichen Sanitätsrats Dr. Holtze, nach zielbewußtem mehrjährigen Ringen „gegen die Oligarchie des Unverstandes“, endlich 1865 mit Unterstützung der einsichtigen Regierung die Oberhand gewannen und die Verleihung der städtischen Verfassung an den von einigen abgelegenen ländlichen Siedelungen befreiten Kern der bisherigen Gemeinde Kattowitz durchsetzten. Diese Wendung war unterstützt worden von der festen Hand des klugen Mannes, der damals die Interessen der von Tiele-Wincklerschen Gutsherrschaft vertrat; sie mußte mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, durch vollständige Absonderung von der neuen Stadtgemeinde sich ihres Anteils an den rasch wachsenden Schul- und Armenlasten zu entledigen und obendrein bei der Erweiterung der Stadt gegen Westen durch Verkauf

von Bauplätzen reichen Gewinn zu ernten. Da in den langen Verhandlungen mit der Gutsherrschaft diese den Ansprüchen der Stadt gegenüber mit Geschick ihre günstige Stellung ausnutzte, waren die ersten Jahre der städtischen Entwickelung nicht frei von Mühe und Opfern. Aber der günstige Wind der steigenden industriellen Entwickelung schwellte auch die Segel ihres Geschicks und half ihr über die kritischen Zeiten hinweg. Die Stellung als Kreuzungspunkt der Oberschlesischen und der Rechte-Oder-Ufer-Eisenbahn, als Hauptverkehrsknoten des Industriereviers, eröffnete ihr die Möglichkeit, allerdings mit neuen, in kühnem Zutrauen in die Zukunft freudig gebrachten Opfern in dem Wettbewerb um die Ortswahl der Eisenbahndirektion für Oberschlesien 1895 den Preis davonzutragen. Gestützt auf diese wichtige Errungenschaft und auf den immer vollständiger hierher sich gewöhnenden Grenzverkehr konnte die durchaus moderne, regelmäßig angelegte, saubere und freundliche Stadt mit um so vollerer Zuversicht ins neue Jahrhundert hineinschreiten, da dieses sicher die bisherige Einseitigkeit in den Grundlagen der Blüte von Kattowitz beseitigen und mit dem allmählichen Vordringen der um sich greifenden Bergbautätigkeit auch die südlichen Quadranten der Umgebung mit dem regen Leben erfüllen wird, das vorläufig erst längs der Rawa und nördlich von ihr sich entfaltet hat. Mit der Stadt (32 000) hängt im Westen unmittelbar zusammen das lange Industriedorf Zalenze (10 800), dem die großartige Entwickelung der Steinkohlengrube Cleophas (G. von Giesches Erben) binnen 20 Jahren eine Verdreifachung seiner Volkszahl eintrug; im Nordwesten reiht sich Domb mit der Baildonhütte (8200) an, im Nordosten Bogutschütz (14 600), so daß auch hier fast 70000 Menschen auf einem Raume von weniger als $^1/_2$ Quadratmeile sich vereinen.

Ohne städtischen Mittelpunkt ist das dicht bevölkerte Gebiet der unteren Rawa geblieben. Mit ihren großen Dörfern Rosdzin (8100) und Schoppinitz (7700) kann man Klein-Dombrowka (6400) an der Brinitza zusammenfassen, nicht nur wegen der engen Nachbarschaft, sondern weil auf seine Feldmark auch der starke Industriebetrieb übergreift, welchen die alte Firma Giesches Erben im Gange erhält. Einst im Besitz eines Privilegs der Galmei-Ausbeute für ganz Schlesien hat sie dauernd bedeutenden Anteil an den Zinkerzgruben der Beuthener Mulde sich gesichert. Die Lage ihrer Hütten aber hat mehrfach gewechselt, bis sie durch den Erwerb großer Kohlenfelder zu beiden Seiten der unteren Rawa sich eine dauernd vorhaltende Grundlage schuf für den Betrieb der großen Zinkhütten (Wilhelmine, Norma, Paul, Walter-Croneck, Recke) um Rosdzin und

Schoppinitz. Die Blenderöstanstalten sind verbunden mit Schwefelsäurefabrikation.

Bei Schoppinitz trennen sich die von Kattowitz als Knotenpunkt ostwärts laufenden Gleise der Bahnen nach Warschau und Krakau. Die erstere überschreitet sofort die Landesgrenze und erreicht den zwischen den konvergierenden Flüssen Brinitza und Przemsa sich ausbreitenden, von Gruben und Hütten umgebenen wichtigen Grenzort Sosnowice. Die andere trifft auf schlesischem Boden noch eine Grenzstadt: Myslowitz (13400). Das ist ein sehr alter, aber erst im 19. Jahrhundert emporgekommener Ort. Im 15. Jahrhundert erscheint er als Sitz einer von Pleß abgetrennten Herrschaft. Dieser alte historische Zusammenhang gewann hohe Bedeutung, als im 19. Jahrhundert der Rittergutsbesitzer Winckler daraus mit erstaunlichem Erfolge den Anspruch auf ein Bergregal herleitete, welches die Grundlage für eine ausgedehnte berg- und hüttenmännische Tätigkeit wurde. Daran war auch die Umgebung von Myslowitz beteiligt, deren Bodenschätze sich als ein sichererer Quell wirtschaftlichen Lebens erwiesen als der Grenzverkehr der „Dreikaiserecke". Die alte Bedeutung von Myslowitz als Brückenstadt lebt zwar in dem Verkehr mit den jenseits der Schwarzen Przemsa gegenüberliegenden russischen Städtchen Modrzejow noch fort. Aber der zeitweilig blühende Speditionsverkehr ist mit der Verlegung des Bahnknotens nach Kattowitz übergegangen. Auch der Wasserverkehr der Przemsa hat für Myslowitz keine wesentliche Bedeutung.

Im Süden der Stadt liegt gegenüber dem Einfluß der Weißen Przemsa, die Galizien und Russisch Polen scheidet, an der Dreikaiserecke das Schloß Slupna, der Sitz der Familie Sulkowski, deren tragische Schicksale Max Ring anregten zu seinem für Oberschlesiens Kulturgeschichte bemerkenswerten Roman: „Ein verlorenes Geschlecht".

Dem in die Kattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb übergeführten Montanbesitz des Grafen von Tiele-Winckler gehören auch die noch weiter südwärts bei Brzenskowitz und Brzezinka (3600) belegenen Gruben an, die den äußersten südöstlichen Vorposten des oberschlesischen Industriereviers bezeichnen. Jenseits des Grenzflüßchens liegt der ansehnliche russische Anteil des Kohlenbeckens. Hier ist, vielfach durch deutsches Kapital und deutsche Intelligenz unterstützt, nicht nur eine lebhafte Kohlenausbeute in Schwung gekommen, sondern auch die Industrie beginnt unter dem Schutz hoher Zölle sich mächtig zu entwickeln.

Während die Przemsa und die sie überschreitenden Bahnen dem Weichselgebiete der Nachbarstaaten nur mäßigen Anteil an der Kohlen-

Dreikaiserecke.

ausbeute und den metallischen Erzeugnissen des oberschlesischen Industriebezirks zuführen, sendet dessen weitaus größerer Teil seine Gewässer und die Ströme seines Verkehrs dem Odergebiete zu, und zwar nicht durchaus durch Vermittelung des Klodnitztales. Vielmehr dacht sich ein ansehnlicher Teil des Tarnowitzer Kreises nordwärts zur oberen Malapane ab. Dort treten uns in Tarnowitz (11 900) und Georgenberg (1840) zwei Schwestern entgegen, die ein recht ungleiches Los gezogen haben. Beide wurden von dem Markgrafen Georg von Brandenburg begründet, der 1526 die Herrschaft Beuthen kaufte und zur Wiederbelebung ihres alten Erzbergbaus ernstliche Anstrengungen machte. In Georgenberg erlosch der Bleierzbergbau schon zur Zeit des 30jährigen Krieges; nur Brauneisenstein wird in dieser Gegend noch gegraben; die Einwohnerzahl des ärmlichen Städtchens geht zurück. Länger hat der Bergsegen in Tarnowitz vorgehalten. Die Wiederbelebung des Bergbaus unter Friedrich dem Großen (1783) hat die Zeit der Blüte für Tarnowitz heraufgeführt. Auch jetzt, in einem Augenblick, der die Erschöpfung der Bleierzlager der Höhenplatte als ganz nahe bevorstehend erkennen läßt, ist die Blei- und Silbergewinnung in der 5 km nordwestlich belegenen Friedrichshütte (1786 begr.) in lebhaftem Betriebe, da ihr Bleierze aus dem Zinkblendelagerstätten der Beuthener Mulde reichlich zugeführt werden. In seiner Bergschule bewahrt Tarnowitz eine auch ferner wertvolle Hinterlassenschaft der alten, nun allmählich erlöschenden Bergbautätigkeit.

In unmittelbarer Nähe ihres alten Hauptsitzes, des Trockenberges, öffnen sich seit 1873 bei Radzionkau (9400) die Schächte einer neuen Bergbauperiode, welche die erzführenden Bänke des Muschelkalks durchfährt, um unter ihnen die Kohlenflöze aufzusuchen. Es ist der nördlichste in Ausbeute genommene Teil der Kohlenfelder. Von hier südwärts absteigend erreicht man um Beuthen bald das Gebiet, in welchem der Bergbau gleichzeitig die in der Tiefe geborgene Kohlenformation ihrer Brennstoffvorräte und die Deckschichten der Trias ihres Erzreichtums entledigt. Aus diesem erfolgreichen Arbeitsleben hat die alte Stadt Beuthen die Kraft zu ihrem neuen Aufschwunge geschöpft. Sie bildet (41 800) zusammen mit dem eng verwachsenen Vorort Roßberg (14 100) das am festesten geschlossene, auf knappstem Raume sich zusammendrängende Bevölkerungszentrum des Industriereviers. Beuthens Lage bietet ein Beispiel für die Anziehungskraft der Wasserscheiden auf Wege und Siedelungen. Aus der Höhenplatte auf der Grenze zwischen Oder- und Weichselgebiet hatten die heute schon teilweise versiegten Quelladern des Beuthener Wassers oder

der Iser einen auf drei Seiten durch ihre Rinnen umgrenzten Fleck herausgeschnitten, auf dem sehr früh der „Wohnplatz“ Bytom sich entwickelte an der Breslau-Krakauer Straße, die bei Tost den Muschelkalkrücken, bei Czeladz die Brinitza überschritt. Seit 1230 stand hier ein ummauerter Herzogsitz, 1254 erfolgte die Stadtgründung mit deutschem Recht, zu einer Zeit als längst der Bergbau auf Blei und Silber in der Umgebung begonnen hatte. Als Örtlichkeiten, die im ältesten Stadtbild bedeutsam hervortraten, erschienen im Süden der Stadt der heute vom Margaretenkirchlein gekrönte Schotten-Hügel „Sutuhali“ mit dem Kloster der Prämonstratenser, wahrscheinlich die Stätte einer noch älteren Sumpfburg; im Nordosten das Schloß mit der starken später nach dem heiligen Hyacinth benannten Quelle; im Norden lag die Sumpfniederung Blotnitza. Das mittelalterliche Beuthen, umgeben von Hopfengärten und Fischteichen, muß einen sehr anderen Anblick gewährt haben als die Stadt der Gegenwart. Die Landoberfläche war damals wasserreicher. Die Grundlage des Gedeihens der Stadt waren der um das Jahr 1300 besonders lebhafte Bergbau und der Handelsverkehr mit Polen. Seit 1289 Residenz eines Herzogs, war Beuthen eine Zeitlang der führende Ort für ein weites Gebiet, das von Kosel, Gleiwitz, Tost bis Siewierz, Auschwitz und Zator sich erstreckte. Erst die Erwerbung von Siewierz durch den Bischof von Krakau (1443) machte Beuthen zu einer Grenzstadt. Außer den über sie hereinbrechenden äußeren Gefahren bedrohten innere Wirren, schon die Kleinlichkeit der Erbteilungen, welche die Stadt zeitweise unter zwei Herren halbierten, die Wohlfahrt. Nach dem 30jährigen Kriege verkam die Stadt in lahmer Gegenwehr gegen die Übergriffe der Grafen Henckel. Auch die Eröffnung der Scharleyer Galmeigruben im 18. Jahrhundert half ihr nicht entscheidend auf. Erst das 19. Jahrhundert brachte eine rasch steigende Entwickelung, für deren Anforderungen die Stadt im Gegensatz zu den neu entstehenden Nachbarstädten wertvolle Hilfsquellen in ihrem erheblichen Grundbesitz besaß. Allerdings litt grade der Beuthener Schwarzwald (528,5 ha), der weit südwestlich von der Stadt, von ihrer Feldmark getrennt, zwischen Ruda, Schwientochlowitz und Antonienhütte sich ausbreitete, unter dem Rauche der zahlreichen Hüttenwerke, die teils auf seinem Boden (wie Friedenshütte und Eintrachtshütte), teils vor seinem Nordrand sich erhoben. Aber für den Abbruch des Holzertrages bot das Steigen des Wertes von Grund und Boden reichlichen Ersatz. Nach Veräußerung einzelner Teile bleibt der Stadt immer noch ein großer Rest des Schwarzwaldes. Außerdem gehört ihr — neben einem bedeutenden Besitz von Berg-

werks-Anteilen — der kleinere Forst Dombrowa im Westen der Tarnowitzer Chaussee (450 ha).

Am Südrande dieses Forstes Dombrowa hat im Westen der Stadt die im 19. Jahrhundert durch erfolgreiches Eingreifen in Bergbau und Hüttenbetrieb emporgekommene Adelsfamilie von Tiele-Winckler in Miechowitz (6500) sich einen überaus anmutigen Herrensitz geschaffen, ein gotisches Schloß inmitten weiter Parkanlagen. Daran reiht sich zwischen den Bahnlinien von Gleiwitz nach Beuthen und Königshütte der ebenfalls junge, im Aufschwung der Industrie entstandene, von Schloß Schomberg aus verwaltete Großgrundbesitz der Gräfin Schaffgotsch (vormals Johanna Gryczik von Schomberg-Godulla). Er umfaßt die Rittergüter bei den großen Dörfern Schomberg (3100)[1], Orzegow (9900) und Bobrek (5600), zusammen 1051 ha; ferner das große Kohlengrubenfeld Paulus-Hohenzollern (1828 ha), Zinkerzgruben und Grubenanteile in der Beuthener Mulde, die Zinkhütte Carl Godulla, um die sich schon eine Ortschaft von 3000 Bewohnern gebildet hat. Aber auch für die fernere Zukunft dieses großen Besitzes ist gesorgt durch die Erwerbung der im Bergbaureviere des anbrechenden Jahrhunderts jenseits der Klodnitz liegenden Rittergüter Chudow, Kl.-Paniow, Bujakow (zusammen 1687 ha) und die Belegung ausgedehnter Grubenfelder in diesem Gebiete.

Der Godulla-Hütte und den hochragenden Essen ihrer Zinkrösten eng benachbart liegt das größte oberschlesische, von der Aktiengesellschaft „Silesia" zu gewaltiger Ausdehnung entwickelte Zinkwerk Lipine (16900), ein Ort, dem die reizlose, kahle Nützlichkeit und die aller landschaftlichen Lebensfrische tödliche Nachbarschaft der Zinkblendeverarbeitung ein wahrhaft unerfreuliches Gepräge aufdrückt. Dem die beiden letztgenannten Hüttenwerke an den Weltverkehr schließenden Bahnhof Morgenrot, in welchem die Verbindungen aller großen Plätze des Industriereviers sich verknoten, strömt von Süden her auch der Verkehr der großen Werke Friedenshütte (4700) und Antonienhütte (7000) zu. Ersteres gehört der „Oberschlesischen Eisenbahn-Bedarfs-Aktiengesellschaft", die 1871 das Erbe der wenig erfolgreichen „Minerva" antrat, die ihrerseits 1855 den Montanbesitz des Grafen Andreas Renard übernommen hatte. Der Betrieb der Hochöfen des Walzwerks und des Thomasstahlwerks Friedenshütte hat erst in den letzten Jahrzehnten, gestützt auf die Verwertung aller Errungenschaften modernster Technik, einen gewaltigen Aufschwung

1) Hier gehörten der Herrschaft auch zahlreiche (1852: 6; 1890: 64) Rustikalstellen.

genommen. Die Antonienhütte, eines der ältesten oberschlesischen Werke (1805) ist eine Schöpfung der Beuthener Linie der Henckel und hat unter dem Grafen Hugo Henckel zeitweilig Bedeutendes geleistet, bis sie durch den Verkauf der Königs- und Laurahütte an eine kapitalkräftige Aktiengesellschaft unter deren scharfem Wettbewerb zu leiden begann und die Erschöpfung der reichen Toneisensteinlager ihr auch eine der Grundlagen ihres Betriebes entzog. Gegenwärtig steht dies Werk im Pacht der Gleiwitzer Aktiengesellschaft „Oberschlesische Eisenindustrie".

Den Ausgangspunkt der wunderbar erfolgreichen Erwerbstätigkeit des Hüttenmannes Carl Godulla bildeten die 1815—1848 unter seiner Leitung stehenden berg- und hüttenmännischen Unternehmungen des Grafen Ballestrem auf Ruda-Biskupitz. Auch heute ist hier auf den zahlreichen Gruben, deren Felder (1750 ha) ganz oder teilweise in den Händen des Grafen sind, ein erfolgreicher Kohlenbergbau im Gange, — der Hauptnahrungsquell jener großen Ortschaften (14 800 und 9800) zu beiden Seiten des Beuthener Wassers. Auf Biskupitzer Grunde erhob sich indes seit 1864 auch eine zu selbständiger Größe emporgeblühte Industriestätte in dem gewaltigen Borsigwerk (4300), das als letzte Schöpfung des Berliner Lokomotivbauers Aug. Borsig (1850—1854) gelten darf, wiewohl ihm nur die vorbereitenden grundlegenden Schritte vergönnt waren, der Ausbau des Werkes und die Erweiterung seiner Grundlagen durch Erwerbung neuer Kohlenfelder seinem Sohne vorbehalten blieb. Das Walz- und Hammerwerk für Schweißeisen, Flußeisen und Stahl ist allen Fortschritten der Zeit stets rasch gefolgt.

Die Lage der großen Orte Antonienhütte, Ruda, Biskupitz bezeichnet die Ost- und Nordgrenze des weiten Feldes der Königin-Luisengrube, dessen östlicher Teil als Pachtfeld in die Nutzung der Antonienhütte und der Friedenshütte überlassen ist.

Auf dem Grubenfelde selbst und über seine nordwestliche Nachbarschaft breitet sich die merkwürdige Gruppe von großen Ortschaften aus, die trotz ihrer engen Nachbarschaft und trotz der für ihre Gesamtheit im Volksbewußtsein üblichen Benennung Zabrze doch nicht leicht zu einem Gemeinwesen sich zusammenschließen werden. Es sind außer den Guido Henckelschen Gutsbezirken Zabrze (1650) und Zaborze (5150) die Orte Klein-Zabrze (9600), Alt-Zabrze (19 600), Zaborze (22 600), Dorotheendorf (10 700). Zwischen ihnen verteilt liegen die Förderschächte der Grube, auch mehrere Hüttenwerke, unter denen das nördlichste, die Donnersmarckhütte, durch ihre hochentwickelten neuen Einrichtungen, namentlich die Gewinnung der

Nebenprodukte bei ihrer Koksbereitung, besondere Aufmerksamkeit verdient. Einzelne Teile von Zabrze, namentlich die Nachbarschaft des Bahnhofs, nähern sich städtischem Charakter. Aber auf eine städtische Einigung des Ganzen ist wegen der großen Verschiedenheit der finanziellen Verhältnisse der bisher getrennten Gemeinden keine Aussicht. Während die Besiedelung des vom Bergbau unterwühlten Bodens immer dichter sich entfaltet, schreitet die Bergbautätigkeit südwärts zur Erschließung und Ausbeutung neuer Lagerstätten fort. Der Betrieb der Königin-Luisengrube greift mit neu abgeteuften Schächten bereits in den Boden des vom Fiskus erworbenen Ritterguts bei dem großen Dorfe Bielschowitz (7400) ein.

Die Einmündung des Beuthener Wassers, dessen Laufe die Darstellung abwärts folgte, in die Klodnitz, liegt bei Sosnitza, ganz nahe schon an der weitläufigen Gruppe von Siedelungen, welche die neuerdings beträchtlich angewachsene Stadt Gleiwitz beherrscht. Das ist eine recht alte, schon im 13. Jahrhundert nachweisbare Stadt. Hier kreuzen sich die Straßen Oppeln-Pleß, Kosel-Beuthen, Ratibor-Tarnowitz. Dennoch blieb der Ort im Mittelalter ein unbedeutendes Nest, dem nichts nachgerühmt wird als der Hopfenbau und die Hopfenmärkte. Traurig herabgekommen trat Gleiwitz unter Preußens Herrschaft (1200 Einwohner). Aber schon der Beginn der Industrie-Entwickelung änderte die Lebensbedingungen des Platzes. Für Gleiwitz fiel nun die gegen das Odertal vorgerückte Lage im äußersten Westen des Kohlenreviers ins Gewicht. Der Klodnitzkanal (1792—1812) schien Gleiwitz zum Hafen Oberschlesiens zu berufen. Erst das weitere Steigen der Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Schiffsverkehrs beschränkte allmählich diese Hoffnung; auch die vollendetste neuere Technik kann einen so wasserarmen Fluß nicht zu einem Großschiffahrtswege ausbauen. Das Zeitalter der Eisenbahnen schuf neue Verkehrsbedingungen, unter denen neben der alten Kgl. Eisengießerei große andere Unternehmungen zu hoher Blüte gelangten, so die Caro-Hegenscheidtsche Draht- und Nagelfabrik, die 1889 mit dem Hochofenwerk Julienhütte bei Bobrek, dem Walzwerk Herminenhütte bei Laband und der Baildonhütte (Puddel-, Walz- und Martinstahlwerk bei Kattowitz) zu der Aktiengesellschaft „Oberschlesische Eisenindustrie“ zusammenwuchs. Auch das Huldschinskysche Rohrwalzwerk und Martinstahlwerk hat einen erstaunlichen Aufschwung genommen.

In der Physiognomie von Gleiwitz tritt wohltuend der feste Kern einer alten echt deutschen Stadt hervor, deren Ring aber durch eine prächtige neue Straße sich in möglichst enge Fühlung mit dem Bahnhof gesetzt hat; um diesen Kern legen sich teils neu aufwachsende

stattliche Vorstadtanlagen, teils die großen Hüttenwerke, und die nach außen führenden Straßen gehen über in lange Dorfschaften, von denen einige (Petersdorf, Trynnek) schon Anschluß an die Stadtgemeinde (52 400) gefunden haben. Nur die lange westwärts gegen Kieferstädtel gestreckte Dorfzeile von Richtersdorf (3100) und Ostroppa (2550) hat trotz ununterbrochenen Zusammenhanges ihren dörflichen Charakter auch im Gemeindeleben festgehalten.

Erscheint Gleiwitz als der am weitesten vorgeschobene Truppenkörper der Armee oberschlesischer Industriearbeiter, so können als dessen äußerste Vorposten gegenwärtig die Werke von Laband (4700) gelten. Der an ihnen vorüberfahrende Zug verschwindet wenig westlicher in der stillen Waldung der unteren Klodnitz. Wohl hat man mehrfach auch in der nördlichen und westlichen Umgebung von Gleiwitz durch Vorarbeiten zur Erschließung neuer Kohlenfelder den Bereich der Berg- und Hüttenwerke zu erweitern gesucht. Aber beschränkend wirkten auf diese Unternehmungen die mit großer Strenge geltend gemachten Rücksichten auf die Sicherstellung der Wasserversorgung des Industriereviers. Der weit ausgespannte Schutzbezirk der Bohrquellen, die der Staat eröffnet, wird wohl auf lange hinaus ein westliches Vorrücken der Grenzen des Bergbaus verhindern und seine Fortschritte in andere Richtung lenken. So zieht das Bedürfnis der Berg- und Hüttenleute selber hier die Grenze gegen das nächstbenachbarte Gebiet Oberschlesiens, gegen die Muschelkalkplatte, deren wasserreichem Schoße die wichtigsten Quellen zur Tränkung des hydrographisch verarmten Bergbaugebietes entstammen.

Der Nordosten Oberschlesiens.

Der oberschlesische Muschelkalkrücken.

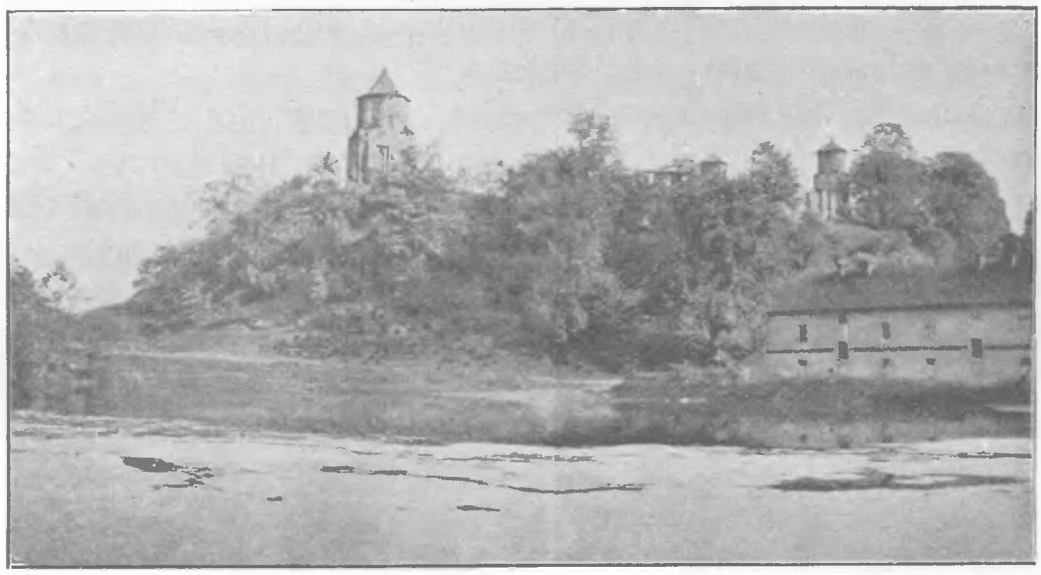
Es heben sanft die Hügel sich
Mit Klöstern und Kapellen,
Und Grafenschlösser grüßen Dich
Aus Fenstern, spiegelhellen.

Paul Albers.

Der flache, breite Höhenrücken, welcher die Wasserscheide zwischen Klodnitz und Malapane bildet, hat nur in seinem östlichen Teile eine Erzführung und unter ihr am Südabhang Kohlenflöze, die zu bergmännischer Ausbeutung einluden. Ihr Betrieb hat um Tarnowitz vielen Stellen der Landoberfläche ein keineswegs reizvolles Gepräge aufgedrückt, weite Strecken entwaldet, ganze Hügel durchwühlt, mit Tagebau große Löcher in der Bodenoberfläche geöffnet, in denen dann gelegentlich Wasser sich sammelt; anderwärts verrät sich der Zug und die Kreuzung unterirdischer Hohlräume durch Einbrechen der Oberfläche in kesselförmigen Pingen. An den Förderschächten und an den Erzwäschen überschütten wüste Trümmerhalden den artbaren Boden. Wie eine Oase kräftigen Pflanzenlebens nimmt im Herbst der Park von Naklo sich aus zwischen Stoppelfeldern, gestürzten Kartoffeläckern und unebenen Flächen wirklichen Unlandes.

Nicht weit westlich von der Mittagslinie von Tarnowitz verlieren sich diese Anzeichen der unterirdischen Arbeit im Antlitz der Landschaft. Die Beschaffenheit des Bodens entscheidet wieder allein über das Aussehen des Landes, über die Verteilung von Wald und Flur. Im Süden und Südwesten von Tarnowitz trägt die Abdachung der Hochfläche gegen das Klodnitztal recht ausgedehnte Waldbestände: außer der Dombrowa und dem Miechowitzer Forst namentlich ansehnliche der Herrschaft Neudeck zugehörige Waldungen. Ein besonders schöner Teil, ein 150 ha großer Rest alter Eichen- und Buchenwaldungen ist, umhegt von einer Kalksteinmauer, bei dem prächtigen neuen Schloß Repten als Tiergarten erhalten. Zu seinen landschaftlichen Reizen gehört die von steilen Rändern gesäumte Schlucht

an der Wurzel des Dramatales. Dies südwestwärts gerichtete Tal empfängt seine Hauptwassermenge heute nicht mehr aus den die Landoberfläche gliedernden Rinnen und Mulden, sondern aus dem großen Friedrich-Stollen 1 km unterhalb des Austritts aus dem Reptener Parke. Kristallhell, auch im Sommer kühl, tritt, mit 16—20 cbm Wasser in der Minute, der Bach aus dem Stollen, — ein prächtiges Forellenwasser. Eine Reihe anmutiger Landschaftsbilder entrollt sich an dem bald von Wiesen umfangenen, bald von Erlen überhangenen Bach: so Schloß Kempczowitz und noch eindrucksvoller am steilen nördlichen Talhang zwischen den Eichen eines Parks über den Wiesen und dem Teichspiegel der Drama Schloß Kamienietz des Grafen Strachwitz. Vorüber an dem wichtigen Bohrloch von Karchowitz



Schloß Tost.

geleitet die Drama den ihrem Talzug Folgenden hinab nach Peiskretscham (4300 Einwohner), dem Städtchen, das am Übergang der Breslau-Krakauer Handelsstraße sich erhoben hat. Im 18. Jahrhundert Sitz einer regen Tuchmacherei ist es seit Erfindung der mechanischen Webstühle und dem schnellen Erliegen einer auf die Waldungen der Nachbarschaft begründeten Eisenindustrie um so mehr zurückgeblieben, da es vom Eisenbahnverkehr nur sehr unvollkommen durch Vermittelung eines unbequem abliegenden Bahnhofs berührt wird; 5 km unterhalb von diesem mündet die Drama zwischen Laband und Plawniowitz in die Klodnitz.

Noch stiller als Peiskretscham, aber von einem romantischen Zauber umgeben, wie ihn kein zweiter Platz Oberschlesiens in Anspruch nehmen kann, ist 10 km weiter nordwestlich das Städtchen

Tost (2400 Einwohner). Schon im 12. Jahrhundert überwachte auf steiler Höhe die alte Landesburg und Kastellanei Tosecz den Übergang der Hauptstraße über die flache Schwelle des Muschelkalkrückens an dem Punkte, wo die Wege nach Ratibor, Gleiwitz und Beuthen sich schieden. Der Schloßbau des 17. Jahrhunderts war es, an dem Eichendorffs Phantasie sich begeisterte. „Das großartige Toster Schloß mit seinen vielen Türmen, Erkern und Schießscharten hatte ein ganz feudales, mittelalterliches Gepräge und schaute von seinem steilen waldbewachsenen Berge, wo zahlreiche gehegte Damhirsche sich ergingen, finsterschweigend auf das kleine Städtchen herab, das zu seinen Füßen Burg und Park friedlich umkränzte.“ Der Dichter hat auch noch die Ruine dieser Burg gesehen, die 1811 ein Brand völlig zerstörte. Ihr bröckeliges Gemäuer bietet namentlich vom Spiegel des Teiches auf der Westseite verdoppelt ein Bild, das in Oberschlesien seinesgleichen nicht findet.

Wenn im allgemeinen schon der Südhang des Ostflügels der oberschlesischen Muschelkalkplatte vielfach mit fruchtbarem Diluviallehm bedeckt eine Grundlage erfolgreicher Landwirtschaft bildet, insbesondere um Mikultschütz, Wieschowa, Groß-Wilkowitz, deren Höhenplatten als die nächste Kornkammer des Industriereviers gelten, bietet im Westen der Pforte von Tost die Südseite des Muschelkalkrückens vortreffliche Feldbaulagen mit tiefem, warmem, humosem Lehmboden. In dieser fruchtbaren Landschaft erhebt sich der Hügel des Städtchens Ujest (2350 Einwohner), gekrönt von der in einem alten Ringwall errichteten Kirche und dem Schloß. Als deutsches Städtchen 1222 vom Bischof von Breslau ausgesetzt, ist es bis zur Säkularisation ein bischöflicher Halt geblieben. Der Titel eines Herzogs von Ujest ward erst 1861 geschaffen für den Fürsten Hohenlohe-Öhringen, dessen prächtiges, von schönem Park umfangenes Schloß Slawentzitz wenig weiter südwestwärts an der Klodnitz liegt. Seit 1838 liegen in der Hand des Fürsten vereinigt die großen Herrschaften Slawentzitz, Ujest, Bitschin. Sie bilden einen gewaltigen Großgrundbesitz, der im Zusammenhange von Tost, Leschnitz, Kosel, südwärts über die Birawka gegen Kieferstädtel und Pilchowitz sich ausspannt und im südlichen Teile große Forsten, im nördlichen auf dem Südhang des Muschelkalkrückens ergiebige Felder umschließt. Weiter westlich beginnen bei Scharnosin von tiefen Schluchten zerschnittene Lößhänge, die ein wechselvolles Relief mit höchst ergiebigem Boden vereinen. Hier begegnet man noch Versuchen des Weinbaues und vortrefflich gepflegten Obstgärten, die vor den späten, die Blüte ertötenden Frösten sicherer sind als die tiefen benachbarten Gründe.

In dem Lößland vor dem Südwestfuße des Hügelzuges liegt das Ackerstädtchen Leschnitz (1700 Einw.) im Angesicht des höchsten Gipfels der Osthälfte Oberschlesiens, des Annaberges. Das Franziskanerkloster auf diesem Gipfel, eine Schöpfung des Zeitalters der Gegenreformation (1655), ist ein Wallfahrtsziel für einen weiten, über Schlesiens Grenzen hinausreichenden Umkreis. Die in Säulenform abgesonderten Basaltmassen der von ihm gekrönten Quellkuppe sind Gegenstand einer tief dringenden Ausbeutung wertvollen Straßenbaumaterials geworden. Sie fügen ein neues nutzbares Gestein hinzu zu dem Muschelkalk, dessen mächtige, vom Steinbruchbetriebe in großer Ausdehnung aufgedeckte und erschlossene Bänke gerade in der Nachbarschaft des Wasserweges und der ihn begleitenden Schienenstraße dem Westflügel des Muschelkalkzuges einen gewissen, an Wert nicht ebenbürtigen, aber an dauerhafter Nachhaltigkeit weit überlegenen Ersatz bieten für den Mangel der Erzführung, die das Tarnowitzer Plateau auszeichnet. Hauptsitze der Kalkgewinnung sind nunmehr die für den Verkehr begünstigten Orte im Grunde des Odertales: Gogolin (3500 Einwohner), wo 75 Kalköfen ragen und die Landschaft überqualmen, und schon jenseits der Oder auf dem von ihm abgeschnittenen äußersten Vorposten des Kalkzuges fußend — das Städtchen Krappitz. Hier und in einigen Orten auf der Nordseite der Höhen (Groß-Stein, Schimischow, Groß-Strehlitz) liegt im Kreise Groß-Strehlitz, der Schwerpunkt der Kalksteinförderung und der Kalkindustrie Oberschlesiens, die allerdings ihren einst weit nach Österreich ausgedehnten Wirkungsbereich durch dort erwachten einheimischen Wettbewerb fast ganz verloren, aber dafür durch starken Absatz in nordöstlicher Richtung Ersatz gefunden hat. Von den 300000 tons Kalk, die Oberschlesien jährlich versendet, wird die größere Hälfte auf diesen Kreis entfallen; auch der einheimische Bedarf ist bei der regen Bautätigkeit und dem lebhaften Hochofenbetriebe Oberschlesiens sehr bedeutend.

Im Landschaftsbilde und im Forstwirtschaftsbetriebe machen sich die Flächen, auf denen der Muschelkalk, der Diluvialdecke entledigt, frei zu Tage steht und seine Verwitterungskrume die Grundlage der Bodennutzung bildet, bemerklich durch schöne Buchenbestände, die schon von fern überaus wohltuend von dem düsteren Föhrenkleide des Diluvialsandes abstechen.

Auch auf der Nordseite des Muschelkalkrückens ist der Zug der ihn überschreitenden, von der Natur klar vorgezeichneten Hauptstraße für die Verteilung und Bedeutung der Siedelungen entscheidend. Die Hauptstation dieser Straße, deren hohes Alter der große Fund von

Römermünzen bei Blottnitz andeutet, ist Groß-Strehlitz (6000 Einwohner). Wenn auch die Wappenzier der Rebe mehr verspricht als das Klima hält, muß doch die Ortslage in einer Beziehung als günstig erscheinen. Sie eignet sich zu gleichzeitiger Auswertung der beiden verschiedenen Wirtschaftsgebiete, welche der große Straßenzug annähernd zutreffend scheidet: des reichen Ackerbau- und Steinbruchgebietes im Südwesten, des weiten Waldgebietes auf der Nordostseite. Auch die große Herrschaft der Tschirschky-Renard, deren Sitz das einst (1650—1807) den Colonna gehörige Schloß Groß-Strehlitz ist, hat Anteil an beiden Naturgebieten. Im Süden reicht sie über den Muschelkalkrücken auf den fruchtbaren Hügelfuß von Zalesche bei Leschnitz herüber, hat am Nordfuß der Höhen bei Olschowa nicht nur geeignete Flächen für ein Gestüt und große Rasseviehzucht, sondern auch einen Weinberg und geht dann aus dem Ackerland im Süden der Kreisstadt über in die einst dem Kloster Himmelwitz gehörenden Forsten. Trotz dieser Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen Grundlage steht zu dem bedeutenden Umfang (5617 ha) dieses Großgrundbesitzes sein Ertrag nicht in sonderlich günstigem Verhältnis.

Nordwestlich benachbart liegt der vormals einheitliche, nunmehr in drei Herrschaften verteilte Besitz der Grafen Strachwitz. Alle drei (Schimischow-Rosmierka-Kadlub; Stubendorf; Groß-Stein) vereinen wertvolle Kalkbrüche, fruchtbares Ackerland und ansehnliche Forsten. Das Gleiche gilt von der Herrschaft Zyrowa, die aus dem Schwemmland des Odertales über Diluvialflächen, Buntsandstein und die Schichtenfolge des Muschelkalkes bis zum Basalt des Annaberges emporreicht.

Das statistische Bild der Landschaft, die den Muschelkalkrücken zum Kern hat, zeigt einfache und gleichmäßige Züge.

	Fläche qkm	Wald qkm	Bewohner	auf 1 qkm
Vom Kreise Tarnowitz	27	4	1900	70
„ „ Tost-Gleiwitz	429	95	33700	78
„ „ Kosel	43	4	5900	138
„ „ Groß-Strehlitz	513	113	55200	139
„ „ Oppeln	28	2	3000	172
	1040	218	99700	96

Leider bietet keiner der beteiligten Kreise in seiner Gesamtheit ganz rein das Charakterbild dieser Landschaft. Am ehesten noch verwertbar scheint der Kreis Groß-Strehlitz, der 1895 51 % seiner Erwerbtätigen in den Dienst von Land- und Forstwirtschaft stellte, 29 % der Gesteinsförderung und der Industrie überwies, nur 6 % dem

Handel und Verkehr. Die Landwirtschaft führt im Wirtschaftsbetriebe hier die erste Stimme. Eine Reihe von Gütern, vor allen Kalinowitz unter Elsner von Gronow, haben geradezu zeitweilig eine führende Rolle in dem Fortschritt des Landbaus der ganzen Provinz übernommen. Auch in der Obstbaumpflege gebührt diesem Kreise und natürlich gerade seinem hierher fallenden südwestlichen Teile weitaus der günstigste Platz unter den oberschlesischen Kreisen der rechten Oderseite, er hat 168000 Obstbäume (86000 Pflaumenbäume), etwa 5 auf 2 Köpfe. Allerdings sind die Bodenverhältnisse nicht durchweg günstig. Während der Südhang der Muschelkalkschwelle von Tost bis zum Annaberg einen durchschnittlichen Grundsteuerreinertrag von 18,6 Mark auf den Hektar Ackerland erzielt, sinkt dieser Wert für den größeren Rest der hier besprochenen Teile des Kreises auf 8,8 Mark, und in den schon dem Waldlande des Nordostens zufallenden Strichen auf 4,5. In dem Mittelwert für den ganzen Kreis (9,79) erscheinen diese schroffen Gegensätze ausgeglichen; er läßt nicht ahnen, daß hier der fruchtbarste Strich des rechtsseitigen Oberschlesiens dem traurigsten Sandland nahe benachbart liegt.

Der Reichtum an Bausteinen und Kalk macht sich auch in den Landgemeinden in einem so entschiedenen Vorwiegen massiver Gebäude geltend, wie es kein anderer Ackerbaukreis derselben Oderseite aufweist. Den Siedelungscharakter dieser Landschaft bezeichnet das Fehlen größerer Städte, das zahlreichere Auftreten kleiner Flecken und beinahe gleichwertiger Dörfer, die nicht selten mit einem stattlichen Herrensitz sich paaren.

Das Waldgebiet der Malapane und des Stober.

Wir haben keine Berge,
Auch Rebenhügel nicht,
Doch Feld und grüne Wiesen
Und Wälder, tief und dicht.

Paul Albers.

Während im Tarnowitzer Plateau und westlich von ihm der oberschlesische Muschelkalkrücken recht wirksam als ein selbständiger Zug des Landschaftsbildes und als ein einflußreiches Element unter den Bedingungen der Landeskultur hervortritt, gewinnt nördlich von ihm die weithin zusammenhängende Decke der Diluvialsande die Herrschaft; sie läßt nur wie Inseln aus der Meeresweite die Hauptlinien des Baus des Grundgebirges hervorschimmern. Von den einzelnen

Staffeln der Schichtenfolge, die den unter den Sanden des breiten Malapanetales verschwindenden Muschelkalkbänken sich auflagert, machen als sein nördlicher Rahmen die Keuperhügel sich geltend, welche von dem Quellgebiet der Malapane über Woischnik, Lubschau, Koschentin zusammenhängend bis Lublinitz streichen. In gleicher westnordwestlicher Richtung weiterschreitend sieht man ihre Schichten noch vereinzelt aus dem Kern der Höhenschwelle hervortreten, die bis in die Nähe von Rosenberg die Gewässer von Lißwarthe und Malapane, weiterhin den Stober und seine linken Nebenflüsse trennt. Der auffallendste Punkt dieser Keuperhöhen, deren tonige Kalksteine zum letzten Male um Kreuzburg an die Oberfläche treten, ist der Grojetzberg (366 m) bei Lubschau. Von seinem Scheitel überblickt man am schönsten das weite Waldland der oberen Malapane und den jenseits ihres Laufes emporschwellenden Nordhang der Tarnowitzer Platte, während den östlichen Horizont der Steilrand des polnischen Jura begrenzt, gekrönt von den Türmen von Czenstochau. Von den dortigen Juragebilden bleibt der obere felsbildende weiße Jurakalk, dessen Eskarpement die stolzen Formen dieser Hügelfront entscheidet, auf russisches Gebiet beschränkt. Nur die Sandsteine des braunen Jura treten bei Botzanowitz, wo sie von der Lißwarthe auf ihrem nordöstlich der Warthe zustrebenden Mittellauf durchschnitten werden, über nach Schlesien und bilden das sanfte Hügelland zwischen Landsberg und Pitschen.

Diese aus der Diluvialdecke herausragenden Höhen festen Gesteins sind für die Landschaft nicht nur durch Belebung des Reliefs wertvoll. Sie liefern ihr Bausteine, der Keuper auch Kalk- und Ziegelton und als Verwitterungsrückstand einen schweren Lehmboden, der bei nachdrücklicher Entwässerung eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit entfaltet; namentlich aber sind als Erwerbsquellen wichtig geworden die Eisenerzlagerstätten. Die Toneisensteine des Keuper sind im nordöstlichen Teile des Kreises Lublinitz um Ponoschau Gegenstand lebhafter Ausbeutung und zeitweilig sogar die Grundlage einer Hüttenindustrie geworden, welche 1820 in verkehrsarmer Gegend die Anregung gab zum Bau einer kleinen Wasserstraße längs des Grenzflusses Lißwarthe, des Hüttenkanals zwischen den Eisenwerken von Tanina, Zborowski und Ponoschau. Sie sind erloschen und das einzige heute an den Quelladern der Lißwarthe noch in Tätigkeit stehende industrielle Unternehmen, die für ein weites, zum Teil überseeisches Absatzgebiet arbeitende Blechlöffelfabrik von Mochalla, verwertet keinen der nächsten Umgebung entstammenden Rohstoff, sondern Zinkblech von Lipine — und Zinn der Bankainseln.

Weiter nördlich birgt auch der braune Jura um Landsberg bei Sternalitz und Botzanowitz bauwürdige Eisenerze. Die der Herrschaft Wziesko speisen den letzten Holzkohlenhochofen Oberschlesiens.

Auch einige Vorkommen von Tertiärbildungen im Kreise Oppeln haben durch ihre Erzführung zeitweilig Bedeutung gewonnen, mehr als die allgemeine Verbreitung der Raseneisensteine in den Niederungen, die mit sumpfigem Grund die diluvialen Sandflächen unterbrechen. Diesen fehlt im allgemeinen festes, für Bauzwecke verwertbares Gestein. Die in den Sand eingebetteten Geschiebe sind meist von kleinem Kaliber. Nur selten stößt man auf einen mächtigen erratischen Block wie denjenigen, der heute im Pfarrgarten von Sodow bei Lublinitz als Monument Ferdinands von Schill aufgerichtet ist, des ungestümen Helden, den dies arme Sandland dem preußischen Staate für seine schwersten Tage geschenkt hat. So geleiten auch hier historische Erinnerungen uns bis an den Saum der weiten Wälder, die über die bleichen Sande des Diluviums eine verschönende Hülle ziehen.

Eines der größten zusammenhängenden Waldgebiete Schlesiens dehnt sich hier zwischen dem oberschlesischen Muschelkalkrücken, dem Stoberfluß und der oberen Lißwarthe aus. Der Wald erscheint auf leichtem Sandboden und in moorigen Niederungsflächen als die naturgemäße, ursprünglich nur durch saure Sumpfwiesen unterbrochene Bodenbedeckung. Manche Quadratmeilen sehen aus, als sei die Welt nur des Hochwilds halber geschaffen. Hier bleibt dem Edelhirsch noch die Zeit vergönnt zu voller ehrwürdiger Schönheit sich auszuwachsen, ehe er als Zwanzigender seine Haupteszier als Trophäe in ein Jagdschloß liefert. Der Wald führt zweifellos noch heute die Herrschaft im Antlitz und in dem wirtschaftlichen Leben der Landschaft. Auch in der äußeren Erscheinung der Ortschaften bedingt das Vorwalten des Holzbaus wesentliche Eigentümlichkeiten. Neben den Kreisen Pleß und Rybnik treten Lublinitz und Rosenberg in der Baustatistik durch den dem Holzbau vergönnten Vorzug auffallend in den Vordergrund. Hier liegt auch der Schwerpunkt der Verbreitung der für die Physiognomie Oberschlesiens bezeichnenden Schrotholzkirchen, die Lutsch mit liebevoll eindringender Sachkunde gewürdigt hat. „Meist in freundlicher Umgebung von Linden und Rüstern, zum Teil prachtvoll entwickelten Exemplaren, umschattet, bilden sie den schönsten Mittelpunkt der von Laubkronen eingeschlossenen Dörfer, vom Getriebe des Straßenlärms geschieden, eine elegische Welt für sich, ganz angepaßt der schlichten Art der nicht unbegabten, aber unentwickelten Dorfinsassen der oberschlesischen Landschaft, ein Seiten-

stück zu dem hier noch gern gepflegten Volksliede.“ [1]) Meist sondern sich an ihnen scharf der pyramidal geböschte bretterverkleidete Turm, das Langhaus und der mit drei Seiten des Achtecks geschlossene Chor. Ganz absonderlich aber ist der große, im Grundriß einer fünfblätterigen Rose entworfene Zentralbau der Wallfahrtskirche St. Anna bei Rosenberg (1669), dem nur durch einen kurzen bedeckten Gang ein turmloses, steil bedecktes Kirchlein der gewöhnlichen Art angefügt ist. So hat auch das oberschlesische Waldland — gleich dem des Nordens — seine eigne stimmungsvolle Holzarchitektur gezeitigt.

Holzkirche.

Im Wirtschaftsleben macht die weite Ausdehnung des Waldes sich geltend in einem selbst in Oberschlesien so uneingeschränkt nicht wiederkehrenden Vorwalten des Großgrundbesitzes und königlicher Domänen. Von dem alten landesherrlichen Besitz dieser unabsehbaren Waldung hat sich ein bedeutender Rest bis zur Gegenwart erhalten in den großen fiskalischen Forsten des Kreises Oppeln. Hier bilden die Kgl. Oberförstereien Krascheow, Dembio, Grudschütz zwischen der Oder und der unteren Malapane und im Stobergebiet die Kgl.

1) H. Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. IV. Breslau 1894, 5. S. 200—202. P. Knötel, Die Holzkirchen Oberschlesiens. Oberschl. I, 1902, S. 249—261.

Oberförstereien Kupp, Poppelau, Murow, Jellowa, Dombrowka, Kreuzburgerhütte und Bodland (Kreis Rosenberg) einen zusammenhängenden Besitzstand von 566 qkm. Seit den Entwässerungsarbeiten bald nach den Freiheitskriegen sind die früher ziemlich ausgedehnten unzugänglichen und wertlosen Moorbrüche verschwunden. Der Wald hat festere Geschlossenheit gewonnen, aber für die Erhaltung seiner Mannigfaltigkeit sorgen selbst sanfte, kaum merkliche Wellen des Bodens; sie ändern mit der Entfernung des Grundwasserspiegels von der Oberfläche deren Feuchtigkeitsgrad und damit das Mischungsverhältnis von Kiefern und Fichten; die letzteren fordern für ihr Gedeihen frischeren, nicht zu trockenen Boden; in feuchteren Niederungen stellt die Erle als herrschender Baum sich ein, auf Strichen besseren Bodens auch anspruchsvollere Laubhölzer, dem Nadelwald freundlich eingesprengt.

In diesen landesherrlichen Besitz sind zum Teil wieder aufgenommen die jahrhundertelang von ihm abgezweigten Klostergüter der beiden Stifte Himmelwitz (1282) und Czarnowanz (1228). Die Forsten des erstgenannten Klosters erfuhren nach der Säkularisation allerdings eine starke Verminderung durch die Besitzer, in deren Hand sie übergingen. Beträchtliche Flächen sind trotz des dürftigen Bodens dem Landbau und der Besiedelung unterworfen worden.

Die von Oppeln und der Oder entfernteren Teile des großen Waldgebietes sind unter eine kleine Anzahl von Großgrundbesitzern aufgeteilt. Aus dem Gebiete der Brinitza, also der Weichsel, reichen die Besitzungen der beiden Linien des Henckelschen Hauses über die ganze Breite der Tarnowitzer Platte herüber bis an die obere Malapane, zum Teil bis auf ihren nördlichen Talrand nach Woischnik und Lubschau. Während von diesen Orten südwärts bis zu seinem Schloß Neudeck Graf Guido Henckel, Fürst von Donnersmarck über 162 qkm gebietet, beläuft sich der benachbarte Besitz der Siemianowitzer Linie auf 85 qkm. Weiter abwärts liegen an der Malapane aufgereiht die Majoratsherrschaft Koschentin des Prinzen Hohenlohe-Ingelfingen (mit Tworog 246 qkm), die Herrschaft Ottowald (vorm. Malepartus) des Fürsten zu Stolberg-Wernigerode (265 qkm), die Majoratsherrschaft Turawa des Grafen Garnier (83 qkm). Auf der Wasserscheide der Malapane gegen Lißwarthe und Stober liegt der Kern der großen Herrschaften Guttentag (82 qkm) des Königs von Sachsen und Zembowitz (163 qkm) des Herzogs von Ratibor. Während die Wurzeln der linken Nebenflüsse des Stober in die Herrschaft Sausenberg (111 qkm) des Herzogs von Ujest fallen, füllt jenseits der großen Staatsforsten der oberschlesische Anteil (30 qkm) der Majoratsherrschaft Karlsruhe des Herzogs von Württemberg den Norden des Kreises Oppeln innerhalb des Stober-

Bogens. Die Lißwarthe bezieht ihre Gewässer aus den großen v. Aulockschen Rittergütern Kochanowitz (33 qkm) und Kochczütz (33 qkm) und aus den zahlreichen Weihern der v. Klitzingschen Herrschaft Schierokau (32 qkm); ihr Lauf an der Landesgrenze bespült dann die Herrschaft Ponoschau (34 qkm) des Grafen Radolin und berührt das zwischen den Ursprüngen der Prosna und des Stober sich ausbreitende Besitztum des Kgl. Hausfideikommisses (95 qkm) um Bischdorf.

Außer diesen größten Herrschaften, deren Darstellung auf der Übersichtskarte noch möglich war, liegen in unserem Waldgebiet noch fünf Gütermassen von 20—30 qkm:

Brynnek-Pohlom,	Kreis	Tost-Gleiwitz	25	qkm	v. Rosenthal
Gwosdzian	„	Lublinitz	26	„	v. Lücken
Radau	„	Rosenberg	26	„	v. Schmackowsky
Thule	„	„	21	„	Frhr. v. Fürstenberg
Wziesko (Krysanowitz)		„	29	„	J. Gallinek.

Da noch neun Güter von mehr als 10 qkm im Gesamtflächeninhalt von 135 qkm hinzutreten, so sind im ganzen 2282 qkm, d. h. 65 % der hier als natürliche Einheit betrachteten Landfläche in großen Komplexen von mindestens 10 qkm unter den Staat und 29 Großgrundbesitzer verteilt.

Schon der Blick auf die Karte, noch eindrucksvoller aber die Bahnfahrt durch die endlosen Föhrenwälder, zwischen deren Wurzelwerk der bleiche leichte Sandboden hervorschimmert, und das Bild der großen Holzlagerplätze um kleine, einsame Haltestellen lehren, daß die Forstwirtschaft in diesem Landstrich die erste Rolle spielt und immer spielen muß. Es hat an ernsten Anläufen nicht gefehlt hier Feldbau und Industrie auch mitten im Waldland heimisch zu machen. Aber die Geschichte dieser Anstrengungen des Staates und des Großgrundbesitzes weiß mehr von opfermutiger Willensstärke als von Erfolgen zu melden. Die kleinen in den Wald hineingestreuten Ackerbaukolonien der fridericianischen Zeit haben kümmerlich sich fortgeholfen mit Beihilfe von Waldarbeit und erlaubter oder still geduldeter Waldnutzung. So wie der Forst strenger gehegt, gehütet und von Servituten befreit ward, kamen diese Waldkolonien teilweise in schwierige Lage. Je nötiger ausgiebige Düngung dem Sande ist, desto dringender wird, da auf so armem Boden kein langes Stroh erwächst, das Bedürfnis nach Waldstreu, deren Gewährung bei der Größe der Wälder ohne Schädigung ihres Wachstums möglich ist, aber im einzelnen Falle durchaus von dem Belieben der Organe der Forstverwaltung abhängt. So gewähren die ihres Deutschtums zum Teil ver-

lustig gegangenen kleinen Kolonien des großen Friedrich in den riesigen Oppelner Forsten weder national noch wirtschaftlich ein sonderlich erfreuliches Bild. Die fest an ihrer tschechischen Sprache haltende Kolonie Friedrichsgrätz unweit Malapane ist nur durch Handwerksarbeit, namentlich Schuhmacherei, in etwas bessere Lage gekommen. Auch die Ackerbaukolonisation des 19. Jahrhunderts auf den entwaldeten Gründen des Klosters Himmelwitz, wo als Filiale von Friedrichsgrätz neben der deutschen Kolonie Liebenhain 1832 Petersgrätz entstand, und die Renardschen Ackerbaukolonien der Herrschaft Groß-Strehlitz (Böhme, Heine, Schroll, Karlsthal, Poppitz) hatten mit der Ungunst des Bodens schwer zu ringen.

Nur eines mäßigen und zum Teil eines ganz vorübergehenden Erfolges konnten sich die Anstrengungen rühmen, auf die Nähe von Eisenerzen, den Überfluß von Holz, die Billigkeit von Boden und Arbeitskraft und auf frei verfügbare Wasserkräfte industrielle Unternehmungen zu begründen. Um von älteren vereinzelten Eisenhämmern zu schweigen, hatte Friedrich der Große die Mittel des Staates eingesetzt und das private Kapital eifrig angeworben für die Entwickelung einer größeren Eisenindustrie im Bereich von Stober und Malapane (vgl. S. 52). Besonders rührig folgten seinen Anregungen die Grafen Colonna auf der Herrschaft Groß-Strehlitz. Sie machten Sandowitz an der Malapane zum Hauptsitz ihrer Hochöfen und Frischfeuer, die dem Fluß entlang über Alt- und Neu-Zulkau, Haraschowska, Colonnowska, Kowollowska, Rogolowietz bis nach Vossowska hinab sich erstreckten. Die Namen der neu begründeten Hüttenkolonien erhalten die Erinnerung an das Geschlecht der Colonna, den Vormund seiner minderjährigen Sprossen v. Haraschowski, den gräflichen Wirtschaftsrat Kowollik und den Baumeister Voß. Die Bestrebungen der Colonna nahm im 19. Jahrhundert der Erbe ihrer Besitzungen, Graf Andreas Renard (1815—1874), wieder auf. Er erweiterte und verbesserte die übernommenen Werke und stellte neben sie als eigene Schöpfungen die Renardshütte (1819—1821) und das nach seinem Generalbevollmächtigten benannte Werk Zawadzki (1836). Um den Absatz der Erzeugnisse zu erleichtern, unternahm er 1835 einen großen eigenen Straßenbau, die Renard-Chaussee. Sie ging von Oppeln nach Malapane, berührte die Werke Renardshütte, Vossowska, Colonnowska, Zawadzki, Schwierkle, Sandowitz, um über Langendorf in Peiskretscham den Anschluß an die Hauptstraße Oppeln-Beuthen zu erreichen. Ein später gebauter Zweig desselben Unternehmens erschloß die Verbindung des Hüttenreviers der Malapane über Tworog mit Tarnowitz. Die Straße blieb Eigentum des Grafen und ihre Unterhaltungspflicht

wurde eine harte Last, seit die daneben hergehende Bahn Oppeln-Tarnowitz den Verkehr auf ihre Gleise lenkte. Erst neuerdings hat der Tarnowitzer Kreis den innerhalb seiner Grenzen liegenden Teil der Straße übernommen. Weiter westwärts liegt die Straße samt ihren Chausseegeldhebestellen und der Sorge für die Unterhaltung noch heute in der Hand der gräflichen Verwaltung. Alle Anstrengungen vermochten indes den Eisenwerken an der Malapane nicht Ersatz zu bieten für die ihnen fehlende unmittelbare Fühlung mit den Kohlenschätzen, auf denen Oberschlesiens Montanindustrie rasch zu ihrer Größe emporstieg. Als Graf Renard 1851 durch den Ankauf der Friedenshütte im Beuthener Schwarzwalde seinen Unternehmungen auch Anteil an diesen günstigeren Arbeitsbedingungen zu geben versuchte, ward der Umfang der in seiner Hand vereinten Industriebetriebe doch schließlich übergroß. Im Jahre 1855 verkaufte er all seine Werke samt dem nördlichen Teile seiner weit in den Kreis Lublinitz hineinreichenden Herrschaft Groß-Strehlitz an die „Forst-, Hütten- und Bergbaugesellschaft Minerva". Auch sie vermochte für das Industrierevier der Malapane keine besseren Zeiten heraufzuführen, und bei ihrer Auflösung 1871 wurden ihre großen Liegenschaften in diesem Gebiete meist zur Abrundung der Herrschaften Koschentin und Ottowald verwendet. Die meisten kleineren Eisenwerke an der Malapane erloschen. Die Rechtsnachfolgerin der Minerva, die „Oberschlesische Eisenbahnbedarfs-Aktiengesellschaft", hält neben der großen Friedenshütte bei Beuthen hier nur das Blechwalzwerk in Sandowitz, das ansehnliche Puddel- und Eisenwalzwerk Zawadzki, die Gießerei in Colonnowska und das Hammerwerk in Vossowska im Betriebe.

Das Bestehen dieser Werke, die mit Staustufen die Wasserkraft der Malapane in Anspruch nehmen, sichert der in der Natur dieses Flußlaufes gegebenen Zweiteilung auch eine kulturgeographische Geltung. Die Umbiegung der Malapane bei Keltsch aus westlicher in nordwestliche Richtung sondert den von Höhen festen Gesteins umhegten und deren Bäche sammelnden Talzug ihres Oberlaufs recht bestimmt von der in freier Ebene sich weiter bewegenden, nur durch träge Niederungsgewässer verstärkten unteren Laufstrecke, längs der ein breiter Streifen von Ackerland mit dörflichen Siedelungen sich zwischen die Wälder zu beiden Seiten einlegt. Die Malapane entspringt in Russisch-Polen auf dem Zuge der Keuperhügel, der den Nordrand ihres Tallaufs bildet, in einer Nische nahe der Landesgrenze das Ackerstädtchen Woischnik (1600) birgt und westlich der Lubschauer Berge dem an der Lehne erbauten zweitürmigen Schloß Koschentin einen beherrschenden Überblick über den Park und einen

Teil der Niederungsforsten sichert. Wichtiger als die kleinen Bäche, die von dieser Seite der oberen Malapane zuströmen, ist die vom Tarnowitzer Plateau herabkommende Stola. An ihr ist Tworog ein Hauptsitz der Sägewerke der Koschentiner Forsten, wie Stahlhammer an der oberen Malapane für die nördlichen Teile der Fürstlich Henckelschen Waldungen den Mittelpunkt ihrer forstlichen Industrien (Bretter, Zellulose, Papier) bildet. Unterhalb der Vereinigung von Malapane und Stola liegt in einsamer Waldung eine Fabrik von Sprengstoffen (Schießbaumwolle), ehe bei Keltsch der von Eisenwerken gesäumte untere Lauf der Malapane beginnt. Unter den oben (S. 133) genannten Schöpfungen der Colonna und des Grafen Renard hat Vossowska besondere Bedeutung gewonnen als Knotenpunkt der Schienenwege des Waldgebietes; von hier aus tritt die Oppeln-Tarnowitzer Eisenbahn durch zwei Linien nach Kreuzburg und Lublinitz mit der Rechte-Oderufer-Linie in Berührung. Ein bedeutender Holzverkehr belebt diesen Bahnknoten. Wenig weiter abwärts liegt an der Malapane der ihr gleichnamige Hüttenort, eine Gründung Friedrichs des Großen (1754), die den Kern einer Reihe ursprünglich deutscher aber allmählich stark von polnischen Elementen durchsetzter Ansiedelungen bildet.

Die Entwickelung eines tüchtigen, durch kleinen Grundbesitz an den Ort gebundenen Arbeiterstammes hat zusammen mit der hier schon recht ansehnlichen Wasserkraft des Flusses dem Kgl. Eisenwerke einen festen Halt geboten, der ihm eine Anpassung an die veränderten Zeitforderungen ermöglichte. Stahlguß von Rädern und Achshülsen für Förderwagen, Hartguß von Walzen für Mühlen, Papierfabrikation und Walzwerke sind heute die Hauptzweige des auch auf Maschinenfabrikation sich erstreckenden Betriebes der Hütte. Zu dem historischen Charakter des Werkes, das die älteste an Ort und Stelle gebaute eiserne Hängebrücke des Kontinents (1828) aufweist und den überaus anmutig an dem gestauten Fluß sich entfaltenden Hüttenpark mit Denkmälern zur Erinnerung an Rehdantz, an wackere Hüttenmänner und die Helden von 1813 schmückt, passen vortrefflich die alten soliden und behaglichen Gebäude, die patriarchalischen Verhältnisse der Arbeiterschaft. Die kleinen einst dem Malapaner Hüttenamt unterstehenden Nachbarwerke sind eingegangen, nur das von Jedlitze ist durch ein Zinkwalzwerk für die Zinkhütten von Lipine ersetzt worden.

Während von Malapane aus der Verkehr der Renardstraße und der ihr parallelen Eisenbahn schnurgerade westwärts auf Oppeln zielt, hält sich der Fluß nordwestlich und berührt zwischen Turawa und Czarnowanz noch eine letzte in der Geschichte der oberschlesischen Industrie denkwürdige Örtlichkeit: Königshuld (1785).

Da wegen der nördlichen Ausbiegung der untersten Laufstrecke der Straßenzug der Malapane weiter oberhalb bei Oppeln den Hauptstrom erreicht, bleibt das Tal der Malapane trotz der ansehnlichen Ausdehnung, der gewerblichen Leistungsfähigkeit und des die Ufer begleitenden Verkehrs doch gemieden von allen städtischen Ansiedelungen. Die drei kleinen Städte des Waldgebietes liegen sämtlich in der Nähe der Wasserscheide zwischen den aus seinem Schoße auseinanderirrenden Wasseradern. Die Anziehungskraft des trocknen Landes auf die ältesten Wege mag beteiligt gewesen sein bei der Wahl ihrer Lage. Das gilt besonders deutlich von Rosenberg und Lublinitz, zwei Stationen einer Straße zwischen Breslau und Krakau.

Lublinitz ist nicht die kleinste (3400), wohl aber die unansehnlichste Kreisstadt Schlesiens. Schlecht gepflasterte Straßen mit niedrigen alten Häusern, die auch der häufige lichtblaue Anstrich nicht reizvoller macht, verzweigen sich um den Ring. Vielleicht ändert sich jetzt die Physiognomie und der Charakter des alten Ackerbürgerstädtchens, das einer ziemlich armen Umgebung einen bescheidenen Verkehrsmittelpunkt gab. Erst die Kreuzung des neuerdings vollendeten Schienenwegs Oppeln-Czenstochau mit der Bahn Kreuzburg-Tarnowitz, gibt der bemerkenswerten Lage von Lublinitz gegenüber dem verkehrsreichen Czenstochau, einer aufblühenden polnischen Handels- und Industriestadt von etwa 50000 Einwohnern, praktische Bedeutung.

Viel gefälliger und ansehnlicher ist seit jeher Rosenberg (4850), wiewohl der jenseits der Grenze gegenüberliegende Lißwarthebogen bei Krzepice nicht entfernt eine ähnliche Wichtigkeit hat wie das Wartheknie von Czenstochau und die unmittelbare Umgebung von Rosenberg durch besonders armen Boden übel berufen ist. Das Städtchen, dessen Entstehung im Anschluß an die Straße Kreuzburg-Tarnowitz die lang gestreckte Dorfzeile des nördlich benachbarten Dorfes Alt-Rosenberg recht anschaulich bezeugt, hat sich zwischen den Quelladern des Stober erhoben, deren schwache Einschnitte in die weite ebene Hochplatte den alten Stadtgrund schützend im Nordosten und Westen umgrenzen.

Inmitten des weiten Waldgebietes zwischen Malapane und Stober als Stützpunkt des Verkehrs zwischen Oppeln und Lublinitz, Groß-Strehlitz und Rosenberg, ist erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Städtchen Guttentag (2650) erwachsen, dessen deutscher Name nur eine mißverständliche Übersetzung des polnischen Dobrosin ist. Dessen wahre Bedeutung (Gutland) hat natürlich nur eine relative Berechtigung.

Die Erwähnung Rosenbergs hatte schon das Gebiet des Stober berührt. Er entspringt 4 km südwestlich von dieser Stadt in 260 m Meereshöhe und entrollt seinen 85 km langen, bis auf 137 m absteigenden Lauf, in einem nach Norden ausgreifenden Bogen, dessen innere linke Seite die einzig nennenswerten Zuflüsse empfängt: den Bodländer Flößbach und den Flößbach von Budkowitz, der mit der Brinitze, einem 1742 bei dem Gedanken an eine Teilung Schlesiens zwischen Preußen und Sachsen vielgenannten Bache, zu dem Judenbach sich vereint, einem ganz der Aue des Hauptstroms angehörigen Wasserlaufe. Das geringe Gefäll des Stober wird noch durch 37 Mühlenwehre unterbrochen. Dennoch befindet sich der zum Verschlämmen neigende Fluß in gutem Zustande, auch die Zuflüsse sind in langer Ausdehnung geradlinig gestreckt durch sorgsame Regulierung, weil der Staat vor dem Ausbau der Bahnen am Flößereiverkehr ein hohes Interesse hatte. Die staatlichen Forsten waren damals für die Holzabfuhr auf diese Wasserwege angewiesen. Da die merkwürdigen Teilungen des Strombettes auch die Anlage von Querverbindungen zwischen den benachbarten Gewässern, selbst zwischen Brinitze und Malapane begünstigten, erreichte die gesamte Länge des flößbaren Wassernetzes auf und um den Stober 90 km. Jetzt ist es still geworden auf den einst lebhaften Wasserwegen. Brennholz wird gar nicht mehr geflößt, auch Nutzholz wenig. Dafür erwuchsen als Ersatz die großen Holzbahnhöfe, wie Sausenberg, Zembowitz, Mischline an der Bahn Kreuzburg-Vossowska und Jellowa, Karlsruhe an der Linie Oppeln-Namslau.

Auch in diesem nördlichen Teile des Waldgebietes ergriff das Zeitalter Friedrichs des Großen den Gedanken, den reichlich zuwachsenden Brennstoff für Eisenverhüttung zu verwerten. Der Oberforstmeister Rehdantz wählte 1755 am Budkowitzer Bache den Platz für die Kreuzburgerhütte, die der Kern einer bis in den Rosenberger Kreis sich ausdehnenden Reihe von Frischfeuern und Eisenhämmern wurde. Die Erze (Toneisensteine) lieferte das Tertiär von Dammratsch und Dombrowka. Nur die Frischfeuer des Hauptortes dieser Hüttengruppe sind noch gegenwärtig in schwachem Betriebe. Das völlige Erlöschen der anderen Werke (Paulshütte, Reilswerk, Wilhelmshütte, Emilienhütte, Voßhütte, Friedrichshammer) hat ebensoviele Stützpunkte des Deutschtums in diesem Waldland beseitigt, dessen vom Verkehr wenig berührter Kern so stockpolnische Dörfer enthält, wie kein anderer Teil Oberschlesiens.

Noch höheren Alters waren die Eisenwerke von Krogullno unweit vom Talrande des Stober in den Forsten des Grafen v. Reder, die durch Erbschaft an den Herzog Karl Christian Erdmann zu Würt-

temberg fielen. Der Name dieses großen Jagdfreundes lebt fort in seiner merkwürdigen Schöpfung Karlsruhe O/S (1749). Mitten in weiten Forsten baute er sich hier ein Jagdschloß, von dem aus radial acht Alleen durch den geräumigen Tiergarten eröffnet wurden — wirklich ein kleines Gegenstück der gleichnamigen badischen Hauptstadt. An den kleinen Hofhalt, dem ein verdienter Held der Befreiungskriege, der russische General Eugen Herzog von Württemberg entsproß, schloß sich, allmählich zu einem Flecken heranwachsend, eine Ansiedelung, die zu den bedeutenderen des ganzen Waldgebietes gehört (2100). Die Stille der Waldung, die Einrichtung von Kiefernadelbädern schufen hier einen Zufluchtsort ruhebedürftiger, dem großstädtischen Treiben entrinnender Seelen, einen Badeort von bescheidener, weltentrückter Anmut. Der Charakter einer kleinen Residenz hat Karlsruhe weit herausgehoben über das Niveau der anderen inmitten des Waldes begründeten Kolonien des 18. Jahrhunderts.

Der Stober macht recht bestimmt die Grenze der Waldungen des nordöstlichen Oberschlesiens gegen das mittelschlesische Ackerbaugebiet. Diesem gehört naturgemäß auch die erst 1820 dem Reg.-Bezirk Oppeln zugewiesene Gegend von Kreuzburg an. Die alten Herzogtumsgrenzen ziehen jenseits des Stober zu dem Oppelner Gebiete nur das Quellgebiet der Prosna mit Landsberg. Dies Ländchen vereint sich mit dem Lißwarthegebiet zu einem Grenzstreifen, in dem neben der Forstkultur und der Pflege der Niederungswiesen auch der Feldbau ansehnliche Erfolge erzielt, zumal auf dem Verwitterungsboden des braunen Jura, der hier wiederholt, am ausgedehntesten um Landsberg selbst, an die Oberfläche tritt.

Da überdies die Eisenerze dieser Formation ausgebeutet und zu Wziesko verschmolzen werden, vereinen sich hier günstigere Bedingungen des Wirtschaftslebens. Zu ihnen wird man auch die Berührung mit dem Nachbarlande rechnen. Die Wechselbeziehung mit ihm wirkt freilich je nach dem Kursstande seines Geldes und nach den Veränderungen der beiderseitigen Zölle stärker oder schwächer anregend auf den Pulsschlag des Lebens. Namentlich das Städtchen Landsberg (800 Einw.) ist als wichtiger Grenzübergang (in der Richtung auf Weljun) bisher daran lebhaft beteiligt. Von nun aber wird die bei Herby die Grenze überschreitende Bahn Oppeln-Czenstochau den Verkehr stärker an sich ziehen. Er bringt nicht nur die Erzeugnisse des polnischen Landes nach Deutschland hinein, sondern in ansehnlichem Maße auch Arbeitskräfte. Im Frühjahr herrscht in den Gassen und auf den Bahnhöfen der Grenzstädte ein reges Leben, wenn zu ganzen Zügen die Sachsengänger sich sammeln. Dieser Zug nach dem Westen hat

früher als die Nachbarn jenseits der Grenze die Bevölkerung des schlesischen Gebietes selber erfaßt. Gerade die Kreise des Waldgebietes im nordöstlichen Oberschlesien geben desto mehr Wanderarbeiter an Mitteldeutschland ab, je beschränkter in ihrer Heimat mit kargem Boden zwischen weiten Wäldern die Gelegenheit zu landwirtschaftlicher Arbeit und der Stand ihres Lohnes ist. Die Wirkungen dieser Bewegung sind nicht leicht allseitig abzuschätzen. Dem armen Volke hat sie entschieden auch Gutes gebracht: einen weiteren Horizont, eine freiere Lebenslage, die Möglichkeit den Erwerb der Fremde mit einzusetzen für die Besserung des Daseins auf dem minder gesegneten Boden der Heimat.

Die Ziffern der Statistik reden eine unzweideutige Sprache.

	Fläche qkm	Wald qkm	Bewohner	auf 1 qkm
Vom Kreise Tarnowitz	181	126	10900	60
„ „ Tost-Gleiwitz	128	94	4000	31
„ „ Groß-Strehlitz	314	298	10000	32
„ „ Oppeln	965	557	54900	57
Kreis Lublinitz	1010	511	47200	46
„ Rosenberg	899	396	50000	55
	3497	1892	177000	51

Der Wald deckt 54 %, in manchen Teilen $^2/_3$ der Gesamtfläche; und wie dürftig die Lebensbedingungen für den Landbau auf dem entwaldeten Boden sind, lehren die Durchschnittszahlen der Grundsteuerreinerträge. Der Ziffer des Kreises Rosenberg (8,22 Mark) hilft der bessere Grenzstrich um Landsberg etwas auf; aber im Kreise Lublinitz wird das entschiedene Minimum der ganzen Provinz (6,27) erreicht. Hier hebt sich nur die Umgebung Guttentags etwas vorteilhafter ab. Dagegen füllt den Südsaum des Kreises besonders armer Sandboden, wo jener Maßstab des Bodenwertes regelmäßig unter vier, bisweilen unter zwei Mark herabgeht. Und doch sind Feldbau und Waldnutzung die Haupterwerbsquellen; sie nähren im Kreise Rosenberg 72, im Lublinitzer 68 % der Erwerbstätigen, die Industrie nur 13 oder 14 %. Dem entspricht die dünngesäte Bevölkerung, die Kleinheit der wenigen Städte (keine umschließt 5000 Einwohner!), das ungeheure Überwiegen der großen Landgüter über die Feldmarken der Gemeinden, und schließlich auch die geringe Anziehungskraft der Latifundien auf ihre Besitzer. Mancher kennt nur von kurzen Jagdausflügen sein Herrschaftsgebiet, das so groß ist wie ein souveräner Kleinstaat.

Das oberschlesische Odertal.

So viele Quellen von den Bergen rauschen;
Die brechen zornig aus der Felsenhalle,
Die andern plaudern in melod'schem Falle
Mit Nymphen, die im Grün vertraulich lauschen.

Doch wie sie irrend auch die Bahn vertauschen,
Sie treffen endlich doch zusammen alle,
Ein Strom, mit brüderlicher Wogen Schwalle
Erfrischend durch das schöne Land zu rauschen.

Joseph Frh. v. Eichendorff.

Preußisch-Schlesiens südlichster Punkt ist die Oppamündung bei Hoschialkowitz. Im sogenannten Kuhländchen südlich von diesem Grenzort hat Österreich sich den Bahnknoten Schönbrunn geschaffen, wo die den Grenzzug begleitenden Schienenwege nach Troppau und nach Oderberg sich scheiden. Die 28 km lange Grenzstrecke des Oderlaufs zwischen den Mündungen von Oppa und Olsa begleitet zunächst den Fuß der waldigen Hügel der Landecke. Wenig unterhalb der Ostrowitzamündung tauchen die Höhen des linken Oderufers unter die Decke des Diluviums hinab; der Strom durchzieht eine breite Aue in langen Windungen, die den Ablauf der Gewässer um so unerwünschter verzögern, da nur 10 km nordöstlich von der Ostrowitza ein zweiter zu kräftiger Hochwasserentwickelung befähigter Beskidenfluß, die Olsa, der Oder zuströmt. Gern sähen die Österreicher eine Verkürzung des 7,7 km langen Oderlaufs von ihrem wichtigen Bahnknoten Oderberg bis zur Olsamündung auf 4,2 km, die ihnen einen Gewinn von etwa 5 qkm eingedeichten Landes und eine beträchtliche Minderung der Hochwassergefahr eintragen würde. Aber hier stehen die Interessen der Grenznachbarn bei aller herzlichen Freundschaft einander unversöhnlich gegenüber.

Die Olsamündung, der volle Eintritt der Oder in Preußens Grenzen, bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der Entwickelung des Stromes. Sein Quellgebiet gelangt hier mit der Vereinigung von zwei Sudeten- und zwei Karpatenflüssen zum Abschluß. Von einer stark geneigten Landoberfläche von 5824 qkm führen die vier Gebirgsflüsse

ihre Gewässer rasch zusammen in eine Niederung, deren Boden ein auffallend geringes Gefäll besitzt. Hier ladet die Natur selbst das von allen Seiten zusammenschießende Hochwasser zur Ausbreitung und zum Verweilen ein, und die Fürsorge um seinen Abfluß wird erschwert durch die Füllung des Bettes mit den Kiesmassen, welche die Bergflüsse hierher zusammenführen und zur Ablagerung bringen, sobald die Stoßkraft des langsamer weiterziehenden Wassers zu ihrer Fortschaffung unzulänglich wird. Wenn auch zum Glück die Scheitel der Hochwasserwellen, welche in den vier Bergflüssen niedersteigen, nie vollkommen gleichzeitig zusammentreffen, kann doch die Wassermenge der Oder bei ausgedehnten, ihr ganzes Quellgebiet überschüttenden Regengüssen recht bedeutend werden. Während bei niedrigem Winterwasserstande die Oder bei Olsau nur 17—19 cbm in der Sekunde durch ein Querprofil hindurchführt, stieg diese Menge bei der Hochflut am 5. August 1880 auf mindestens 1600 cbm, wiewohl — unter der Einwirkung eines Barometerminimums, das von der Adria durch das Karpatengebiet nach Polen zog — nur die Beskidenflüsse mächtig, die Oder nur wenig, die Oppa gar nicht anschwollen. Man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß eine große Sommerflut auf einmal mehr als 2000 cbm in einer Sekunde durch einen Stromquerschnitt bei Olsau hindurchjagt. In solch einem Falle wäre das Los der obersten Strecke des preußischen Odertales überaus traurig. So begreiflich es ist, daß die Österreicher den Wunsch haben, die Hochwasserwellen mit möglichst geringem Aufenthalt durch ihr Gebiet hindurchzubefördern, so bestimmt hat die preußische Strombauverwaltung recht in dem Bestreben, dem hastigen Zusammentreiben des Hochwassers nach dem Südende des Kreises Ratibor nach Möglichkeit zu wehren. Sie kann das nur auf der kurzen Strecke, wo die Oder Grenzfluß ist. Dort aber versagt sie natürlich ihre Mitwirkung zu der Durchstechung der drei Stromkurven unterhalb Oderberg. Um diese Stadt gegen die erhöhte Hochwassergefahr zu schützen, bauten die Österreicher 1880 einen Deich, der bei der Stadt hart an das Ufer zu liegen kam. Das zwang die Preußen zur Verstärkung des gegenüberliegenden Sommerdeiches bei Annaberg zu hochwasserfreier Höhe. Diese beiderseitige Einschnürung des Hochwasserbetts auf 125 m steigerte den Stand und die Geschwindigkeit des Hochwassers und begünstigte unterhalb der Deichenge durch Herabsetzung der Wassergeschwindigkeit Eisversetzungen in Krümmungen des Laufs. So bietet gerade diese Landesgrenze ein Beispiel für die Schwierigkeit, einen Stromlauf in stetig geregelten Zustand zu versetzen, wenn nicht eine staatliche Gemeinschaft die Uferbewohner

verbindet und den Ausgleich ihrer streitenden Interessen vermittelt. Daß die Österreicher auf die Wünsche der Preußen, denen sie den Oderstrom zusenden, nicht übermäßige Rücksicht nehmen, zeigt auch die Beschaffenheit des Wassers. Verunreinigt durch Grubenwässer und Fabrikabfälle tritt die Oder aus dem Ostrauer Kohlenrevier nach Preußisch-Schlesien herüber. Bemühungen um die Hebung der Fischerei können erst weiter abwärts mit Aussicht auf Erfolg einsetzen.

In der oberen Talstrecke der Oder von der Grenze bis Ratibor und selbst bis Kosel bleibt die Hochwassergefahr bedeutend. Wie schnell die Fluten schwellen können, lehrt ein Vergleich der Normalzahlen für mittlere Niederwasserhöhe (+ 0,77 m), Mittelwasserstand (+ 1,45 m), Ausuferungshöhe (+ 3,8 m) am Ratiborer Pegel mit den Beobachtungen im August 1880. Am 4. August früh 6 Uhr + 0,66, abends 7 Uhr + 2,55, am 5. August früh 6 Uhr 3,60, um 6 Uhr, Abends 5,70, am 6. August früh 4 Uhr 7,30 m! Erst am 9. sank das Wasser wieder unter die Ausuferungshöhe zurück. Eine Tatrareise führte mich gerade in jenen Tagen auf eiliger Bahnfahrt durch das Überschwemmungsgebiet. Der Anblick der aus dem Wasser ragenden Stadtteile, der ersäuften Erntefelder, des weiten Wasserspiegels der Talsohle wird mir unvergeßlich bleiben. Die Wiederholung ähnlicher Katastrophen ist nicht füglich zu verhindern. Eingedeicht ist außer Ratibor selbst oberhalb des Ortes nur das Gebiet zur Rechten der gerade gelegten und in einem für die Abfuhr der Hochfluten günstigen spitzen Winkel mit der Oder zusammengeführten Olsa und das Teichgebiet von Syrin und Grabowka. Dem Plane großer Eindeichungen oberhalb Ratibor steht der verhältnismäßig bedeutende Kostenaufwand entgegen und die Sorge um eine Steigerung der Gefahr für Ratibor. Das einzige, was hier neuerdings geschah, war die Durchstechung der »Sudoler Biege«, einer den Wasserabzug verzögernden Stromkurve.

Bleibt so die Bedrohung durch die konvergierenden Hochfluten von vier Gebirgsflüssen der hervortretendste Zug im Naturbilde der fruchtbaren, aber keinen ungestörten Nutzen aus dem Segen des Bodens ziehenden Niederung oberhalb von Ratibor, so darf anderseits nicht vergessen werden, daß dieselben Täler, welche verheerende Fluten niedersenden, zugleich Bahnen des Verkehrs sind, der ihrem Vereinigungspunkte Leben zuführt. Das Tal der Olsa führt über Teschen empor zum Jablunkapaß, dem überraschend niedrigen, leicht zugänglichen Sattel der Beskiden, welcher in 550 m Höhe von der Straße nach Ungarn überschritten wird, während die Bahn ihn mit einem Tunnel unterfährt. Der Verkehr über diese Pforte ist uralt. Schon

die Obsidianmesser, die in den neolithischen Kulturstätten um Ratibor gefunden wurden, werden aus der oberungarischen Lagerstätte über diesen Paß ihren Weg genommen haben. Im Mittelalter begegneten auf seiner Höhe ungarischer Wein und ungarische Metalle polnischem Salz und nordischen Waren. Auch für die Neuzeit ist der Jablunkapaß der Hauptweg Ungarns nach den baltischen Stromgebieten geblieben.

Noch tiefer eingesenkt ist der kaum 300 m hohe Sattel der Mährischen Pforte. Das hohe Alter ihres Verkehrs, lange vor den Zeiten römischen Bernsteinhandels, ist zweifellos, nicht minder ihre welthistorische Bedeutung für das Eindringen der Tschechen in ihre heutigen Sitze. Dennoch verschwindet diese Lücke zwischen Sudeten und Karpaten in der mittelalterlichen Geschichte zeitweilig gegenüber den höher ansteigenden von Weißkirchen und Olmütz auf Troppau ziehenden Straßen.

Ihr Zusammentreffen mit der Teschener und auch mit der mährischen über Ostrau fällt auf Ratibor. In seiner unmittelbaren Nachbarschaft bezeugen die neolithischen Funde von Ottitz schon ein uraltes Bevölkerungszentrum. Römische Münzfunde verbürgen durch ihre dichte Verteilung die Belebung der Gegend in geschichtlicher Zeit. Vielleicht ist in diese auch herabzurücken die einem Feldlager gleichende, das Odertal weithin überblickende Höhe des Walefeldes bei Schloß Lubowitz, der Heimat Eichendorffs. In den Zeiten zusammenhängender sicherer Überlieferung erscheint Ratibor früh als wichtige Landesburg. Die Lage ist merkwürdig genug. Der Strom wendet sich, nachdem er lange die Mitte der Talaue durchschlängelt hat, auf der Nordseite des Stadtgebietes scharf westlich gegen den linken Talrand, den er bei Proschowitz berührt. Wird so durch den Strom eine scharfe Umgrenzung des Stadtkerns im Osten und Norden geschaffen, so deckt die Westseite der Graben der Pschinna, d. i. die 9 km weit der Oder parallel geführte, erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts geschaffene Abzweigung des Unterlaufes der oberhalb Ratibor der Oder zustrebenden Zinna. Da dies Flüßchen im Süden von Ratibor nur 1 km vom Hauptstrom entfernt ist, war hier nur in bescheidener Breite ein trockener Zugang zur Stadt offen, den Wall und Graben leicht verschließen konnten. Die eigentliche Burg aber war der Brückenkopf im Nordosten auf dem rechten Oderufer, wo heute noch das Schloß mit seiner alten Kapelle und das Dorf Ostrog liegt. Ratibor war also ursprünglich wohl eine böhmische, die Front nach Osten kehrende Feste zur Überwachung des Oderüberganges der Straße von Prag nach Krakau. So gewann die Tatsache, daß die für alte Straßenzüge leitenden Strecken des zur Moldau streben-

den Elblaufs und der oberen Weichsel einer bei Ratibor die Oder schneidenden, den 50. Breitengrad begleitenden Linie angehören, verkehrsgeschichtliche Bedeutung.

Mit der gewundenen Hauptstraße der Stadt, die von dieser Brücke nach Südwesten geht, um den Talrand zu ersteigen, kreuzt sich ein von Nordwest einmündender Hauptweg im Marktplatze. Heute hat die Ostseite der Stadt durch den Bahnhof überlegene Bedeutung und Entwickelungsfähigkeit erreicht. Hier erhoben sich auch manche der industriellen Unternehmungen, die teils der Landwirtschaft ihre Maschinen und Düngemittel liefern, teils den Ertrag der fruchtbaren Umgebung verarbeiten (Mühlen, Brauerei, Brennerei, Fabriken von Zucker und Zichorie). Dagegen hat die Styria für die Anlage ihrer neuen großen Stahlwerke die Südseite Ratibors gewählt. Rings um die Stadt schließt sich ein Gürtel volkreicher, mit dem Landbau aber rege Gewerbtätigkeit verbindender Vororte (außer dem neuerdings eingemeindeten Altendorf Proschowitz, Ostrog, Plania), welche die zum Ausscheiden aus dem Kreise sich vorbereitende Stadt (30000) nur als den Kern eines Bevölkerungszentrums von nahezu 40000 Seelen erscheinen lassen.

Für den Verkehr der Stadt war früher, als kleinere Schiffsgefäße noch ausreichenden Gewinn erzielten, der Beginn der Schiffbarkeit des Stromes bemerkenswert. Ende des 18. Jahrhunderts war Ratibor ein Flußhafen für Ungarwein. Heute ist der Verkehrswert des Stromes für Ratibor kaum nennenswert. Aber Ratibor will sich darüber nicht länger mit der Zukunftsmusik des Donau-Oder-Kanals trösten lassen. Vielmehr geht schon die Gegenwart daran, die Oder bis Ratibor aufwärts für Kähne von 150 tons fahrbar zu machen und am künftigen Endpunkt des Wasserverkehrs einen Hafen anzulegen, der die Erzeugnisse der blühenden Landwirtschaft der Umgebung, auch Kohle aus dem Rybniker Revier aufnehmen und der Industrie ebenso bei der Zufuhr ihrer Rohstoffe wie als Absatzweg wertvolle Dienste leisten soll. Vorläufig ist die Stadt noch auf die Ausnutzung des Bahnnetzes verwiesen, das außer der Hauptlinie Breslau-Oderberg auch Schienenwege nach Troppau, Jägerndorf, Leobschütz umfaßt. Im Osten wirken die stattlichen Höhen des Talrands, so reizvoll sie das Landschaftsbild beleben und zu seiner Überschau einladen, beschränkend auf den Verkehr; sie verweisen den Hauptzugang ins Rybniker Hügelland weiter nach Norden auf das Summinatal, das bei Nendza die auf Rybnik ziehende Bahnlinie aufnimmt, während die Chaussee nach diesem Ort von Ratibor reichlich 100 m anzusteigen hat.

Die Talaue des Kreises Ratibor, welche auf dem rechten Ufer an mehreren Stellen durch ausgedehnte Teichflächen unterbrochen wird, gehört in ihrem südlichen Teile zu den großen Herrschaften Schillersdorf (N. v. Rothschild) und Kuchelna (mit Kreuzenort, Fürst Lichnowsky). Bei Ratibor selbst liegt der südwestliche Zipfel des am Anfange des 19. Jahrhunderts neu begründeten Herzogtums Ratibor, dessen Kern die Raudener Stiftsgüter und die Besitzungen mehrerer Ratiborer Klöster bilden mußten.

Ratibor war 1783 noch die volkreichste Stadt des polnischen Oberschlesiens, wenn auch die frühe Zersplitterung des alten Herzogtums ihm längst die Bedeutung eines weit herrschenden Zentralpunktes entzogen hatte, die es im 19. Jahrhundert als Sitz des oberschlesischen Oberlandesgerichtes wenigstens nach einer Richtung wieder erlangte. Jetzt steht es hinter den drei größten Städten des Industriebezirks merklich zurück. Aber es hat doch immer weit vollkommener die ihm zukommende natürliche Bedeutung sich gewahrt als Kosel.

Diese Stadt hat mit Ratibor nicht nur die Lage auf der Grenze eines östlichen waldbedeckten und eines westlichen dem erfolgreichsten Landbau ergebenen Gebietes gemein, sondern überdies Vorzüge vor ihm voraus, die eine blühende Entwickelung zu verheißen schienen. Kosel war von der Natur wie berufen, Oberschlesiens Hauptstadt zu werden. Es liegt unmittelbar vor der Ostgrenze des ergiebigen Lößlandes der linken Oderseite. Auch im Nordosten liegen um den Annaberg fruchtbare Lößhänge mit schönen Hügellagen für Obstgärten und gutem Weizenland, zu Füßen mannigfache, auch einen schönen Eichenbestand bergende Waldung. Bei Kosel mündet ferner der Fluß des oberschlesischen Kohlen- und Erzreviers, die Klodnitz. Ist auch deren Schiffbarkeit selbst nach der Kanalanlage wenig wertvoll, so trägt doch ihr Wasserzuschuß dazu bei, von ihrer Mündung ab die Oder so weit zu stärken, daß sie durch Staustufen in einen recht leistungsfähigen modernen Wasserweg umgewandelt werden konnte. Im Südosten breiten weite Forsten sich aus. So liegt Kosel im Zentrum verschiedener, wirtschaftlich in besonderer Weise beanlagter Sektoren, so vielseitig begünstigt wie kein anderer Platz Oberschlesiens.

Aber die geschichtliche Entwickelung hat diese günstige Naturausstattung nicht recht zur Geltung kommen lassen. Kosel war nur vorübergehend (1312) der Sitz einer eigenen Herzogslinie. Meist war es schon damals Grenzfeste des Herzogtums Oppeln und begann bereits die Nachteile eines festen Platzes zu empfinden, die für seine späteren Geschicke verhängnisvoll wurden. Zur Anlage einer Festung lud hier die Verwickelung der Gewässer in der Stromaue ein. Die

Oder deckte mit ihren Windungen die Stadt gegen Osten und Südosten; die Klodnitz gabelte sich ehemals so, daß ein Arm südlich, einer nördlich von der Stadt mündete; der Klodnitzkanal fügte einen neuen, das Gelände zerschneidenden Wasserlauf hinzu. Im Westen lag zwischen Kosel und dem Talrand bei Wiegschütz ein weites Teichgelände. Es war leicht, die Annäherung an die Feste durch ausgedehnte Überschwemmung ihrer Umgebung zu erschweren. In der Hand heldenmütiger Verteidiger, wie des Generals v. Lattorf (1761/62) und des Obersten Neumann (1807), bewährte der Platz eine zähe Widerstandskraft. Aber deren Prüfung ging nie ohne ernste Schädigung der Stadt vorüber, und auch in friedlichen Zeiten ward ihre Entwickelung niedergehalten durch die einengenden Werke und durch die gesundheitlichen Nachteile, welche von den für die Überflutung der Umgebung bestimmten Stauwerken untrennbar waren. Kosel war lange als ungesunde Garnison berüchtigt.

Noch kam ein entscheidungsvoller Augenblick, als die Eisenbahnlinien sich zu entwickeln begannen. Kosels Lage war geeignet für den beherrschenden Mittelpunkt des ganzen oberschlesischen Bahnnetzes. Doch auch jetzt waltete ein Unstern. Die wichtigste Gelegenheit, Kosel emporzubringen, ward verabsäumt; es ist heute schwer zu entscheiden, ob die Militärbehörde oder die Bürgerschaft dafür die Hauptverantwortung trifft, daß eine Entfernung von 7 km Kosel von seinem Bahnhofe Kandrzin trennt. Selbst der Stadtbahnhof der Nebenlinie Kosel-Neustadt liegt unbequem, 1,5 km nordwestlich von der Stadt. Und als der neue Großschiffahrtshafen, der Verladungsplatz des oberschlesischen Bergbaus und der Hüttenwerke, geschaffen wurde, fiel auch sein Platz reichlich 2 km nördlich von der Stadt, während ihr alter Ladeplatz durch Versandung des Oderarms, dem er angehörte, größeren Schiffen mit voller Ladung unzugänglich wurde. So vermißt man überall ein zielbewußtes Zusammenwirken menschlicher Einsicht mit der Gunst der Lage, deren Ausnutzung getrennten Anlagen im dörflichen Weichbild überlassen bleibt. Kein Wunder, daß die Entwickelung der Stadt hinter den berechtigten Ansprüchen zurückgeblieben ist. Die Entfestigung Kosels (1875) erfolgte zu spät, um dem Leben der Stadt noch freie Bahn zu geben. Wohl hat sich seither das Wassernetz der Umgebung vereinfacht; der letzte Schritt war die Durchstechung der großen Oderschlinge des sog. Wollsack oberhalb der Stadt. Die Fabriktätigkeit (Maschinenbau, Mühle, Schneidemühle, Holzstoff) beginnt sich aufstrebend zu regen. Aber Kosel ist eine kleine Stadt (7000) geblieben und kann kaum die Hoffnung hegen, je derartig sich zu heben, daß die wich-

tigen Verkehrsanlagen vor seinen Toren zu fest eingefügten Teilen und Stützen eines großen Gemeinwesens würden.

Kandrzin, der Knotenpunkt der Schienenwege, hat aus ihren Bedürfnissen und ihrem Verkehr die Kraft zu eigenem Wachstum (2300) geschöpft. Sein Bahnhof spinnt seine Gleise nun auch zu der Umschlagstelle des neuen Oderhafens, von dessen für die Zukunft geplanten drei Zweigen bald der zweite in Wirksamkeit treten wird, da einer allein sich unzulänglich erwies zu pünktlicher Bewältigung des Verkehrs, der in dem günstigen Schiffahrtsjahre 1899: 876400 t abgehende Güter (meist Kohle, aber auch Eisen, Zucker, Getreide, Mehl) und 97000 t den Strom herauf kommende Waren (meist Erze und Roheisen) verzeichnete.

Wie der Großverkehr des Stromes bei Kosel beginnt, so auch der zusammenhängende Deichschutz seines Talgrundes. Von den ersten Staustufen des Großschiffahrtsweges der Oder war die bei Krappitz von der Natur bestimmt vorgezeichnet. Hier durchschneidet der Strom das Ende des oberschlesischen Muschelkalkrückens. Die von seiner Erosionskraft nur unvollkommen bewältigte Schwelle machte stets wie ein natürliches Wehr in einem merklichen Gefällsbruch sich geltend und war als eine Furt für den die Oder überschreitenden Verkehr in alter Zeit wertvoll. Auch die Einmündung der Hotzenplotz am Südrande der letzten vom Hauptstrom abgetrennten Kalksteinhöhe trug dazu bei, diese Felsplatte für eine Ansiedelung zu empfehlen. Das Städtchen Krappitz (2900) vereint mit Ackerbautätigkeit den Betrieb ansehnlicher Muschelkalkbrüche, denen der Strom seine Transportkraft darbietet. Für die Strombauten der mittleren Oder liegt kein anderes festes Material so unmittelbar bereit, und die Bautätigkeit der Oderstädte greift weit abwärts im Diluviallande nach dem Krappitzer Baukalk, wenn auch weder die Brüche dieses Ortes noch die des gerade gegenüber liegenden, mit seinem Schloß gegen den Wasserspiegel Front machenden Ottmuth sich mit dem großartigen Betriebe der Gogoliner Kalkwerke vergleichen können.

Die aus dem Strom sich heraushebenden Schlösser des Grafen v. Haugwitz, Krappitz und Rogau, bezeichnen den Eintritt und den Austritt der Oder aus den sanft anschwellenden Höhen des Muschelkalkrückens. Auf ihrer Nordseite erweitert sich zunächst der Talgrund der Oder; Spuren vormaliger Stromteilungen sind unverkennbar. Bald aber bilden wieder Gesteine von einiger Festigkeit, Kalkmergel der Kreideformation, die Ufer. Namentlich das rechte ist fest und hoch. Es trägt die Hauptstadt des Regierungsbezirks, die alte Stadt Oppeln. Der Name der Opolini tritt schon in der ältesten Aufzählung der slavischen Stämme Schlesiens auf, in der St. Emmeraner Hand-

schrift des 10. Jahrhunderts. Der in Russisch-Polen wiederkehrende Name Opol wird in der Regel mit der allgemeinen Bezeichnung Opole (vicinia) für Unterabteilungen slavischer Stämme[1]) in Verbindung gebracht. Aber ganz leicht begreiflich ist es nicht, wie der Gattungsbegriff „Weichbild“ oder „Kreis“ sich in einem Ortsnamen niederschlagen und dieser dann wieder den Kern eines Stammesnamens bilden konnte. Jedenfalls steht Oppeln schon seit der Mitte des 11. Jahrhunderts unter eigenen Herzögen und ist eines der ältesten landschaftlichen Zentren Schlesiens. Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der Lage mußten schon früh zu gunsten der Bedeutung Oppelns ihre Wirkung üben. Hier tritt der Strom aus dem letzten Gürtel festen, für Bauten wertvollen Gesteins hinaus in die diluviale Ebene. Seine Richtung, die noch hier annähernd nördlich ist, ändert sich bald derartig, daß die an dem mittelschlesischen Oberlauf aus Nordwesten aufwärts ziehende Straße des linken Ufers bei Oppeln den Strom überschreitet und verläßt, um durch die Pforte des Muschelkalkrückens zwischen Groß-Strehlitz und Tost die südöstliche Richtung nach Krakau weiter zu verfolgen. Anderseits führt die Laufrichtung der oberen und mittleren Malapane den Verkehr eines nördlicheren Teiles von Polen dem Oppler Oderübergange zu. Die ihn begünstigende Festigkeit der hochwasserfreien Ufer war eine ebenso wirksame Lockung zu fester Ansiedelung, wie die Beschaffenheit des Stromlaufes selbst. Er bildet, mit getrennten Armen nacheinander zwei Inseln umschließend, eine 8 mit scharfer Unterscheidung von Haar- und Grundstrichen. Die südlichere Insel, die Bolko-Insel, hat den Hauptstrom rechts, zur linken nur ein kleineres Nebengewässer, die Winske, die nördlichere Insel, die Pascheke (pasieka = Bienengarten) mit dem Ostrowek (Diminutiv von ostrow = Werder), seit dem späteren Mittelalter von dem Schloß der Piasten gekrönt, hat links den Hauptstrom, rechts den Mühlgraben. Genau gegenüber der Nordspitze dieser Insel endete die nördliche Stadtmauer des alten Oppeln. Sie kam herab von der Anhöhe, auf welcher die alte Burg der Herzöge lag, die 1228, schon einige Jahrzehnte eher als die unter ihr sich an den Talrand schmiegende Stadt, einen hohen, festen Mauerkranz empfing. Oppeln blieb im Mittelalter der bedeutendste oberschlesische Herzogsitz, wenn auch die Zersplitterung der immer erneuten Erbteilungen ihm die zeitweilig weit über die heutigen Grenzen Oberschlesiens nach Osten und Süden sich ausdehnende Herrschaft nicht lange vergönnte.

1) Über die Opole vgl. F. Rachfahl, Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem 30jährigen Kriege. Staats- und Sozialwissensch. Forschungen, herausgeg. von G. Schmoller. XIII, 1. 1896. S. 6—9.

Als eine kleine Stadt kam Oppeln in Preußens Hand. Erst das 19. Jahrhundert bereitete ihm einen ungeahnten Aufschwung. Seine Wahl zum Sitz des Regierungspräsidiums für Oberschlesien im Jahre 1816 vereinte hier eine Reihe von Behörden und schuf eines der wirksamsten Zentren deutscher Gesittung. Das Zeitalter der Eisenbahnen machte Oppeln zu einem wichtigen Verkehrszentrum, aus dem sechs Schienenwege ausstrahlen. Nun war die Möglichkeit zur Verwertung der Bodenschätze der Stadt gegeben. Auf Grund der Mergelkalke, deren Wert Ferdinand Römer zuerst erkannte, entwickelte sich in Oppeln selbst und den Nachbarorten Groschowitz und Königlich-Neudorf die großartige Zementfabrikation, die zeitweilig den osteuropäischen Markt ziemlich unbeschränkt beherrschte, aber auch im harten Wettbewerb der Gegenwart ihre Lebensfähigkeit bewährt. Daran hat die Fabrikation von Zementplatten und künstlichen Steinen erfolgreich sich angeschlossen. Die Wurzeln anderer Industrien lagen in den unabsehbaren Forsten der weiteren und den Korngefilden der nächsten Umgebung. Durch die Weidenwerder des Stromes wohl angeregt, aber bald auch durch Rohstoff aus weiterem Umkreis genährt, war die Korbwarenindustrie, die unterhalb Oppeln zwischen den Mündungen von Malapane, Stober und Neiße 1000 Personen im Hausindustriebetriebe beschäftigt und jährlich Erzeugnisse im Wert von nahezu $^1/_2$ Million Mark schafft.

All diesen Zweigen der Arbeit war auch der Ausbau der Schiffahrtsstraße förderlich, für deren nachdrücklichere Ausnutzung Oppeln gegenwärtig durch eine neue Hafenanlage sich rüstet. Man hofft, daß ihr außer den Produkten der Umgebung und des ganzen Malapanegebietes auch russisches Holz und oberschlesische Kohle in bedeutenden Mengen zuströmen werden. Dieser Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens hat Oppelns Physiognomie völlig verändert, um den alten enggebauten Kern freier sich entfaltende neue Stadtteile erwachsen lassen, die von dem beengten Uferrand auf die Höhenplatte emporsteigen. Allerdings herrscht hier nicht das hastende Erwerbsgetriebe des Bergbaureviers. Nur mäßiger Wagenverkehr belebt die Straßen. Die Regierungsbezirkshauptstadt gibt dem Beamtentum die maßgebende Stelle für die ganze Lebenshaltung. Dazu stimmt auch die unverkennbare Sorge für die Steigerung der Anmut des Wohnplatzes. Freundliche Anlagen umfangen den einsam ragenden letzten Turm des alten Piastenschlosses, und hochstämmige Bäume beschatten die Inseln und spiegeln sich in den geteilten Stromarmen, die nach dem Wellenschlag rauschender Wehre ihre Wasserfläche schnell wieder glätten. Um die volle Bedeutung Oppelns als Bevölkerungszentrum zu ermessen, muß man zu seiner Volkszahl (30 100)

die der industriellen Vororte Königlich-Neudorf (4300) und Groschowitz (2500) mit hinzunehmen.

Weiter abseits liegt schon in ländlicher Stille das vormalige Kloster Czarnowanz an der Mündung der Malapane. Die Oder, welche nun in die Richtung dieses Nebenflusses einlenkt, durchschneidet bald nach dessen Aufnahme bei Döbern den letzten aus dem Diluvium auftauchenden Knollen der Oppler Kreide. Eine Staustufe des Großschiffahrtsweges zieht Nutzen von dem letzten festen Ufer, das der Strom hier darbietet, ehe er den weiten Weg durch das lockere Diluvialland antritt. Für die Wasserfülle und Leistungsfähigkeit des Stromes ist die Gegend besonders wichtig, wo ihm in geringer Entfernung voneinander rechts der Stober, links die Glatzer Neiße zuströmen. Hier wird die natürliche und geschichtliche Grenze Oberschlesiens zu suchen sein, beim Austritt der Oder aus dem nur auf dem rechten Ufer im Poppelauer Forst noch zusammenhängend erhaltenen Waldgürtel, der im 13. Jahrhundert als Grenzwald das Herzogtum Oppeln von dem Hauptteil Schlesiens trennte. Auch heute noch heben die Waldungen innerhalb des Stoberbogens von dem Ackerbaugebiet der Weide, die Kiefernheiden des Falkenberger Kreises von dem Saatland der Kreise Grottkau und Neiße mit solcher Bestimmtheit sich ab, daß für die wissenschaftliche geographische Betrachtung Oberschlesien noch immer an der alten Preseka (vgl. I 34) endet. Der wirtschaftliche Herrschaftsbereich der oberschlesischen Oderstädte reicht nicht bis ins Neißegebiet, das in unmittelbarem Zusammenhange sich an die fruchtbare mittelschlesische Ebene anschließt und unmittelbar deren Zentrum sich unterordnet, während es vom oberschlesischen Odertal getrennt bleibt durch selbständige Gebiete weit verschiedenen Charakters.

Aus dem statistischen Bilde dieses Talzugs seien folgende Züge herausgehoben:

	Fläche qkm	Wald	Bewohner	auf 1 qkm
Vom Kreise Ratibor	249	22	69200	277
„ „ Kosel	196	47	30100	154
„ „ Gr.-Strehlitz	68	9	6300	93
„ „ Oppeln	268	3	66400	248
„ „ Falkenberg	83	10	5500	64
	864	90	177400	205

Das ganze Bild ist von den früheren weit abweichend. Die Bewaldung ist auf 10 % herabgegangen und würde noch weit unter diesen Satz gesunken sein, wenn nicht das rechte Stromufer an den Mündungen von Birawka und Klodnitz auf sandigem Schwemmland einen weiten Waldstrich besäße. Anderwärts ist überall die Frucht-

barkeit des Talbodens dem Walde verhängnisvoll geworden und hat eine dichte Bevölkerung gesammelt. Auch wenn wir — ohne volles Recht! — die beiden ansehnlichen Städte ganz ausscheiden wollten, bliebe der Durchschnitt der Volksdichte hoch. Die Verteilung im einzelnen hängt stark von der Bodenbeschaffenheit ab. Über ihren Wert unterrichtet die Berechnung der durchschnittlichen Grundsteuerreinerträge für die Hauptabschnitte des Odertales innerhalb der oben (S. 31) entworfenen Grenzen; sie betragen in Mark pro ha:

	Linkes Ufer	Rechtes Ufer
Im Kreise Ratibor	21,2	11,7
„ „ Kosel	19,8	12,6
„ „ Gr.-Strehlitz	—	10,2
„ „ Oppeln	17,0	15.3
„ „ Falkenberg	12,3	—

Überall zeigt sich die überlegene Fruchtbarkeit des linken Ufers, selbst im Kreise Oppeln, wiewohl dort die Kreideplatte der Stadt Werte von 23—42 Mark pro ha in die Wagschale wirft und den Abstand vom Gegenufer merklich mindert.

Diesem landwirtschaftlichen Übergewicht des linken Ufers entsprach vor dem Zeitalter der Eisenbahnen auch der Hauptzug des Verkehrs; die Landstraße Oppeln-Ratibor berührte Krappitz und Kosel. Der Schienenweg aber unterlag der Anziehungskraft des Bergbau- und Hüttenreviers und schuf neue Zentren: gegenüber Kosel den Bahnknoten Kandrzin, gegenüber Krappitz den Hauptsitz der Kalkindustrie, Gogolin. So fällt im modernen gewerbtätigen Leben das Schwergewicht trotz Ratibors großen Werkstätten schon nicht mehr dem linken Ufer zu. Die Möglichkeit des speziellen Nachweises versagt die Beschränkung der Berufsstatistik auf die ganzen Kreise. Da die des Odertals weit nach beiden Seiten über die Talgrenzen hinausgreifen, bieten die statistischen Ziffern nur insofern speziellere Belehrung, als die Bedeutung der beiden ansehnlicheren Städte für die Industrie hindurchleuchtet. Sie nährt in den Kreisen Ratibor, Kosel, Oppeln 36, 19, 25 % der Erwerbtätigen, Handel und Verkehr 5, 5, 7, Feld und Wald 50, 61, 52 %. Bei einer Beschränkung des Umblicks auf die Talgrenzen würde der Anteil der Industrie (namentlich bei Oppeln!) mit weit gewichtigeren Zahlen hervortreten. Die Gewerbtätigkeit an der oberen Oder stützt sich seit der Beseitigung der Mühlen in Ratibor, Kosel und Oppeln gar nicht mehr auf die Wasserkraft des Stromes, sondern durchaus auf den Kraftvorrat der nahen Kohlenlager. Die Stauwerke der oberen Oder stehen lediglich im Dienste der Schiffahrt.

Der Südwesten Oberschlesiens

Das Lößland um Leobschütz.

In dem Kampfe um Deutschlands Weltstellung, den das 20. Jahrhundert zur Entscheidung bringen wird, stehen Industrie, Handel und Schiffahrt im Vordertreffen. Aber wir sollen im Glanze ihrer Taten nie vergessen, daß die tiefsten Wurzeln unserer Kraft im Bauernstande ruhen.

Max Sering.

Der Rand der Sudeten verläuft so unregelmäßig, bald weit über die Oppa vorspringend, bald erheblich hinter sie zurückweichend, daß an ihm die Grenzführung nie einen befriedigenden Anhalt fand. Die alte Bistumsgrenze hält sich weit nördlicher an die Zinna und weist dem Olmützer Sprengel Hultschin, Ratibor und Leobschütz zu. Die politische Grenze ist das Ergebnis sehr verwickelter Verhandlungen und spiegelt in ihrem absonderlichen Zuge recht deutlich den Einfluß wechselvoller Zufälle wieder. Die am 11. Juni 1742 vom Minister Podewils und dem durch Österreich bevollmächtigten Lord Hyndford zu Breslau vereinbarten Friedenspräliminarien sicherten Friedrich II. außer Niederschlesien und der Grafschaft Glatz auch den größten Teil Oberschlesiens zu mit Ausnahme des Fürstentums Teschen, der Stadt Troppau und alles dessen, was jenseits der Oppa und der hohen Gebirge liege[1]), sowie der zu Mähren gehörigen Enklaven.

War bei dieser Verhandlung Österreich in bedrängter, zu weitem Nachgeben stimmender Lage, so war diese nach des Königs Rücktritt vom Kriege schnell freier geworden, und die österreichischen Unterhändler vermochten gegenüber dem König, der es nicht auf einen neuen, lediglich auf die eigene Kraft gestützten Waffengang ankommen lassen wollte, überdies auch an genauer Kenntnis jedes streitigen Landstrichs hinter dessen bisherigen Herren zurückstand,

1) C. Grünhagen, Geschichte des Ersten Schlesischen Krieges. Gotha 1881. II. 284—316.

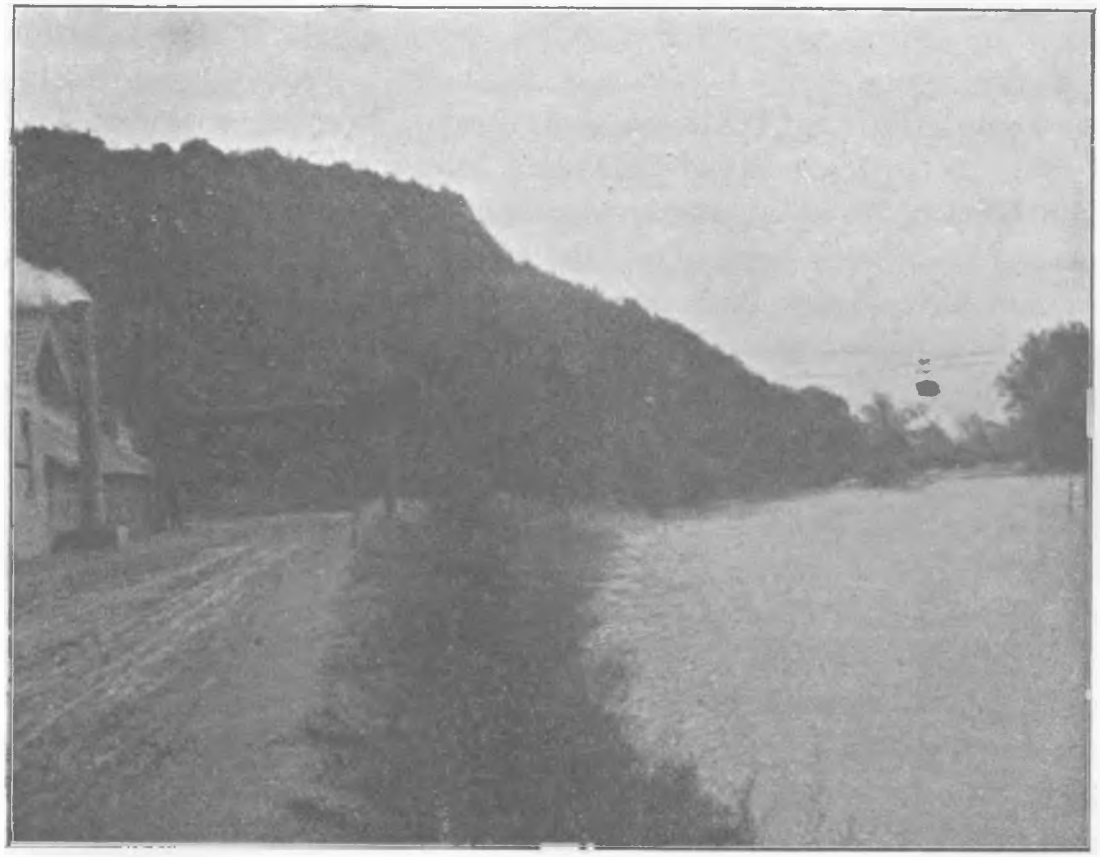
eine Auslegung der Präliminarien durchzusetzen, welche Österreichs Opfer möglichst verringerte. Sie erhielten der Kaiserin den Besitz von Jägerndorf, wiewohl dieses auf dem linken Ufer der Oppa liegt; das wurde möglich durch die dreiste Versicherung, als Hauptfluß sei die von Tropplowitz kommende Oppawitza (die Gold-Oppa), welche die Nordseite der Stadt umfließt, anzusehen. Es gelang ihnen ferner, auch den südlichen Teil des niederschlesischen Fürstentums Neiße, bis an eine mitten durch ebenes Land laufende Linie, mit Einschluß von Zuckmantel, Friedeberg, Weidenau, Jauernig und Weißwasser Österreich zu erhalten, so daß zwischen Neiße und die Grafschaft Glatz sich trennend ein bis hart an Reichenstein dringender Keil österreichischen Gebietes einschob. Vergebens versuchte der König, dafür als Ersatz die große mährische Enklave Hotzenplotz zu erlangen, die vom Jägerndorfschen aus längs des gleichnamigen Flusses bis zur Stadt desselben Namens vorspringt und die gerade Verbindung zwischen Neustadt und Leobschütz unterbricht. Er mußte sich damit begnügen, im endgültigen Vertrage (28. Juli 1742) wenigstens die mährische Enklave Katscher zu empfangen. So ist eine recht unnatürliche Grenzlinie entstanden, ein wahres Denkmal der um wenig gekannte Landstreifen feilschenden Diplomatie. Die beiderseitigen Bewohner — zum Teil Angehörige mitten durchgeschnittener Gemeinden — hatten nun die Aufgabe sich auf diese Scheide ihrer Feldmarken, so gut es ging, einzurichten.

Besonders greifbar werden die Nachteile der Zerreißung einer von Natur einheitlichen Landschaft in der Ausbildung des Netzes der Schienenwege. Sie haben auf österreichischer Seite das althergebrachte Zusammenstrahlen der Wege des Fürstentums Neiße aus allen südlichen Talwinkeln nach dessen Hauptstadt aufgegeben und umgekehrt trotz der trennenden Bergriegel eine Konvergenz der Hauptverbindungen von Weidenau und Freiwaldau bergwärts gegen den hohen Ramsauer Sattel im Westen des Altvater durchgeführt, um diese Vorposten österreichischen Gebietes an Olmütz zu knüpfen. Dem weiten halbinselartigen Vorsprung des Hotzenplotzer Ländchens bringt auf einer kleinen Sackbahn „das Zügle“ die unentbehrliche Verbindung mit Jägerndorf, während die alte Rolle von Hotzenplotz, der Brückenstadt zwischen Leobschütz und Neustadt, nur noch von einer schwach befahrenen Landstraße festgehalten wird. Die Eisenbahnverbindung der beiden preußischen Kreisstädte macht einen nördlichen Umweg über Deutsch-Rasselwitz und auf diesen Ort, hart an der Grenze, ist nun das Zusammentreffen der von Kosel und Ratibor kommenden Bahnlinien verlegt, das naturgemäß auf Neustadt fallen müßte. So

ist auf unserer Eisenbahnkarte der dem radialen Auseinanderstreben der Flußläufe von der Bischofskoppe entsprechende Straßenfächer, der ursprünglich Neustadts Bedeutung bedingte, in Unordnung geraten, seine südlichen Rippen sind verbogen oder zerrissen. Das letztere gilt auch von der auf Zuckmantel abgedrängten Verbindung Neustadts mit dem Oppatale. Dessen alter Straßenzug ist heute zur Hauptverkehrsader der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf geworden; die alten, das Tal quer überschreitenden Verbindungen dieser Orte haben an Wichtigkeit verloren.

Das gilt ganz besonders für Troppau. Der Flußübergang der „Oppa-Stadt" liegt inmitten einer weiten Bucht des südwärts zurückweichenden Gebirgsrandes; er ist das Ziel zweier mährischer Bergstraßen, die von Olmütz und von Weißkirchen aus das breite, von gewundenen Flußläufen zerschnittene Hochland des Gesenkes überschreiten. Die östlichere, welche im Mittelalter den naturgemäß der Mährischen Pforte zukommenden Verkehr an sich zog, folgte, ehe sie in die Oppa-Niederung hinaustrat, dem Unterlauf der Mohra und wurde beim Abstieg in deren Talgrund von der alten Feste Grätz (Gradec) beherrscht; noch heute thront hier überaus malerisch ein Schloß des Fürsten Lichnowsky auf einer zwischen zwei zusammenstrebenden Tälern vorspringenden Felsenzunge. Den Austritt der Straße aus dem Tale aber verengte die an den Vorsprung der felsigen rechten Talwand herandrängende Mohra zu einem wahren Torweg. Der Dorfname Branka bezeichnet hier (wie ähnlich ein Ortsname bei Nachod in Böhmen) die Lage eines alten Landestores von Mähren. Vielleicht ist seine Bedeutung älter als die des Marktes an der Oppabrücke. Jedenfalls blieb diese Straße lange eine Hauptlebensader des Verkehrs von Troppau, den, außer den Erträgnissen der fruchtbaren Nachbarschaft, namentlich der Silbergruben von Bennisch, nicht nur Erzeugnisse des Marchtales, sondern auch ungarische Waren nährten. In entgegengesetzter Richtung versendete Troppau südwärts galizisches Salz und oberschlesisches Blei, dieses bis nach Ungarn. Der von verschiedenen Gebirgsstraßen der Troppauer Brücke zuströmende Verkehr gabelte sich auf dem linken Ufer der Oppa in den Richtungen auf Leobschütz und Ratibor, Breslau und Polen. Dies alte Leben von Troppau kam im Stadtbild zum lebendigen Ausdruck durch das in der Brückenrichtung fortschreitende Wachstum der Stadt, die zwischen dem südlichen Talrand und der Oppa ihren alten Kern ausbreitete, aber jenseits des Flusses einen langen Vorort über den Rand der nördlichen Diluvialplatte hinaufstreckte. Wohl hat die Stadt bei der Trennung vom Hauptkörper Schlesiens

auf dem linken Oppa-Ufer ein Weichbild behalten, aber ihr Verkehr hat sein Gesicht nach einer anderen Seite kehren müssen. Die Oppatalbahn ist jetzt die Hauptverbindung Troppaus mit dem Weltverkehr, der wichtigste Abzugsweg für die Erzeugnisse ihres ergiebigen, auch den Zuckerrübenbau pflegenden Talbeckens und ihres vielseitigen Gewerbfleißes. Was Troppau durch seine Isolierung auf der Nordseite verlor, hat es anderseits wiedergewonnen als Provinzialhauptstadt Österreichisch-Schlesiens, dessen westlichen Teil es heute wirtschaftlich viel vollkommener beherrscht als je zuvor. Es ist eine



Die Landecke.

ansehnliche, in ihren prächtigen Bauwerken und anmutigen Anlagen großstädtischem Wesen sich nähernde Stadt, die wohl an Volkszahl (27000) hinter Oberschlesiens größeren Städten zurückbleibt, aber an Schönheit und Würde unter ihnen seinesgleichen nicht findet.

Das ungewöhnliche Verhältnis, daß ein blühendes österreichisches Gemeinwesen hart an der Landesgrenze seine Anziehungskraft auch auf einen Umkreis naher preußischer Dörfer geltend macht, wiederholt sich in verstärktem Grade noch einmal an der Landecke, nahe dem Südende unserer Provinz. Dort erwuchsen zu beiden Seiten der Ostrowitza, wenig entfernt von ihrer Mündung, auf dem Boden des

österreichischen Anteils am Kohlenrevier die drei Städte Oderfurt (Prziwos 12000), Mährisch-Ostrau (32000), Witkowitz (20000) zu einem großen durch Bergbau und Industrie belebten Bevölkerungszentrum. Es erstreckt seine Tätigkeit unmittelbar herüber auf preußischen Boden. Die konsolidierten Hultschiner Steinkohlengruben (vgl. S. 65) sind Eigentum der Witkowitzer Bergbau- und Eisenhütten-Gewerkschaft. Vom Anselmschacht an der Landecke schweben an hoch gespanntem Drahtseil die Kohlenkasten über die breite von der Oder bisweilen ganz gefüllte Stromaue nach österreichischen Werkstätten, denen ebenso wie den dortigen Gruben auch ein Teil der Arbeitskräfte der dicht gegenüberliegenden preußischen Dörfer zuströmt. Nach demselben Ziele fahren aus Ratibors Umgebung die Gärtner ihre Gemüsefrachten heran in Ausnutzung ihrer vorteilhaften Lage zwischen zwei gleich aufnahmefähigen Industriegebieten. Österreichischen Ursprungs ist auch die Grundherrschaft in diesem Landstrich zwischen Oder und Oppa. Die Wiener Geldbarone, welche die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn und einen ansehnlichen Teil der Kohlenfelder von Ostrau beherrschen, haben 1844—1856 an zwei Dutzend Rittergüter hier zusammengekauft und daraus die großen Herrschaften Schillersdorf (Nathaniel Frh. v. Rothschild) und Beneschau (Albert Frh. v. Rothschild) gebildet.

Schloß Schillersdorf mit weiträumigem durch ein Hebewerk aus dem Oderstrom bewässertem Park und berühmten Gewächshäusern ist einer der prächtigsten Herrensitze der Provinz. Das von dieser Herrschaft erfüllte Hultschiner Ländchen ist ein anmutiges aus karbonem Sandstein aufgebautes, nur mit einer lückenhaften Lößdecke überspanntes Hügelland von rhombischem Grundriß, dessen Höhen namentlich in den Steilabbrüchen des Ost- und Westendes, an der Landecke über der Oder und am Weinberg bei Hultschin, eindrucksvolle Abschnitte des Geländes bilden. Waldige Rücken wechseln mit sorgfältig angebauten Lehnen und Tälern. Den langen wohlgebauten Dorfzeilen (Petrzkowitz 2000, Ludgierzowitz 2600) sieht man es an, daß zu den mäßigen Erträgen des Bodens die Arbeit in Gruben und Hütten eine erhebliche Ergänzung liefert. Hultschin (3000) ist ein altes, ehemals stark ummauertes Städtchen mit regem Handwerksbetriebe nahe am Rande der Höhenplatte, dort wo deren hoher Vorsprung, der Weinberg, das bisher breit ausgespannte und bei Hochfluten weithin überschwemmte Oppatal zu einer von festen Hochufern umrahmten Enge zusammenschnürt. Hier lag vor den Zeiten, in denen der Verkehr der Anziehungskraft der Ostrauer Kohlenfelder zu gehorchen begann, der natürliche Übergang der geraden Straße von Ratibor nach der Mährischen Pforte.

Beneschau (1800) eröffnet bereits die Reihe der in diesem Gebiet auffallend zahlreichen Flecken, die mit städtischer Anlage um einen viereckigen Marktplatz einen Anlauf zu höherer Entwickelung nahmen, aber doch im wesentlichen dörfliche Siedelungen geblieben sind. Während all diese „Städtel" ihre Volkszahl nur langsam oder gar nicht steigern, zeichnet näher an Troppau durch ein auffallendes Wachstum das rührige Dorf Deutsch-Krawarn sich aus (3400). Die Enge seiner Feldmark hat die Bewohner seit lange daran gewöhnt, in der Fremde ihren Erwerb zu suchen; sie haben als geschickte Bauhandwerker guten Ruf; namentlich aber ist der Ort der Ausgangspunkt eines regen Hausierbetriebes, der in Breslau eingekaufte Kurz- und Schnittwaren in abgelegenen ländlichen Bezirken der verschiedensten Landschaften Deutschlands umsetzt; die Zahl der jährlich hier ausgegebenen Wandergewerbescheine beläuft sich auf etwa 600. Diese Weltläufigkeit der Bevölkerung hat die Intelligenz entschieden gehoben, auch die Germanisierung des ursprünglich mährisch redenden Dorfes gefördert.

Durch die Erschließung von Erwerbsquellen in weiter Fremde bildet dieser Ort eine recht merkwürdige Ausnahme in einem Landstrich, der mit den produktiven Kräften seines Bodens sonst seine Bevölkerung nicht nur nährt, sondern zu behaglichem Wohlstand erhebt. Mineralische Schätze sind allerdings nicht besonders reichlich im Schoße dieses Ländchens geborgen. Die Grauwacken der Kulmformation, welche in anmutigen Höhen hart an Neustadt herantreten und auch im Norden Jägerndorfs in beträchtlicher Ausdehnung die Landesgrenze überschreiten, tauchen sonst nur vereinzelt, namentlich an der Wand tief einschneidender Talfurchen unter der Decke des Diluviums ans Tageslicht; sie liefern der nächsten Umgebung nichts als einen zu Bauzwecken brauchbaren dunklen Sandstein. Unter den jüngeren Gebilden, die diesem alten Grundgebirge hier und da sich auflagern, gewinnen die marinen Tertiärbildungen wirtschaftliche Bedeutung durch ihre Gipsstöcke. Schon der nördliche Talrand der Oppa schneidet bei Dirschkowitz oberhalb Troppau einen solchen derartig an, daß ehemals hier eine bescheidene Ausbeutung betrieben werden konnte; aber das bedeutendste Vorkommen gehört dem parallel ziehenden nördlicheren Talgebiet der Troja an, eines Nebenflusses der Zinna. Wer in diesem Tale abwärts wandert, berührt schon beim Städtel Deutsch-Neukirch (1000), einer schmucken wohlhabenden Dorfschaft, und bei Kösling Stellen, an denen früher Gips gegraben wurde. Der Sitz eines bergmännischen Betriebes aber waren immer nur die Feldmarken der Stadt Katscher und des südlicher in einem Seitentälchen geborgenen

Dorfes Dirschel. An dessen östlicher Talwand, dem sogenannten Kalkberge, steht der Gips in beträchtlicher Mächtigkeit an, nur von so schwachem Deckgebirge (4—5 m) verhüllt, daß der einst mit Stollen in die beim Fackelschein zauberisch glänzenden Kristallmassen eindringende Betrieb der Gruben später ganz auf Abraumarbeit und Tagebau sich beschränken konnte. Eine um die Mitte des 19. Jahrhunderts nieder getriebene Bohrung erreichte erst in 70 m Tiefe das Grundgebirge der Kulmgrauwacke; auf ihr lag über einer dünnen Lettenschicht eine nur mit wenigen schwachen Ton- und Sandlagen durchschossene Gipsmasse von 54—60 m Mächtigkeit, eingedeckt von Tonen und Mergeln und einer schwachen Lößhülle. Neuerdings hat man mit Abteufen eines Schachtes Anstalten zu einer Ausbeutung in größerem Maßstabe getroffen und die Brüche durch ein Schienengleis mit einer neben dem Bahnhof Katscher errichteten großen Gipsmühle verbunden. Die natürlichen Bedingungen für das Gedeihen des Unternehmens liegen günstig. Nicht nur Oberschlesiens Zementindustrie, sondern namentlich die Landwirtschaft weiter Landstriche mit armem, der Zufuhr wertvoller Pflanzennährstoffe bedürftigem Boden können von der volleren Erschließung dieser Gipslager wirksame Förderung erwarten.

Für einen enger begrenzten Umkreis ist als Quelle des besten Straßenschotters der große Basaltbruch von Bieskau zwischen Deutsch-Neukirch und Dirschel wertvoll. In dem Scheitel einer Höhe, die außer dem Basalt von Komeise oberhalb Jägerndorf in dem weiten Dreieck zwischen Oppa, Oder und Hotzenplotz den einzigen Ausbruchspunkt dieses harten Eruptivgesteins bildet, hat die Steinbruchsarbeit, deren Ausbeute (jährlich 15000 cbm) die Chausseebauten der Kreise Leobschütz und Ratibor versorgt, eine weite, 5 ha messende, wohl 20 m tiefe Höhlung geschaffen, deren steile Wände über dem festen Gestein das 5—8 m starke Diluvium, zu oberst mächtigen Löß, bloßlegen.

Diese Bodenart ist die allgemein herrschende Decke dieser Landschaft, die Grundlage ihres ergiebigen Landbaus. Die Verbreitung des Löß ist bekanntlich (vgl. I 168) keineswegs auf diesen Teil Oberschlesiens beschränkt. Er bildet den fruchtbarsten Strich der rechten Oderseite am Süd- und Westhang der Muschelkalkplatte von Ujest bis zum Annaberge (II 124). Auch längs des Südrandes der Kreise Pleß und Rybnik ist er in einem ziemlich breiten Gürtel vorhanden, der aus dem Karpatenvorlande von Bielitz und Oswiencim herüberzieht bis gegen Pleß, auf die Höhen südlich von Sohrau, den Scheitel der Hügelwölbung von Pschow, um auf dem hohen Talrand gegenüber

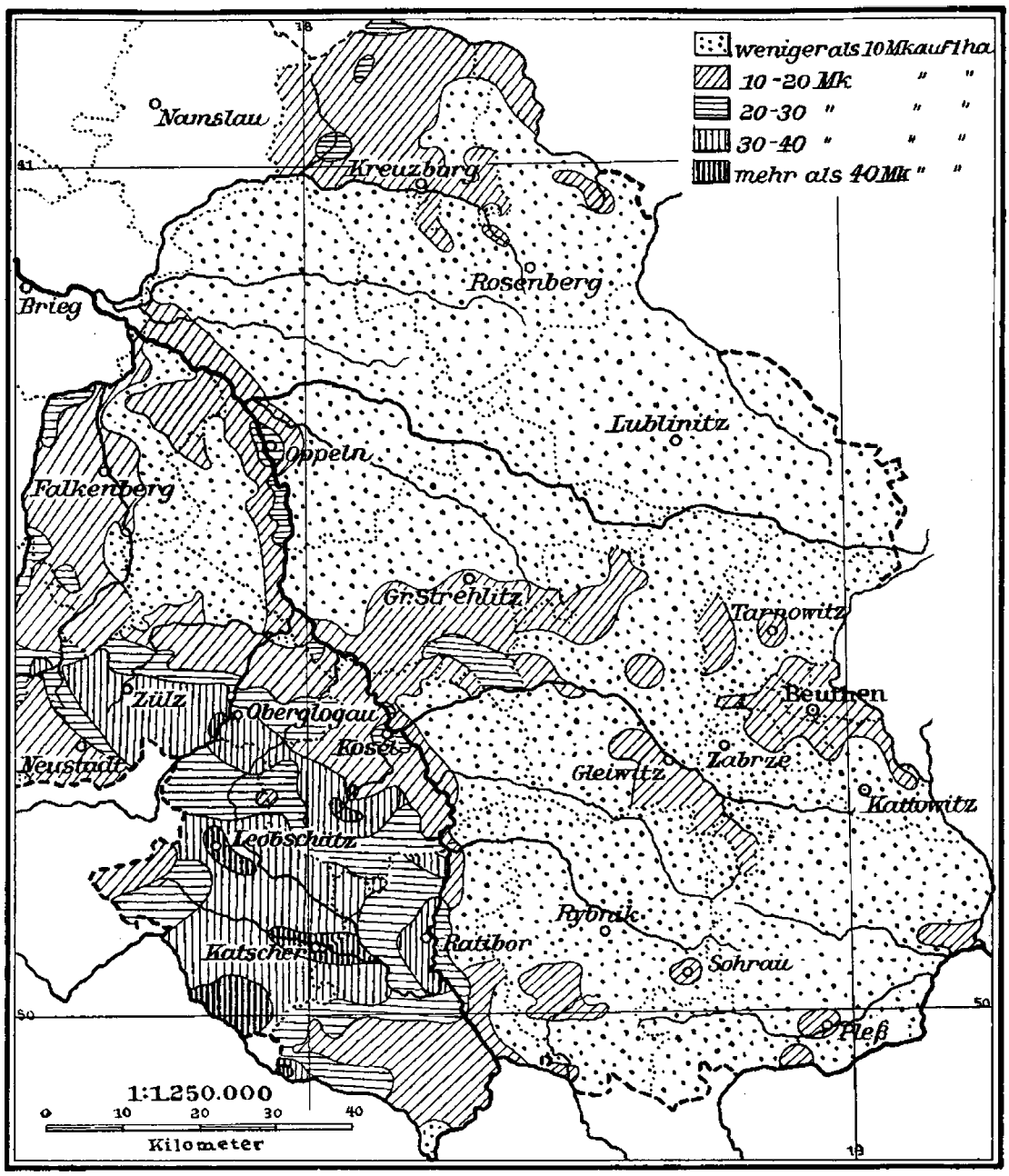
von Ratibor den Saum des Odertales zu erreichen. Aber hier lassen seine geringe Mächtigkeit und die Kälte und Nässe des undurchlässigen Untergrundes toniger Tertiärschichten seine Vorzüge nur sehr unvollkommen zur Geltung gelangen, und nördlich der Linie Ratibor-Rybnik-Sohrau bis an die Klodnitz fehlt er ganz. Diese breite Lücke seiner Verbreitung reicht nur bis zum Odertal. Links von ihm deckt der Löß, soweit nicht ältere Bildungen ihn durchragen, das ganze Land von der Oppa bis an eine Linie, die gegenüber der Birawkamündung beginnt und nordwestwärts gerichtet bei Oberglogau die Hotzenplotz, wenig unterhalb des Städtchens Zülz dessen Wasserlauf überschreitet, um bei Steinau am weitesten gegen Norden zu dringen und dann, südwestlich zurückweichend, dem Gebirgsrand sich zu nähern und ihn westlich von Ziegenhals zu erreichen.[1])

In dem größten Teile dieses Gebietes wird das Pflanzenleben der Landoberfläche durch die ansehnliche, gelegentlich auf 6—8 m steigende Mächtigkeit des Löß unabhängig von der Beschaffenheit seiner Unterlage, und auch wo diese der Oberfläche sich mehr nähert, wirkt sie in der Regel nicht schädigend ein auf die Wärme und Feuchtigkeit des an Nährstoffen reichen, sie in leicht verwertbarer Form der Vegetation darbietenden Bodens. Um von der wirtschaftlichen Bedeutung dieser Bodenverhältnisse ein scharfes, durchaus vorurteilsloses Bild zu bieten, erschien es zweckmäßig, die Abstufung der Fruchtbarkeit des Ackerlandes in ganz Oberschlesien kartographisch zur Darstellung zu bringen auf Grund der durch die Katasteraufnahme ermittelten Grundsteuer-Reinerträge, wie sie das Gemeindelexikon (1887) für die Feldmark jeder einzelnen Landgemeinde und jedes Gutsbezirks angibt.[2]) Vielleicht weckt diese Kartenskizze den Eindruck, daß in den langen Zifferreihen jenes Werkes ein Schatz von Belehrung geborgen liegt, aus dem die spezielle Landeskunde volleren Nutzen ziehen mag, als es bisher geschah. Gewiß kann durch kein anderes Anschauungsmittel eindrucksvoller der Unterschied betont werden, der das fruchtbare Leobschützer Lößland trotz seiner beträchtlichen Meereshöhe von Natur aus von dem kargen Boden des ganzen übrigen Oberschlesiens trennt. Insbesondere wird die Berechtigung einleuchten, die linke Oderseite Oberschlesiens in ein ärmeres nördliches Niederland und in eine ergiebige südliche Hochfläche zu sondern und die Benennung der letzteren von dem größten und wich-

1) Besonders deutlich ist die Verbreitung des Löß hervorgehoben auf Gürichs Geologischer Übersichtskarte von Schlesien (1 : 400000).

2) Über die Entstehung dieser Zifferwerte vgl. A. Meitzen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates. I. 1868 S. 36—44.

tigsten Teile zu entlehnen, wenn auch dessen eben betrachtete, auch auf unserer Karte scharf hervortretende Nordgrenze von dem Südsaum des Falkenberger Waldgebietes noch erheblich entfernt bleibt.



Grundsteuer-Reinerträge des Ackerlandes in Oberschlesien.

Im Landschaftsbilde dieses typischen Lößlandes, dessen sanfte Bodenwellen bisweilen am Rande der Talmulden in steilen Kanten die gelbbraune Bank ihrer Deckschicht entblößen, tritt der Holzwuchs so vollkommen zurück wie in keinem anderen Teile der Provinz. Die Waldfläche sinkt im Kreise Leobschütz auf 4% des Areals und dankt auch diesen Satz zu einem Drittel nur der planmäßigen Pflege des Leob-

schützer Stadtwaldes (929 ha), den König Ottokar 1265 der Bürgerschaft schenkte, und den die Stadt seither trotz der zweifellosen Anbaufähigkeit des Bodens als wichtigen Besitz festgehalten und anscheinend eher vergrößert als verkleinert hat[1]), während die Entwaldung der Umgebung rasch fortschritt. Nur der mittelalterliche Name des Waldes, dem die Schenkung entnommen war, Troppowica, verbürgt den ursprünglichen Zusammenhang des Stadtwaldes mit den heute schon stark eingeschränkten Wäldern um Tropplowitz oberhalb Jägerndorf.

Der Boden des Kreises Leobschütz ist vollständiger als irgend ein anderer Teil der Provinz, mit nicht weniger als 87% seiner Fläche, dem Pfluge unterworfen. Seine Fruchtbarkeit ladet zu nachdrücklicher, die Kraft der Natur gründlich ausnützender Bewirtschaftung ein. Ein Bauerngut trägt hier soviel wie ein fünf- oder zehnfach so großes Rittergut zwischen Stober und Malapane. Solche Verhältnisse sind eine gute Vorbedingung für die Entwicklung eines gesunden, kräftigen Bauernstandes. Der Gang der Dinge hat unter der Gunst äußerer Umstände wirklich zu diesem Ergebnis geführt. Seine Herausbildung verdiente eine tiefer dringende geschichtliche Untersuchung. Hier kann nur auf wenige besonders augenfällige Tatsachen hingewiesen werden.

Als Friedrich der Große Schlesien gewann und aus bisherigen Gebietsteilen Mährens und der Herzogtümer Troppau und Jägerndorf einen Kreis Leobschütz bildete, der im Norden die dem Oppeler Herzogtum gehörige Gegend von Kasimir noch nicht mit einschloß, dagegen ostwärts durch den Süden des heutigen Kreises Ratibor bis an die Oder reichte, herrschten in diesem Landstrich dieselben Verhältnisse der Erbuntertänigkeit eines mit Frondiensten belasteten Landvolks gegenüber der gutsherrlichen Gewalt, die später Josephs II. landesväterliche Fürsorge in seinen sudetischen Erblanden zu kühnem reformatorischen Eingreifen anregten.[2]) Es scheint indes, daß gerade im nördlichen Oppalande und an der Zinna die Fruchtbarkeit des Bodens die Lage der Bevölkerung günstiger als anderwärts gestaltet hatte. Denn bald nach dem Ende der Schlesischen Kriege, die auch dies gesegnete Land keineswegs verschont hatten, beginnen die Bestrebungen der Bauern, die ihnen auferlegten Dienste durch Zahlungen

1) Ottokars Schenkung umfaßte 20 Hufen. Nun ist die Größe dieser Waldhufen allerdings nicht sicher bestimmbar; aber alle Anhaltspunkte sprechen dafür, daß sie viel kleiner als 40 ha waren.

2) K. Grünberg, Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien. Leipzig 1894.

an die Gutsherrschaft abzulösen. In dem Jahrzehnt 1775—1786 gelang dies den Bauern von Pommerswitz; ihrem ermutigenden Beispiel sind sicher bald andere Gemeinden gefolgt. Aber nicht zufrieden damit, den eigenen ererbten Besitz frei zu machen von gutsherrlichen Lasten, waren manche Bauernschaften in der Lage, ihren Besitz zu erweitern auf Kosten der alten Dominien. Vielleicht hat in einzelnen Fällen schon die Trennung des nördlichen Oppalandes vom Zusammenhang mit Österreich Grundherren, die ungern unter die neue Herrschaft sich fügten oder ihren Besitz durch den Grenzzug unerwünscht zerschnitten sahen, zum Verkauf ihrer zu Preußen geschlagenen Liegenschaften geneigt gemacht. Jedenfalls aber warfen die Reformen Josephs II. auf dies Nachbargebiet einen keineswegs wirkungslosen Schatten. Schritt er zur Aufhebung von Klöstern, so zog in Preußen der Fiskus deren nun erledigte Besitzungen ein, und wenn er zum Verkauf dieser ihm in den Schoß gefallenen Domänen sich entschloß, waren von den Bemühungen um deren Erwerb mitten in langer Friedenszeit die Bauern keineswegs so bestimmt ausgeschlossen, wie dies im allgemeinen für die schwere Napoleonische Zeit bei der mitten in ihren Nöten erfolgten Einziehung der Klostergüter Preußens gelten muß. Die Besitzungen der Jesuiten allerdings (namentlich Schillersdorf) blieben Domäne und stärkten später wieder neu gebildeten Großgrundbesitz. Aber von den Gütern des aufgelösten Jungfrauenstiftes in Troppau wurden mehrere[1]) schnell von den Gemeinden angekauft und aufgeteilt. Die Erfolge solcher Anstrengungen trugen einen Unternehmungsgeist in die Bauernschaft des Leobschützer Kreises, der unter zähem Festhalten an dem einmal gewonnenen Boden die Lösung der Abhängigkeit von der Grundherrschaft am liebsten durch Auskaufen ihres Besitzstandes herbeiführte. Inwieweit diesem Streben im einzelnen Falle die Verschuldung der Rittergüter, die Erschwerung ihres Wirtschaftsbetriebes durch den Mangel an willigen Arbeitskräften zu Hilfe kam, inwieweit die Vermittelung des Kapitals die Verständigung zwischen Gutsherrn und Bauern erleichterte, könnte nur genauere Untersuchung aufklären. Sicher aber steht die Tatsache, daß in dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Dominien ihren Grundbesitz ganz oder teilweise, bisweilen auch ihre Ehrenrechte an bäuerliche Gemeinschaften veräußerten.[2]) Daß den Bauern dies Unternehmen um so besser geriet, je früher sie sich dazu

1) Sicher Hochkretscham und Klebsch.

2) Triests Topographisches Handbuch (1865) nennt die Jahreszahlen für Auchwitz (1792), Branitz (seit 1798), Dirschel (1799), Pilgersdorf (1803), Posnitz (1801), Sauerwitz (1808), Wehowitz (1791).

entschlossen, ist leicht zu verstehen. Manche Gemeinden, die so spät damit begannen, daß vor Überwindung der Schwierigkeiten die Kriegsdrangsale von 1806/7 über sie hereinbrachen, hatten mehrere Jahrzehnte schwer zu ringen und mußten bisweilen den gewagten Schritt trotz aller Opfer wieder zurücknehmen und bessere Zeiten für seine Erneuerung abwarten. Das 19. Jahrhundert brachte den Bauern keine leichteren Bedingungen des Grunderwerbs, aber mit den Regulierungen der allgemeinen staatlichen Bauernbefreiung neue Antriebe zum Aufkaufen und Dismembrieren der Rittergüter. Nur die Gemeinden, denen eigene wirtschaftliche Schwäche oder die feste Stellung der Grundherrschaft (z. B. einer so unerschütterlichen wie des Fürstbischofs von Olmütz) diesen Weg verschlossen, mußten die Ablösung ihrer Dienste und die Freiheit ihres Besitzes mit Opfern an Bodenfläche bezahlen. Die Einziehung der großen geistlichen Güter des deutschen Ordens, der Malteser-Kommende Gröbnig, des Jungfrauenstiftes zu Ratibor fiel in eine schwere Zeit, blieb aber für die Mehrung des bäuerlichen Besitzes dieser Gegend doch nicht ergebnislos. Nach mehrfachem Besitzwechsel wurden die großen und fruchtbaren Güter der Malteser doch für Bauernschaften käuflich, sobald sie in die Hand von Güterschlächtern gerieten, die aus ihrer Parzellierung ein Geschäft machten. Der ganze Gang dieser Entwicklung war abweichend von dem im übrigen Oberschlesien und drängte dem gerade entgegengesetzten Ziele zu. Während anderwärts in den beiden letzten Jahrhunderten der Großgrundbesitz gestärkt, der mittlere und kleinere fortwährend weiter eingeschränkt und seine Widerstandsfähigkeit geschmälert wurde, haben im Kreise Leobschütz die Bauern eine Menge Rittergüter verzehrt, — und sie sind ihnen sehr gut bekommen. Beschränken wir den Umblick auf den Teil des heutigen Kreises Leobschütz, der schon unter Friedrich dem Großen in diesen Kreis einbegriffen war, so sind von den 83 Dominien, die Zimmermanns „Beyträge“ gegen Ende der Regierung des großen Königs hier aufzählten, heute nur noch 28 als selbständige Gutsbezirke vorhanden, zum Teil auch nur in stark beschränkter Ausdehnung. Die übrigen sind Bauernland geworden.

Dieser Vorgang ist eine geographisch bedeutsame Erscheinung. Er reicht über die Ostgrenze des Kreises nicht weiter hinaus — als das ergiebigste Ackerland. Im Westen des Kreises Kosel sind daran nur noch die Gemeinden Koske und Autischkau, am Westrande des heutigen Kreises Ratibor die Fluren von Groß-Peterwitz, Thröm, Kranowitz beteiligt. Auf dem minder reichen Boden weiter östlich sind die weiträumigen Besitzungen des Fürsten Lichnowsky von diesem An-

schwellen bäuerlichen Besitzes unberührt geblieben, ja auf seine Kosten noch gewachsen, und die Latifundien anderer Adelsgeschlechter des 18. Jahrhunderts haben sich umgesetzt in die beiden Herrschaften des Hauses Rothschild.

Diese in der Besitzverteilung bemerkenswerte Grenze des fruchtbarsten Kerns des Leobschützer Lößlandes ist auch in der Physiognomie der Ortschaften erkennbar. Jedem Menschenfreund ist es eine wahre Freude die wohlgepflasterte Straße eines behäbigen Dorfes

Dorfstraße in Zauchwitz.

entlang zu gehen zwischen den aus freundlichen blanken Fenstern heiter dreinschauenden sauberen, und in ihrer Bauart keineswegs charakterlosen Höfen oder einmal einzutreten in das wohlausgestattete, den Ansprüchen gesitteten Lebens entsprechende Innere, das reichlich hält, was die Außenansicht versprach. Trotz trüben Morgenhimmels konnte ich es mir nicht versagen, eine solche Dorfstraße (Zauchwitz) aufzunehmen. Der Versuchung, ein Dorf im Schatten eines berühmten Herrensitzes danebenzustellen, habe ich gern widerstanden.

Die Verteilung der Ansiedelungen ist im Lößland eine ziemlich gleichmäßige. Viele schmiegen sich in die Sohle und an geschützte

Hänge und Täler, aber auch der Scheitel der zu 300 m ansteigenden Bodenwellen trägt in freier, nicht nur das eigene Gefilde, sondern eine weite Rundschau beherrschender Lage stattliche Dörfer, wie das wohlhabende Piltsch (1460), dessen südlichen Horizont die jenseits der Oppa ansteigenden Berge begrenzen. Nassiedel, das größte Rittergut des Kreises (1089 ha), eine weit abliegende Insel des Majorats Ober-Glogau, krönt eine breite Höhe der Wasserscheide zwischen Oppa und Zinna; sein Kirchturm ist eine Landmarke für einen ansehnlichen Umkreis. Aber unverkennbar üben doch auch hier die Wasserläufe, die das wellige Land durchschneiden, so bescheiden ihre Wasserführung ist, eine Anziehungskraft auf menschliche Wohnplätze. Die südöstliche Abdachung der Hochfläche schreibt den Gewässern und den ihnen folgenden Straßenzügen die Richtung vor. Der Lauf der Zinna und ihrer rechten Zuflüsse begünstigen ein Zusammenstreben des Verkehrs auf Ratibor. Etwa 12—18 km, im Durchschnitt zwei Meilen, von diesem Zielpunkt entfernt liegen in jedem der Tälchen ihre besonderen Marktflecken: an der Bielawoda die Städtel Kranowitz (2800) und — auf halbem Wege nach Troppau — Zauditz (1100), an der Troja Katscher (4100); an der Zinna das wie ein Straßendorf langgestreckte, aber zum Stadtrecht erhobene Bauerwitz (2700). Wenn dieser ungemein wohlhabende Ort die Wurzeln seiner Blüte ganz in der Fruchtbarkeit seiner Feldmark und seiner Umgebung hat, deren Erzeugnisse seine Mühle, seine Zuckerfabrik, seine Brauerei verarbeiten helfen, sind Katschers Lebensbedingungen minder einfach. Diese Stadt wird durch die enge Vereinigung mit den großen Dörfern Fürstlich-Langenau (2700), Lehn-Langenau (1340) und Neu-Katscher (870) zum weitaus bedeutendsten Bevölkerungsmittelpunkte im östlichen Abschnitt des Lößlandes. Neben wohlhäbigen Gutsbesitzern, denen der fruchtbare Boden reiche Ernten trägt, wohnen hier arme Häusler, die ihrem Gärtchen mit allem Fleiß möglichst viel Grünzeug abgewinnen. Die seit dem 17. Jahrhundert hier heimische Weberei, die in und um Katscher 2000 Personen beschäftigt, hat sich immer mit bescheidenem Gewinn begnügen müssen und ist neuerdings durch die Abkehr der Mode von ihren Haupterzeugnissen, Krimmer und Plüsch, in eine besonders schwierige Lage geraten. Deshalb haben sich in den letzten Jahren zahlreiche Weber der Fabrikation von Juteteppichen zugewendet.

Am Oberlauf der Troja ist Markt Bladen (1600) an der Leobschütz-Troppauer Straße doch ein Dorf geblieben; seine Entwicklung ward durch die unmittelbare Nähe von Leobschütz gelähmt. Dessen Lage am Oberlauf der Zinna, nicht weit von den Höhen ihres

Ursprungs, von denen andere Wasser zur Oppa, Hotzenplotz, Straduna und Troja auseinanderrinnen, war für den Verkehr günstig, weil mit der Straße längs des Gebirgsrandes, welche durch dessen Vorsprung bei Hotzenplotz bis auf die Linie Neiße-Ratibor hinausgedrängt wurde, hier die vom oberen Oppalauf vorgezeichnete Gebirgsstraße Olmütz-Freudenthal-Jägerndorf, auch die kürzeste Straße von Troppau nach Breslau zusammentraf. Leobschütz entstand als nördlichster Vorposten und Zollstätte Mährens. Sein Stadtrecht erscheint als Muster der Rechts-Ausstattung einer ganzen Reihe mährischer Städte. Ottokar II. legte durch die Schenkung des Buchwaldes, dessen alten Bestand die moderne Forstwirtschaft zumeist durch Nadelhölzer ersetzt hat, den Grund zu dem ansehnlichen Grundbesitze der Stadt, der noch heute außer dieser Waldung (929 ha) 3 Güter (315 ha) der fruchtbaren Umgebung umfaßt. Die Lage war nur auf der Südseite durch den breiten zur Versumpfung neigenden Talgrund der trägen Zinna, im Osten durch einen kleineren Einschnitt natürlich gesichert; im Norden und Westen mußte die Kunst mit Gräben nachhelfen. Über diesen mittelalterlichen Rahmen, der heute zum Teil durch freundliche Anlagen ersetzt erscheint, ist die Stadt nur mäßig hinausgewachsen. Neuerdings ist ihre Volkszahl (12600) ziemlich beständig geblieben. Mit diesem stillen, stetigen, des Behagens nicht entbehrenden Wesen stimmt die Stadt vortrefflich zu dem Gesamtcharakter des in ruhigem Arbeitsgange seines Bodens Gaben pflegenden und genießenden Landstriches, dessen bäuerliches Leben sogar dem Nordende des Stadtbildes selbst, der Langen Gasse, sein Gepräge aufdrückt. Allerdings fehlt auch industrielle Regsamkeit ihr keineswegs. Große Mälzereien und Brauereien verwerten die vortreffliche Gerste, durch die gerade dieser Kreis Ruf gewann. Namentlich aber begründeten vor nahezu 50 Jahren unternehmende Kaufleute (Holländer und Teichmann) hier Wollknüpf- und Wirk-Fabriken, welche nicht nur in ihren Fabrikgebäuden, sondern auch in der eigenen Häuslichkeit über 1000 Personen in Leobschütz und den nächsten Dörfern, gegen 4000 im ganzen Kreise, beschäftigen. Diese Industrie und die von Katscher weisen dem hervorragendsten Landbaukreise Oberschlesiens auch weitaus den vordersten Platz an im Betriebe der Hausindustrie.

In dem Dreieck zwischen Oder, Zinna und Hotzenplotz ist die Abdachung der Landoberfläche nordostwärts gerichtet; ihr entsprechend ziehen kleine Gewässer selbständig hinab zum Hauptstrom, erst die fruchtbare Lößplatte, weiterhin Ackerland von geringerem Wert durchschneidend, ehe sie in die nur noch von niedrigen Talrändern umsäumte Oderniederung eintreten. Dem Inneren dieses zwischen

den Eckpunkten Leobschütz, Ratibor, Krappitz ausgespannten Gebietes fehlt ein städtischer Mittelpunkt. Diese Lücke zu füllen unternahm in naivem Tatendrang der Sohn eines Kommandanten von Kosel, ein Kammerherr von Saß auf Borislawitz. Er baute an der Grenze des Gartens seines Rittergutes 23 meist zwei Stockwerke enthaltende massive, mit Vignetten geschmückte Häuser, nahm in sie Weber aus Mähren und Böhmen, einen Händler und etliche Handwerker auf, erwirkte dem Orte das Recht auf 4 jährliche Kram- und Viehmärkte und zierte ihn mit einem ansehnlichen Turme, der, von einer überwölbten Durchfahrt durchbrochen, als Tor für den Verkehr nach Bauerwitz und Troppau dienen sollte, aber im Volksmund nur den Namen „das Froschtor" führte; denn außer dem Zifferblatt einer Uhr war auf einer Wand das Gemälde eines von vergoldeten Fröschen belebten Tümpels zu sehen zur Erinnerung an den früheren Zustand der Örtlichkeit mit der stolzen Aufschrift: „Was aus einem Tümpel werden kann, zeiget dieses Städtchen an." Der Volkswitz hat nicht nur den von dem Begründer erstrebten Namen „Klein-Berlin" für diese Häusergruppe festgehalten, sondern auch jene monumentalen Worte umgekehrt: „Was aus einem Städtchen werden kann, zeiget dieser Frosch euch an."

Dieses immergrüne Blatt einer wahren Geschichte aus Triests Topographischem Handbuch hätte weiter in diesem Herbarium trocknen Stoffs begraben bleiben können, wenn nicht auf der nächst benachbarten Feldmark dasselbe Zeitalter für die ernste und glückliche Erfüllung des hier verfehlten Zieles lebensvollere Kräfte in Wirksamkeit gesetzt hätte mit der Begründung der Kolonie Gnadenfeld der evangelischen Brüdergemeinde. Ihr bereitete 1780 Ernst Julius von Seidlitz auf dem Dominialgrund von Pawlowitzke eine Heimstatt zur Sammlung der bisher in Oberschlesien zerstreut wohnenden Gläubigen. So erhob sich hier auf einer flachen Höhe mitten zwischen polnischen Dörfern eine kleine stadtartig gebaute Kolonie mit geraden breiten Straßen, freundlichen, von sorglich gepflegten Gärten getrennten Häusern, sauber, nüchtern und gesittet, ein Sitz eifriger und geschickter Handwerkstätigkeit, die allmählich zu bescheidenem Wohlstand sich emporarbeitete. Die ursprünglich in Erbpacht übernommenen Grundstücke gingen 1855 durch Ablösung in Vollbesitz über, nachdem schon 1787 die „Evangelische Brüder-Unität" die Dominialrechte des Ritterguts Pawlowitzke erworben hatte. Wiewohl die Gemeinde ihre konfessionelle Abgeschlossenheit nicht dauernd festhielt, sondern auch Andersgläubige in ihr sich niederließen, hat der Ort doch seinen besonderen Charakter bewahrt und ist trotz der be-

scheidenen 500 Köpfe nicht erreichenden Volkszahl ein kleines Kulturzentrum für die Umgebung geblieben.

Durch diese Kolonie empfing das deutsche Element eine Stärkung in einem Landstrich, dessen offenes Land bisher nur ein deutsches Gemeinwesen umschloß, das wenig nördlichere Dorf Kostenthal, das seit seiner Begründung (1225) seine deutsche Nationalität unverändert bewahrt hat, unter milder bischöflicher Gutsherrschaft schon im 17. Jahrhundert aller Naturaldienste sich entledigen konnte und die volkreichste (1600) und kräftigste Gemeinde dieser Gegend geblieben ist.

Unter den Bächen, welche aus dieser Ackerlandschaft dem Hauptstrom zustreben, ist die Straduna der bedeutendste. Ihr von schönen Ufergehölzen unterbrochener Wiesengrund zwischen fruchtbaren zum Ackerbau einladenden Flächen war die erste Heimstatt des Cistercienser Ordens in Oberschlesien. Allerdings hat der Leubuser Mönch, der die Besitzansprüche seines Klosters in dem Landstrich zwischen der unteren Straduna und Hotzenplotz nachträglich durch eine Urkunde ehrwürdigen Alters zu begründen unternahm, den Mund reichlich voll genommen, wenn er die älteste hiesige Schenkung des Bischofs Jaroslav an das Kloster Pforte auf 1000 große Hufen bemaß. Soviel Land ist zwischen den beiden Flüssen von der Propstei Kasimir hinab bis zur Oder überhaupt nicht vorhanden. Aber wertvoll war auch innerhalb viel bescheidenerer Grenzen der Vollbesitz, den das Kloster hier behauptete, samt den Zehnten der fruchtbaren Umgebung. Noch heute ist der Herrensitz, der nach der Säkularisation sich in dem alten Stift eingenistet hat, umfangen von einem prächtigen Eichenpark mit ehrwürdigen Baumgestalten, eines der anziehendsten Bilder dieser gesegneten Landschaft.

Während Zinna und Straduna, die Kinder welligen Hügellandes, friedlich in ihrer bescheidenen, schmalen Bodenfurche dahinziehen, bildet die im Gebirge wurzelnde Hotzenplotz einen viel breiteren Einschnitt im Gelände. Bleibt auch dem von den Höhen rasch niederschießenden Wasser starker Gebirgsregen oder ausgiebiger Schneeschmelze in dem Vorland durch dessen mäßiges Gefäll eine bedeutendere Vertiefung seiner Wegspur versagt, so greift es doch mit seinen kurzen Windungen bald das rechte, bald das linke Ufer derartig an, daß der Talzug zu allerdings ungleicher, aber oft sehr ansehnlicher, 1 km übersteigender Breite ausgearbeitet wird. Die Hochfluten bringen im Wechsel seeartiger Ausbreitung und enger zusammengefaßter Strömung die ungleiche Entwicklung des Talquerschnittes besonders auffallend zur Geltung. Sie werden dies auch künftighin tun, denn

die Deichbauten der jüngsten Zeit sichern nur die Ortschaften möglichst gegen jedes Hochwasser, die Wiesengründe des Tales aber nur gegen allzuhäufige Überflutung bei mäßigem Hochstand, während man es nicht für zweckmäßig erachtet, auch den besonders starken Hochfluten ein Übertreten ganz zu wehren. Wiewohl sachkundige Pflege schon viele Windungen des wilden Bergflusses gerade gestreckt, die Ufer gefestigt, die allzu verwickelten Verzweigungen möglichst beschränkt hat, ist der durch zahlreiche Mühlwehre gestaute und oft von langen Mühlgräben begleitete Fluß noch heute kein ungefährlicher Nachbar der Siedelungen. Ja bisweilen erschweren die Eingriffe moderner Bautätigkeit die Lage. Von den beiden Eisenbahnen, die sofort nach dem Eintritt der Hotzenplotz in preußisches Gebiet ihr Tal überschreiten, um auf seinem linken Ufer bei Deutsch-Rasselwitz zusammenzutreffen, geht nur die südlichere Ratiborer Linie, von den hohen Bogen eines stattlichen Viadukts getragen, senkrecht gegen die Stromrichtung auf kürzestem Wege quer durch das Tal, die Koseler schneidet oberhalb Oberglogau das Tal ungünstig in einem spitzen Winkel; ihr Damm muß hemmend und einseitig ablenkend auf den Zug des Hochwassers wirken.

Der bedeutendste Ort an der Hotzenplotz ist Oberglogau, auf dem hohen rechten Talrand gerade da gelegen, wo die fruchtbare Lößdecke zu Ende geht, am Übergang der Straße Kosel-Neiße, zugleich eine passend gelegene Station zwischen Oppeln und Leobschütz. Vielleicht war die Ergiebigkeit des Bodens für die am Sitze ihrer Herrschaft von minder begünstigten Strichen umfangenen Herzöge Oppelns ein weiterer Anlaß, hierher eine Burg zu legen und neben ihr 1275 ein Städtchen ins Leben zu rufen, ein Gegenstück des mährischen Leobschütz. Weinberge zierten den Talrand zur Freude der rauheren Kehlen eines härteren Geschlechts; sein unverzärtelter Geschmack hat in den Reben des Stadtwappens und in den Namen der Weingasse Denkmäler hinterlassen. Aber wie der Wein des Städtchens ist auch sein Leben nie zur vollen Kraft und Freudigkeit gediehen. Schon in gedrückter Lage kam es als Mediatstadt um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter die Pfandherrschaft, gegen sein Ende unter die Herrschaft des emporkommenden kräftigen Adelsgeschlechtes, dessen mächtiger Schloßbau aus den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges nun von der höchsten Anschwellung des Talrandes neben dem Turmpaar der Hauptkirche beherrschend die von dem Park erfüllte nächste Strecke der Talaue übersieht. Während die Majoratsherrschaft des Reichsgrafen von Oppersdorff, zu dem größten, wertvollsten Besitz in dem ganzen fruchtbaren Teile Oberschlesiens

sich entwickelte, sahen die Bürger ihr Ackerland großenteils übergehen in die Hand der Bauern benachbarter Dörfer. Seit Oberglogau 1818 aufhörte Kreisstadt zu sein, ist es hinter den benachbarten Städten allmählich weiter zurückgeblieben und in einen auch an der Volkszahl (5600) merklichen Stillstand geraten.

Die Dorfschaften des umliegenden Lößlandes sind trotz der Gleichheit des fruchtbaren Bodens in recht verschiedener wirtschaftlicher Lage. Im allgemeinen aber ist, auch in den Dörfern polnischer Zunge, ein kräftiger Bauernstand mit unverkennbarem Selbstbewußtsein vorhanden. Ein stolzer Kirchenbau, wie der des polnisch redenden Dorfes Deutsch-Müllmen, ist nicht nur ein lautes Bekenntnis kirchlicher Gesinnung, sondern auch ein Zeugnis tatkräftigen Gemeinsinnes. Wem es vergönnt ist, an der Seite eines langjährigen Kenners dieser Landschaft in das Leben dieser Gemeinden einen Blick zu werfen, dem bieten die starken Dörfer oft anziehendere Fragen als die zwischen ihnen liegenden Städtchen ohne lebendige Triebkraft der Entwicklung. Auch das Merkwürdigste an Zülz gehört der Vergangenheit an. Neben einem älteren slavischen Dorfe wurde hier das älteste Dorf deutschen Rechtes im Oppeler Herzogtum begründet; schon 1225 tritt es urkundlich als rechtliches Muster für die Aussetzung anderer Dörfer unter dem Namen Bela auf, der dem Wasserlauf entlehnt war. Unter dem Schutze einer herzoglichen Burg erwuchs auch hier ein Städtchen, das nach der allgemeinen Vertreibung der Juden (1582) ihnen eine Zuflucht bot und dadurch zum Sitz eines ausgebreiteten Kleinhandelsbetriebes wurde. Diese starke jüdische Gemeinde, die noch am Anfang des 19. Jahrhunderts die Hälfte der Bewohnerschaft ausmachte, ist nun auf wenige Familien zusammengeschmolzen, die nur mit Zuziehung von Glaubensgenossen aus der Umgegend unter Mitwirkung eines österreichischen Rabbiners ihre Festgottesdienste in dem noch manch altes Prunkstück bewahrenden Gotteshause aufrecht erhalten. Das Städtchen, das eine scharf sich abhebende Höhe des Talrandes krönt, ist heute (2850) nicht viel größer als vor hundert Jahren. Die Nebenbahn, die es einerseits an Neustadt, anderseits über Krappitz und Gogolin an die Hauptverkehrslinie Oberschlesiens anschließt, durchschneidet, aus dem Lößland heraustretend, den minder fruchtbaren nördlichen Teil des Neustädter Kreises. Aber das Land längs des Zülzer Wassers, an welchem die großen Herrschaften Kujau mit dem prächtigen neuen Schloß Moschen des Grafen Tiele-Winckler und Dobrau des Grafen Seherr-Thoß sich aneinanderreiben, gehört immerhin noch zu den besseren Ackergründen Oberschlesiens.

Auch der dritte Flußübergang der Straße Kosel-Neiße, der über

die Falkenberger Steine, hat ein „Städtel“ in das Leben gerufen, den Marktflecken Steinau (1650), in recht fruchtbarer Gegend, deren Erträge die Ackerbürger in die Lage setzten, 1784 das Dominium in Parzellen aufzukaufen.

Die Flüsse Hotzenplotz, Zülzer Wasser (Biala) und Steine gehen nach Osten, Nordosten, Norden radial auseinander von einem Mittelpunkte am Gebirgsrande, der schon dadurch, aber auch durch seine leichte Verbindung mit der nördlichsten Quellader des wichtigen Oppalaufs und ganz besonders durch den weitesten für den Hauptstraßenzug des Bergrandes unvermeidlichen Vorsprung des Gebirges zu einem Knotenpunkt der Wege berufen erscheint. Dort ist die größte Stadt des südwestlichen Oberschlesiens erwachsen: Neustadt O/S (20 100) an der Prudnik, dem westlichen Quellfluß der Hotzenplotz, während die diesem Flusse gleichnamige Stadt eine schmale Höhenplatte am linken Ufer des östlicheren, Ossa genannten, Quellbaches bedeckt. Wie störend der Grenzvorsprung von Hotzenplotz den geraden Verbindungsweg zwischen Leobschütz und Neustadt unterbricht, wurde schon oben (S. 153) hervorgehoben. Vielleicht hat diese Trennung durch einen Streifen fremden Gebietes auch ein wenig beigetragen zu der durchaus verschiedenen Entwicklung der benachbarten Kreisstädte. Neustadt liegt nicht mehr auf Löß, sondern auf einer Zunge von Gebirgsgeröll, die in das Lößland vordringt. Diese Zunge wird von dem tief einschneidenden Tale der Prudnik auf drei Seiten, im NW, NO und SO derartig umfangen, daß sie vor der Zeit der wirksamen Fernwaffen eine natürliche Feste war. Die Burg Wogendryssel, von der die Stadt noch heute einen Rest im Heidenturm bewahrt, mag der Kern gewesen sein, um welchen die erst an der Schwelle des 14. Jahrhunderts nachweisbare Stadt erwuchs. Schon im selben Jahrhundert beginnt die Entwicklung des Landbesitzes der Stadt, der noch heute bedeutend ist (1842 ha); er umfaßt nicht nur eine geräumige Waldung auf den Höhen des Gebirgsrandes, die so nahe und lockend in die Stadt hineinschauen, wie es keiner anderen Oberschlesiens beschieden ist, sondern auch Güter in dem Vorlande des Gebirges. Aber der wesentlichste Hebel des Aufschwungs von Neustadt ist seit lange die Industrie. Neben dem Ungarwein, dem wichtigsten Erzeugnis, das die beschwerliche Zufuhr über das Gebirge lohnte, wird Garn schon unter Österreichs Herrschaft als eine von hier vertriebene Ware genannt. Und unter Friedrich dem Großen treten statistische Nachweise auf über den starken Anteil, den Weberei, Tuchfabrikation und Spitzenklöppeln an der Ernährung der Bevölkerung hatten, die 1784 mit 3300 Einwohnern höher stand als in irgend einer anderen Stadt

Oberschlesiens. Nach Jahrzehnten langsamer Entwicklung begann dann vor der Mitte des 19. Jahrhunderts eine neue Periode rascheren Wachstums. Daran war hauptsächlich die Begründung der großen Leinen- und Damastkunstwebereien von S. Fränkel und J. Pinkus beteiligt, die auch in weiterem Umkreise bis nach Ziegenhals, Tropplowitz, Katscher, Friedland anregend auf die Betriebsamkeit von Tausenden fleißiger Hände gewirkt haben. Diese Fabriktätigkeit und das in Neustadt besonders verbreitete Schuhmachergewerbe, das die Jahrmärkte Oberschlesiens versorgt, bilden Hauptgrundlagen der Ernährung des Volkes. Unvermeidlich prägt dieser Gewerbebetrieb dem Leben der Stadt einen von den benachbarten Städten bestimmt abweichenden Charakter auf. Bei der wirtschaftlich beschränkten Kraft ihrer Arbeiterbevölkerung ist der ansehnliche Kämmereibesitz doppelt wertvoll.

Neustadt liegt der Landesgrenze so nahe, daß schon ein Spaziergang von 5 km ins nächste österreichische Weinhaus führt. Die neuen Anlagen der Südwestseite reichen bis nahe an den Rand der Hügel, von denen in einer eines Lustschloßes würdigen Lage die Strafanstalt der Kleriker am Hange des Kapellenberges weit ins Land hinausschaut. Die Südwestecke des Kreises am Schloßberg liegt in unmittelbarer Nachbarschaft der Bischofskoppe. Dieser das Vorland beherrschende und teilende Vorsprung des Bergrandes zwischen Neustadt und Ziegenhals, zwischen der Falkenberger Steine und der Freiwaldauer Biele hat einst der Bistumsgrenze der Sprengel Olmütz und Breslau als Stütze gedient; er eignet sich auch vortrefflich für die natürliche Abgrenzung Oberschlesiens. Wenn auch die Höhen festen Gesteins die Verbindungslinie zwischen Neustadt und Ziegenhals nirgends überschreiten, zeichnen doch hier die Talzüge und die ihnen folgenden langgestreckten Dörfer die Trennung zwischen dem Herrschaftsbereich von Neiße und Neustadt eine Strecke weit überaus deutlich vor. Während von den Zuckmanteler Höhen die langen Straßenzeilen Dürrkunzendorf-Ziegenhals-Langendorf-Deutsch Wette und Ludwigsdorf-Neu Walde stracks nördlich der Neiße zustreben, strecken sich ostwärts ins Wassergebiet der Prudnik die hart am Bergfuße entlang ziehende Dorfreihe Langenbrück (2100) — Gräflich Wiese (2100) und in nördlicherer Lage ebenso eng verwachsen Schnellewalde (2100) — Achthuben. Man sieht zwei getrennte Kolonisations-Strömungen mit diametral verschiedenen Fronten aufeinander stoßen. Auch in das Erwerbsleben dieser Dörfer trägt die industrielle Regsamkeit der nahen Kreisstadt einen die alten ländlichen Verhältnisse verschiebenden Zug.

Solche Tatsachen darf man nicht übersehen, auch wenn das

statistische Bild des südwestlichen Oberschlesiens sie in den Umrissen einer oberflächlichen Übersicht noch nicht erkennen läßt.

	Fläche	Wald	Bewohner	auf 1 qkm
	qkm			
Vom Kreise Ratibor	494	65	69400	140
„ „ Kosel	302	22	32000	106
Kreis Leobschütz	690	30	84150	122
Vom Kreise Neustadt	642	47	90100	140
	2129	164	275600	129

Diese Gleichmäßigkeit der Volksdichte ist auffallend. Das durch die Zusammenfassung ansehnlicher Räume verflachte Bild gewinnt erst Leben, wenn man den Anteil des Kreises Neustadt weiter teilt, von seiner Hauptmasse die durch den Eingriff der Landzunge von Hotzenplotz isolierte Südwestecke bis zu den ihr noch angehörigen Dörfern Leuber, Buchelsdorf, Schnellewalde absondert.

Umgebung von Neustadt	144	25	33800	236
„ „ Zülz und Oberglogau	498	22	56300	113

Dann erkennt man sofort die Sonderstellung, welche das Weichbild von Neustadt mit seiner starken industriellen Bevölkerung einnimmt, und sieht, wie die Gegend von Zülz und Oberglogau mit ihrem rein ländlichen Charakter sich in der Volksdichte nicht wesentlich von dem Anteil des Kreises Kosel unterscheidet, vielmehr ganz wie dieser in der Bevölkerungsdichte, wie in der Fruchtbarkeit, hinter der südlichen Nachbarschaft zurückbleibt.

Auch die Waldarmut des lößbedeckten Gebirgsvorlandes im Gegensatz zu dem holzreicheren Gebirgsrand wird nun deutlicher herausgehoben. Nur die Inseln und Halbinseln des Grauwackengebirges erhöhen den Durchschnitt der Waldbedeckung des südwestlichen Oberschlesiens noch auf nahezu 8 %; im echten Lößland ist sie nur halb so groß. Die Pflugschar ist das Wahrzeichen dieses Landes (vgl. S. 161).

Der Durchschnittssatz des Grundsteuer-Reinertrages des Ackerlandes (32,1 Mk.) steigt im Kreise Leobschütz hoch über den sonst in Oberschlesien erreichbaren Stand, genau auf das Doppelte des Durchschnitts des Regierungsbezirkes Oppeln, wiewohl dieser noch die guten Kreise des Neißegebietes mit einschließt. Von allen schlesischen Kreisen stehen über dem Leobschützer in dieser Beziehung nur acht Kreise der mittelschlesischen Ackerebene und der unter besondere Bedingungen gestellte Stadtkreis Görlitz. Inwieweit — dank der

Verbreitung des Löß — auch die Nachbarkreise an diesen günstigen Erträgnissen Anteil haben, lehrt die Karte (S. 160). Ein Merkmal des ländlichen Wohlstandes in diesem Gebiete ist auch der Bauzustand der schmucken Dörfer. In keinem Kreise der ganzen Provinz hat das kostspielige Schieferdach eine so unbedingte Vorherrschaft gewonnen unter völligem Zurücktreten der feuergefährlichen Bedachungen.[1]) Der Großgrundbesitz tritt hier entschieden zurück hinter Gütern mittlerer Größe. Das Güteradreßbuch weist den Besitzungen von mehr als 200 ha in diesem Kreise nur 11 % seiner Fläche zu. Die Berufsstatistik bestätigt das Übergewicht der Land- und Forstwirtschaft (51 %) über Industrie (26 %) und Handel (5 %). Im Kreise Neustadt lauten dieselben Zahlen 51, 29, 5. Aber die für den oberflächlichen Blick übereinstimmenden Ziffern decken, wie wir sahen, erhebliche Verschiedenheiten, zu deren scharfer Beleuchtung das der Öffentlichkeit vorliegende Material nicht genügt.

1) Preußische Statistik 146, II, 1898, S. 152.

Der Nordwesten Oberschlesiens.

Das waldreiche Gebiet um Falkenberg.

Still ruht die Flur, um ferner Berge Saum
Das Abendrot den Purpurmantel schlägt,
Ein leises Wehen geht durch Busch und Baum,
Des Weihers Spiegel flimmert unbewegt.

Georg Frh. v. Dyherrn.

Wie dem Bergbau- und Hüttenrevier Oberschlesiens nördlich unmittelbar benachbart die menschenarme Waldung um Malapane und Stober sich ausspannt, so geht das stolzeste Bauernland der Monarchie nordwärts in einen ärmeren Landstrich über, dessen Kern weite Kiefernheiden füllen. Nur den äußeren Rahmen längs Neiße und Oder bilden auch hier gute Ackerflächen, und zwischen diesen beiden Flüssen ist in die waldreiche Landschaft das Wiesental der Falkenberger Steine eingelegt, in seiner mittleren Strecke umkränzt von Teichen und Moorgründen.

Es ist ein stilles, von den Hauptverbindungen Breslaus und Oppelns mit Mähren allzeit umgangenes Ländchen. Erst war es ein Stück des Grenzwaldes zwischen Ober- und Niederschlesien. Spät und nicht in vollem Strome drang die Siedelung in dies Waldland ein, dessen Umfang auf allen Seiten allmählich eingeschränkt wurde. Weder mineralische Schätze noch Striche hervorragender Fruchtbarkeit kräftigten die Wurzeln der Wohnplätze. In beschaulicher Abgeschiedenheit entwickelten sie sich. Auch das Zeitalter der Eisenbahnen besann sich lange, ehe es die begehrte Bahnlinie diesem Landstrich bescherte, der lange als eine besonders weite Masche in dem Netz ihrer Schienenfäden sich ausnahm. Wiewohl eine geschickte Hand 1880 eine Eisenbahn Oppeln-Neiße in die Reihe der Meliorationsbahnen der für eine ganz andere Landschaft sorgenden Notstandsvorlage einzufügen wußte, vergingen doch noch sieben Jahre, ehe der erste Klingelzug durch die Forsten und Moore von Falkenberg hindurchrauschte. Und auch seither nährt diesen Verkehr fast nur die leichte Befriedigung der örtlichen Bedürfnisse; ein Durchgang

größerer Verkehrsströmungen von allgemeinerer Bedeutung bleibt auch gegenwärtig ausgeschlossen.

Wie bestimmt die Oder ihre beiden Ufer auseinanderhält, ist südlich von Oppeln besonders deutlich, wiewohl die Oppeler Kreide — ebenso wie bei Krappitz der Muschelkalk — zu beiden Seiten des Stroms zu Tage tritt und auf eine schmalere Entwicklung der Talfurche hinwirkt. So lebhaft das Zusammenschießen vieler Verkehrsstrahlen Ufer und Strom in Oppeln gestaltet, so weltvergessen liegen die Dörfer und das einzige Städtchen über dem linken vom Strome gemiedenen Talrand. Fiel dieser bei Rogau, am Austritt der Oder aus der Muschelkalkschwelle, ganz unmittelbar mit dem Saume der großen Forsten zusammen, so schaltet sich wenig nördlicher bei Proskau zwischen beide ein schnell an Breite gewinnender Landstreifen ein, in welchem aus der Diluvialdecke sowohl tertiäre Tone, wie die Mergelkalke der Oppeler Kreide heraustreten. Die Tonlager gaben dem letzten Sproß des Adelsgeschlechtes von Proskau 1763 den Mut zur Begründung einer Fayence-Fabrik, die trotz wiederholter Besitzwechsel und Veränderungen des Arbeitszieles bis 1850 sich behauptet hat. Später gewann die Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse der 1783 in Staatsbesitz übergegangenen Domäne Proskau in ganz anderer Richtung Wert bei der Einrichtung einer höheren landwirtschaftlichen Lehranstalt in den Räumen des alten Schlosses. Die Domäne bot in seltener Vereinigung losen Sandboden, sandigen und fetteren Lehm, schweren Ton und Letten, die mürbe Verwitterungskrume des Mergelkalkes und daneben fruchtbaren Aueboden. Hier war Gelegenheit die Leistungsfähigkeit jeder Bodenart vor den Augen des Lernenden zu erproben, die ihr angemessene Fruchtfolge in Wirksamkeit zu setzen. Damit paarte sich eine Reihe anderer in einer Großstadt nie erzielbarer Gelegenheiten landwirtschaftlicher Ausbildung: ein milchwirtschaftliches Institut, das nicht nur mit einer Modellkammer und einem Laboratorium, sondern mit einem wirklichen Wirtschaftsbetriebe auf Grund eines erlesenen Viehstandes arbeitete; ein pomologisches Institut, dessen Baumschule, Obstmustergarten, Obstpark und Park von Schutzgehölzen die Wege wiesen, auch im Klima Oberschlesiens Erfolge in der Obstbaumpflege zu erzielen. Nimmt man die unmittelbare Nachbarschaft einer großen Forstverwaltung hinzu, so wird man immerhin auch heute noch zweifeln dürfen, ob für den Verzicht auf die der Akademie Proskau gebotene lebendige Fühlung mit Natur und Praxis das landwirtschaftliche Studium im engen Anschluß an eine Universität vollwertigen Ersatz gefunden hat. Sicher ist durch die Aufhebung der Akademie diesem Landstreifen ein Brenn-

punkt deutschen Geisteslebens genommen worden, für dessen Erlöschen das vereinzelte Fortbestehen des Pomologischen Institutes, einer Molkerei und Käserei und die Neubegründung eines Lehrerseminars doch nur unzulängliche Entschädigung leisten können. Die Bevölkerung des Marktfleckens (2250) nimmt ab.

Die wellige Höhenplatte von Proskau, die sich um etwa 40 m über das 150 m hohe Odertal erhebt und ihm eine ziemlich steile Kante zukehrt, von deren Höhe die weißgetünchten Häuser der grade am Rande sich dichter scharenden Dörfer weit in die Ferne schimmern, wird auf der Westseite des Fleckens durchfurcht von dem gleichnamigen Flüßchen, das in breitem, mitunter zur Versumpfung neigendem Wiesentale dem Hauptstrom parallel zieht, um erst nördlich von Oppeln in die Stromaue herauszutreten und seine Vereinigung mit der Oder nun noch etwas weiter als früher bis unterhalb der Staustufe Oderhof zu verzögern. Auch außer dem Tale der Proskau umschließt die weiter nordwestlich immer vollständiger aus tertiären Sanden und Tonen aufgebaute, die Kreidemergel selten mehr entblößende Höhenschwelle des linken Oderufers zahlreiche sanfte Vertiefungen, die ehemals meistens Teiche umschlossen, jetzt aber beinahe sämtlich entwässert und dem Feldbau allein überantwortet sind. Die Braunkohlenlager, welche das Tertiär hier enthält, sind so mächtig, daß ihre Ausbeutung in jeder anderen, nicht so reich mit besserem Brennstoff versehenen Gegend lohnen würde. Aber hier führt dieselbe Eisenbahn, die diese Lagerstätten berührt, die überlegene Kohle des oberschlesischen Beckens mit Vorzugstarifen zu siegreichem Wettbewerb heran.

Das fruchtbare Land, welches die Bahnlinie durchschneidet, umschließt mitten zwischen kräftigen Bauerndörfern auch einen bedeutenden Großbesitz, die Herrschaft Dambrau des Grafen Hochberg. Der Schloßbau, der aus anmutiger Parklandschaft malerisch herausblickt, entstammt der auch sonst in Oberschlesien durch stattliche Bauten des Adels bemerkenswerten Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges. Während die Bahnlinie Oppeln-Brieg, um ein minder gegliedertes, flacheres Gelände zu finden, von dem Talrand der Oder weiter nach Südwesten abrückt und ihren Neiße-Übergang bei Löwen vollzieht, hielt die alte Landstraße sich an die den Talrand des Stromes krönende Dorfreihe und traf die Neiße an der letzten starken Verengerung ihrer Talaue bei dem von der Natur recht deutlich vorgezeichneten Brückenort Schurgast. Das ist ein sehr alter Ort (1223 Scorogostow most). Aber selbst die Verleihung des Stadtrechts durch Friedrich den Großen hat ihm nicht

entscheidend aufgeholfen. Auch wenn man seiner Volkszahl (1000) die des Schloßbezirkes und der Gemeinde Weißdorf zufügt, an deren Höhenrand Braunkohlenfunde einst Hoffnungen weckten, steht dies ganze kleine Bevölkerungszentrum (1800) hinter dem nahen Löwen wesentlich zurück.

Die Fluren der Landbauzone zwischen Proskau und Schurgast begrenzt im Südwesten überall ein Waldgürtel, dessen nördlicher Teil zwischen Dambrau (1454 ha) und der Falkenberger Teichlandschaft nur wenige Kilometer breit ist, während der südlichere zu einem der größeren geschlossenen Waldgebiete der Provinz sich abrundet (vgl. I. 271). So gering der Niveauunterschied ist, läßt sich doch erkennen, daß hier eine mit manchen Dünenwellen bis zu einer Oberflächenhöhe von 208 m anschwellende Decke von Diluvialsand mächtig genug sich ausbreitet, um die Unterlage der tonigen Tertiärbildungen außer Fühlung zu bringen mit der Vegetation. Nur gegen die Ränder, namentlich den westlichen, verrät die sich steigernde Neigung zur Moorbildung die Nähe der undurchlässigen Unterlage. Durch den Ankauf der zuletzt einem Grafen Dietrichstein gehörigen Herrschaften Proskau und Schelitz (Chrzelitz) gewann der Staat 1783 eine der wertvollsten, zum besten Bestande entwicklungsfähigen Waldungen. Auch nach der Abtretung von 625 ha des spitzwinklig in das fiskalische Gebiet eingreifende Sedschützer Servitutswaldes an die Herrschaft Oberglogau zur Ablösung der ihr zustehenden Bau- und Brennholz-Berechtigung (1796) umfassen die kgl. Oberförstereien Proskau und Schelitz noch 12363 ha. Beschränken wir den Umblick nur auf die damit fest zusammenhängenden Waldflächen der Herrschaften Tillowitz (mit Ochotz 7247 ha), Kujau (davon nur Polnisch-Rasselwitz), Dobrau, Rogau, Adelig Dombrowka, so gewinnt man für den geschlossenen südöstlichen Teil des Falkenberger Waldgebietes einen Block von 230 qkm. Er umschließt auf frischem, etwas lehmigem Sandboden herrliche Hochwaldbestände, in deren Zusammensetzung die Kiefer mit 80 % entschieden vorwiegt, aber auch die Fichte reichlich und die Eiche mit besonders schönen Stämmen vertreten ist. Der Pflege des Waldes, namentlich der Sorge für die Entwässerung überfeuchter Mulden ist es gelungen, die früher recht ausgedehnten moorigen Striche mit schlechtem Holzwuchs immer weiter einzuschränken. Auch die Befreiung des Waldes von den früher auf ihm ruhenden Servituten ist der Schönheit dieser Forsten sehr zu statten gekommen. Ein Denkmal der alten Zusammengehörigkeit der Herrschaften Proskau und Schelitz ist im königlichen Forst noch die Richtung der Linien der Waldeinteilung in Jagen. Ihre Grundlinie ist der

alte Durchhau, der in schnurgerader von Nordost nach Südwest gerichteter Linie die Schlösser Proskau und Chrzelitz verband. Für die Erhaltung und Mehrung des schönen Hochwildstandes dieses weiten Waldgebietes war es von Wichtigkeit, daß die Herrschaft Tillowitz 1847, ehe die dem Wildstand anderwärts verhängnisvolle Zeit hereinbrach, 8000 Morgen ihrer Waldung hatte umzäunen lassen und 1869 Graf Frankenberg eine ursprünglich ungetrennte einheitliche Einhegung der Tillowitzer und der anstoßenden Königlichen Waldungen (einer Wildbahn von mehr als 180 qkm) durchsetzte; später hat er dann doch eine gesonderte Einzäunung seines Besitzes zweckmäßiger gefunden. So hat sich ein schöner Stand an Hirschen, Rehen, auch Damwild hier gehalten. Nur das Schwarzwild machte sich so lästig, daß auf seine Erhaltung verzichtet werden mußte.

Im Westen dieses großen Waldgebietes zieht der wichtigste Gürtel der ganzen Landschaft dahin, das Tal der Steine. Von ihrem ganzen wenig nördlich von Neustadt bei Schnellewalde beginnenden Laufe fällt nur das Quellgebiet mit dem gleichnamigen Flecken in das Lößland vor dem Gebirgsrande; unweit von Klein-Schnellendorf, wo ein Denkmal Friedrichs des Großen an den für Schlesiens Erwerbung wichtigen Vertrag vom 9. Oktober 1741 erinnert, tritt die Steine in den Kreis Falkenberg ein. Wer auf der Karte die dem Meridian recht beständig folgende Richtung ihres Laufes sieht, dessen untersten Teil die Glatzer Neiße von Löwen bis zur Mündung übernimmt, der könnte meinen, hier hätte die naturgemäße Hauptstraße von Brieg nach Neustadt, vielleicht die Verbindung Breslau-Olmütz liegen müssen. Die Wirklichkeit entsprach dieser Erwartung niemals wegen der für den Verkehr hinderlichen Weichheit des Bodens in weiten Strecken des an Teichen, Mooren und Sümpfen überreichen Talzugs. Demgemäß waren die beiden erst im 14. Jahrhundert erwachsenen Städtchen an der Steine auch nicht sowohl Stützen eines ihren Lauf begleitenden Verkehrs als Brückenköpfe für die Straßen, die von Neiße aus das öde Waldland im Norden und im Süden in der Richtung auf Oppeln und Krappitz umgingen.

Städtel Friedland O/S (2100), dessen Märkte der Schwarzviehhandel belebt, liegt in der sumpfigen Aue des Flusses auf seinem rechten Ufer unmittelbar neben dem altertümlichen Schlosse, dem Sitze des Grafen Pückler-Burghauß. Auf seiner Majoratsherrschaft tritt, entsprechend dem Wiesenreichtum des Steinetales, die Pflege eines auserlesenen Viehstandes stark in den Vordergrund. Der mit Karpfen besetzte Frauenteich unweit der Stadt eröffnet die Reihe der stehenden Gewässer des Tales, die früher weit zahlreicher waren, jetzt

großenteils schon in Moore verwandelt sind und zum Torfstich einladen. Etwa 5 km nordöstlich von Friedland tritt der Fluß in das große Waldgebiet ein und erreicht nach weiteren 5 km die Grenzen der Herrschaft Tillowitz.

Das ist der einzige Großbesitz Schlesiens, für den die Hand des Majoratsherrn selbst, der ein Menschenalter lang ihn pflegte und an seiner steigenden Entwicklung arbeitete, auch den Zeitgenossen ein liebevolles, und doch ungeschminktes treues Bild hinterlassen hat.[1]) Wie anders stünde es um unsere Kenntnis der Heimat, wenn dies schöne Beispiel Nacheiferer geweckt hätte! Die Herrschaft nimmt eine 10 km lange Strecke des Tales ein, von dem sich ihre Grenzen im Westen etwa 2, im Osten bis 7 km entfernen. Die mit breitem, nicht sehr tiefgehendem Griffel arbeitende Erosion des Tales und seiner Seitenbuchten hat die auf den waldigen Höhenplatten zu beiden Seiten noch vorhandene Decke des sandigen Diluviums ziemlich vollständig beseitigt, das Tertiär darunter bloßgelegt; dann haben die Hochfluten des dem Lößland entstammenden Flusses dessen Sinkstoffe darüber gebreitet, und die Undurchlässigkeit des Untergrundes hat in den Hohlformen des Bodens, namentlich in den schwach abgedämmten Seitenbuchten des Tales, einen ganzen Schwarm von Teichen entstehen lassen. Viele davon beleben noch heute das Landschaftsbild, andere sind wachsenden Mooren gewichen. Ihre Torfmassen und die dem Tertiär eingelagerten Toneisensteine wären die einzigen mineralischen Schätze des Bodens gewesen, wenn nicht hart am rechten Ufer der Steine bei Ruttken im Süden von Tillowitz ein 20 m hoher Basalthügel sein hartes, zähes Gestein aus der Tertiärhülle emporgereckt hätte — eine ganz unschätzbare Hilfe für den Wegebau in dem Weichland der Talsohle, der die erste Vorbedingung war zur Verwertung der bescheidenen Naturausstattung des Tales und der weiten Waldungen seines breiten, flachen Rahmens. Der wichtigste Besitz der Herrschaft sind die großen, durch sorgfältige Wirtschaft in vortrefflichen Stand gebrachten Forsten. An der Landwirtschaft, die nachdrückliche Entwässerungsarbeiten fordert, haben die Besitzer

---

1) Fred Graf Frankenberg, Chronik der Herrschaft Tillowitz und des Geschlechtes ihrer Besitzer der Grafen von Frankenberg-Ludwigsdorf Freih. v. Schellendorf von 1835—1885, geschrieben zur Feier des 50jähr. Besitzes der Herrschaft. Tillowitz 1885. Als Manuskript gedruckt. 102 S. Fol. mit einer Tafel Photographien (7 Portraits und das Schloß), einem Faksimile von Ign. Zeidlers Grundriß der Hoch Reichsgrafflichen Zierotinischen Herrschaft Tielowitz, einer 1860 aufgenommenen, 1885 korrigierten Generalkarte der Herrschaft Tillowitz 1 : 8000, einer farbigen Wappentafel und 2 Ahnentafeln.

wenig Freude erlebt, mehr an den Wiesen und an der Fischzucht in den 12 Teichen (235 ha). Industrielle Betriebe hatte schon im 18. Jahrhundert der Wunsch angeregt, das nicht mit Vorteil verwendbare Holz doch irgendwie zu verwerten. Neuerdings trifft Gleiches für den Torf zu, der jahrzehntelang einer Steingut- und Porzellanfabrik das Dasein fristete. Der Vorrat von Erzen empfahl die Eisenindustrie. Die Frischfeuer der Wilhelminenhütte erloschen beim Fall der Eisenzölle 1875. Aber die Theresienhütte hat sich mit Umwandlung in eine Maschinenfabrik behauptet. Aus Theresienhütte sind die eisernen Gewächshäuser hervorgegangen, die den Garten des Schlosses schmücken, das selbst eine reichere Ausstattung seines Inneren, namentlich aber eine würdige Umgestaltung seiner Umgebung erfuhr durch die Anlage eines 100 ha großen Parkes, der über die ganze Breite des Tales sich erstreckt und durch Fernblicke auf die Sudeten einen mitten zwischen sanften Bodenwellen besonders wirksamen Reiz gewinnt. So entstand hier, hart neben den weiten Jagdgründen seiner Forsten, ein schöner Herrensitz. Daneben ruhte die Sorge nicht, dem Besitz, der in ihm seinen Mittelpunkt fand, erst seinen vollen wirtschaftlichen Wert zu geben durch besseren Anschluß an den Verkehr. Ein Chausseebau Friedland-Löwen machte in der Mitte des 19. Jahrhunderts den Anfang, ein Netz von Querstraßen und guten Forstwegen folgte. Aber das Hauptziel blieb eine Eisenbahn. Graf Frankenberg ging 1871 mit den beiden nördlicheren großen Grundherren des Kreises schon an die Vorbereitung einer Bahn von Oppeln nach Neiße und Grottkau; voreilig begonnen, blieb das Unternehmen stecken; Beharrlichkeit und Geschick stellten es 1880 auf andere Grundlage. „Die alte Seeschlange der Dreigrafenbahn“, wie Virchow das Projekt nannte, wurde wirklich wieder lebendig, wenn auch wegen der Schwierigkeiten des Grunderwerbs im Kreise Neiße noch manches Jahr vor der Vollendung verrann. Man mag über den Gang der Angelegenheit und über die Verknüpfung der Staatsunterstützung dafür mit der Notstandsvorlage urteilen, wie man will, Tatsache bleibt doch, daß nur die nimmer entmutigte Ausdauer des Mannes, der die Fäden leitete, dem Kreise Falkenberg endlich die unentbehrliche Erschließung durch Schienenwege gebracht hat. Das war in erster Reihe für die Kreisstadt wichtig, wenn auch nicht vor ihrem Tore, sondern 8 km weiter südöstlich bei Schiedlow der Knotenpunkt der Verbindungswege der drei benachbarten Kreisstädte angesetzt werden konnte.

Falkenberg (2600) ist die kleinste schlesische Kreisstadt, aber nicht die unansehnlichste. Schon ihre Anlage ist merkwürdig; sie entspricht nicht dem überall wiederkehrenden Grundriß deutscher Kolo-

nistenstädte mit schachbrettartiger Anlage um einen nahezu quadratischen Ring, dessen einer Ecke auf einem besonders ausgesparten Raume die Kirche nahe steht. Falkenberg entstand auch sicherlich nicht als deutsche Bürgerstadt, sondern als slavisches Dorf (Nemodlin, erste Erwähnung 1224) am Steine-Übergang der Straße Oppeln-Neiße. Am linken Ufer errichtete ein Oppeler Herzog ein festes Schloß, das zum Sitz einer eigenen Herzogslinie wurde und seine Verteidigungsfähigkeit durch die unmittelbar in seinem Schutze liegende Staustufe des Flusses steigerte. Heute steht hier ein am Ende des 16. Jahrhunderts erbautes Schloß, ein stattliches noch mit getürmter Mauer umfangenes Bauviereck, das durch die feste Geschlossenheit nach außen, wie durch den Frieden des freundlich von Arkaden umrahmten inneren Hofes gleich stimmungsvoll wirkt. Das Schloß beherrscht den Zugang zu dem langgestreckten, nur als Verbreiterung der Straße sich ausnehmenden Platze des Ortes, während die alte Pfarrkirche am anderen Ende des Städtchens steht wie eine Wehr an seinem Westeingange. Je eine Parallelstraße zur Rechten und Linken der zu dem langen Platze erweiterten Hauptstraße vollenden den Ausbau des Städtchens, dessen ovalen Grundriß eine Mauer umfing. Besser als sie schützte der sumpfige Grund des Talbodens. Vor dem Westtor gabelten sich die Wege nach Neiße und Grottkau. In dieses alte einfache Bild der Ortslage hat erst die Neuzeit die den Talzug begleitende Chaussee Löwen-Friedland eingefügt.

Etwa 2 km südlich von der Stadt liegt der durch Teichspiegel verschönte Wildpark des Grafen Praschma. Die langgestreckten Besitzungen seiner Herrschaft Falkenberg reichen auf den Höhen im Westen des Tales von der Nachbarschaft der Herrschaft Friedland nordwärts bis in die Neißeniederung gegenüber Löwen. Der Herrschaft fällt demnach mit dem Rittergut Rautke auch ein Anteil zu an den wertvollen Steinbrüchen, welche die Mullwitzer Basaltberge (197 m) erschließen. Diese Hügelgruppe, welche die vor ihrem Nordfuß ausgebreitete Niederung um 40 m überragt, hat augenscheinlich der zerstörenden Wirkung des unsteten Laufes der unteren Neiße eine Grenze gesetzt und die südlicheren Teile der von Diluvialsand eingedeckten Tertiärplatte zwischen Steine und Neiße vor der ihr schon nahe gerückten Abtragung bewahrt.

Mullwitz selbst mit dem Ostflügel der Basaltberge gehört bereits zur Herrschaft Schedlau des Grafen Eduard Pückler. Sein Herrensitz, ein erst im 19. Jahrhundert erbautes Schloß mit kleinem Park, liegt am linken Ufer der Steine inmitten einer früher noch dichter als heute mit Teichen erfüllten Landschaft, die vormals einen recht bestimmten

Abschluß der Falkenberger Talstrecke gegenüber der unteren Steineniederung gebildet haben muß. Es ist bezeichnend für die nur mit schwachen Posten, man möchte sagen tropfenweise, in ein von Teichen, Sümpfen, Mooren durchwirktes Waldgebiet eindringende mittelalterliche Siedelung, daß nirgends der farblose, jeder Individualität entbehrende Name Siedlec, Siedliska (d. h. Ansiedelung) so häufig auftritt wie in dieser vom Verkehrszug abgelegenen Gegend, wo in kaum 10 km Entfernung Schedlau, Schiedlow und Schedliske einander begegnen. Von ihnen ist nur das erstere zu ortsgeschichtlicher Bedeutung gelangt. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Falkenbergischen ansässig, erwarb das edle Geschlecht der Pückler 1533 Schedlau und errichtete hier 1616 ein evangelisches Gotteshaus, das — wenn auch später den Katholiken übergeben — doch noch heute, ohne Scheidung von Chor und Langhaus, ein merkwürdiges Muster der Kirchenbauart der Konfession ist, für die es ursprünglich bestimmt war. Die Grabmäler des Geschlechtes geben dem Kirchlein eine geschichtliche Weihe, wie sie wenigen schlesischen Dorfkirchen aufgeprägt ist. Die dichte Häufung der Teiche, die einst von Mullwitz quer über das Talgebiet der Steine ostwärts bis gegen Brande einen ununterbrochenen Gürtel eng benachbarter Wasserspiegel bildeten, hing unverkennbar zusammen mit der weiten Entblößung toniger Tertiärbildungen in dem breiten Talgrund. Wenig nördlich von Schedlau ändert sich die Landschaft. Die Steine tritt hinaus in die hier zu 6 km Breite ausgewaschene Talniederung der Neiße und erreicht gewundenen Laufes diesen Fluß unterhalb Löwen.

Die Höhenplatte zwischen Steine und Neiße trägt von Natur aus im wesentlichen denselben Charakter wie die zwischen Steine und Oder. Nur ihre Schmalheit und durchgreifendere Gliederung durch einschneidende Quertäler verwischt diese Übereinstimmung, beschränkt die Waldreste ihrer Oberfläche und gönnt den Dörfern der Talränder eine übergreifende Entfaltung ihrer Feldmarken. Das größte zusammenhängende Waldgebiet im Westen der Steine war früher südwestlich von Tillowitz, nordwestlich von Friedland vorhanden: der Wiersbeler Forst. Er ward 1856 zerschlagen und 1863 erwarb der Militärfiskus davon 1300 Morgen (etwa 332 ha), um entsprechend den Anforderungen der neuen gezogenen Geschütze für die Artillerie des VI. Armeekorps einen zeitgemäßen Schießplatz herzustellen. Abgeholzt, eingeebnet, durch Wege zugänglich gemacht diente er in dieser Ausdehnung mehr als ein Jahrzehnt seiner Bestimmung. Als aber die Fortschritte der Feuerwaffen die Ansprüche weiter steigerten, schritt man zu Erweiterungen, welche nicht nur der Artillerie genügten, sondern zu

anderer Zeit auch einer ganzen Infanterie-Brigade Raum zu Schieß- und Gefechtsübungen boten. Die unregelmäßigen Umrisse der auf 1151 ha angewachsenen Erwerbungen des Militärfiskus erzählen dem aufmerksamen Auge die Entwicklungsgeschichte des „Truppenübungsplatz Lamsdorf". Genügte ursprünglich eine Längserstreckung von 3 km, die zwischen den etwa unter derselben Mittagslinie gelegenen Dörfern Kleuschnitz und Lamsdorf in nordwestlicher Richtung quer hindurchlief, so ist durch die Anfügung eines großen Rechtecks im Nordosten die nach dieser Richtung zielende heutige Längsausdehnung von Lamsdorf bis zum Pustylygotty-Teich der Tillowitzer Herrschaft auf 6 km gewachsen, die Länge des innerhalb dieses Rahmens benutzbaren Hauptschußfeldes auf 3,5 km. Im südlichen Teile des Platzes liegen in der Nähe der Bahnstation Lamsdorf und der Haltestelle Sabine der Bahn Neiße-Oppeln zwei Lager: das Fußlager mit Wellblechbaracken und dem Laboratorium der Artillerie und das aus Fachwerkbaracken bestehende Feldlager mit dem Lazarett und dem kleinen Friedhofe, in dem auch manche französische Gefangene fern von der Heimat ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Sieht man ab von der kleinen Aussichtshöhe der Nordwestecke (220 m) und anderseits von dem noch mit Wald bestandenen nordöstlichen Teile, der zu einer Teichniederung bis unter 180 m sich hinabläßt, so liegt das Niveau des ganzen Platzes zwischen 205 und 215 m, ein weites, nicht mehr ganz von Föhrenwald umsäumtes Blachfeld, über das nur die dem Zweck entsprechenden Schanzen, Deckungen, Ziele, Observationstürme, optische Signale sich herausheben. Das die Sohlen glättende Heidekraut fordert von den Sehnen doppelte Marschanstrengung, und den Reiter und Fahrer mahnen die Löcher der Zieselmäuse zu erhöhter Aufmerksamkeit. Von dem Leben, das hier im Sommer sich entfaltet, vermag nur, wer mitten darin gestanden, ein rechtes Bild zu entwerfen. Die Landeskunde darf sich damit bescheiden unter allem, was die ärmeren Striche, die Heidelandschaften, dem Lande bieten, auch des Wertes nicht zu vergessen, der ihnen zukommt in der Übung der Wehrkraft, die schützend Wacht hält für den Erntesegen unserer Fluren und für das Arbeitsgetriebe der Werkstätten unserer Industrie.

Wie im Nordosten der Landstrich zwichen Proskau und Schurgast eine freundliche Borte fruchtbarer Felder um den dunkeln Teppich weiter Kieferwaldungen legt, so fehlt auch dem Westflügel des Falkenberger Waldlandes nicht ein Saum reicheren Bodens. Der nur an einzelnen Vorsprüngen steile, im allgemeinen sanfte Abfall der Diluvialplatte gegen das Neißetal und dessen durch Teiche geschützter

Boden haben die besten Ackerflächen und die schönsten Wiesen des Gebietes. Sie nehmen sich aus wie verheißende Vorboten der mittelschlesischen Ebene, auf die der Blick vom Höhenrand hinausschweift ins alte Neißer Bischofsland. Zu ihm gehörte auch die Ostseite des Neißetales; erst die neue Abgrenzung der Kreise 1817 hat sie den Kreisen Neiße und Grottkau abgenommen und den Kreis Falkenberg durch ihren Zuschlag abgerundet. In den Besitzverhältnissen erneuert sich indes das Übergreifen über den Grenzfluß. Hans Ulrich Graf Schaffgotsch auf Koppitz hat die Rittergüter Kirchberg und Tarnitze sowie den Forst Hubertusgrün, seine Gemahlin das zwischen diesen Besitzungen gelegene Sonnenberg erworben. So schlägt der schöne von der Neiße durchzogene Großbesitz dieses Hauses die Brücke zwischen Ober- und Mittelschlesien.

Das statistische Bild des waldreichen Gebietes um Falkenberg trägt folgende Grundlinien:

	Fläche	Wald	Einwohner	auf 1 qkm
	qkm			
Vom Kreise Neustadt	156	93	8200	53
„ „ Falkenberg	519	155	32550	63
„ „ Oppeln	165	63	13700	83
	840	311	54500	64

Es ist als seien wir plötzlich wieder auf das rechte Oderufer versetzt. Der Wald wächst auf 37 % der Bodenfläche, die Volksdichte steht tief unter dem Durchschnitt des Regierungsbezirks (141) und der Provinz (115). Die drei Städtchen übersteigen alle knapp das Niveau von 2000 Bewohnern. Dafür spannt der Großgrundbesitz des Fiskus und einiger (6) adliger Herren auf nahezu 400 qkm, etwa 48 % des ganzen Gebietes, sich aus. Aber bei schärferem Zusehen liegen doch alle Verhältnisse günstiger als jenseits des Stromes. Der Boden erweist sich, soweit er dem Anbau unterworfen werden konnte, keineswegs als unfruchtbar. Der durchschnittliche Grundsteuer-Reinertrag steht in dem maßgebenden Kreise Falkenberg auf 14,3 Mk., für die Wiesen auf 20, wo sie besonders sachverständige Pflege finden, noch wesentlich höher. Wohl wird der Durchschnitt des Ganzen entschieden aufgebessert durch den schmalen Anteil am Neißetal, aber auch östlicher herrschen natürliche Verhältnisse, die mit denen zwischen Malapane und Stober nicht entfernt verglichen werden können. Die Berufszählung ward in dem Kreise Falkenberg dadurch stark verschoben, daß am 15. Juni 1895 der Truppenübungsplatz mit 3200 Mann besetzt war. Scheiden wir sie aus, so entfallen 66 % aller Erwerbstätigen

auf Land- und Forstwirtschaft, 18 % auf Steinbruchsarbeit und Industrie, auf Handel und Verkehr 5. Die Verhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung sind ungleich, bisweilen durch übermäßige Erbteilung der Grundstücke erschwert. Dennoch ist die Physiognomie der Ortschaften keineswegs ärmlich; Ziegelbau und Ziegeldach überwiegen mit einer in Oberschlesiens ländlichen Kreisen seltenen Entschiedenheit. Es ist sicher nicht nationale Voreingenommenheit, wenn man damit den ganz überwiegend deutschen Charakter des Kreises in Verbindung bringt. Er ist von unschätzbarem Werte gegenüber dem breiten Keil polnisch redender Dörfer, der schon durch den Süden dieses Kreises, namentlich aber im nördlichen Teile des Kreises Neustadt sich westwärts ins Steinegebiet vorschiebt und an Boden keineswegs zu verlieren scheint.

MITTELSCHLESIEN.

Begriff und Charakteristik Mittelschlesiens.

O Schlesierland, du teure Muttererde,
Du bergumkränztes, liebes deutsches Land,
O Vaterstadt, die ihre schlichten Herde
So freundlich um den Strom der Heimat spannt,
O Volk, so treu erfunden
In allen schweren Stunden,
Euch klingt das Lied, dem Heimatland zum Preis,
Der liebsten Stätte, die der Schlesier weiß!

Dr. Theodor Schmidt (1904).

Die der Gegenwart geläufige Dreiteilung Schlesiens ist kaum ein Jahrhundert alt; sie erwuchs aus dem Streben nach einem räumlichen Gleichgewicht der Regierungsbezirke, in welche die durch den Anschluß eines Teiles der Oberlausitz erweiterte Provinz gegliedert wurde. Der Versuch, eine in fernerer Vergangenheit wurzelnde geschichtliche Berechtigung dieser Dreiteilung zu erkennen, würde mißlingen.

Allerdings entsprach schon in der ältesten überlieferten Gaueinteilung Schlesiens der Name des Slenz-Gaues (pagus Silensis, Slenzane) der mittelschlesischen Ackerebene, die als altes Siedelungsgebiet aus einem weiten Waldrahmen sich heraushob. Aber in klar übersehbarer geschichtlicher Zeit sondern sich die aus dem Zerfall des Herzogtums Schlesien hervorgegangenen Herrschaftsgebiete in zwei Gruppen[1]); es scheiden sich die Herzöge von Schlesien und die Herzöge von Oppeln. Es erneuert sich nur die Bedeutung der Ostseite des alten Waldgürtels, der den Slenz-Gau rings umfing, des Grenzwaldes, der von Ziegenhals über Lindewiese nach Bielitz zog, dann dem rechten Ufer der Neiße bis zur Mündung folgte und vom unteren Stober nordwärts zwischen Namslau und Pitschen die Grenze Polens erreichte. Die nur bis zu diesem alten Landhag durchgreifend wirksame deutsche Kolonisation verschärfte den Gegensatz der durch ihn getrennten Landschaften so, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Unterscheidung Ober- und Niederschlesiens im Sprachgebrauch fest ausgebildet erscheint und 1490 ein Hauptmann »beider Schlesien« (utriusque Silesiae) ernannt wird.

1) Vgl. I 34. Genauer C. Grünhagen, Oberschlesiens Sonderstellung in der Geschichte. Zeitschr. des Ver. f. Gesch. Schl. XXXVII 1903, 99—109.

Die Geschichte des Mittelalters kennt also kein Mittelschlesien. Auch der Zeit der preußischen Besitzergreifung und dem Homannschen Atlas Silesiae (1751) ist dieser Begriff noch fremd. Er stellt sich erst ein, sobald die Verwaltung des Landes durch die Vergrößerung seiner Längsausdehnung nach dem Wiener Kongreß zur Annahme einer Dreiteilung genötigt wurde. Aber auch später hat, in den Spuren Leopolds von Buch (1802) weiter schreitend, die Geologie an der alten Trennung in zwei Hauptteile festgehalten[1]). Trotz dieses Mangels einer historischen Begründung wird die Geographie ohne Bedenken die Dreiteilung des Landes annehmen, wenn die Natur seines Bodens und die aus dieser erwachsenen wirtschaftlichen Zustände sie empfehlen.

Schon die Beziehung zur südlichen Nachbarschaft stellt zwischen das auf den Verkehr mit Mähren angewiesene Oberschlesien und das vor Böhmens Grenzgebirge sich ausbreitende Niederschlesien die Grafschaft Glatz und die schlesische Ackerebene in die Mitte; ihnen sind natürliche Verbindungen mit beiden österreichischen Kronländern vergönnt.

Die Höhengliederung des Gebirges selber spricht in gleichem Sinne. Oberschlesiens Gebirgsrahmen beschränkt sich auf die Karpathen und die massige Platte des Gesenkes; er endet vor dem Ostfuß des Altvatergebirges. Diese wichtige Erhebung ist innig verwachsen mit dem Randgebirge des Glatzer Kessels, und dieser hängt wieder so fest mit der Waldenburger Mulde zusammen, daß man nicht eher als an der Landeshuter Pforte auf eine neue, wesentlich verschiedene und bestimmt gesonderte Gebirgsprovinz stößt. Alle Straßen von Würbenthal bis Landeshut streben nordwärts nach der mittelschlesischen Ebene zusammen und werden von ihr her ausgenutzt; die spärlicheren Pässe des Riesen- und Isergebirges haben westlichere Ziele. Ihren Straßen zeichnen die westlich gerichteten Talstrecken von Bober und Queiß nur unvollkommen eine Querverbindung vor, wie sie die Gebirge Mittelschlesiens in der klaren Längstalfolge von Landeck bis Landeshut besitzen. Dem Westflügel des Gebirges ist kein Anteil an der Glatz-Waldenburger Kohlenmulde vergönnt, die für eine durch den Verkehr geeinte Landschaft eine Hauptgrundlage des Wirtschaftslebens darstellt. Dem südostwärts geöffneten Becken, das diese Brennstoffschätze umschließt, kehrt die nordwestwärts sich auftuende Löwenberger Mulde geradezu den Rücken. Zwischen beiden erhebt sich von Kupferberg bis Striegau verfolgbar eine Höhenschwelle, die im schlesischen Verkehrsnetz als ein bedeutsamer Teiler wirkt.

---

1) Dathe, 76. Jahresber. d. Schles. Ges. 1898, naturw. Sektion 8—12.

Besonders entscheidend aber ist die natürliche Selbständigkeit, die ausgeprägte, wertvolle Eigenart der mittelschlesischen Ebene. Sie nähert sich dem Ideal einer Fläche viel vollkommener als der größte Teil der Mark und Posens. Sie ist ferner bedeckt von fruchtbarem Lehm, auf dem in weiter Ausdehnung der humusreiche »Schwarze Boden« sich ausbreitet. Durch diese Bodenbeschaffenheit zeichnet sie sich ungemein vorteilhaft vor den Sandgebieten Oberschlesiens und der niederschlesischen Heide aus. Früh entwaldet und besiedelt, ist sie der bevorzugte Schauplatz der schlesischen Landwirtschaft geworden, im Fortschritt der Zeiten die Heimstatt immer anspruchsvollerer Kulturarten. Ein Blick auf eine Karte der Grundsteuerreinerträge des schlesischen Feldbaues[1]) belehrt unzweideutig über den wirtschaftlichen Wert, aber auch über die für die geographische Darstellung beachtenswerte Begrenzung dieses Natur- und Kulturgebietes. Zu dem Vorzug der Fruchtbarkeit, der es bestimmt aus der westlichen und östlichen Nachbarschaft heraushebt, tritt als ein anderer wertvoller Zug der Naturausstattung das inselförmige Auftauchen kleiner Bergländer bei Strehlen, Zobten, Striegau und zwischen Nimptsch und Reichenbach. Die mannigfachen Gesteine dieser Gebirge sind in frischem Bruch durch ihre bauliche und technische Verwertbarkeit wichtig, in zersetztem Zustande gewinnen sie hohe Bedeutung für die Bodenmischung.

Wie in ihrem Gesamtcharakter zeigt auch in der räumlichen Gliederung diese mittelschlesische Ebene durchaus eigentümliche, im ganzen Umkreis nicht wiederkehrende Züge. Sie führen dazu, in Mittelschlesien nördlich vom Rande des Gebirges fünf wesentlich verschiedene Landgürtel zu unterscheiden. Vor dem scharfen, wohl durch einen Bruch begrenzten Gebirgsfuß streckt sich zunächst eine ebene Landschaft hin, in welcher die Gewässer meist dem Bergrande parallel gehen, so die Glatzer Neiße von Wartha bis Neiße, so der Pausebach, die Peile, die Wütende Neiße. Über dieser Talfolge streben dann — bisweilen ziemlich schroff — felsige Hügel empor. Erst jenseits von ihnen folgt die Ebene des Schwarzen Bodens, der Hauptsitz des Rübenbaues und der Zuckerindustrie. Nahe ihrem Nordrand hält sich der Oderstrom, in der Gegend der Landeshauptstadt durch einige Nebenflüsse so weit gestärkt, daß in ihr die letzten Stauwerke liegen und die freie Großschiffahrt beginnt. Wie das Weidetal die Stromniederung ostwärts über das Braliner Luch nach Kempen weiterführt, verraten die Bruchniederungen nordwestlich von

1) Diese Karte, die ich für Oberschlesien selbst entwarf (II 160), bearbeitet jetzt für die ganze Provinz Herr Wilh. Kniß (Leipzig).

der unteren Katzbach vielleicht den Zug eines alten, westwärts gerichteten Oderlaufs im diluvialen Breslau-Bremer Haupttal.

Im Norden der mittelschlesischen Oder trennt die Aue der Bartsch einen südlichen und einen nördlichen Landrücken.

Eine so reiche zonale Gliederung wie Mittelschlesien hat kein anderer Landesteil. In Niederschlesien wird die Stelle der fruchtbaren Ackerebene, die nur gerade bis Liegnitz reicht, von der weiten niederschlesischen Heide eingenommen — stillem menschenleeren Föhrenwald. Hier fehlt auch der Mittelzone des Landes der belebende Strom; er schlüpfte bereits ins Tal zwischen den zwei Landrücken hinein. Die zentralisierende Kraft, von der in der mittleren Ebene Schlesiens Brieg, Breslau, Liegnitz Kunde geben, wird weiter westlich vermißt. Niederschlesien muß sich seine Hauptstadt von Mittelschlesien borgen. Glogau, der Hauptort des niederschlesischen Odertales, liegt zu weit nördlich. Görlitz am Bergrand hat eigene Lebensbedingungen, fällt schon aus den alten Grenzen Niederschlesiens hinaus in die von Haus aus selbständige Oberlausitz. Diese Tatsachen führen den Geographen, wenn er nach eigenen Gesichtspunkten Schlesien gliedern soll, unzweifelhaft zur Anerkennung der selbständigen Eigenart des mittleren, die Landeshauptstadt umschließenden und nährenden Landesteils. Er wird in dessen Darstellung allerdings nicht streng an die heutigen Verwaltungsgrenzen und ebensowenig an die alten Fürstentumsgrenzen sich binden können. Wie er im Osten (II 5) die Kreise Neiße, Grottkau, Kreuzburg zu Mittelschlesien zieht, wird er im Westen ebenfalls dessen Grenze im Bergland, wie in der großen Ebene erheblich in den Regierungsbezirk Liegnitz vorrücken müssen. Die Landeshuter Paßlandschaft hängt untrennbar mit dem Waldenburger Bergland zusammen, und ihr Anschluß an Mittelschlesien fordert auch den ihrer Verbindungen mit der Ebene, des Bolkenhainer Durchgangsländchens. Das Quelltal der Wütenden Neiße gehört um so sicherer zu Mittelschlesien, da dieser Fluß, ebenso wie die Neiße und das Weistritzgebiet, zwischen das Quertal des Gebirges und den zur Oder strebenden Unterlauf (der Katzbach) eine dem Bergrand parallele Strecke einschaltet, also den verkehrsfreundlichen Talzug Neiße—Schweidnitz bis Liegnitz fortführt. Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit verbieten eine Trennung der Weichbilde von Jauer und Liegnitz von Mittelschlesien. So gelangt man dazu, ihm den Oberlauf des Bober von Liebau bis Merzdorf und Wernersdorf, das ganze Tal der Wütenden Neiße zuzurechnen und für die Grenzführung Anlehnung zu suchen im nördlichen Talrahmen ihres Oberlaufes, dann am Außenrande des Gebirges, endlich in der Teichlandschaft westlich von Liegnitz und

an der Kante der Diluvialplatte links von der unteren Katzbach. Von ihrer Mündung an bildet die Oder im Durchbruch des Landrückens bis zur Mündung der Bartsch eine vortreffliche Grenze, die allerdings

Übersicht der Gliederung Mittelschlesiens.

— der Verwaltungseinteilung des 18. Jahrhunderts entsprechend — den größten Teil des Steinauer Kreises für die Darstellung Niederschlesiens aufspart. In den Hügeln nördlich der Bartsch bildet die

Furche des Polnischen Landgrabens eine klare Grenze für den Westen des Guhrauer Kreises.

In dieser erweiterten Fassung erhält der Begriff Mittelschlesien eine Ausdehnung auf 16223 qkm, auf denen am Schluß des 19. Jahrhunderts 2051000 Menschen wohnten. Die recht ungleiche Verteilung der Bevölkerung überblickt die gegenüberstehende Tabelle.

Dieses Gebiet sondert sich von dem übrigen Schlesien durch eine Reihe folgenschwerer Eigentümlichkeiten, die seine Auffassung als selbständige Kernlandschaft begründen. Vor allem fällt die Vielseitigkeit seiner Verkehrsbeziehungen auf, das Ausstrahlen der Straßen nach Mähren, Böhmen, der Lausitz, der Mark, Groß- und Klein-Polen, während Oberschlesien und Niederschlesien immer nur mit einem Teile dieses Länderkreises Fühlung gewinnen. Ferner liegt in der oben betonten Mannigfaltigkeit der Gestalt und der Beschaffenheit des Bodens ein Vorzug, der eine den beiden Flügeln des Landes in weit geringerem Grade vergönnte Vielseitigkeit wirtschaftlicher Bestrebungen ermöglichte. Die Nadelwälder des Berglandes, die Wiesen und Bleichpläne seiner Täler, durchrauscht von Bächen mit raschem Gefäll, die Sandsteine, Granite, Basalte seiner Berge, die Kohlen und Erze in leicht zugänglicher Lage am Bergrand, die fruchtbaren Becken im Innern der Berge, das weite Gefilde der mittelschlesischen Ebene, die von den Hochfluten gedüngten Auen des kraftvollen Oderstromes, gefüllt von herrlichem Eichenwald, aber auch zum Feldbau im Deichschutz einladend, die Obsthügel des Nordens, wieder gesäumt von Wäldern, durch die ein stiller Tieflandfluß seinen Teichgürtel zieht — das alles vereint sich zu einem formen- und farbenreichen Bilde, dessen landschaftlicher Eindruck doch nur die vielversprechende äußere Hülle der im Erdenschoß geborgenen und zu wirtschaftlicher Betätigung berufenen Kräfte ist. Die Berge des Südens und Südwestens, die Hügel im Norden, die Kiefernwälder an den Grenzen gegen Nieder- und Oberschlesien bilden einen bunten Rahmen für den Kern ganz Schlesiens, für die mittelschlesische Ebene, den Hauptschauplatz der Kulturentwicklung, die unsere Heimat durchlebt hat.

Jede ihrer Perioden hat wesentliche Züge dem heutigen Bilde dieses gesegneten Landes aufgeprägt. Die vorgeschichtliche und die an sie sich anschließende slavische Zeit entschieden bereits die frühe Entwaldung der Ebene, die im Kranze schattiger Berge, Hügel und Heiden wie eine sonnige Insel lag, der nur die eingesprengten kleinen Berge und das von dem wirren Geflecht der Stromarme durchzogene Odertal noch erhebliche Holzvorräte bewahrten. Das hohe Alter der relativ dichten Besiedelung der Ebene erhärten die archäologischen

Mittelschlesien (1900).

	qkm	Einw. 1900	auf 1 qkm	Einw. 1905
Gebirgskreise	2499,6	369323	148	—
Habelschwerdt	791,6	58332	74	57519
Glatz	527,2	60819	115	63406
Neurode	317,0	49405	156	49655
Waldenburg	377,7	143361	380	161603
Landeshut, östl. Teil	282,9	41649	147	—
Bolkenhain, südl. Teil	203,2	15757	78	Abnahme
Kreise der Ebene des linken Oderufers	5587,0	680884	122	—
Neiße	711,8	99310	140	101023
Münsterberg	343,5	31865	93	32346
Frankenstein	482,7	45632	95	45615
Reichenbach	362,1	70979	196	71536
Schweidnitz, Stadt	14,8	28439	—	30540
» Land	575,9	71812	125	72144
Striegau	299,5	42923	143	43768
Bolkenhain, östl. Teil	83,3	7081	85	Abnahme
Jauer, östl. Teil	218,0	30659	146	—
Grottkau	519,5	40566	78	40663
Strehlen	344,8	35297	102	35384
Nimptsch	376,1	29254	78	29152
Neumarkt	710,4	55362	78	55991
Liegnitz, Land, östl. Teil	527,8	36833	70	—
» Stadt	16,8	54882	—	59706
Oderkreise	2006,2	628408	314	681995
Brieg	607,5	63077	104	65247
Ohlau	617,2	54497	88	54877
Breslau, Land	745,4	88125	118	90967
» Stadt	36,1	442709	—	470904
Kreise des rechten Oderufers	6130,2	372607	61	—
Kreuzburg	552,9	48243	87	49910
Namslau	584,0	34548	59	33870
Öls	899,5	64390	72	64107
Trebnitz	820,0	51033	62	51586
Wohlau	804,2	42568	53	42831
Steinau, östl. Teil	45,2	1931	43	—
Gr. Wartenberg	812,8	48014	59	49964
Militsch	932,3	48454	52	47887
Guhrau	679,3	33426	49	32801
Mittelschlesien	16223,0	2051222	126	—
Reg.-Bez. Breslau	13484,0	1697719	126	1773869

Funde, deren Grenze die weite Ausdehnung des geschlossenen, beinahe menschenleeren Waldlandes ringsum erkennen läßt. Noch unmittelbarer kommt jedem, der Mittelschlesien auch nur flüchtig durchreist, der Altersvorrang der Siedelungen der zentralen Ackerebene vor den Dörfern des Gebirgsrandes und des Gebirges zum Bewußtsein in dem ungleichen Klange der Ortsnamen. Eine Karte, welche die slavischen und die deutschen Ortsnamen auseinanderhält, wird — wenn sie auch den überlieferten alten Namen mancher erst nachträglich deutsch umgetauften Plätze Rechnung trägt — ein ziemlich scharf umgrenztes Bild des Kernes alter Siedelungen und des darum sich schließenden Ringes deutscher Kolonisation auf altem Waldland gewähren. Dem aufmerksameren Beobachter entgehen auch die Formunterschiede der Siedelungen ungleichen Ursprungs nicht. Wie merkwürdig stechen von den langen, den Talfurchen und den Straßen folgenden Häuserzeilen der Dörfer deutscher Gründung noch heute die Grundrisse der Dörfer der schlesischen Ebene ab! Unter ihnen sind allerdings nur sehr vereinzelt echte slavische Rundlinge zu erkennen[1]), meist längliche, in sich fest zusammengeschlossene Ortschaften, in deren Mitte die Dorfstraße sich zu verbreitern pflegt, um einen Tümpel aufzunehmen.

Es ist auch der Beachtung wert, wie in Mittelschlesiens Landschafts- und Kulturbild die unterscheidenden Züge der peripherisch um einen älteren Siedelungs-Grundstock sich schließenden deutschen Kolonisation noch heute unverwischt hervortreten. Gerade Mittelschlesien war der Sitz der für den räumlichen Fortschritt der Kultur besonders erfolgreich wirksamen Klöster. Für die großen Landschenkungen, mit denen sie ausgestattet wurden, bot natürlich, seit die Waldinsel des Zobten an die Augustiner des Breslauer Sandstifts vergeben war, nur der noch waldreiche Umkreis des Feldes älterer Siedelungen freien Raum. So legt sich um die Ackerebene herum der Gürtel der ruhmreichen Klöster Leubus, Trebnitz, Heinrichau, Kamenz, Grüssau. Von der Macht, mit der diese Klöster auch die schwersten Zeiten überdauert haben, zeugen ihre sämtlich im Zeitalter der Gegenreformation erwachsenen geräumigen und stattlichen, bisweilen prunkvollen Bauten, — heute noch würdige Zierden anmutiger Landschaften, wenn auch ein anderes Leben in ihre Mauern einzog. Sind sie auch nur Denkmäler einer vergangenen Epoche, so hat deren Arbeit doch selbst dem wirtschaftlichen Gewebe der Gegenwart einen bedeutsamen Einschlag hinterlassen. Ihr Erbe lebt fort in einem Teile des Großgrundbesitzes unserer Zeit. Auch dessen räumliche Verteilung gibt

1) Aufzählung bei Meitzen, Cod. Dipl. Sil. IV 1863, 104.

den Randgebieten vor der zentralen Ebene entschieden den Vorzug. Der größte Grundherr Mittelschlesiens ist der Staat (Forstfiskus 72505, Domänenfiskus 16875 ha), er dankt diesen Vorrang hier nicht so sehr der Übernahme alten landesherrlichen Besitzes, sondern ganz vorwiegend der Einziehung der Klostergüter, namentlich der weiten Waldungen von Leubus, Trebnitz, Grüssau. Von dem anderweitigen Großgrundbesitz ist ein großer Teil aus den Händen alter Landesherren durch Belehnung und Veräußerung an den hohen Adel übergegangen, zum Teil auch durch Heimfall an den Lehnsherrn oder durch Vererbung an Glieder souveräner Herrscherhäuser gekommen. Das gilt namentlich von den großen Grundherrschaften der nordöstlichen Kreise Militsch, Wartenberg, Öls. Dort liegen mit großen Staatswaldungen eng vereint besonders zahlreiche Großbesitze:

Fürstentum Trachenberg, mit Rittergut Kainowe, Kr. Trebnitz . .	19265 ha
Freie Minderstandesherrschaft Sulau (Gf. v. Schweinitz und Krain) .	4141 »
Freie Standesherrschaft Militsch (Gf. v. Maltzan)	11256 »
Freie Minderstandesherrschaft Neuschloß, mit Rittergut Tworsimirke (Gf. v. Hochberg)[1]	6838 »
Freie Minderstandesherrschaft Freyhan (Gf. v. Wilamowitz-Möllendorff)	2794 »
Herrschaft Mojawola (Frh. v. Diergardt-Roland)	5410 »
Freie Standesherrschaft Wartenberg (Prinz Biron von Kurland) . .	18305 »
Freie Standesherrschaft Goschütz (Gf. v. Reichenbach)	9898 »
Thronlehn Öls (Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen)	10094 »
Besitzungen des Kgs. von Sachsen in den Kreisen Öls und Trebnitz	14111 »
Majoratsherrschaft Briese (Gf. v. Kospoth)	4639 »
v. Reinersdorffsches Familienfideikommiß	4084 »

Mit den gewaltigen Besitzflächen, die der Bodenverteilung des nordöstlichen Mittelschlesien eine gewisse Ähnlichkeit mit oberschlesischen Verhältnissen verleihen, können innerhalb des mittleren Teiles der Provinz nur die größten Grundherrschaften des Gebirges sich vergleichen. Das sind

Freie Standesherrschaft Fürstenstein (Hzg. v. Pleß)	10294 ha
Majoratsherrschaft Langenbielau (6362 ha) mit Herrschaft Markt-Bohrau (Gf. v. Seidlitz-Sandreczki)	7524 »
Rgfl. v. Magnisscher Grundbesitz (Eckersdorf, Kieslingswalde, Ullersdorf)	7949 »
Freie Minderstandesherrschaft Münsterberg-Frankenstein (Gf. v. Deym)	3765 »
Majoratsherrschaft Mittelwalde, Wölfelsdorf (Rgf. v. Althann) . . .	4874 »
Nassau-Oranien-Niederländisches Fideikommiß, Herrschaften Kamenz, Schnallenstein, Seitenberg, samt Rgt. Schönau bei Landeck (Friedrich Heinrich Prinz v. Preußen)	20704 »
Herrschaft Heinrichau (Ghzg. v. Sachsen-Weimar)	8434 »

1) Majoratsherr auf Rohnstock, Kr. Bolkenhain (2163 ha).

Die meisten dieser Herrschaften sind aus der Zersplitterung alten landesherrlichen Besitzes hervorgegangen. Aber ein bedeutender Anteil war bis 1810 Klosterland. Ein Kaufvertrag vom 25. Februar 1812 führte die gewaltigen Liegenschaften der Klöster Heinrichau und Kamenz nahezu vollständig über in den Besitz der Frau Prinzessin Friederike Louise Wilhelmine von Oranien, geb. Prinzessin von Preußen, nachmals Königin der Niederlande. Erst nach ihrem Ableben (1837) ward der so in der Not des Staates aus eingezogenem Klostergut geschaffene große Landblock in die Herrschaften Heinrichau und Kamenz (7025 ha) zerlegt, von denen die letztere wieder den wertvollen Kern abgab für die Bildung der größten Besitzeinheit, die außer den Staatsdomänen in Mittelschlesien besteht.

Schon diese beiden Massen alter Klosterländereien greifen in die mittelschlesische Ebene, und zwar in besonders fruchtbare Striche hinab. Aber auch unter den weniger weiträumigen Grundherrschaften dieser Ebene gehen noch einige auf alte Besitzungen der Toten Hand zurück. So kritisch man im allgemeinen der Verwendung, die ihre vormaligen Güter fanden, gegenüberstehen mag, — eins wird man erfreulich finden: die Ehrengaben, die aus ihnen den Helden des Freiheitskrieges gereicht wurden. In dem Boden Schlesiens, den er aus Feindeshand befreit, ruht Fürst Blücher nun im Parke von Krieblowitz, einem alten Gute des Breslauer Vincenzklosters, und aus dem Besitze der Malteser-Kommende Klein-Öls ward die Dotation für York von Wartenburg erwählt (Maj. Herrsch. Kl.-Öls 3077 ha).

Das ist einer der wenigen Großbesitze der mittelschlesischen Ebene. Die ausgedehntesten darunter in dem stillen Winkel zwischen Oder und Weide sind die Herrschaften Jeltsch (3291 ha) und Laskowitz (3348 ha) und östlicher schon nahe am Stober Sterzendorf-Noldau (3010 ha), alle drei — Besitzungen der gräflichen Familie Saurma, die aus einem am Anfange des 16. Jahrhunderts in Breslaus Großhandel zu führender Stellung emporgestiegenen Geschlechte sich entwickelt hat, — ein Vorbild der Umsetzung kaufmännischen Großkapitals in Grundbesitz, eines Vorgangs, den auch unsere Zeit nicht ausschließlich aus G. Freytags »Soll und Haben« kennt.

Dem fruchtbaren »Schwarzen Boden« im Süden und Südwesten der Hauptstadt war eine Latifundienbildung lange fremd. Hier ist erst in jüngster Zeit (1904) der industrielle Unternehmungsgeist des Kapitals zum Zusammenschluß einer Fläche von 4107 ha fortgeschritten (Jac. vom Rath, Schoeller und Skene, Ges. m. b. H. in Klettendorf). Daß daneben die Stadtgemeinde Breslau mit einem Grundbesitz von 4378 ha in der Statistik erscheint, hat natürlich durchaus andere

Gründe. Ein Teil ihrer Liegenschaften, der Riemberger Forst, erinnert an die zeitweilig sogar zu dem Anspruch auf eine Territorialgewalt sich erhebenden Bestrebungen der Stadt im 16. Jahrhundert, ausgedehnten Landbesitz zu erwerben[1]). Dagegen hat der unterhalb der Stadt in der Stromaue gelegene Besitz, das alte Kämmereidorf Ransern, wie die neu erworbenen Güter Oswitz und Weidenhof, eine besondere Bedeutung für die moderne Großstadtentwicklung, die eine ausgedehnte Fläche für die Verteilung der Abwässer des Stadtgrundes gebieterisch verlangte. Abgesehen von diesen ganz besonderen Fällen und den Staatsforsten des Oderwaldes sind zusammenhängende Großbesitze von mehr als 30 qkm in der mittelschlesischen Ebene links der Oder nicht vorhanden[2]).

Im ganzen umschließt Mittelschlesien im oben (S. 194) begrenzten Sinne, wenn der Fiskus und die genannte große Firma als je eine juristische Person gerechnet werden:

8	Besitze	von mehr als	10000 ha	mit zusammen		193409 ha
6	»	»	5000 bis 9900 »	»	»	48216 »
33[3])	»	»	2000 bis 4900 »	»	»	92721 »
91[4])	»	»	1000 bis 1995 »	»	»	126731 »
14[5])	kleinere Anteile von Besitzen von mehr als 1000 ha					8491 »

Zu Besitzeinheiten, die größer als 2000 ha sind, gehören von unserem Mittelschlesien 345935 ha, das sind 21 %, in Oberschlesien 45 %. Aber um wirklich Vergleichbares zu vergleichen, wird man für das im Durchschnitt weit fruchtbarere Mittelschlesien mit dem Maß des Großbesitzes tiefer, mindestens auf die Hälfte herabgehen müssen.

1) H. Wendt, Breslaus Streben nach Landbesitz im 16. Jahrhundert. Zeitschr. f. Gesch. Schl. XXXII 1898, 215—228.

2) Der Gesamtbesitz des Fürsten Putbus in Mittelschlesien wird nur durch seine Glatzer Herrschaft Wallisfurth (1356 ha) auf 3003 ha, der schöne Besitz der Walterschen Erben auf Eisenberg, Kr. Strehlen, nur durch den Zutritt zweier Güter an der Bartsch (1287 ha) auf 3045 ha erweitert.

3) Darunter drei Anteile von schlesischen Besitzen, die im ganzen 5000 ha übersteigen: 2426 von der Landbank Berlin, 2863 von der oberschlesischen Herrschaft Karlsruhe, 2454 von der mit der größeren Hälfte ins Hügelland Niederschlesiens emporreichenden Herrschaft Malitsch.

4) Darunter zehn Anteile größerer Besitze mit zusammen 15262 ha, und zwar zwei von schlesischen Großbesitzen von mehr als 20000 ha (Kgl. Haus- und Kronfideikommiß 1984, Gf. v. Tiele-Winkler 1797), fünf von Großbesitzen von mehr als 5000 ha (Gf. v. Ballestrem 1995, Gf. v. Francken-Sierstorpff auf Zyrowa 1968, Prinz v. Schönaich-Carolath 1135, Gf. v. Tschirschky-Renard 1090, Gfn. v. Schaffgotsch auf Koppitz 1081), drei von Besitzen über 2000 ha (Herrschaft Koppitz 1721, Stan. Gf. v. Hoyos auf Lauterbach 1452, W. v. Wietersheim auf Neuland, Kr. Löwenberg 1039).

5) Darunter drei von Großbesitzen von mehr als 5000 ha mit 2111, vier von Besitzen von mehr als 2000 ha mit 3216 ha.

Dann erhöht sich die Summe des zum Großbesitz, also zu Besitzeinheiten von mehr als 1000 ha gehörigen Landes auf 469568 ha, also auf rund 4700 qkm, das sind immerhin 29%. Dieser Mittelwert ist aber der Ausgleich starker Unterschiede. Der Anteil der Gutsbezirke an der Fläche der Landkreise schwankt zwischen 32 und 64%.

Aber der Anteil der alten Klöster an der Regelung der heutigen Besitzverteilung ist nicht die einzige Spur ihrer Entstehungszeit im Kulturbilde Mittelschlesiens. Andere Wurzeln deutscher Kraft senkte in seinen Boden die gleichzeitige Begründung deutscher Städte. Das einheitliche Gepräge des Grundrisses kennzeichnet die alten Kolonistenstädte, ohne die Abstufung ihrer Bedeutung zu verwischen. Breslau überstrahlte früh alle anderen und ward in Kirche und Staat, in friedlichem Handel wie in ernsten Entscheidungen ein so wirksamer Mittelpunkt des Landes, daß dessen Einheit und doch zugleich die herrschende Stellung seiner Mitte recht zur Geltung kamen. Als Vertreterin einer eigenen Politik gegenüber dem Zusammenhange mit Böhmen, als Hort und Hüterin der Reformation ist Breslau für ganz Schlesiens Geschichte ein einflußreicher, entscheidender Platz geworden. Viele Denkmäler mittelalterlicher Baukunst haben, geborgen im rascher sich wandelnden Häuserschwarm der Städte, der Zeiten Wechsel überdauert; geringere Gefahren drohten hier ihrer Erhaltung als im offenen Lande, über das Kriegesstürme in ungehemmter Kraft hinfegten. Gerade Mittelschlesiens wichtigste Städte haben lange die Wehr des alten Mauerkranzes getragen. Denn Mittelschlesien war noch im 18. und 19. Jahrhundert oft der Kampfplatz, auf dem die Entscheidung über das Los des ganzen Landes fiel. Heute freilich sind beinahe alle entfestigt; die Reste der alten Wälle sind verhüllt von grünen Wandelgängen; windgeschützte Gärten füllen die Gräben. Frisches, friedliches Leben umrankt die Trümmer einer wehrhaften Vergangenheit.

Der Arbeit, die diesen Kern des Landes belebt, ist nicht der große Zug und der wunderbar rasche Aufschwung unseres oberschlesischen Klein-Amerika eigen, aber eine weder im Osten noch im Westen des Landes wiederkehrende Mannigfaltigkeit der Grundlagen, der Ziele und der äußeren Bedingungen des Erfolges. Insbesondere ist die Blüte der auf die Erzeugnisse der Landwirtschaft begründeten Industrien der schlesischen Ebene ein bezeichnender Vorzug Mittelschlesiens, und dem Waldenburger Gebiete ist eine Vielseitigkeit gewerblicher Arbeit eigen, die in Schlesiens Grenzen nirgends wiederkehrt. So ist es ein inhaltreiches Bild, das wir aufzurollen beginnen; seine ins einzelne dringende Deutung wird auch manch Blatt alter Erinnerungen umzuwenden haben.

Das Bergland Mittelschlesiens.

I. Die Triebkräfte der Siedelungen in geschichtlicher Folge.

1. Der Feldbau des Rodelandes.

Mit Pflug und Fäustel und des Handels Werben
Ward einst der Deutsche zu des Ostens Erben.
In dumpfer Knechte Land trug er die Lehre,
Daß Arbeit ist des freien Mannes Ehre [1]).

Die von der Natur begründete Einheit des ganzen Berglandes zwischen der Quelle der March und dem Oberlauf des Bober ist nicht zu allen Zeiten gleich klar empfunden worden. Sie kam den ältesten Umwohnern nur in dem festen Zusammenhange des darüber geworfenen Waldkleides zum Bewußtsein. Seine allmähliche Lüftung führte zur Ausbildung engerer landschaftlicher Unterschiede in dem weiten Rahmen. Erst die wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit drang tiefer in die Erkenntnis und Verwertung der Natur des Landes ein und kam durch die Erschließung seiner Kräfte zur Ausgestaltung eines Kulturbildes, das diesem ganzen Abschnitt des schlesischen Gebirges unverkennbar einheitliche Züge verleiht. Die nähere Betrachtung dieses Entwicklungsganges und seiner wechselnden Triebkräfte wird uns wirksam vorbereiten für das Verständnis der Wohnplätze und der Werke des Menschen an den Lehnen und in den Tälern dieses Gebirgsgaues.

Vor 1000 Jahren war dies Bergland ein besonders breites Stück des Waldgürtels, der in fester Geschlossenheit Böhmen umfing. Seine Ausdehnung auf der inneren böhmischen Seite hat Jul. Lippert am genauesten dargestellt [2]). Er reichte ungefähr bis an eine Linie, die man vom Jeschkenberge bis zum Dorfe Lužan, w. von Jaromeř, ziehen kann, schloß also Liebenau, Eisenbrod, Lomnitz, Jičin, Hořitz

---

1) Durch ein Versehen der Redaktion, das Kundigen nicht entgangen sein wird, sind in Lohmeyers Goldenem Buch des 19. Jahrhunderts bei diesem Spruch und einem politisch-geographischen Satze Friedrich Ratzels die Unterschriften vertauscht worden.

2) Jul. Lippert, Sozialgeschichte Böhmens in vorhussitischer Zeit. I 1896, mit Karte.

noch mit ein, um dann dem Ostufer der von Jaromeř bis Pardubitz südwärts ziehenden Elbe zu folgen. Auf der schlesischen Seite lag der ursprüngliche Rand des Grenzwaldes vor dem Fuße des Gebirges etwa am Laufe der von Kamenz bis Neiße östlich gerichteten Neiße am Pausebach bei Frankenstein, der Peile und Weistritz bis Schweidnitz. Auch weiterhin wird die Bahnlinie des Gebirgsrandes Neiße—Königszelt—Liegnitz ungefähr dem alten Waldrand entsprechen. Wir ersehen aus dem Heinrichauer Gründungsbuche, dem treuesten Spiegelbilde des Zeitalters der deutschen Kolonisation, daß noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts waldige Einöden bis in die unmittelbare Nähe von Zadel bei Frankenstein nordwärts reichten; W. Schultes ausgezeichnete Untersuchungen über das Ottmachauer und Neißer Bischofsland[1]) haben ergeben, daß im Süden der Neiße durchaus deutsche Walddörfer aus wilder Wurzel ohne vorangehende slavische Siedelung vorwiegen, kenntlich an den großen Hufen, wie an den Namen, die meist einen Hinweis auf die Rodung alten Waldgrundes mit dem Namen des Begründers verbinden. Ebenso können wir erkennen, daß erst das 13. Jahrhundert mit der Begründung Salzbrunns das Eindringen in den Bergwald eröffnet und die langen Zeilen der jungen deutschen Dörfer hinabreichen bis in die unmittelbare Nähe des Städtegürtels, der heute den Fuß des Gebirges in einiger Entfernung begleitet und teilweise seine Hauptplätze an die alten Grenzburgen des slavischen Schlesien anschloß. So bildet eine alte Kastellanei den Kern von Ottmachau, ebenso ist Striegau schlesische Grenzwarte; nur zwei dieser Landesburgen sind schon im 11. Jahrhundert weiter bis in den Ausgang der Gebirgstäler vorgeschoben: Wartha (Bardo) und Schweinhaus (Zpini); sie bezeichnen den Zugang zu den beiden ältesten Wegen, die den großen Grenzwald durchschnitten. Seine Breite betrug 65—85 km, 8—12 Meilen.

Es ist nicht völlig unmöglich, von der Beschaffenheit dieses breiten Markwaldes sich eine nähere Vorstellung zu machen. Ungepflegter Urwald ist nicht so dicht wie ein sorgfältig gepflegter Forst. Schon der Mangel einer Sorge für den Abzug der Feuchtigkeit schafft in flacheren Talgründen Lücken des Holzwuchses, Bruchland oder natürliche Wiesen. Wir haben auch kein Recht zu der Annahme, daß jahrhundertelang nie eines Menschen Fuß sich durch das Waldesdickicht Bahn gebrochen hätte. Den Steigen, die das Wild sich selber öffnet, folgt auch der Jäger; seine Streifzüge führen in so ab-

1) Cod. Dipl. Sil. XIV.

wechselndes Gelände, daß er seine Jagdgründe schnell mit unterscheidenden Bezeichnungen belebt, die mit Zähigkeit von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben. Die Erforscher der Urgeschichte Böhmens, Tomek wie Lippert, sind einig in der Überzeugung, daß »die Dichtigkeit der Bezeichnung von Örtlichkeiten (Flur- und Waldnamen) in umgekehrtem Verhältnis steht zur Dichte der Besiedlung einer Gegend«. Jeder Bach, jeder Sumpf, jeder Felsenkamm, jede Lichtung hatten ihren festen Namen im Munde des Jägers, der den Grenzwald durchstreifte, und diese Namen, die älter sind als die Besiedelung der Örtlichkeit, haben sich teilweise auch bei den späteren Kolonisten in Geltung erhalten. So kommt es, daß eine Fülle von deutschen Dörfern, die in gerodetem Wald von Deutschen begründet wurden, doch slavische Namen führen, die eine viel frühere Generation geprägt hat. Deshalb muß man sich hüten, voreilig auf tiefes Eindringen slavischer Siedelungen in den Grenzwald aus slavischen Namensformen zu schließen. Man muß mindestens diese Namen darauf ansehen, ob sie wirklich von Haus aus eine Siedelung bezeichnet haben, oder nicht vielleicht einen Waldfleck, einen Bach oder einen Berg. Von Bächen hergenommene Dorfnamen Weistritz, Lomnitz, Kamnitz, Lässig, Polsnitz sind ebensowenig für die Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Begründer beweisend, wie Namen, die einen Waldbestand malen (Jauernig), oder einen Bodenstreifen kennzeichnen. Derartige Relikte aus dem Namensschatz alter Waldläufer und Grenzwächter müssen sorgsam ausgesondert werden, wenn man die Siedelungsgeschichte zu entschleiern unternimmt.

Hat für die älteste erkennbare Zeit der Begriff der Landesgrenze einen flächenhaften Inhalt, so lassen unsere Geschichtsquellen noch einige Stufen des Überganges zu den scharfen Grenzlinien der fortgeschrittenen Kultur erkennen[1]). Erschien der Markwald vielleicht ursprünglich als eine neutrale Zone zwischen zwei benachbarten Herrschaftsgebieten, so beginnt bald seine Aufteilung zwischen ihnen. Sie ist zunächst eine abstrakte Halbierung; man hielt es für recht, daß jeder der beiden Nachbarn einen gleichen Anteil beanspruche. Die Grenzlinie wird ohne nähere örtliche Festsetzung in die Mitte des Waldes verlegt[2]). Beim Aufsuchen eines bestimmten Anhaltes im Gelände hatte man die Wahl zwischen Wasserläufen und Wasser-

1) Hans Helmolt, Die Entwicklung der Grenzlinie aus dem Grenzsaum im alten Deutschland. Histor. Jahrb. XVII 1896, 235—264. Für Böhmens Markwald Lippert a. a. O. I 23.

2) Cosmas, I 27 (Mon. Germ. Scr. IX p. 51, l. 37. 39).

scheiden. Beides kommt im Böhmischen Grenzwalde vor. Im allgemeinen aber überwog die Neigung, auf wasserscheidende Kämme die Grenzlinie zu heften[1]). Das klingt grundsätzlich einfach, wird aber doch wieder Gegenstand des Zweifels, wenn nicht ein einfacher Hauptkamm in einem Gebirge hervortritt und scharf seine beiderseitigen Hänge sondert. Gerade in unserem Falle handelt es sich um ein ziemlich verwickeltes Bergland, das mehrere parallele Rücken hintereinander zur Wahl darbietet. Da wird die Entscheidung in der Regel herbeigeführt durch den Fortgang der Besiedelung, durch die Richtung, aus der die Kolonisten in ein bisher ödes Gebiet einrücken. Darüber aber gebietet großenteils die Entwicklung der Wegsamkeit einer Landschaft, die Eröffnung der Straßen durch ihr Inneres.

Die mittelalterliche Geschichte bewahrt die Erinnerung an feindliche und friedliche Berührungen zwischen Polen und Böhmen, an wiederholte Schwankungen der Machtgrenze zwischen ihnen. Sie waren nur möglich, wenn einzelne selbst für Heere gangbare Pfade den waldigen und bergigen Grenzgürtel durchschnitten. Der Ursprung dieser Wege verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Aber das Fehlen aller vorgeschichtlichen Funde in der Grafschaft Glatz versagt den Schlüssen aus böhmischen Bernsteinfunden auf einen uralten Verkehr über diesen Gebirgsabschnitt jede sichere Stütze. Erst für die slavische Zeit ist der Zug eines Weges zwischen Böhmen und Polen von der Elbe zur Glatzer Neiße sicher erkennbar. Wenn auch der freiere beherrschende Umblick den Geschichtschreiber Böhmens zu dem Urteil berechtigt, daß für Böhmen die Wege nach Süden, Westen und Norden unvergleichlich wichtiger gewesen seien als die Verbindung mit Polen, die weder wichtige Naturerzeugnisse, wie das dem böhmischen Kessel fehlende Salz, noch Arbeiten einer höheren Kunstfertigkeit heranführte, so ist doch schon früh die böhmisch-polnische Hauptstraße durch die Grafschaft Glatz eröffnet, begangen und sorgsam überwacht worden. Auf dem Wege, den 1866 die Tapferkeit des V. Armeekorps durch die Schlachten von Nachod und Skalitz sich eröffnete, sind beinahe 1000 Jahre früher böhmische Siedelungen in den Innenrand des Grenzwaldes eingedrungen zur Ausnutzung und zum Schutze des böhmischen Landestores von Nachod. Vielleicht hängt schon der Name dieser Stadt zu Füßen des hohen Burgfelsens,

---

1) Emler, Reg. II (1263) p. 157. Cod. Dipl. Sil. X (1295) Nr. LIX p. 46: quocunque versum aque pluviales et nivales vel eciam originales fontium meatus et erupciones de moncium verticibus ac locis eminencioribus predicte Glaziensis provincie se ad bona p. p. fratrum inclinant defluendo vel eciam decurrendo, ibi p. p. fratres de Camenz metarum suarum debere situm debitum obtinere.

der wie eine natürliche Feste den Eingang in die Paßlandschaft übersieht und beherrscht, mit den alten Grenzhütern, den Choden, zusammen (na chodech); jedenfalls haftet der tschechische Name »Branka«, »das Tor«, noch an einem, von alten Erdwällen gekrönten Hügel im Süden der Straße, während nördlich von ihr die vorgeschichtliche Burg Homolka unverkennbare Spuren hinterließ [1]). Böhmens ältester Chronist Cosmas hebt die Bedeutung dieser Paßlandschaft schon für das 11. Jahrhundert unzweifelhaft hervor [2]). Durch Engwege zwischen den beiderseitigen Höhen, im Defilee, das den preußischen Heerführern 1866 bange Stunden auferlegte, zog der alte Weg nach Lewin (1197 erwähnt), dem Beginn des scharfen Anstiegs zu der Paßhöhe (670 m) am Hummelschlosse (Landfried), das von einem steilen Plänerhügel (733 m) den breiten Sattel sanft ansteigender Glimmerschieferberge beherrschte und lange der Sitz einer an beiden Abhängen weit hinabreichenden Herrschaft war. Das war die Schwelle des Eintritts von Böhmen her in die Grafschaft Glatz. Ihr schlesisches oder, wie wir für die älteste Zeit sagen müssen, ihr polnisches Tor war der Ausgang des Neißetales bei Wartha (Bardo). Die alte, von Polen und Böhmen oft hart umstrittene Feste, deren erste Erwähnung in das Ende des 11. Jahrhunderts fällt, soll an der Stelle der heutigen Klosterkirche über dem linken Neißeufer gelegen haben. Hier trat die polnische Straße (semita Bohemiae) in das Bergland ein. Je breiter der Abstand des böhmischen und des polnischen Tores war, je ferner letzteres im Falle eines polnischen Angriffes dem Kerne böhmischer Macht lag, desto dringender forderte der Durchgang durch das obere Neißetal eine stützende Siedelung. Solch eine vorgeschobene Kolonie, eine »Anlage« (Kladsko, czech. klasti = ponere, locare, anlegen, kolonisieren), mitten im Grenzwalde schufen die Böhmen im 10. Jahrhundert, das heutige Glatz. Die ältesten Erwähnungen gedenken seiner nur als einer Burg (castrum), deren Wächter in unmittelbarer Nähe ihre Felder haben mochten. Erst eine Urkunde des Jahres 1331 bezeichnet das Dörfchen Piltsch (5 km südlicher) als Wohnplatz der »armen Wächter«, denen die erbliche Verpflichtung zum Wachtdienst auf der Burghöhe von Glatz oblag. Dies Dorf gehört zu den etwa 20 alten slavischen Siedelungen, die um Glatz sich deutlich nicht nur an dem Gepräge der Ortsnamen, sondern bisweilen an der Rundungsform des eng geschlossenen Dorfes, immer an der Kleinheit der

1) Kraše, Die prähistorische Burg Nachod. Mitt. der k. k. Zentralkomm. zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und histor. Denkmäler. Wien 1895, 94.

2) Cosmas, II 23 (Mon. Germ. Scr. IX p. 81, l. 27. 28. Fontes rer. Boh. II p. 97 Anm. 8).

Feldmark im Gegensatz zu den jungen langen Walddörfern der deutschen Kolonisation erkennen lassen. Ein Umkreis von 6 km Radius von Nord über West nach Süd umschließt die meisten dieser Orte; nur längs der Neiße zieht ihre Kette mit wiederholter Überschreitung der weit ausgreifenden Windungen des Flusses weiter abwärts bis in die Felsengen des Wartha-Passes. Die Entwicklung dieses ganzen Gürtels slavischer Siedelungen entlang der polnischen Straße war gewiß die Vorbedingung der Entwicklung des am Anfang des 13. Jahrhunderts erwähnten Marktes Glatz auf der Stufe des Gehänges vom Burgberg hinab zur Neiße.

Das 13. Jahrhundert aber bringt die durch einsichtige Herrscher wirksam geleitete deutsche Kolonisation. Wenn südwärts von Glatz Habelschwerdt, die Namensverwandte von Wildenschwerdt (Wilhelmswerd), der Mittelpunkt neuer Ansiedelungen wird, dringt im breit geöffneten Steinetal die Anlage deutscher Dörfer empor ins Braunauer Ländchen[1]). Der lange erhaltene Name des Böhmischen Tores für das ostwärts gekehrte Niedertor Braunaus zeigt, nach welcher Seite das Gesicht dieses Ortes ursprünglich sich wendete, um den Anschluß an Böhmen zu suchen, und lehrt, welch wirksame Scheide der Quadersandsteinzug des Braunauer Stern (steny = Wände) auf der Südseite der Stadt ursprünglich war. Wäre er es dauernd geblieben, dann würde der Zusammenhang des Glatzer und des Waldenburger Landes auch auf der Südseite vollständig sein. Der Eingriff, den hier Böhmens Grenze heute macht, ist die Folge des nachträglich gelungenen Übergreifens des 1213 auf der Südseite des Sandsteinrückens begründeten Klosters Politz in das mittlere Steinetal, des Festsetzens der Politzer Mönche in Braunau selbst. Eine Zeitlang schien es sogar, als stünde der Macht des Politzer Klosters noch ein weiteres Ausgreifen nordwärts in sicherer Aussicht. Den Politzer Mönchen war das ganze Quellgebiet der Steine zugesichert. Darunter ist nicht etwa, wie Lippert die Deutung zu wenden versuchte, nur das Braunauer Ländchen bis zum Austritt der Steine aus dem Waldenburger Gebirge (bei Friedland) zu verstehen, sondern, wie die Grüssauer Landausstattung lehrt, wirklich das von den fernsten Quelladern der Steine entwässerte Gebiet. Die Kamena Gora, der Steinberg bei Fellhammer, wird als Landmarke der Grenze beider Klöster geradezu genannt. Diese Bestimmungen über das Besitzrecht an einem menschenleeren Waldland erfahren indes durchgreifende Änderungen durch den Fortschritt der von schlesischer Seite her in den Grenzwald dringenden Siedelungen.

1) Jul. Lippert, Die älteste Kolonisation im Braunauer Ländchen. Mitt. des Ver. für Gesch. der Deutschen in Böhmen XXVI 1888, 781—794.

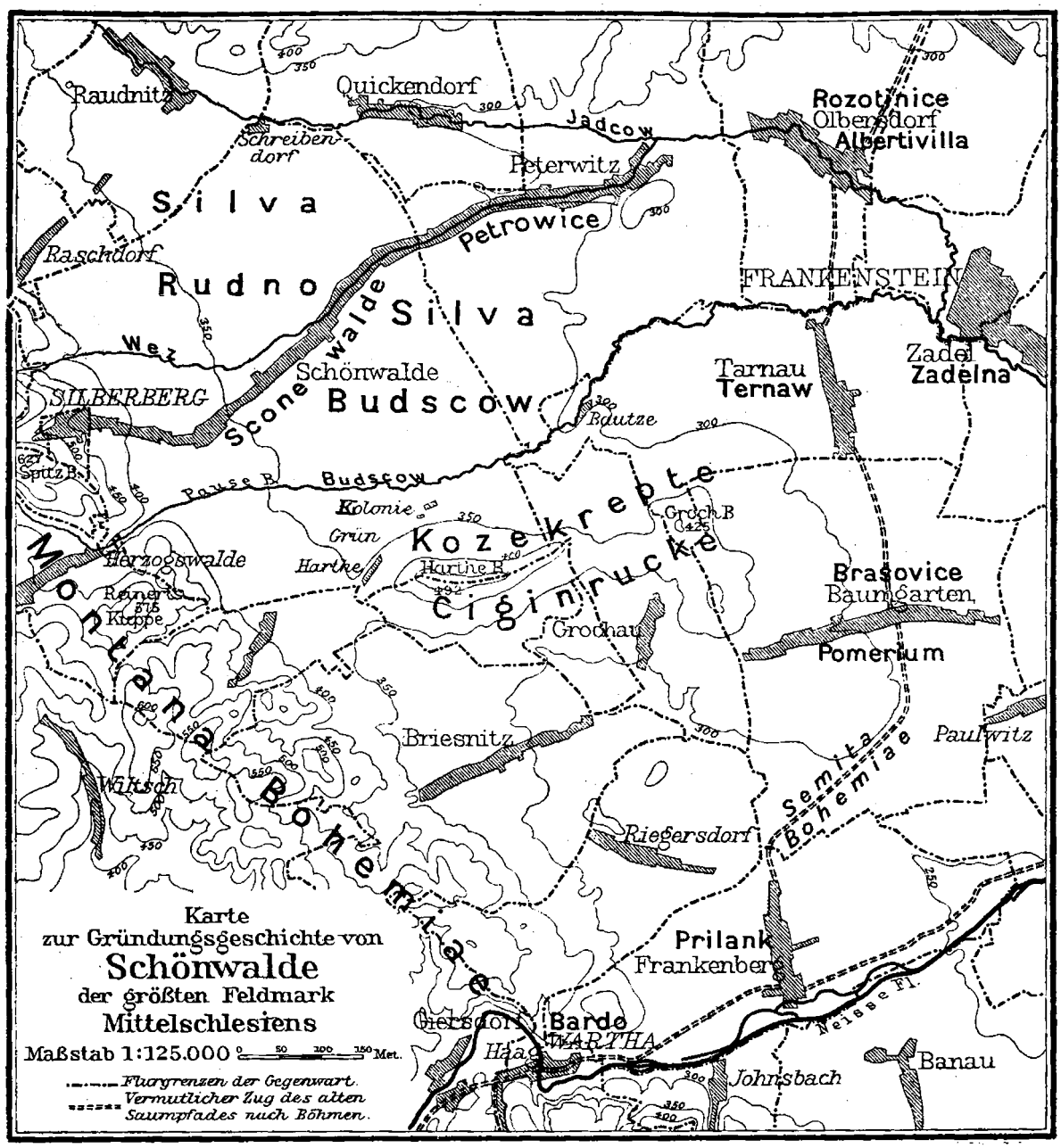
Ihren Anfang scheint vor 1220 die Begründung von Salzbrunn gemacht zu haben; sein Recht wird das Muster der Satzungen für die Gründung jüngerer Dörfer. Ein frisches Bild des Vorgangs bei diesem Fortschritt der Kolonisation im alten Waldgrund gewähren uns die Nachrichten des Heinrichauer Gründungsbuches[1]) über die Begründung von Schönwalde zwischen Frankenstein und Silberberg.

Der Schauplatz der Vorgänge, die wir als Beispiel der damaligen Einschränkung des Waldes etwas näher betrachten wollen, ist das Gelände vor dem Nordostfuß des Eulengebirges vom Warthapaß und der Neiße bis an das Weigelsdorfer Wasser und den von ihm verstärkten Pausebach. Die vor dem Südostflügel des Eulengebirges vorgelagerte Gruppe der Grochauer Berge lag am Anfang des 13. Jahrhunderts noch in dichter Waldung geborgen, die bis Zadelna (Zadel bei Frankenstein) hinabreichte. Außer diesem Ort bestanden damals in der Nähe des heutigen Frankenstein nur das herzogliche Dorf Ternow (Tarnau) und Peterwitz, der Sitz einer slavischen, der deutschen Kolonisation abholden Familie. Beide Orte trennte der vom Gebirgsrande herabkommende Bautze- oder Pausebach, damals Budscow genannt. Der Peterwitz durchziehende, mit der Pause beim heutigen Frankenstein sich einende Bach hieß Vez oder Wech, der Weigelsdorfer Bach Jadcow. Die Außenseite des waldigen Hügelgeländes umzog die böhmisch-polnische Hauptstraße, die semita Bohemiae; die vom Austritt aus dem Wartha-Paß bis Przilank (jetzt Frankenberg) östlich gerichtet blieb, dann aber sich in zwei Äste gespalten haben mag, von denen der eine nordostwärts Kamenz zum nächsten Ziele nahm, der andere nordwärts den Hügelrand in einer Richtung begleitete, die durch die meridiane Längserstreckung der Dörfer Frankenberg und Tarnau noch im heutigen Kartenbilde fest bezeichnet sein dürfte; das fernere Ziel war Nimptsch. Im Westen dieser Straße harrte ein weites Waldgebiet der Erschließung und Besiedelung. Für deren Entwicklung aber war von vornherein eine Schranke vorgezeichnet in dem unantastbaren Grenzhag, der Preseka (I 74); das war hier die Walddecke des Eulengebirges und seiner Vorhügel; der Name Haag für den westlichen Vorort Warthas bewahrt die Erinnerung an ein Stück dieses Bannwaldes. Die Urkunden geben deshalb das für Schenkungen an Klöster und für Kolonisation verfügbare Gelände, das niemand genau kannte und der Ausdehnung nach genau zu schätzen vermochte, immer an in der Begrenzung »zwischen dem böhmischen Saumpfad und der Preseka«. Die erste Lücke in diesem Waldland hatte die Begründung von Peterwitz eröffnet, es folgte 1221 die des Dorfes Budscow, südwestlich von Tarnau, westlich von dessen heutigem Vorwerke Bautze. Es war ein deutsches Dorf mit Salzbrunner Satzungen; nur der Name war slavisch, hergenommen von dem Bach, der die Feldmark durchfloß. Das Dorf und die benachbarte Waldung gleichen Namens ward in einer Ausdehnung von 50 großen Hufen von Heinrich I. dem Kloster Heinrichau geschenkt. Dazu erwarb dieses durch testamentarische Bestimmung des Kanzlers Konrad den ebenso großen benachbarten Wald Rudno; auch er lag zwischen Preseka und Böhmischer Straße, augenscheinlich nordwestlich benachbart; denn sein Name lebt fort im Dorfe Raudnitz am Weigelsdorfer Wasser, und das Dorf Schönwalde erhob sich gerade auf der vom Dorfbach bezeichneten Grenze der beiden Wälder Budscow und Rudno.

---

1) Liber Fundationis Claustri Sanctae Mariae Virginis in Heinrichow, herausgegeben, erläutert und durch Urkunden ergänzt von G. A. Stenzel, Breslau 1854. Dazu W. Schulte, Zeitschr. des Ver. f. Gesch. Schl. XXXIV 1900, 343—370.

Die Gründung dieses Dorfes war schon vor dem Mongoleneinfall (1241) geplant, ward aber erst nach diesem vollzogen und zwar zunächst nicht vom Kloster Heinrichau, sondern von dem bösen Nachbar in Peterwitz, der sich nach der Zerstörung des Klosters seiner Liegenschaften vor dem Bergrand bemächtigt hatte. Als das Kloster gegen ihn vor Herzog Boleslaus Klage führte, ward durch Zeugen festgestellt,



Karte zur Gründungsgeschichte von Schönwalde.

daß Heinrich I. dem Ritter in Peterwitz nur das niedere Waldland, den Eichwald (dambrow) überwiesen habe; der Schwarzwald dahinter vom Böhmischen Saumweg bis an die Preseka sei rechtmäßiges Eigentum des Klosters Heinrichau. In diese allgemeine Fassung wird hier die Landschenkung der 100 großen Hufen der Wälder Budscow und Rudno umgesetzt. Es hatte eben gar keine Grenzabsteckung und Zumessung der Schenkungen stattgefunden. Man wirtschaftete aus dem Vollen und hatte sich begnügt, mit den Begriffen Preseka und Böhmischer Saumweg einen allgemeinen

Rahmen zu bezeichnen, in den die dem Kloster zugedachten 100 Hufen hineinfallen sollten.

Dem Kloster wurde nun das Besitzrecht an den beiden Wäldern und auch an dem dazwischen liegenden Grunde des Dorfes Schönwalde zugesprochen. Aber nur durch gütlichen Verzicht auf 14 Hufen, 7 von Budscow, 7 von Rudno, vermochte es den Peterwitzer Nachbar zur tatsächlichen Anerkennung dieser Entscheidung zu bewegen und hatte auch noch Schwierigkeiten zu überwinden, ehe es das Dorf Schönwalde wirklich in seine Botmäßigkeit bekam. Die Auseinandersetzung mit dem Nachbar regte unmittelbar das Verlangen nach klaren Grenzen für den Klosterbesitz an. Die Art, wie diese — nach einem nicht zur Zufriedenheit des Klosters ausgefallenen Vermessungsversuch — zustande kamen, ist sehr bezeichnend für die Zustände jener Zeit.

Der vom Kloster eingesetzte Schulze von Schönwalde zog eifrig Kolonisten herbei und begann die Waldung rüstig zu lichten. Er kehrte sich ebensowenig wie die Ritter der Nachbarschaft an die Vorschriften über die Schonung des Bannwaldes der Preseka und griff mit seinen Holzschlägen auch in diese kräftig ein. »al durch den Hach« ließ er Flächen roden und berief sich gegenüber den Einwendungen des Abtes, dem daraus eine schwere Verantwortung vor dem Herzog erwuchs, auf das Beispiel der Nachbarn. So eifrig die Bauern von Schönwalde selbst mit dem prächtigsten Walde aufräumten, so wenig wollten sie es leiden, daß andere in dem Klosterwalde sich heimisch machten. Sie verjagten mit Gewalt einen Ritter Pribico samt den von ihm herbeigeführten Bauern, der, wie er selbst meinte, »unterhalb der Grenze des Klostergebietes« zwischen dem Bache Budscow und einem Berge Ziegenrücken (Kozekrepte) sich niederzulassen begann. Der Friede ward auf höchst sonderbare Weise hergestellt. Ein mächtiger Freund Pribicos, Albert der Bärtige, in hoher Gunst beim Herzog stehend, griff mit einer den Klosterbesitz erweiternden Grenzabsteckung ein, die den Bauern von Schönwalde und dem Pribico gleichzeitig Raum schaffte. Auf Anregung des Klosters mit der Regelung des Streitfalls betraut, bestieg er mit Vertretern der Parteien den Gipfel des Ziegenrücken und »gegen die Berge Böhmens ostwärts gewendet« wies er über ein Tal hinüber auf einen jenseits gegenüberliegenden Gipfel und gab Anweisung, in gerader Linie nach ihm hin, geleitet durch den Rauch eines im Talweg gemachten Feuers, einen Durchhau als Grenze des Klosters anzulegen, das sein Herzog nicht benachteiligt zu sehen wünsche in der Grenzführung. So geschah es.

So behaglich breit die Sache erzählt ist, sind die örtlichen Beziehungen doch nicht widerspruchsfrei und nicht unmittelbar deutlich. Die Worte der Quelle enthalten eine Unmöglichkeit. Die »böhmischen Berge« sind zweifellos das Grenzgebirge Schlesiens gegen das Glatzer Land[1]). Sie bilden den westlichen Rahmen des Schauplatzes der Ereignisse; auf diesem kann niemand es fertig bringen, wenn er den Blick auf das Gebirge richtet, sein Angesicht nach Osten zu kehren. Der Blick nach Osten reicht weit hinaus in die Schlesische Ebene. Aber sowie man die unmögliche Orientierungsangabe preisgibt, und die zu allen Zeiten überaus häufige Verwechslung von Osten und Westen, oriens und occidens, auch für diesen Bericht als denkbar annimmt, wird alles einfach und klar. Wo liegt der Ziegenrücken? Der Name zeichnet das Längsprofil, — einen langgestreckten Bergrücken mit einer auffallenden Einsattelung, vielleicht auch den Querschnitt, einen steilen, scharfen Rücken von geringer Breite.

---

1) Noch heute ruht auf der Waldung des Grenzkammes gegen die Grafschaft südwestlich von Silberberg, zwischen Herzogswalde und Rothwaltersdorf, der Name »Böhmischer Wald«.

Wer am Pausebach, etwa beim Vorwerk Bautze (300 m) Umschau hält, kann keinen Augenblick zweifeln, daß mit diesem ausdrucksvollen Namen die ältesten Siedler und schon vor ihnen slavische Jäger, die den »schönen Wald« durchstreiften, nur die über den Südrand der Tieflandsbucht scharf sich heraushebende Nordfront der Grochauer Berge bezeichnen konnten, den Grochberg (425 m) und die Harthe (492 m) samt dem beide trennenden breiten Sattel (375 m). Als die fortschreitende Besiedelung die einzelnen an verschiedene Feldmarken angeschlossenen Teile besonders benannte, geriet der alte Gesamtname in Vergessenheit.

Zwischen der Harthe und der ihr parallel gehenden Pause hatte Pribico sich angesiedelt in der Meinung, die Heinrichauer 50 großen Hufen des Waldes Budscow lägen ganz nördlich des Baches. Das Kloster beanspruchte die Harthe als Grenze. Auf ihrem Westgipfel stand Albert der Bärtige, der rasch entschlossene Grenzkommissar. Die Reinertskuppe (575 m) am Rande des westlich gegenüberliegenden Gebirges nahm er zum Ziele der Grenzführung, die er zugunsten des Klosters anordnete. Heute noch zieht die Schönwalder Grenze am Harthevorwerk in dieser Richtung, und hoch an der Reinertskuppe hinauf reichen Schönwalder Fluren und Bauernwaldstücke. Ob schon damals die große Ausdehnung der Schönwalder Feldmark, in die später der beengte Stadtgrund von Silberberg wie eine Enklave sich einfügte, bis empor zur Paßhöhe bei Silberberg sich entschied, wissen wir nicht. Daß aber der ganze, dem Kloster Heinrichau hier zufallende Besitz weit das Maß der 86 ihm verbliebenen Hufen überstieg, wird deutlich, wenn wir mit der Flur von Schönwalde (Landgem. 2263, Gutsbezirk 214 ha) die nachträglich abgezweigten von Raudnitz, Raschdorf und Raschgrund (Landgemeinden 329 + 141 + 29, Gutsbezirk 665 ha) und überdies noch die heute dem Staate gehörigen alten Klosterforsten (774 ha) vereinen.

Auf jeden Fall bedeutete die Grenzentwicklung des Klosterbesitzes bei Schönwalde einen tiefen Eingriff in den Bannwald der Preseka. Deutlich zeigt der ganze Bericht, wie um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Siedelung in der Tieflandsbucht nördlich der Grochauer Berge schrittweise vordrang, von Tarnau nach Bautze, von Peterwitz nach Schönwalde, wie aber damals der Rücken des Eulengebirges noch völlig bewaldet, vom Verkehr noch keineswegs durchdrungen war. »Der Silberberg« war noch 1331 Wald.

Der nächste Schritt vorwärts führte hier tiefer in den Grenzwald des Herzogtums Schlesien hinein: in den Wald des Herzogs, wie gerade dieser alte Bannwald hieß. Das Dorf Herzogswalde bei Silberberg kann, ganz wie das gleichnamige Dorf bei Jauer, als ein Denkmal dieses Vorgangs gelten. Das bei Grottkau lag sicher nicht in der Preseka, sondern in anderem herzoglichen Waldbesitz. Das gleichnamige Dorf der Grafschaft Glatz steht nicht mit der zeitweiligen Herrschaft schlesischer Herzöge über die Grafschaft in Verbindung, sondern scheint ebenso wie ein Dorf bei Lüben ursprünglich Hertwigswalde geheißen zu haben. Die erstgenannten Vorkommen des Namens Herzogswalde bilden offenbar ein Gegenstück zu den auf der böhmischen Seite des alten Grenzwaldes auftretenden Namen, in denen des Königs Besitzrecht an dem alten, im Interesse des Landes als

Schutzwehr lange unbesiedelt erhaltenen Walde ausgesprochen wurde. Der große Wald im Süden der Aupa rings um den Berg Svičin nördlich von Jičin hieß »das Königreich« und hat noch heute diese Bezeichnung behalten, und derselbe Sinn liegt vielen Ortsnamen zugrunde. Königshan an der Grenze bei Liebau, Königshain nördlich von Glatz, Königswalde bei Neurode sind sämtlich Anlagen im Grenzwalde des Königreichs Böhmen[1]).

Es ist merkwürdig genug, wie erst die Könige die Hüter dieser Markwaldung sind, wie sie dann deren Boden für die deutsche Kolonisation stückweise freigeben, und wie schließlich ihre Untertanen über die Aufteilung des Grenzwaldes bedenklich zu werden und ihre Stimme dagegen zu erheben beginnen. Wie 1471 die böhmischen Stände sich beklagen, daß einige »sich das Königreich [d. h. den Königswald] zu freiem Erbbesitze ausbitten« zum Schaden des Landes, so haben bereits 1356 die Schweidnitzer Stände sich von Karl IV. die Versicherung geben lassen, daß er, »wenn die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer in seinen Besitz übergingen, deren Waldungen im alten Bestande erhalten und sie nicht ausroden und zu Dörfern machen lassen werde«. Das ist die Sprache einer Zeit, in der die Kolonisation bereits im wesentlichen ihren Abschluß erreicht hatte.

Der Versuch, ihre Schritte in unserem mittelschlesischen Berglande zu verfolgen, führt schnell zu der Einsicht, daß dies beinahe nur in dem Bereiche klösterlicher oder kirchlicher Besitzentwicklung möglich ist; nur für sie sind die Quellen vollständiger erhalten. Am Anfang der ins Gebirge dringenden Ackerbausiedelungen steht die 1220 oder kurz vorher vollzogene Begründung von Salzbrunn. Daran schloß sich gewiß nicht nur die Entstehung von Freiburg und Polsnitz (erste Erwähnung 1228), sondern manch anderes benachbarte Dorf mag schon vor dem Mongoleneinfall (1241) erwachsen sein, wenn auch urkundliche Erwähnungen sich lange verzögern (Adelsbach 1290). Nach der Katastrophe des Mongoleneinfalls war hier im Westen die Begründung des Klosters Grüssau (Cressobor) das folgenreichste Ereignis. Den 1242 hierher berufenen Benediktinern des böhmischen Klosters Opatowitz (bei Königgrätz) wird 1249 nicht nur der Marktflecken Landeshut zur Aussetzung zu deutschem Rechte überwiesen, sondern ein weites Waldgebiet an dem dort den Bober verstärkenden Lässigbach (Lesk) bis empor zu seiner Quelle am Steinberg (Kamena gora) bei Fellhammer[2]). Die Wirksamkeit dieses Klosters gelangt indes erst zu größerer Entfaltung, seit es 1292 durch

1) Lippert, Sozialgeschichte Böhmens I 15.

2) Tzschoppe und Stenzel, Urkundensammlung 1832, 313.

eine Neustiftung Bolkos in die Hand der Cisterzienser kommt. Die neue Gründungsurkunde[1]) nennt längs des oberen Bober wie längs des Ziederbachs und seiner Quellflüsse eine Menge in den letzten Jahrzehnten entstandener Orte, darunter das Städtchen Liebau (erste Erwähnung 1284). Wir sehen, daß in beiden Talzügen westlich wie östlich vom Rabengebirge die aus Schlesien und aus Böhmen vordringenden Siedler miteinander Fühlung gewonnen haben. Eine Grenzregulierung wird notwendig; sie hält sich an die Wasserscheide zwischen Elbe und Oder und überweist einige bisher von Böhmen in Anspruch genommene Orte, das Städtlein Schömberg, Michelsdorf, Trautliebersdorf, Kindelsdorf, auch das später wieder böhmisch gewordene Königshan an das schlesische Herzogtum Schweidnitz (1289). Diese Vorgänge fallen in eine drangvolle, von Kämpfen zwischen den piastischen Herzögen selbst erfüllte Zeit. Die gewaltigste Gestalt dieses Kreises, Bolko I. von Schweidnitz, schirmte den Besitz, den er mit starker Hand zusammengerafft, durch die Anlagen wohl gewählter fester Plätze. Wie die festen Schlösser Klitschdorf und Kotzenau seine niederschlesische Erwerbung Bunzlau deckten, wie die Bolkoburg den Striegauer Ausgang der Landeshuter Pforte beherrschte, so erhob sich seit 1292 über dem südlichen Freiburger Zugang zu demselben Paßgebiet in fester, für jene Zeit kaum bezwingbarer Lage die Burg Fürstenberg, deren Namen er und seine Nachkommen selbst in ihren Titel aufnahmen, an der Stelle des heutigen Fürstenstein. So schmiedete er »den Schlüssel zum Schlesierlande«[2]).

Der Schluß des 13. Jahrhunderts fand die Besiedelung des Waldenburger Berglandes bis an das waldige Grenzgebirge in den Grundzügen vollendet. Die Zehntregister des Breslauer Bistums aus dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts[3]) heben, verbunden mit den einzelnen urkundlichen Zeugnissen, jeden Zweifel, daß damals von den größeren Ortschaften der Gegenwart die weitaus meisten schon ins Leben getreten waren. Gerade für den Kreis Waldenburg, aber auch für die Gebirgsanteile der Kreise Schweidnitz, Reichenbach sind die Nachweise recht vollständig. Der Kreis Frankenstein aber führt uns über zu dem Arbeitsgebiet der Cisterzienser von Heinrichau (1228) und Kamenz (1246) und nähert uns bereits dem Ottmachauer und Neißer Bischofslande, für dessen südlichen, dem Bergfuß angehörigen

1) Reg. 2241 (C. D. S. VII, 3 S. 173).

2) Script. Rer. Sil. IX 27, munitissimum castrum Furstenstein, clavis ad Silesiam (1464).

3) C. D. S. XIV. Für Kreis Frankenstein helfen das Heinrichauer Gründungsbuch und die Urkunden des Klosters Kamenz aus. C. D. S. X.

Anteil die Siedelungsgeschichte auf Grund ungewöhnlich reicher Quellen eine mustergültige Darstellung erfahren hat[1]).

Sahen wir die Heinrichauer Mönche tätig in der Anlage des großen Dorfes Schönwalde, dessen gewaltige Feldmark (2263 ha) die Tieflandsbucht nördlich der Grochauer Berge breit erfüllt, so hat Kamenz innerhalb des Neißebogens vor dem Reichensteiner Gebirge die großen Dörfer Hemmersdorf (1011 ha), Heinrichswalde (1875 ha), Maifritzdorf (1044 ha), Vollmersdorf, Dörndorf begründet. Diese Siedelungen lagen zweifellos schon im alten Grenzwalde der Preseka. Namentlich aber fielen in diesen Bannwald der älteren Zeit großenteils hinein die 65 Dörfer deutscher Gründung, um welche zwischen Herzog Heinrich IV. und dem Bischof Thomas ein bitterer Streit entbrannte. Dies Feuer, in dem trotz des vollen Sieges der staatlichen Gewalt (1288) schließlich doch die staatlichen Rechtsansprüche in Rauch aufgingen, beleuchtet die Erfolge deutscher Kolonisation des 13. Jahrhunderts gerade hier mit vollster Klarheit, in dem ganzen Siedelungsgürtel von Jauernig bis Mahlendorf und Bielitz im Falkenberger Kreise. Es ist für die Stellung der Kirche als Trägerin der Bildung in jenem Zeitalter überaus bezeichnend, daß, nur wo ihre Interessen ins Spiel kommen, Licht aufgeht in der Dämmerung des Morgens unserer Siedelungsgeschichte.

2. Erzbergbau und Glashütten.

Haec eadem argenti venas ferrique canales
Producit tellus, locuplesque in montibus aurum
Eruitur penitus, seu viscera in abdita terrae
Descendat fossor sive in convalle reducta
Arguto teretes scrutetur in amne lapillos.
Effossas testantur opes tumuli undique sylvis
Projectae extantes scoriae excretique metalli
Recrementa, supernascens quae primus obumbrat
Annosa et viridi muscus circumtegit herba.

Silberne Adern birgt und Eisen in mächtigen Gängen
Schlesierland; auch Gold gibt reichlich unser Gebirge.
Bald muß der Bergmann hinab in der Erde verborgene Tiefen,
Bald durchforscht er im Bach des Bergtals runde Gerölle.
Was für Schätze man hob, das bezeugen gar oft in der Waldung
Hügel von Schlacken, gehäuft als Rückstand schmelzenden Erzes,
Mit der Zeit überwebt von des Mooswuchs grünender Decke.

Franz Koeckritz (gen. Faber), Sabothus sive Silesia (vor 1565).

Die deutsche Kolonisation des 13. Jahrhunderts, die allenthalben die Waldgrenze zurückdrängte und deutschen Zuwanderern eine Heimstatt schuf, war im wesentlichen ein Siegeszug des deutschen Bauern-

1) W. Schulte, Erläuterungen zum Neißer Zehntregister, Cod. Dipl. Sil. XIV und 1905 im 4. Jahrg. der Zeitschrift »Oberschlesien« die große Untersuchung über Bischof Jaroslaw und die Schenkung des Neißer Landes, namentlich S. 622—625.

standes. Sie verwandelte ein altes Waldgebiet in fruchtbare Gefilde. Aber die Bodenkrume ward dünner, je weiter man an den Lehnen der Berge emporrückte; immer häufiger reckten rauhe Felsköpfe sich aus der Bodenhülle und weckten die Frage, was ihr festes Gestein dem Ankömmling bieten könne. Schon im 13. Jahrhundert wandern auch deutsche Bergleute nach Schlesien und beginnen seine metallischen Schätze aufzusuchen und zu erschließen. Zwischen den Bauerndörfern der Berge erwachsen auch bergmännische Städte.

Im niederschlesischen Bergland war — wie wir bald sehen werden — Goldberg der Hauptsitz der Edelmetallgewinnung. Wie ein schwacher Vorposten des Goldberger Gebietes nimmt sich der kurzlebige Goldbergbau des 14. Jahrhunderts bei Nikolstadt im Osten von Liegnitz aus. Aber auch weiter südostwärts waren Goldsucher am schlesischen Bergrand geschäftig, Goldspuren im Sande der Flüsse oder Goldflimmern in den Quarzadern anstehenden Gesteins zu erspähen. Wie gespannt man auf beide Arten des Vorkommens achtete, das lehren in der Front des mittelschlesischen Gebirges die eng benachbarten Namen Reichenbach (zuerst 1258 genannt) und Reichenstein (1291). Aber eine wirkliche Goldausbeute erntete das 13. Jahrhundert wohl nur am äußersten Ende der Ostsudeten, in den Quarzgängen alter Schiefer bei Zuckmantel und Freudenthal. So wenig nachhaltig die dortigen Lagerstätten für dauernde Ausbeute sich erwiesen haben, lenkten sie doch in dies Bergland einen verstärkten Zufluß deutscher Zuwanderer. Später erst wurden die wichtigsten Lagerstätten des mittelschlesischen Bergrandes erschlossen: die von Reichenstein. Wiewohl der verheißungsvolle Name des Ortes schon im 13. Jahrhundert geprägt ist, richten sich noch in den ersten Jahrzehnten des folgenden die Bemühungen des Klosters Kamenz um einen Anteil an der Goldgewinnung nicht auf diese nächste Nachbarschaft, sondern auf Goldenstein in Mähren. Erst kurz vor der Mitte des 14. Jahrhunderts begegnen wir den ersten bestimmten Erwähnungen einer Goldgewinnung in Reichenstein. Das Gold tritt hier gebunden an nesterweise eingesprengte Arsenikalkiese eines Serpentinstockes auf, der mit einer der Kalksteineinlagerungen der hiesigen Glimmerschieferformation in unmittelbarer Berührung steht. Der Goldgehalt des Arsenikalkieses (Löllingit) scheint zwischen 0,14 und 0,32% zu schwanken, während die Hauptbestandteile des Erzes As, Fe, S im Verhältnis von 68,00 : 28,88 : 1,97 sich verbinden. Das Mittelalter und selbst zwei Jahrhunderte der Neuzeit gingen ausschließlich auf Goldgewinnung aus und jagten das ganze Arsen in die Luft. Dennoch wurde lange mit namhaftem Gewinn gearbeitet. Die Hauptblütezeit des Bergbaues fällt in die erste Hälfte des 16. Jahr-

hunderts; die Zahl der Schächte und Stollen stieg zeitweilig auf 145, die der Schmelzhütten auf 20; unter den Gewerken standen obenan die Fugger von Augsburg, die als Gläubiger der Herzöge von Münsterberg-Öls hier festen Fuß faßten und zeitweilig ihren Anteil nahezu auf die Hälfte der Gesamtheit steigerten. Noch 1550, als der Höhepunkt der Erfolge schon überschritten war, belief sich die Jahresausbeute auf 630 Gewichtsmark 22—23karatigen Goldes im Werte von 300000 Rmk. Bald aber begann ein entschiedener Rückgang der Erträge. Die Erzförderung wurde nach Erschöpfung der reichsten Lagerstätten schwieriger, auch die Zufuhr der Holzkohle, die schon die Fugger in den Johannisberger Waldgründen suchen mußten, kostspieliger. Der Betrieb erlosch zwar selbst im 30jährigen Kriege nicht völlig, aber die Überlassung der gesamten Werke gegen Abgabe des Zehnten an die Stadt i. J. 1675 zeigt, daß die Herzöge auf die seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts wieder in eigene Hand genommene Ausbeute keine Hoffnungen mehr setzten. Neues Leben zog erst im 18. Jahrhundert hier ein, seit man die Arsenikgewinnung betrieb und das Gold nur als Nebenprodukt betrachtete. Aber die Beschränktheit der verfügbaren Mittel wirkte ebenso lähmend wie die beständige Rücksicht auf die schon ausgeraubten Räume. Immerhin stand Reichenstein, als die preußische Herrschaft begann, so im Vordergrunde des schlesischen Bergbauses, daß man 1770—1778 hierher das Oberbergamt Schlesiens verlegen zu müssen meinte. Die Fortschritte moderner Technik haben erst in den jüngsten Jahrzehnten den »Gifthütten« Reichensteins neue Lebenskraft verliehen, und Reife aus schlesischem Golde sind die Treuezeichen, die unseres Herrscherhauses Glieder vor dem Traualtar tauschen. Dem Wanderer, der das anmutig gelegene Städtchen und die hinter ihm sich öffnenden Talgründe besucht, bezeugen die Halden, die weithin seinen Weg begleiten, das Alter und die vormalige Größe der Bergbautätigkeit. Viel unbedeutender, nur wie ein Nebenzweig des Reichensteiner Betriebes, für dessen Golderze er die Bleizuschläge lieferte, erscheint der nie zu rechter Blüte gelangte Bergbau von Silberberg, den wenige schwach silberhaltige, bleiführende Schwerspat- und Quarzgänge im Gneisgebirge anregten. Der Name tritt 1331 schon auf, aber nur als Bezeichnung eines Waldstückes in unbesiedeltem Gebiete. Kloster Heinrichau kauft 1419 »den Silberberg« und vergibt ihn zur Ausbeute 1454 an eine Gewerkschaft. Seit 1527 werden stärkere Anstrengungen gemacht, 1536 den Ansiedlern hier Stadtrecht verliehen. Mit schwachem Erfolge ward die Arbeit nach mancher Unterbrechung immer wieder aufgenommen, erst 1757 endgültig aufgegeben.

Nicht so schwach war die natürliche Grundlage für die 1499 zur Stadt, 1606 zur »freien Bergstadt« erhobene Anlage von Gottesberg. Sowohl im Quarzporphyr des Hochwaldgebirges wie in den Kulmkonglomeraten von Gaablau vor seinem Westfuß treten Gänge von Schwerspat und Quarz auf, aus denen vom 15. bis ins 18. Jahrhundert beträchtliche Mengen von silberhaltigem Bleiglanz, Kupferkies, Fahlerz gehoben worden sind. Nur eine mit geringen Kräften betriebene, aber höchst lohnende Barytgewinnung hat die jüngste Zeit am Plautzenberge wieder aufgenomnen. Die im Porphyr aufsetzenden Schwerspatgänge, deren Erzführung die Vorfahren lockte, haben hier eine Mächtigkeit von 1—2 m.

Dem unternehmungslustigen 16. Jahrhundert, das in all diesen Bergbaugebieten die erfolgreichste Regsamkeit entfaltete, dankt auch Schlesiens kleinstes Städtchen in einem Talwinkel der Grafschaft seine Entstehung. Das südlich von Landeck zur Ostseite des Schneebergs emporziehende Tal der Mohre hieß oberhalb Schreckendorf damals einfach »der Grund«. Dort errichtete 1581 Graf Wilhelm Oppersdorff, böhmischer Obermünzmeister, in 560 m Höhe eine Bergstadt, die seinen Namen verewigen sollte: Wilhelmsthal. Der auf das westlichere Johannisberg mit ausgedehnte Bergbaubetrieb scheint nur Eisenerzen gegolten zu haben und erzielte nie einen nennenswerten Erfolg.

Der Bergbau ist ein besonders anspruchsvoller Holzverzehrer. Seine Urkunden berühren oft den beträchtlichen Bedarf an Bauholz für die Gruben, an Brennstoff für die Verhüttung der Erze. In dieser Richtung tritt mit ihm auf eine Linie der Glashüttenbetrieb. Er ist in der Grafschaft Glatz schon 1501 urkundlich nachweisbar und hat in deren Wäldern noch später neue Werkstätten sich eröffnet, 1663 zu Kaiserswalde im Erlitztal, 1770 in Friedrichsgrund bei Rückers, 1840 erstand dort die Hütte von Waldstein, bald nachher die Oranienhütte bei Schreckendorf (Kr. Habelschwerdt) als Nachfolgerin eines erloschenen Unternehmens des 18. Jahrhunderts. Auf solche Hütten der Vorzeit weist auch der Ortsname Gläsendorf in den Kreisen Frankenstein, Glatz, Habelschwerdt hin, in letzterem auch Glasegrund und Glasendorf. Auch bei Schlegel und Volpersdorf lebt die Erinnerung an alte Glashütten fort. Im Waldenburger Gebirge hat 1661—1758 eine Preußlersche Glashütte bei Freudenberg im Betriebe gestanden, die Schöpfung einer Familie, der wir auch anderwärts im selben Industriezweige wieder begegnen werden. Ganz außer Verbindung damit erwuchs die Spiegelglashütte von Altwasser erst im Zeitalter der Kohle.

Die von Bergbau und Hütten gelichteten Waldgründe waren nur

zum kleinen Teil für einen Fortschritt des Anbaues verwertbar. Je weiter die Kolonisation in das Gebirge vordrang, desto sicherer brachte das rauhe Klima der Höhen und die Unergiebigkeit des Bodens ihn an die Grenze seiner Lebensfähigkeit. Eine Musterung der jüngeren, erst seit dem 16. Jahrhundert erwachsenen Ansiedelungen, wie sie für die Grafschaft Glatz durch eine Zusammenstellung Volkmers[1]) erleichtert ist, zeigt, daß von 46 Neugründungen zwischen der Hussitenzeit und dem 30jährigen Kriege 41, von 11 Anlagen der Gegenreformation 8, von 15 Gründungen der preußischen Zeit jede einzelne im Grundsteuerreinertrag ihrer Feldmark weit hinter dem an und für sich bescheidenen Normalwert des ganzen Kreises zurückbleiben. Man erkennt, wie die Kolonisation zuerst die für den Feldbau tauglichsten Gründe in Besitz genommen, allmählich auf höheren, ärmeren Boden übergegriffen hat, bis sie schließlich über die naturgemäß berechtigten Grenzen hinausdrang auf Berglehnen, die dem Anbau entschieden widerstreben. Wandert man von Reinerz empor zum Ratschenberg oder gegen die Mense, sieht man, wie die zerstreuten Holzhäuschen zwischen Wiesenflecken hoch über den letzten spätreifenden Feldern in Grenzendorf bis 850, in Grunwald bis 960 m emporklimmen, so erkennt man, auch ohne die kümmerlichen Zahlen der Ertragsstatistik von Feld und Wiese vor Augen zu haben, ganz unmittelbar, daß nicht der Bodenertrag die Leute nähren kann. Auch die Waldarbeit vermag so weit sich hinstreckende und trotz des allgemeinen Rückgangs der Volkszahl immer noch stark besetzte Dörfer (Grunwald 1885: 891, 1900: 640 E.) nicht zu erhalten. Von was leben sie? Die Antwort gibt, wenn wir uns den Häuschen nähern, das Klappern der Webstühle.

3. Spinnen und Weben.

Ich webe und webe Tag und Nacht.
Wer wird wohl das Hemdlein tragen?
Einer Fürstenbraut, voll Schmuck und Pracht,
Kann's selber schier behagen;
Sie hüllt darein ihren schönen Leib,
Sie schläft darin, ein glückliches Weib;
Doch die Tränen, die ich hineingewebt,
Das Weh, das an jedem Faden klebt,
— Sie wird davon nichts merken.

Dr. Samuel Meyer
Sanitätsrat zu Breslau † 1897.

Die ältesten Nachrichten über Leinwandweberei in Schlesien sind die bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts zurückreichenden Zeug-

1) Glatzer Vierteljahrsschrift IX 1889/90, 206—233.

nisse über die Bleichen Breslaus. Karl IV. verlieh 1359 der Stadt eine Leinwandbleiche mit den Freiheiten und Vorrechten, welche die Bleichen in Schwaben hatten. Das ist der einzige in den allgemein zugänglichen Quellen gebotene Anhaltspunkt für die Begründung der am Ende des 17. Jahrhunderts auftretenden Versicherung, den luxemburgischen Herrschern gebühre an der Entwicklung der schlesischen Leinenindustrie das Hauptverdienst. Als ein wesentlicher Erwerbszweig des Landes wird das Leinengewerbe erst seit Ende des 16. Jahrhunderts bezeichnet. Hier erst beginnt seine zusammenhängende, durch übersichtlich geordnete Zeugnisse beleuchtete Geschichte[1]).

So empfangen wir den Eindruck einer ganz allmählichen stillen Entwicklung dieser Industrie aus heimischer Wurzel. Dafür spricht auch die Sache selbst. Flachsbau, Spinnen und Weben ist uralt bei Germanen und Slaven. In der Naturalwirtschaft des Mittelalters verwendete der Bauer die Jahreszeit, in der Pflug und Sichel ruhten, zur Sorge um seine Kleidung. Es war eine Ehre der Hausfrau, nur Leinwand aus eigenem Gespinst zu tragen. Deshalb ist die Spinnerei, vielleicht auch die Weberei zunächst mehr ein Teil des Haushalts als ein eigener Industriezweig. Zu ihm wurde sie erst, als sie über die Hausnotdurft hinaus für den Verkauf zu arbeiten begann. Als dies geschah, wurden die Städte mit Überraschung gewahr, daß auf dem offenen Lande die Grundlagen eines Zweiges gewerblicher Tätigkeit sich entwickelt hatten, deren Gesamtheit sie bisher eifersüchtig als ihren Wirkungskreis in Anspruch genommen hatten. Nur mit Widerstreben fanden sie sich darein, daß ein Handwerk außer ihren Mauern seinen Sitz aufschlage.

Der Rudolphinische Vergleich zwischen der Glatzer Ritterschaft und den Städten brachte 1590 die Zustimmung der letzteren, daß die Leinweber »weilen sich Bauern und viele arme Leute, wenn sie mit der Ackerarbeit nicht zu tun haben, hiervon ernähren müssen, jedoch nur dann, wenn sie keine Wolle mit unterwirken, in größeren und kleineren Dörfern zugelassen werden«. In Schlesien selbst soll dies Zugeständnis den Städten erst nach dem 30jährigen Kriege abgewonnen worden sein.

Bei der Erhebung aus dem Elend des 30jährigen Krieges, der den ältesten Sitz des Leinenhandels, Jauer, völlig entkräftet hatte, ward auch der Leinweberei Schlesiens von der kaiserlichen Regierung

1) Alfred Zimmermann, Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. Breslau 1885. Curt Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens; ihre wirtschaftlichen und technischen Grundlagen, historisch-ökonomische Gestaltung und gegenwärtige Bedeutung. Tübingen 1905.

fürsorgliche Aufmerksamkeit zugewendet, die teils auf die Sicherung reichlichen und billigen Garnvorrats, teils auf die Hebung der Güte des Gewebes sich richtete. Hauptausfuhrplatz war für schlesische Leinwand schon damals Hamburg, dem die Ware teils auf den Straßen über Leipzig, teils seit der Eröffnung des Friedrich-Wilhelms-Kanals (1668) zu Schiff zugeführt wurde. Eine Zusammenstellung aus dem Jahre 1725 gibt eine Übersicht über die damalige Verbreitung der Weberei. Für unser mittelschlesisches Gebiet bis an den oberen Bober werden — mit Ausschluß der Grafschaft Glatz — 128 Ortschaften als Sitz dieser Arbeit genannt, meist Bergdörfer; aber im Schweidnitzer Gebiet reichte die Weberei ins Vorland hinaus bis über die Weistritz und die Peile. Der Haupthandelsplatz in diesem Flügel des Gebirges war Landeshut. Die schlesische Leinenindustrie versorgte damals außer der Ferne auch noch Böhmen und Mähren. Schlesien galt als Hauptindustrierevier der Länder der böhmischen Krone.

Als Schlesien preußisch wurde, ging ihm zwar nicht sofort, aber allmählich dies benachbarte Absatzgebiet verloren. Namentlich während des Siebenjährigen Krieges, der übrigens auch in Schlesien den Leinwandhandel keineswegs zu völligem Stillstand brachte, erwuchs in Böhmen eine eigene Leinenweberei, die nicht nur den Markt des Kaiserstaates belegte, sondern auch außer seinen Grenzen mit dem schlesischen Erzeugnis in Wettbewerb trat. Trotzdem bezeichnete die Regierung Friedrichs d. Gr. ein Aufsteigen der schlesischen Leinenfabrikation nicht nur an Menge der Ware und Umfang des Absatzes, sondern nach manchen schwierigen Jahren schließlich auch im Reinertrage. Die letzten Jahre Friedrichs d. Gr. waren die glänzendsten Zeiten der schlesischen Leinenweberei. Sie hat allerdings noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Arbeitskräfte und deren Leistung vermehrt; die Zahl der Webstühle, die 1755 22821 und 1785 26369 betragen hatte, stieg 1805 auf 34615; aber das Feld des Absatzes hatte schon am Ende des 18. Jahrhunderts durch eine Reihe zusammentreffender Wandlungen des politischen und des wirtschaftlichen Zustandes der Kulturwelt eine so starke und rasche Einschränkung erlitten, daß es sich empfiehlt, bei diesem Wendepunkt des Geschickes den historischen Faden einen Augenblick fallen zu lassen und den Blick nochmals rückwärts zu lenken zu einer kurzen, sachlich gegliederten Betrachtung der schlesischen Leinenindustrie des 17. und 18. Jahrhunderts[1]).

1) Dabei leisten als gehaltvolle, in die Sache tiefer hineinleuchtende Ergänzungen des verdienstvollen geschichtlichen Werkes von Alfred Zimmermann (1885) vortreffliche Hilfe die Untersuchungen L. Brentanos und seines Gegners C. Grünhagen

Für den Rohstoff sorgte der damals in Schlesien weit größere Räume beherrschende Flachsbau. Er fehlte auf keinem Gute; Rösten und Hecheln des Flachses und Spinnen waren eine Hauptbeschäftigung des weiblichen Gesindes und der zu Dienstleistungen bei der Gutsherrschaft verpflichteten Hintersassen. Diese Einreihung der Flachsbereitung und -verwertung in die Leistungen der Fronden war der Güte des Erzeugnisses ebensowenig förderlich wie die unvollkommene Technik. Das schon 1533 erfundene Spinnrad fand noch im 18. Jahrhundert recht beschränkten Eingang in Schlesien; die meisten spannen dort noch mit der Spindel. Auch der Eifer, mit dem Friedrich d. Gr. die Zahl der Spinner in Schlesien zu vermehren suchte, Knechten unter 30 Jahren den Nachweis dieser Fertigkeit als Bedingung der Heiratsfähigkeit auferlegte, die Mußestunden seiner Krieger in den Dienst der Garngewinnung stellte, wird schwerlich auf eine Verfeinerung des Fadens, den der Weber zu verarbeiten hatte, hingewirkt haben.

Ward das Spinnen großenteils als Nebenbeschäftigung betrieben, so war das Weben mehr eine Berufstätigkeit, und es dürfte eine Überschätzung eines einzelnen Gesichtspunktes sein, wenn man den Erfolg dieser Arbeit in feste Abhängigkeit von der Beziehung des Webers zum Grundherrn zu bringen versucht. Gewiß waren auch Landarbeiter und dienstpflichtige Bauern der Güter nebenbei als Weber tätig; aber der Schwerpunkt der für die Ausfuhr arbeitenden Leinweberei lag zweifellos in Berufsarbeitern, die dem Gutsherrn ihres Dorfes nur den Weberzins von 2 Talern jährlich zahlten. Daß dies eine Gewerbesteuer war, wird kaum zu bestreiten sein. Die Fortdauer dieser Abgabe auch über das die Gewerbefreiheit begründende Gesetz von 1810 hinaus ist nicht ein Beweis des Gegenteils, nur ein Beweis der Macht des Widerstandes der Grundherren gegen ein ihnen unbequemes Gesetz. Es bedurfte des Sturmes von 1848, um auch diese starren Stämme unter den klaren Sinn des Gesetzes zu beugen. So wenig sich bezweifeln läßt, daß auch die Weber bis weit ins 19. Jahrhundert hinein den Druck der alten Grundherrlichkeit verspürten, wird man doch darin nicht einen irgendwie entscheidenden Umstand erblicken dürfen für die Beschränkung ihrer Arbeitsfreude, ihrer Arbeitsfertigkeit und ihres Arbeitserfolges. Die Verkümmerung, die schließlich bis zum erschütternden Elend sich steigerte, ward durch ganz andere Bedingungen über Schlesiens Weber verhängt.

über den grundherrlichen Charakter des Leinengewerbes in Schlesien (Zeitschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. I und II 1893. 1894), auch W. Sombarts Bemerkungen zu derselben Streitfrage (Jahrbb. f. Nationalökon. u. Statistik (3) VI 1893).

Von Anfang an, schon im 17. Jahrhundert, waren die Weber in gedrückter Lage einfach dadurch, daß sie zwischen zwei wirtschaftlich stärkere, kapitalkräftigere Händlergruppen eingeschaltet waren, zwischen den Garnhändler und den Leinwandkaufmann, die beide in der Lage waren, die Gefahren der wechselnden Konjunktur großenteils auf den Weber abzuwälzen und ihn von dem vollen Mitgenuß an dem Gewinn guter Jahre auszuschließen. Schon unter der österreichischen Herrschaft bestand der Gegensatz armer Weber, die mit Anspannung aller Kraft kaum das Nötigste für das ärmliche Leben sich zu erringen vermochten, und den zu Wohlstand gelangenden Händlern. Der Abstand zwischen der Ernte des Arbeiters und des Kaufmanns vergrößerte sich, je vollständiger alle Lasten und Gefahren, die aus der staatlichen Überwachung, der »Schau« der Gewebe, erwuchsen, auf den Weber fielen. Von dem reichen Gewinn, der unter günstigen Verhältnissen dem Lande zuströmte, ist nur ein schwacher Anteil durch die fleißigen Hände der Weber in den Hütten der Berge gegangen; den Löwenanteil behielten die Kaufleute der Stadt zurück; ihnen gelang es, in wenigen Generationen sich so zu bereichern, daß sie dem Bürgerstand zu entwachsen und dem Adel des Landes sich anzureihen beanspruchten. Manche prunkende Grabmäler des Friedhofs der Gnadenkirche zu Hirschberg sind Denkmäler dieser mit dem Schweiße der Weber gesalbten Geldaristokratie. Des Webers Dasein bewegte sich schon bei normalem Geschäftsgange oft am Rande der Not. Stockte der Absatz oder schädigte Wetters Ungunst den Ertrag von Feld und Wiese, so brach leicht der volle Notstand herein. Friedrich II. mußte nach der Erwerbung Schlesiens 1742 die Maßregeln zur Hebung der Leinenindustrie sofort mit der Vorbereitung von Getreidemagazinen zur Versorgung der Weber des Gebirges in Zeiten der Not eröffnen. Mit dieser Ärmlichkeit der Weberbevölkerung hing unmittelbar auch die Rückständigkeit ihrer Arbeitstechnik zusammen, das Verharren bei altem Arbeitsgerät auch beim Fortschreiten des Erfindungsgeistes zur Verbesserung des Webstuhls. An dieser wirtschaftlichen Schwäche der Weber änderten auch alle die Maßnahmen nichts, nach denen die Regierungen zur Hebung der Leinenindustrie griffen. Die Vorschriften für die Technik der Arbeit und die Einführung einer »Schau« zielten ab auf Güte des Produktes, der Ausfuhrzoll oder das völlige Ausfuhrverbot für Garn, ebenso wie die Vermehrung der Spinner, auf Sicherung billigen Rohstoffes; gegen die Herabsetzung des Wertes der heimischen Arbeit halfen Schutzzölle, während die Erleichterung der Ausfuhr eine beständige Sorge der Unterhandlung mit fremden Staaten war. Das alles hob die schle-

sische Leinenweberei, ohne aber den Lohn des Arbeiters zu erhöhen. Und die Erhöhung der Leistungskraft selbst, die Mehrung der in Betrieb stehenden Webstühle erwies sich schließlich nur als eine Verschärfung der Gefahr für die Zukunft des fleißigen Bergvolkes, — sobald die Aussichten auf den Absatz der Erzeugnisse in die Ferne sich durch ein Zusammentreffen widriger Umstände am Ende des 18. Jahrhunderts immer weiter verdüsterten.

Der Absatz der schlesischen Leinwand war hauptsächlich westwärts in ozeanische und überseeische Länder gerichtet: nach Holland, England, Spanien, Portugal und deren afrikanischen und amerikanischen Kolonien. Es war ein stolzes, aber doch auch ein verwegenes Unterfangen einer meerfernen, auf der Wasserscheide zwischen Nordsee, Ostsee und Pontus tief im Innern Europas gelegenen Provinz, den Stoff zu weben, mit dem die Neger am Kongo, wie die Schwarzen in den Zuckerrohrfeldern Westindiens, der Bergmann in Peru und die Indianer in Mexiko ihre Blöße deckten.

Unverkennbar geriet dieser Absatz in ernste Gefahr, sobald auf halbem Wege zu seinen fernen Zielen eine schon durch die Weltlage in bedeutenden Vorsprung gesetzte Konkurrenz erwuchs. Eine solche hatte England schon unter Karl I. auf Irland großzuziehen begonnen. Unter der Pflege der Regierung und dem Schutz allmählich sich erhöhender Zölle erstarkte Irlands Leinenindustrie im 18. Jahrhundert so, daß sie immer mehr Anklang fand mit ihrer Forderung, die Regierung solle nicht nur die Einfuhr deutscher Leinwand möglichst fernhalten, sondern auch deren Durchgangsverkehr, den Englands Handel im eigenen Interesse gern gefördert hätte, einschränken. Schon das 18. Jahrhundert brachte in England den Übergang zur Maschinentechnik durch die seit 1790 sich vollziehende Einführung von Spinnmaschinen für Flachsgarn.

Außer diesem alten, aber damals erst gefährlich anschwellenden Wettbewerb erwuchs unserer Leinenindustrie ein neuer durch die Entwicklung der Baumwollindustrie. Die entscheidenden Ereignisse für ihren Aufschwung waren die 1790 beginnende Anwendung der Dampfkraft zum Maschinenbetrieb und 1793 die Erfindung der Entkörnungsmaschine durch Eli Whitney, die das Problem löste, den Baumwollsamen leicht und schadlos von der Baumwolle zu trennen. Damit war das wesentlichste Hindernis, das einer massenweisen Verwertung der Baumwolle bisher entgegenstand, überwunden, und mit märchenhafter Geschwindigkeit errang diese Staude den ersten Platz unter den Gespinstpflanzen der Welt.

Diese bedrohliche Gegnerschaft würde indes nur allmählich ihre

Wirkung geltend gemacht und durch den Widerstand der billigen und beliebten schlesischen Ware in ihren Fortschritten gehemmt worden sein, wenn nicht der Ausbruch langer, immer rasch sich erneuernder Kämpfe zwischen den Westmächten wiederholt und anhaltend den schlesischen Export völlig gelähmt hätte. Solche Wirkungen übten der Unabhängigkeitskampf der Vereinigten Staaten von Nordamerika (1776—1783) und die langen Seekriege im Gefolge der französischen Revolution. Der zur See wehrlose Staat mußte geduldig zusehen, wie seine Waren von beiden kriegführenden Parteien geplündert und eine regelmäßige überseeische Ausfuhr völlig unterbunden wurde.

Schon damals kamen ernste Notjahre für die schlesische Leinweberei. Der Druck der äußeren Lage verschärfte die inneren Reibungen der schon vorher keineswegs freudig zusammenwirkenden Kräfte von Handwerk und Handel. Die Weberunruhen zu Landeshut 1793 enthüllten der Regierung die Größe der Erbitterung der arg bedrückten Weber gegenüber Garnhändlern und Leinenkaufleuten. Wiewohl deutliche Anzeichen dafür sprachen, daß die Erregung durch Nachrichten über die Staatsumwälzung in Frankreich gesteigert worden war, konnte doch niemand sich über den Ernst der ungesunden Verhältnisse des schlesischen Leinengewerbes täuschen. Der Staat kehrte nun einmal seine Maßregeln gegen die Garnhändler und erwog die seit 1774 von dem einsichtigen Landeshuter Patrioten Peter Hasenclever empfohlene Schöpfung von staatlichen Garnmagazinen und, als alle Eingriffe der Regierung keinen ausreichenden Zufluß billiger Garne auf den Markt erzielten, da die unlohnende Handspinnerei immer schwächer betrieben wurde, stieg dem Lenker der Geschicke Schlesiens, dem Minister Grafen Hoym, sogar die Einsicht auf, daß es Zeit sei, zur Maschinenspinnerei überzugehen. Zu einem wirklichen Schritt in dieser Richtung vermochte man sich indes nicht aufzuraffen. Die Regierung zeigte ihren guten Willen zu helfen durch größere Leinwandankäufe der Seehandlung und durch Darlehen an die lahm gelegten Kaufleute; aber im übrigen trieb man ratlos und wehrlos noch schwereren Zeiten entgegen.

Der Zusammenbruch des preußischen Staates, die Beugung seiner Trümmer unter Napoleons Joch brachte die Kontinentalsperre, die Zeit der unumschränkten englischen Seeherrschaft. Unter ihr reifte auch die englische Industrie vollends aus zu der Kraft, die ihr in den Schoß fallende Versorgung der überseeischen Gebiete wirklich in die Hand zu nehmen. Ihre Leistungskraft steigerte sich besonders durch die Einführung des Maschinen-Webstuhls 1812. In dieser immer düsterer sich gestaltenden Lage der äußeren Bedingungen des Handels

brachte auch der Freiheitskrieg keinen Umschwung hervor. Während der siegreichen Erhebung lag der Griff der französischen Macht noch an der Kehle des deutschen Handels; sein Atemzug war gehemmt durch die fortdauernde Herrschaft des Feindes in Hamburg; sie verriegelte auch die schlesische Leinenausfuhr. Und als endlich der Friede wiederkehrte, rüstete England sich zur dauernden Behauptung der in der Kriegszeit ihm zugefallenen Vorteile durch Erhöhung seiner Leinwandzölle (Einfuhrzoll 33—50 %, Transitzoll 15 % des Wertes), eine Ausfuhrprämie von 12 % an die eigenen Fabrikanten und erfolgreiches Aufbieten des gewonnenen politischen Einflusses zur Erringung großer Zollbegünstigungen in Portugal und Brasilien. Auch der Übergang wichtiger niederländischer Kolonien in Englands Hand bedeutete eine Einschränkung des Absatzgebietes schlesischer Leinen. Da gleichzeitig der Freiheitskrieg der spanischen Kolonien Südamerikas (1811 bis 1824) einen anderen ungemein wichtigen Absatzweg verriegelte, sah Schlesien seinen Leinwandhandel vom Weltmarkt nahezu völlig ausgeschlossen.

Der preußischen Diplomatie erwuchs die Pflicht, diese verhängnisvolle Wendung, wenn nicht zu verhindern, so doch ihre Folgen abzuschwächen. Tatsächlich ist wenig in dieser Richtung versucht und nichts erreicht worden. Der Zufall fügte es so, daß dem Historiker des schlesischen Leinengewerbes auch die aktenmäßige Darstellung der Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik (1892) zufiel. Sein Interesse war gewiß für das Gebiet seines ersten Werkes besonders rege. Aber er weiß in der Geschichte der Bestrebungen der preußischen Handelspolitik nach dem Wiener Frieden über Anstrengungen zugunsten der schlesischen Leinenindustrie blutwenig zu melden. Speziell gegenüber England war die Liste der zu erhebenden Beschwerden so groß, daß den Herren in Berlin näherliegende Dinge, der Schiffsverkehr, der Holzhandel der Ostsee, im Vordergrunde standen. Erst 1818 kam der schlesische Leinenhandel unter den Punkten, für die Preußen billige Rücksicht verlangte, zur Sprache, aber da man nicht den Mut hatte, mit eigenen Maßnahmen zu drohen, ohne jeden Erfolg. Die Zaghaftigkeit der Regierung ging so weit, daß die mißhandelten deutschen Industriellen ihre Hoffnung auf den englischen Handelsstand setzen mußten. Von ihm gingen wirklich im englischen Parlamente Schritte aus, die geradezu prohibitiven Zollsätze für deutsche Leinen ermäßigt zu sehen. Die englischen Staatsmänner Lord Castlereagh und Lord Liverpoole gaben die Unbilligkeit der Absperrung gegen einen Staat, der seine Grenzen der britischen Produktion öffnete, unumwunden zu. Aber sie erklärten, wenn man deutsche Leinen auf den englischen Markt dringen lasse, sei ein Aufstand in Irland zu fürchten.

Was geschah im Lande selbst zur Gegenwehr in dieser furchtbaren Krisis? An Wohlwollen und Mitgefühl für die Not der schlesischen Weber fehlte es gerade in den Anfängen der harten Zeiten nicht. Ein Name muß mit Ehren dem Gedächtnis der Nachwelt erhalten werden, der des Barons Hans Ernst von Kottwitz (1757—1843). Er hatte schon 1801 dem bedrängten Leinengeschäft beizuspringen versucht durch eine gegen das Vordringen baumwollener Gewebe gerichtete Erfindung, die der Flachsfaser ein wolliges Ansehen gab und eine Art heimische Flachsbaumwolle dem überseeischen, immer noch teuren Erzeugnis gegenüberstellte. Er verwendete — nach dem Scheitern dieses Gedankens — darum auf den von seiner Gattin (geb. Gräfin v. Zedlitz) ihm zugebrachten Peilauer Gütern besondere Sorgfalt auf die Bearbeitung des Flachses und legte selbst bedeutendes Kapital in einer Spinnerei und Weberei an. Trotz guter Einrichtung blühte ihr kein Erfolg. Er verlor einen großen Teil seines Vermögens. Als dann die Not in Schlesien stieg, und besonders in der Grüssauer Gegend, die durch Aufhebung des Klosters eine wirtschaftliche Nothilfe verloren hatte, trotz des Versuchs einer Verteilung von Acker (973,56 ha) und Vieh an 1869 Weberfamilien die Leiden der arbeitslosen Bevölkerung allgemeine Teilnahme erregten, übernahm Frh. v. Kottwitz 1812 mit unmittelbarer Unterstützung des Königs die Begründung einer Beschäftigungsanstalt für Spinner und Weber, die 1812—1814 und dann, als 1815 die Not von neuem sich verschärfte, von neuem zur Erleichterung der Lage in jener Gegend so vortreffliche Dienste leistete, daß man ähnliche Anstalten auch in Lewin und Spiller (Kr. Löwenberg) eröffnete. In Grüssau arbeiteten 1819 150 Spinner und 2816 Weber, in Lewin 600, in Spiller 150 Spinner und 3 Weber. Diese Wirksamkeit, die Baron v. Kottwitz, ermutigt durch das Vertrauen seines Königs, trotz aller Anfeindungen mit freudiger Opferwilligkeit bis zum letzten Atemzuge fortführte, erscheint um so rühmenswerter, weil die Leiter und die Organe der Regierung keineswegs einhellig in gleichem Sinne tätig waren.

Es blieb eine vereinzelte Erscheinung, daß der Chefpräsident der in Reichenbach 1816 eingerichteten Regierung, Ernst Frh. v. Lüttwitz, mit Wärme die Sache der bedrängten Weberei vertrat und auch mit offener Kritik der Handelspolitik, die Deutschland ohne Gegenwehr mit englischen Waren überschwemmen ließ, nicht zurückhielt. Er mußte schon 1817 den Posten verlassen, den wirksam auszufüllen sein Ehrgeiz war, und blieb auf private Anstrengungen zur Vervollkommnung des Flachsbaues und der Flachsbereitung beschränkt.

Im großen war in Preußens Verwaltung damals ein durch die Wieder-

geburt des Staates geweckter und für gesunde Verhältnisse zweifellos segensreicher Zug herrschend, das wirtschaftliche Leben frei sich selbst zu überlassen, staatliche Einwirkung darauf möglichst zu vermeiden. Aber ein kränklicher Organismus, wie der unserer Leinenweberei, vertrug die scharfe, frische Luft dieses neuen Geistes nicht, sondern empfand sie als eine Verschärfung seiner Leiden. Das war schon der Eindruck des Gesetzes zur Befreiung des Gewerbes (1810) und der allmählichen Beseitigung der Beschränkung der Garnausfuhr. Als aber die Not an die Tür klopfte, wirkte der doktrinäre Hang zu den Freihandelsgrundsätzen völlig lähmend nicht nur auf die Entschlüsse, sondern selbst auf die Einsicht der Regierung. Sie wollte an den Notstand nicht glauben, bestritt geradezu sein Vorhandensein. Diese Vogelstraußpolitik, nicht sehen zu wollen, ward nicht nur von den Berliner Staatsmännern ziemlich allgemein festgehalten, sondern ihr huldigte der Oberpräsident der Provinz, der hochverdiente Merkel, bis der Aufstand der verzweifelten Weber 1844 ihm die Binde von den Augen nahm. Drängte sich aber wirklich einem dieser leitenden Männer unwiderleglich die Trübseligkeit der Sachlage auf, dann hielt er sie für ein unabwendbares Übel, riet, den Dingen ihren Lauf zu lassen, und erklärte eine Hilfsleistung grundsätzlich für falsch [1]). Was trotzdem geschah, ward zu spät ins Werk gesetzt, meist nur mit halbem Herzen und ohne Vertrauen in den Erfolg. Je länger die Not anhielt, desto mehr stumpfte die Gewöhnung an die kläglichen Nachrichten die Teilnahme für sie ab. Es trifft zweifellos die damalige Leitung des Staates eine schwere Verantwortung für das ungehemmte Anschwellen des Unheils zu voller Größe. Die einzige Entschuldigung liegt wenigstens für die ersten Jahre nach der Wiederkehr des Friedens in der Entkräftung des Staates und in der überwältigenden Fülle der Aufgaben, die sein Wiederaufbau aus teilweise neu gewonnenen, bisher ganz verschieden organisierten Gebietsteilen stellte. Die Maßregeln der Regierung galten teils der Linderung der dringenden Not, teils der Hebung der Leinenindustrie. Als 1819 die Zahlung an Schweden für die Abtretung Vorpommerns zu leisten war, hatte man dem schwedischen Bevollmächtigten das Zugeständnis abgewonnen, daß von den $3^1/_2$ Millionen Talern 1 Million in Leinwand und Tuch bezahlt werde. Die schwedische Regierung trat von diesem Abkommen zurück und ermäßigte dafür die Summe um 155000 Taler. Dieser

1) Beispiele dieser Haltung der Regierung bei Zimmermann 275 (Gutachten des Staatsministeriums 1819), 294 (Reg.-Rat Geier, Prov.-Bl. 88. 1827, 211), 301 (Cl. Ferber, Geh. Oberfinanzrat, Neue Beiträge zur Kenntnis des gewerbl. und kommerziellen Standes der Preuß. Mon. 1832, 59. 60).

unerwartete Gewinn ward großenteils zugunsten der Weber angelegt, 100000 Taler entfielen auf die Schlesiens und wurden ihnen zugeführt durch Sicherung von Arbeit und Verdienst für Arbeitslose, Unterstützungen für Verbesserung der Stühle oder für Übergang in andere Erwerbszweige. Auch später wurden wiederholt kleinere Summen flüssig gemacht für Verteilung von Nahrungsmitteln und Flachs.

Wollte man aber versuchen, der Leinwandindustrie aufzuhelfen, ihre Kraft zu dem erschwerten Wettbewerb zu stärken, dann mußte man ihr zuvörderst gutes, billiges Garn in der eigenen Heimat sichern. Der Garnpreis ging fortwährend zurück unter dem Druck der britischen Maschinengarnfabrikation. Das hatte den Nachteil, auch den Rohstoff, den Flachs, so zu entwerten, daß sein Anbau und seine Bearbeitung in einer Zeit hoher Getreidepreise für die Gutsbesitzer lohnend zu sein aufhörten. Auch der Lohn des Spinners schwand vollends dahin, und die Spinnerei, der schon der Wegfall der Frondienste früher verfügbare Kräfte entfremdet hatte, nahm derart ab, daß der Garnbedarf der Weber nicht durch die heimische Arbeit sichergestellt war. Es war leicht einzusehen, wiewohl manche noch nach Jahrzehnten das nicht zugeben wollten, daß nur der Übergang zur Maschinenspinnerei hier helfen konnte. Die Engländer hielten den Bau ihrer Maschinen streng geheim. Der Kontinent mußte sich auf eigene Füße stellen. Ein großes Preisausschreiben Napoleons regte 1810 den Erfindungsgeist an. Ein Schweizer, Tschudi, erfand eine Maschine und bot sie der preußischen Regierung an. Die Untersuchung durch den Waldenburger Leinenhändler Joh. Gust. Wilh. Alberti fiel so befriedigend aus, daß die Regierung 1811 sie erwarb. Da die Erwartung, die Kaufmannschaft des Gebirges werde sie als Grundlage eines Betriebes übernehmen, scheiterte, ward sie Alberti übergeben, der — auch weiter aus Regierungsmitteln unterstützt — mit mühe- und opfervollen Versuchen allmählich zu ihrer Vervollkommnung gelangte und, sobald er Kapital gewann, zur Begründung der ersten Flachsgarnspinnerei mit 1000 Spindeln schritt (1818); 1830 zählte sie 4000[1]. Aber das Beispiel des Mannes, dessen richtige Beurteilung der Verhältnisse in rühmlichem Gegensatz steht zu den damals noch die öffentliche Meinung beherrschenden Vorurteilen, blieb lange vereinzelt. Erst 1834 trat eine Maschinenspinnerei des Hauses C. G. Kramsta & Söhne zu Merzdorf am Bober mit 500 Spindeln hinzu[2], 1837 eine

1) Aus der Firma Gebr. Alberti ging die heutige Firma Methner & Frahne (7500 Flachsgarnspindeln) hervor.

2) Die Merzdorfer Fabrik, heute Aktiengesellschaft, zählt jetzt 5000 Spindeln. Ihr trat erst später zur Seite die Kramstasche Flachsgarnspinnerei in Freiburg mit 3800, jetzt in der Hand einer Aktiengesellschaft mit 15000 Spindeln.

von Kopisch in Patschkey bei Bernstadt mit 600 Spindeln[1]). Die Entwicklung und Erweiterung dieser Unternehmungen schritt indes so langsam fort, daß dem Garnbedarf Schlesiens nicht entfernt genügt war und England mit wohlfeilen, schlechten Maschinengarnen auch den deutschen Markt überschwemmen, mit diesem mangelhaften, unhaltbaren Material die schlesische Weberei weiter schädigen und ihren Ruf untergraben konnte. Die Einsicht in diese Sachlage trieb endlich eine wichtige amtliche Stelle zu schöpferischem Vorgehen: die damals in der Hand eines Schlesiers liegende Leitung des Kgl. Seehandlungsinstituts. Christian Rother (1778—1849), ein Bauernsohn aus Ruppersdorf bei Strehlen, war durch eigene Tüchtigkeit 1821 zu dieser hohen Vertrauensstellung emporgestiegen, die er zu einer ganz neuen Bedeutung für die Förderung der Landeskultur erhob. Wie er 1824 mit den Kapitalien der Seehandlung den Bau von 125 Meilen Chaussee übernahm und so die solide Ausführung des Verkehrsnetzes sicherte, das die Landeshauptstadt mit dem Rhein, Hamburg, Stettin, Ostpreußen und der galizischen Grenze verband, so hielt er es für seine Pflicht, in die Förderung der Industrie helfend einzugreifen, wo es an Kapital, Unternehmungsgeist oder fester Ausdauer zu fehlen schien. Am 14. Nov. 1838 unterbreitete er dem König den Vorschlag, »in Schlesien nach Maßgabe des Bedarfs Flachsgarnmaschinenspinnereien durch die Seehandlung zu errichten und damit bessere Web-, Bleich- und Appreturanstalten zu verbinden«. Noch am Schluß desselben Jahres genehmigte Friedrich Wilhelm III. die Begründung einer Flachsgarnspinnerei auf der Domäne Erdmannsdorf und beharrte auf diesem Entschluß trotz der sofort von den Privatspinnereien erhobenen Einwendungen[2]). Auf 7000 Spindeln berechnet, trat diese Spinnerei 1845 in Betrieb[3]), schon vorher 1843 eine andere in Landeshut, auf 6000 Spindeln berechnet[4]); auch das Unternehmen in Patschkey ward unter Mitwirkung der Seehandlung erweitert und später ganz von ihr übernommen. Die Spinnereien des Gebirges wurden wichtige Stützpunkte für die Besserung der Lage der Weber in ihrer Umgebung, auch für unmittelbare Hilfe gegen hereinbrechende Not. Besonders wichtig war es, daß sie auch die Flachsbearbeitung und anderseits Bleicherei und Appretur der Leinen in die Hand nahmen; nur so war die Erhöhung der Qualität der Ware befriedigend gesichert.

1) Bis 1898 unter der Firma A. Willmann und Söhne fortgeführt (mit zuletzt 3700 Spindeln).

2) (Rother,) Die Verhältnisse des Kgl. Seehandlungsinstituts und dessen Geschäftsführung und industrielle Unternehmungen. Berlin, Ober-Hofbuchdruckerei 1845.

3) Seit 1872 Aktiengesellschaft (13500 Spindeln).

4) Jetzt 7500 Spindeln.

Für die Weberei konnte ein dringend wünschenswerter technischer Fortschritt nur unter Mitwirkung der Weber selbst erzielt werden. Aber an ihrer Schwerfälligkeit, ihrem eigensinnigen Hängen am Althergebrachten scheiterten die Versuche des Staates, mit Einführung besserer Maschinen der Arbeit des Volkes zu Hilfe zu kommen.

Schon früh rückte die Schwierigkeit, für die Leinwand Absatz zu finden, den Gedanken nahe, die Not der Weber zu heben durch ihre Überführung zu anderen, lohnenderen Beschäftigungen. Die Versuche, aus Webern Feldarbeiter, Stein- oder Erdarbeiter zu machen, beim Chausseebau ihnen Broterwerb zu bieten, scheiterten an ihrer physischen Entkräftung, Kolonisationspläne in Oberschlesien und Ostpreußen an ihrer Abneigung, die Berge, in denen sie heimisch waren, mit Wohnsitzen in den Ebenen zu vertauschen. Der Gedanke, neue Industriezweige für sie einzuführen — man dachte z. B. an Glasfabrikation, Strohflechterei, Uhrenfabrikation —, gelangte nur in geringem Umfange und mit unvollkommenem Erfolge zur Durchführung. Damit war immer nur wenigen geholfen. Es handelte sich um zu große Mengen Notleidender. Am ehesten erwies sich eine Überführung in andere Textilindustrien ausführbar. Die Weber selber wendeten sich in der Not um Flachsgarn und bei dem Erlöschen der Nachfrage nach Leinwand vielfach der Baumwollindustrie zu. Sie war in Reichenbach seit dem 30jährigen Kriege heimisch und seit Friedrichs d. Gr. Regierung zu erheblicher Bedeutung gelangt; 1801 zählte man schon 3300 Stühle und 6200 Arbeiter. Das Eulengebirge ward nun der Hauptsitz der schlesischen Baumwollweberei, die 1837 schon mehr als 20000 Stühle beschäftigte, also der Zahl der Leinenwebstühle (fast 24000) schon nahe kam. Auch die Baumwollspinnerei faßte in Schlesien allmählich mehr Boden. Zu der ältesten Fabrik in Ullersdorf (1823) bei Glatz kam 1838 eine neue in Eisersdorf bei Glatz, die allerdings mit so schwachen Mitteln ins Leben trat, daß nur der kräftige Beistand der Seehandlung sie rettete. Sie hatte 1844 über 17000 Spindeln, 340 mechanische Webstühle und beschäftigte außer ihren 500 Arbeitern noch eine Menge Hausweber. Die Weber des Lewiner Ländchens, wie der Umgebung von Neurode waren 1830 fast sämtlich zur Baumwolle übergegangen. Namentlich aber waren die Dörfer vor dem Fuße des Eulengebirges, Langenbielau, Peterswaldau, Ernsdorf, Peilau, Sitze einer regen Fabrikation baumwollener Gewebe geworden, und eine Reihe stattlicher Fabrikantenhäuser hoben sich aus den langen Häuserzeilen ab, jenseits deren noch zerstreut auf den Lehnen der Berge ärmliche Hütten beständig klappernde Webstühle bargen. Lohn und Lebenshaltung der Arbeiter waren aber

auch in dieser Industrie überaus niedrig und rechtfertigten wenig den Stolz, mit dem der Statistiker am grünen Tisch die wachsenden Zahlen einwandernder Baumwollballen, schnurrender Maschinen und emsiger Menschenhände verglich.

Auch die Maschinenwollweberei suchte man in den notleidenden Weberbezirken einzuführen. Die Seehandlung stärkte 1842 mit ihren Kapitalien ein in dieser Richtung tätiges Unternehmen in Wüstegiersdorf, einem Sitze reger Leinen- und Baumwollindustrie.

Hätten all diese Anstrengungen, begleitet von einer den heimischen Gewerbfleiß schützenden Zollpolitik, 20 Jahre früher eingesetzt, so hätten sie vielleicht dem Sinken der Lebenskraft in unserer Gebirgsindustrie rechtzeitig Halt gebieten können. So wurde die Lage von Jahr zu Jahr ernster; immer öfter drangen die Notrufe aus den Bergen ans Ohr der hauptstädtischen Bevölkerung. Als schlimme Notjahre waren zu verzeichnen: 1807/8, 1812, 1816, 1817, 1826, 1835, 1837/8, 1842/3. Die Liegnitzer Regierung mußte sich zur Verteilung von Unterstützungen entschließen; in ihren fünf Gebirgskreisen allein waren mehr als 20000 dringend der Hilfe Bedürftige. Seit 1838 entstanden besondere Hilfsvereine für die Bekämpfung der Webernot. Die Zentralleitung dieser Vereine übernahm im Februar 1844 ein Komitee hervorragender Männer der Provinz, dem aber der Oberpräsident, der weiter beschwichtigende Berichte nach Berlin gehen ließ, seine Mitwirkung versagte. Der Breslauer Hilfsverein entsendete im Mai den Assessor Schneer zu speziellen Erhebungen in das Notstandsgebiet.

Noch sah man seinem Bericht entgegen, als die Kunde von den Weberunruhen einlief, die am 3. und 4. Juni Peterswaldau und Langenbielau in Schrecken gesetzt hatten, — Gegenden, die im ganzen minder schwer unter dem Notstand zu leiden hatten als das Bobergebiet. Gerade deswegen war das Volk hier nicht so völlig niedergebrochen, nicht so dumpfer Resignation verfallen. Ein von Mund zu Mund gehendes Lied »Das Blutgericht«[1]) — niemand wußte, wer es ersonnen — hatte der Erbitterung der auch dort gedrückten Arbeiter gegen die wohlhabenden Fabrikanten Worte geliehen und die im stillen gärende Erregung gesteigert. Sie kam zum Ausbruch, als ein Fabrikbesitzer Zwanziger in Peterswaldau einen Sänger dieses Liedes von seinen Arbeitern festnehmen ließ. Nach vergeblichen Versuchen, seine Freilassung durchzusetzen, begann die Menge das Wohnhaus und die Fabrik zu zerstören, alles kurz und klein zu

1) Abgedruckt bei Zimmermann S. 351.

schlagen. Vergebens mahnte der herbeigeeilte Landrat zur Vernunft. Man begegnete ihm mit aller Achtung, fuhr aber in dem Zerstörungswerk fort. Am nächsten Tage wiederholten sich die Ausschreitungen in Langenbielau. Das Eingreifen des Militärs führte dort zu Blutvergießen.

Es sind die Vorgänge, die im wesentlichen getreu und zum Teil aktenmäßig genau in Gerhart Hauptmanns »Webern« unserer Generation vor Augen gestellt worden sind — keinem den Gesetzen der Fortentwicklung einer folgerichtigen, geschlossenen Handlung entsprechenden Drama, nur einem ergreifenden Ausschnitt aus dem schweren wirtschaftlichen Ringen eines todmüden Volkes. Erschütternder noch als die Szenen des Aufruhrs sind die lebenswahren Bilder aus dem Leben der Weber im Elend ihrer armseligen Hütten wie im Comptoir vor dem erbarmungslosen Beamten der Fabrik, der ihnen ihr Gewebe gegen kargen Lohn abnimmt. Man hat wohl diese Bilder für das Erzeugnis einer gestaltungskräftigen Phantasie gehalten und in ihrer volkstümlichen kernigen Sprache die Meisterschaft eines »Dichterfürsten« zu erkennen geglaubt. In Wirklichkeit sind sie im wesentlichen ein geschickt zusammengefügtes Mosaik der Tatsachen, die Schneers eingehender, vielfach zu protokollarischer Aufnahme der Einzelheiten herabsteigender Bericht enthält. Was dort an schmerzlichen Wahrnehmungen auf einer mehrwöchentlichen Reise über ein weites Bergland verteilt dem gewissenhaften Beobachter entgegentrat, wird vom Dichter wirkungsvoll auf einen Fleck vereinigt zu einem grellen, grauenerregenden Gemälde. Selbst die dem Hörer wie Hammerschläge auf die Seele fallenden, scharf geprägten Wendungen sind nicht vom Dichter erfunden, sie entstammen unmittelbar dem Munde des schwer geprüften Volkes und sind zuerst aufgefangen von dem Echo der Schneerschen Berichterstattung. Ihr und dem bitteren Ernst der Dinge selbst wohnt bereits die erschütternde Kraft inne, die man auf Rechnung des Dichterwerkes zu schreiben pflegt. Das war gewiß nur wenigen von denen gegenwärtig, die an seiner Wirkung sich berauschten, vielleicht nicht einmal denen, die den wissenschaftlichen Wert dieses Dramas gepriesen haben[1]), ohne zu fragen, ob es nicht dem Manne der Wissenschaft besser anstehe, unmittelbar an die noch klar fließende, frische Quelle heranzutreten, aus der Hauptmann den Zaubertrank für seine Zeitgenossen schöpfte.

Daß er diesen Stoff sich erwählte, wird ihm niemand verargen. Es kann unserer lebensfreudigen, die materiellen Genüsse des Da-

1) Jahrbücher der Nationalökonomie und Stat. (3) VI 1893, 766. 767.

seins sich unersättlich vervielfältigenden Zeit nicht schaden, einmal den Blick auf diese noch keineswegs völlig hinter uns liegenden Nachtseiten des Zeitalters moderner Technik und moderner Lebensgestaltung zu heften. Aber wenn der Dichter sich erkühnt, die zermalmende Kraft der großen Schwungräder dieser Zeit zum Gegenstand seiner Geistesschöpfungen zu wählen, übernimmt er mit dem Eintritt in den Kampf der sozialen Gegensätze auch ernste Pflichten. Er dient weniger dem Rechtsgefühl als dem Wunsche, möglichst starke Wirkungen zu erzielen, wenn er die Dinge unter einem zu engen Gesichtswinkel betrachtet, wenn er des Arbeiters Not nur wie ein ausschließliches Erzeugnis hartherziger Profitwut habgieriger Arbeitgeber erscheinen läßt. Die Tragik der Geschicke unseres armen Bergvolkes ist nur mit weiterem Horizonte richtig zu erfassen. Wie ergreifend ist schon die ohnmächtige Gegenwehr der waffenlosen Hände fleißiger Spinner und am veralteten Webstuhl sich mühender Weber gegen den Triumphzug der allgewaltigen, im Schnellschritt ein der Handarbeit ferngerücktes Ziel erringender Maschinenkraft! Wie erschütternd ist das arbeitsame Ringen eines vom Weltmeer weit abliegenden, von den idealen Träumen der Bureaukraten mehr gehemmten als geführten Binnenvölkchens um die Verteidigung des Weltmarktes gegen den von zielbewußter Politik gestählten Wettbewerb eines Inselreichs, dem die Meere allseitig sich öffnen zur Beherrschung des Weltverkehrs! Die Tragik dieses Geschickes ist so gewaltig wie die Räume, die es umspannt. Hat sie wirklich in Gerhart Hauptmann einen ihrer Größe ebenbürtigen Darsteller gefunden?

Schneers Bericht, der im Juli 1844 abgeschlossen wurde, gab der Öffentlichkeit zum ersten Male ein genaues, in festen Zahlen ausgeprägtes Bild der Schärfe und des Umfanges der herrschenden Not. Die Zahl der Hilfsbedürftigen erreichte 120000. Die freudigste Privatwohltätigkeit mußte hier hinter der Größe ihrer Aufgabe weit zurückbleiben. Was konnte sie helfen, wenn es nicht gelang, die Wurzeln des Unheils abzugraben? Der Drang, ihnen beizukommen, erfaßte zunächst den Gedanken, der Industrie den längst verlangten Schutz zu gewähren. Schien doch die Erfahrung eine ergreifende Bestätigung dessen zu geben, was 1841 Friedrich Lists »Nationales System der politischen Ökonomie« gelehrt hatte. Sein Ruf nach Zusammenschluß der Kräfte Deutschlands zum wirtschaftlichen Befreiungskampfe gegenüber der Inselsuprematie, seine Forderung von Zollschranken, hinter denen — wie einst die britische, so jetzt — die deutsche Industrie erstarken könne, fanden nun einen Widerhall auch

in den leitenden Kreisen des preußischen Staates. Aber von dieser Einsicht zu wirksamem Handeln war ein weiter Schritt im Deutschen Zollverein, dessen Fortentwicklung damals an die Einstimmigkeit seiner Staaten gebunden war. Im Widerstreit seiner Glieder kam erst gar keine, nach Jahren eine unzulängliche Zollerhöhung zustande. Dem grundlegenden Zweig der Textilindustrie, der Maschinenspinnerei, brachte 1853 der Vertrag mit Österreich eine den Aufschwung lähmende Herabsetzung des Garnzolles, und die schlesische Leinenweberei litt bis 1879 unter der bei unvollkommener Regelung des Veredelungsverkehrs allmählich überhandnehmenden zollfreien Einfuhr böhmischer Rohleinen. Die schlesische Webernot war wohl noch Gegenstand einer gründlichen amtlichen Untersuchung durch den Regierungsrat Alexander von Minutoli. Dem Flachsbau suchte nach irischem Muster eine freilich mit allzu schwachen Mitteln arbeitende gesellschaftliche Organisation aufzuhelfen. Ein großzügiges Eingreifen zielbewußter, weitschauender Handelspolitik unterblieb[1]). Die Folgen konnten nicht zweifelhaft sein.

Unvermeidlich war natürlich ein rascher Rückgang der mit den Maschinen nicht mehr konkurrenzfähigen Handweberei. Die Statistik der Handelskammer für die Kreise Reichenbach, Schweidnitz, Waldenburg zählte hier 1851 noch 20300, 1861 18300, 1871 15300, 1881 11750, 1891 7650, 1901 4260, 1905 3120 Handweber, und im Landeshuter Kreise ist die Zahl der Weber, die 1852 auf mehr als 7000 stand und 1879 bis 9700 gestiegen war, 1905 auf 4250 herabgegangen. Für die Grafschaft Glatz, die noch immer keine Handelskammer hat, fehlt eine analoge Statistik ganz. Im Hummelbezirke zählte Mader 1889 2640 Stühle. Der Rückgang der Bevölkerung in diesem Gebiete hängt sicher teilweise mit der Abnahme der Handweberei zusammen.

Aber auch die Maschinenspinnerei und -weberei hat sich unter dem Druck der ungünstigen natürlichen und der schutzlosen zollpolitischen Lage in Schlesien nur sehr langsam entwickelt. Die alte Grundlage der Leinenindustrie, der Flachsbau, erfuhr eine beständige Einschränkung. Selbst die Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges und der schärfsten Baumwollnot vermochte ihn nur vorübergehend zu beleben. Seine Anbaufläche, die 1800 etwa 16 ‰ des Areals der Provinz in Anspruch nahm, ist auf wenig mehr als 1 ‰ (4357 ha) herabgegangen und steht in der Versorgung der heimischen

1) Die passive Haltung der Staatsleitung in der Beleuchtung eines kühlen Manchestermannes liegt nun klar vor in R. v. Delbrücks Lebenserinnerungen. Leipzig 1905. I 226—229.

Leinenindustrie mit dem nötigen Rohstoff weit hinter fremder, namentlich russischer Zufuhr zurück. Das Bild stillen, gleichmäßigen Wachstums bieten Schlesiens Flachsgarnspinnereien, die ihre Spindelzahl von 40460 im J. 1849 auf 126860 im J. 1888, seither weiter auf etwa 150000 vermehrten. Unser mittelschlesisches Bergland ist an diesen drei Zahlen mit 28000, 58000 und 73000 beteiligt. Wenn schon bei diesem Aufschwung die Wendung der deutschen Zollpolitik im J. 1879 unverkennbar mitgewirkt hat, ist sie noch entscheidender gewesen für die auffallend spät beginnende Mehrung der Kraftstühle für Leinenweberei. Sie war lange niedergehalten worden durch das übermäßige Angebot billiger Handarbeit. Die vier Weberkreise Reichenbach, Schweidnitz, Waldenburg, Landeshut hatten noch 1870 nur 1200 Kraftstühle, 1905: 14700. Für die Leinenweberei hatte erst der Krimkrieg, der Rußland zur zeitweiligen Öffnung seiner Grenze zwang, dann der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten eine vorübergehende günstige Konjunktur gebracht. Der letztere führte gerade für die Baumwollindustrie eine schwere Krisis herauf. Eine neue Erschütterung ihrer Lebensbedingungen brachte der Anschluß Elsaß-Lothringens ans Deutsche Reich; die nahezu $1\frac{1}{2}$ Million Baumwollspindeln dieses rührigen Landes entrissen nun der schlesischen Spinnerei ihre westlichen Märkte. Da überdies hohe Bahnfrachten für Schlesien den Bezug der Rohbaumwolle verteuerten, war die schlesische Baumwollspinnerei lange in sehr beengter Lage. Erst im Laufe der letzten Jahrzehnte hob sich ihre Spindelzahl (1892: 77800) auf etwa 120000. Die Baumwoll-Kraftstühle haben sich auf 12000 vermehrt[1]).

Das Gesamtbild der Textilindustrie Schlesiens in Leinen und Baumwolle gibt dieser Provinz in der Leinenerzeugung eine Vorzugsstellung; auf keinem Fleck deutscher Erde nährt Leinenindustrie einen gleich hohen Prozentsatz der Bevölkerung wie im Kreise Landeshut; in keinem Lande gleicher Größe war ein so bedeutender Teil der Bewohnerschaft in diesem Industriezweige beschäftigt wie in Schlesien. Und wenn auch die größte der schlesischen Flachsgarnspinnereien (C. G. Kramsta 20000 Sp.) hinter der Ravensberger Spinnerei zu Bielefeld (131100 Sp.) an Größe weit zurückbleibt, vereint doch kein deutsches Gebiet ein solches Heer von Flachsspindeln wie unsere Provinz[2]). Ihre Baumwollindustrie dagegen steht hinter der Sachsens, des Niederrheins und des Elsaß entschieden zurück, nicht nur in der Gesamtsumme der Kräfte, sondern auch in deren Vereinigung zu

1) Arthur Friedrich, Schlesiens Industrie unter dem Einfluß der Caprivischen Handelspolitik. (Münchener Volksw. Studien 46.) Stuttgart und Berlin 1902, S. 139. 140.

2) C. Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens S. 228f.

mächtigen Großbetrieben. Was ist das »Schlesische Manchester«, Langenbielau, mit seinen 30000 Spindeln gegenüber Leipzig-Lindenau mit $^1/_4$ Million![1])

Von der Bedeutung der Textilindustrie für die Ernährung der Bevölkerung des mittelschlesischen Gebirges gab uns zum letzten Male die Gewerbestatistik von 1895 ein volles Bild. Die Gesamtzahl der in ihr arbeitenden Erwerbstätigen betrug in den einzelnen Kreisen

Habelschw.	Glatz	Neurode	Reichenbach	Schweidnitz	Waldenburg	Landeshut
1994	4845	5664	14562	2751	7922	7165

und zwar hatte in der Leinenindustrie der Kreis Landeshut (Flachsbereitung und Spinnerei 1745, Leinwandweberei 4868, Bleicherei 144, zus. 6757) die Führung vor Waldenburg, Schweidnitz, Habelschwerdt; in Baumwollarbeit stand Reichenbach ganz obenan (Spinnerei 1248, Weberei 9184, Bleiche und Färberei 1848, zus. 12280); nur Waldenburg und Neurode arbeiteten in diesem Zweige noch beträchtlich mit; in Wollindustrie ist Neurode (1484) allein bedeutend; andere Stoffe (z. B. Jute) wurden am meisten in Waldenburg (1792) und Reichenbach (1745) verarbeitet.

Der starke Rückgang der Handweberei ist, so einschneidend darin der Wandel der Arbeitsbedingungen sich ausspricht, doch zweifellos ein Segen. Es ist erfreulich, daß ein lebensunfähiger Erwerbszweig sein Dasein nicht zwischen Leben und Sterben weiterschleppt, sondern seine Kräfte anderen, hoffnungsreicheren Industriezweigen abgibt. Unter all den Versuchen, in den Gang der Entwicklung, den die Verhältnisse gebieterisch fordern, helfend und die Härten der Notwendigkeit mildernd einzugreifen, ist kaum einer von besserer Einsicht getragen als das Vermächtnis des vormaligen Generaldirektors der Donnersmarckhütte Kessel von $2^1/_2$ Mill. Mark an die Stadt Schweidnitz für Erleichterung der Überführung des Nachwuchses der Handweberei zu lohnenderen Berufsarten. Gerade das mittelschlesische Gebirge fällt durch die weitgehende Mannigfaltigkeit seines Gewerbfleißes ins Auge. Und doch haben viele seiner Zweige in ihrer modernen Gestaltung unverkennbar wieder eine gemeinsame Grundlage in dem wertvollsten Bodenschatz dieses Berglandes, in seinen Lagern fossilen Brennstoffes. Die Erschließung und vielseitige Verwertung der Kohlenlager des Waldenburg-Glatzer Beckens ist der wichtigste Vorgang im neuzeitlichen Wirtschaftsleben dieses Gebietes.

---

1) C. Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens, S. 239. 240.

4. Steinkohlenbergbau.

Hic quoque sulfureis opera ad fabrilia carbo
Effoditur scrobibus, dum sese in nocte profunda
Prodidit erumpens trepidis pastoribus ignis.

Kohle noch hebt man hier aus schweflig riechenden Gruben,
Gut für des Schmiedes Werk. Sie verriet sich im nächtlichen Dunkel,
Hell ausbrechend in Lohe zum Schrecken ängstlicher Hirten.

Franz Koeckritz (gen. Faber), Sabothus sive Silesia (vor 1565).

Die Steinkohlenformation des Waldenburg-Glatzer Beckens tritt zutage in einem großen elliptischen Halbring, der gegen Südosten, gegen das Innere der Grafschaft sich öffnet. Er beginnt in sehr schmaler Entwicklung bei Eckersdorf unweit Glatz und zieht längs dem Südwestfuß des Eulengebirges nordwestwärts, bis er im Becken von Waldenburg seine größte, auf 7 km sich steigernde Breite erreicht. Zwanzig Kilometer weit zieht der Karbongürtel nun westwärts bis Landeshut, wo er zu auffallender Schmalheit zusammenschwindet, um dann südwestwärts gerichtet zu bleiben bis zu nochmaliger breiterer Entfaltung (6 km) bei Schatzlar in Böhmen. Von dort zieht er über Schwadowitz und Hronow südostwärts, bis er bei Straußenei am Südwestfuß der Heuscheuer nochmals schlesisches Gebiet betritt, ehe er unter dem Sandstein der Kreideformation verschwindet.

Die Höhenlage, in der die produktive Kohlenformation an die Oberfläche tritt, schwankt auf schlesischem Gebiete im allgemeinen zwischen 400 und 470 m; nur ausnahmsweise erhebt sich die Wasserscheide zwischen Weistritz und Bober in dem schmalen, steilen Sandsteinrücken zwischen Dittersbach und Fellhammer, den die Gebirgsbahn mit einem Tunnel durchstößt, zu 612 m. Die Steinkohlenformation stellt also im allgemeinen einen tieferen Gürtel dar zwischen dem hohen Gebirgsrand des Eulengebirges (bis 1014 m) und seiner nordwestlichen Fortsetzung (Fuchsstein 631 m) einerseits und den Porphyr- und Melaphyrbergen (Heidelberg 936 m) des Rotliegenden anderseits; und ebenso liegt am Königshainer Paß das Karbon von Schatzlar (520 m) tief eingebettet zwischen der Ostfront des Riesengebirges (Kolbenberg 1189 m) und dem Rabengebirge (879 m) bei Liebau. So bildet zwischen den beiden Halbringen älterer und jüngerer Gesteine (zwischen seinem Liegenden und seinem Hangenden) der kohlenführende Gürtel eine niedrigere, ebenere, besser wegsame Zone, die menschliche Wege und Siedelungen anlockte, ehe der fossile Brennstoff überhaupt entdeckt war. Nur die das Karbon durchbrechenden steilen Porphyrstöcke des Hochwalds (824 m) und des

Ochsenkopfs wurden wie Inseln vom Verkehr umspült oder mühsam durchbrochen. Schon das Relief der Landoberfläche machte das Karbon früh zum bevorzugten Schauplatz der Siedelungen, seine breiteste Entwicklung in der geräumigen Tallandschaft von Waldenburg zum naturgemäßen Mittelpunkte der Landschaft.

Aber das volle Leben zieht hier erst ein und strahlt in die Nachbarschaft aus, seit die Kohlenlager nachdrücklich ausgebeutet wurden und lebendige Kraft in den Dienst mannigfacher Arbeit stellten. Die ersten Nachrichten über die Kohlen der Grafschaft, des Waldenburger Ländchens und der Landeshuter Pforte reichen bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Flözbrände scheinen die Aufmerksamkeit auf diese natürlichen Schätze gelenkt und zu ihrer Ausnutzung eingeladen zu haben. Ihre volle Bedeutung allerdings konnte erst einer Zeit aufgehen, die nach zusammenhängendem Einblick in die Lagerungsverhältnisse und in den ganzen Bau dieser Landschaft strebte. Die Umgebung von Waldenburg bot in vollster Entwicklung der produktiven Kohlenformation die beste Gelegenheit zu ihrem eindringenden Studium[1]). Hier setzten 1849 Göppert und Beinert mit ihrer Erforschung der Karbonflora ein und gelangten zur Scheidung von drei Stufen der ganzen Schichtenfolge. Die zwei unteren bilden den »liegenden« und den »hangenden Flözzug«, die ein Zwischenmittel von 900—1000 m Mächtigkeit auseinanderhält. Dann folgen 3200 m beinahe flözleer, zu oberst liegt als drittes Glied die jüngste Flözgruppe bei Althain. Der Liegende Flözzug zählt 31, der Hangende 19 Flöze. Am auffallendsten treten sie auseinander an dem gewaltigen Porphyrstock des Hochwaldes, dessen Alter und tektonische Stellung lange zweifelhaft war. Da der Liegende Flözzug zwischen Konradsthal und Gaablau nördlich ihn umfängt und seine Flöze unter ihn sanft einschießen läßt, während der Hangende mit steilem Fallen um die Ost-, Süd- und Westseite des Porphyrstockes derartig sich herumschmiegt, daß er im Osten bei Weißstein, im Westen zwischen Kohlau und Gaablau weit nordwärts dringende Buchten bildet, hatte es den Anschein, die Porphyrmasse stehe dem Alter nach in der Mitte zwischen den Ablagerungszeiten der beiden Flözzüge; sie habe

1) Besonders hohe Verdienste um die Kenntnis des Waldenburger Kohlengebietes erwarb sich A. Schütze. Er bearbeitete schon »das niederschlesisch-böhmische Steinkohlenbecken« in Geinitz, Fleck, Hartig »Die Steinkohlen Deutschlands und anderer Länder Europas« 1865 I 209—237. 4°, dann die Geognost. Darstellung des niederschles.-böhm. Steinkohlenbeckens. Berlin 1882 (Abh. zur geol. spez. Karte von Preußen III, 4), endlich die geognost. bergmänn. Beschreibung der beiden Waldenburger Bergreviere. Waldenburg 1892.

den älteren überlagert und dem jüngeren als Ablagerungsgrundlage gedient. Aber die Aufschlüsse des Bergbaues ließen keinen Zweifel, daß die Eruption des Porphyrs auch den Hangenden Flözzug vielfach überlagert oder durchdrungen, zerrissen, petrographisch verändert hat, also jünger sein muß als er selbst. Das führt zu der Vorstellung, daß die Porphyrmasse nahe der Oberflächengrenze beider Flözzüge aufstieg und als typischer Lakkolith den Hangenden Flözzug so emportrieb, daß sein erhalten gebliebener Teil heute in steiler Aufrichtung den Fuß des Porphyrberges auf drei Seiten umkleidet. Auf der Ostseite in den Weißsteiner Gruben scheint auch ein Flöz des Liegenden Zuges in diese Aufrichtung mit hineingezogen worden zu sein.

Der Liegende Zug ist nicht im ganzen Umkreis des Beckens vorhanden. Er tritt zuerst in der Grafschaft bei Ebersdorf und Volpersdorf auf. Dann fehlt er eine Strecke weit. Erst bei Tannhausen setzt er wieder an, um über Reußendorf, Altwasser, Hartau, Neu-Salzbrunn, Conradsthal bis Gaablau fortzusetzen und hier endgültig abzubrechen. Im ganzen westlichen Muldenflügel fehlt er.

Dagegen ist der Hangende Zug als innerer konzentrischer Halbring im ganzen Umkreise des Beckens entwickelt, erst von Eckersdorf bis Hausdorf und Mölke, dann von Bärengrund über Dittersbach, Waldenburg bis Weißstein; es folgt das durch das Empordringen des Hochwaldes hervorgerufene Zurückweichen der Flöze über Nieder-Hermsdorf, Fellhammer, Lässig (südlich von Gottesberg), bis jenseits Kohlau. Über Rothenbach, Schwarzwaldau, Forst setzt dann dieser Flözzug westwärts fort bis Landeshut. Eine Verarmung seiner Kohlenführung entwertet seine Fortsetzung über Reichhennersdorf gegen die Landesgrenze; erst jenseits von ihr bei Schatzlar entfaltet er von neuem wertvolle Brennstofflager.

Die natürlichen Bedingungen für den Abbau sind durchaus verschieden von den in Oberschlesien waltenden. Die dort in der Regel bestehende Schwierigkeit, die mächtigen Schichten eines lockeren, wasserreichen Deckgebirges zu durchteufen, fällt im Waldenburger Bergland meist weg. Wohl hatten manche etwas längere Stollen auch hier kurze Strecken schwimmenden Gebirges zu durchfahren, aber dies Hindernis trat doch nur selten und in beschränkter Ausdehnung auf. Die Kohlenflöze gehen an vielen Stellen so unmittelbar zutage, daß vielleicht schon das Mittelalter zu der leichten Ausbeutung des Ausgehenden schritt. Sobald aber der wirkliche bergmännische Betrieb in die Tiefe drang, begannen ernste Schwierigkeiten. Die Flöze waren zahlreich, aber von geringer und so rasch

wechselnder Mächtigkeit, daß bei gleicher Veränderlichkeit in der Stärke der Zwischenmittel die sichere Verfolgung und das Wiedererkennen eines bestimmten, für die Maßnahmen des Abbaues leitenden Flözes schwierig, oft geradezu unmöglich wurde. Diese Erschwerung der Orientierung des Bergmannes steigerte sich durch die Menge der Verwerfungen und die häufige Unterbrechung der Flöze bald durch Eruptivgesteine, Gänge und ganze Stöcke von Porphyr, bald durch sogenannte Riegel, erosiv entstandene und dann mit taubem Gestein gefüllte Hohlräume.

Eigentümliche Betriebsschwierigkeiten erwuchsen aus der geringen Mächtigkeit und dem steilen Einfallen der Flöze. Dieser Umstand führte zunächst den Bergbau allenthalben rasch in beträchtliche Tiefe. Eine amtliche Zusammenstellung der Teufen von 37 Waldenburger Schächten von Rothenbach bis Reußendorf ergab eine durchschnittliche Tiefe von 293 m, eine maximale von 500 m. Bahnschacht II der Kons. Fürstensteiner Gruben, dessen Mundloch zufällig genau die mittlere Höhe der 37 Schachtausgänge (472 m) aufweist, reicht mit seiner Tiefbausohle noch 28 m unter das Meeresniveau hinab.

Was den Bergmann in solche Tiefen lockt, ist keineswegs eine sonderlich bedeutende Mächtigkeit der Flöze. Wenn in Oberschlesien oft gerade deren übermäßige Stärke bei der Höhe der Räume, die zu leeren waren, besondere Vorsicht in der Zimmerung forderte und man sich dort mit Flözen von weniger als 1 m Stärke kaum zu beschäftigen pflegt, übersteigen hier die Flöze nur ausnahmsweise diese Mächtigkeit und werden oft so schmächtig, daß der Bergmann — soll er nicht zu viel taubes Nebengestein mitnehmen — in sehr beengtem Raume, bisweilen nur liegend, zu arbeiten hat. Auch der steile, oft 60°, gelegentlich aber auch 80° erreichende Fall der Flöze stellt ihn, wiewohl gerade dadurch der Abbau schwächerer Bänke eher ermöglicht wird, vor ganz absonderliche Aufgaben. Dieser steile Schichtenfall ist mit beteiligt an dem ungeheuer starken Gebirgsdruck, der die Schichten verdrückt, Stollen vom First und von den Seiten her unwiderstehlich verengt und die Zimmerung auf die härtesten Proben stellt. Zum Glück ist im allgemeinen das Gestein der Zwischenmittel, vorwaltend Sandstein und Konglomerat, fest und widerstandsfähig. Aber gerade in der unmittelbaren Nachbarschaft der Kohle wird es durch eingeschichtete Pflanzenlagen zu leichter Ablösung geneigt oder ganz durch brüchigen Schiefer ersetzt, der überdies bisweilen Sphärosideritknollen lose eingeschlossen enthält. Die Gefahr von Steinfall ist demnach nicht gering. Diese Erschwerungen bringen es mit sich, daß die durchschnittliche Arbeitsleistung des

Bergmannes hier wesentlich tiefer steht, auf 220 Tons im Jahr gegen 350 in Oberschlesien.

Allerdings ist die schiefrige Kohle Niederschlesiens meist eine fette, backende Kohle, in vorzüglichem Grade zu hüttenmännischer und Schmiedearbeit, zu Koks- und Gasbereitung geeignet. Aber dieser Vorzug ist wieder mit der Erhöhung der Gefahr schlagender Wetter erkauft. Diese in Oberschlesien — mit Ausnahme der Huldschiner Gruben des Sudetenrandes — bisher fast völlig unbekannte Bedrohung des Bergmannes tritt hier mit voller Schärfe in Kraft. In der Hermsdorfer Grube Glückhilf-Friedenshoffnung raffte am 11. Dez. 1891 eine Explosion schlagender Wetter 13 Bergleute weg, und am 31. Dez. 1895 wurden durch eine andere 29 Mann getötet, 14 mehr oder minder schwer verletzt.

Schon diese absonderlichen Naturbedingungen des Bergbaues geben die Entscheidung über eine von der oberschlesischen weit abweichende Entwicklung seines Betriebes. Seine Geschichte beginnt früh[1]). Schon im 16. Jahrhundert wird Kohle in allen Teilen des Beckens, bei Landeshut, wie bei Waldenburg und Neurode gefördert. Die an den Rändern der Berge vielfach über die Talsohlen herausgehobenen Flöze waren ohne schwierige Entwässerungsarbeiten leichter Ausbeutung zugänglich. Überall galten die Steinkohlen, ganz wie nutzbare, durch Brüche erschlossene Gesteine, als Eigentum der Grundherrschaft, die ihre Ausbeutung entweder sei es gegen Zins, sei es gegen Naturalleistungen ihren Bauern überließ oder mit ihnen gemeinsam in gewerkschaftlichem Verbande betrieb. So finden wir den Abt von Grüssau, die Czettritze auf Neuhaus, die Stillfriede von Neurode früh im Besitz von Kohlenlagern, über deren Abbau sie frei verfügen. Die Bergordnungen Rudolfs II. (1577—1578) schieden die Steinkohlen bestimmt von den dem Bergregal unterworfenen Mineralien. Immerhin legten manche Kohlengrubenbesitzer Wert darauf, ihr freies Eigentum daran ausdrücklich verbriefen zu lassen, um jede Gefährdung durch eine Auslegung der darauf nicht eingehenden Lehnsbriefe ihrer Güter auszuschließen.

Derartige Urkunden liegen vor

von 1584 für Altwasser (Balth. von Kuhl),

von 1649 für Schloß und Gut Neuhaus, Dittersbach, Hain, Bärengrund (Heinrich von Czettritz),

von 1649 für Gut und Dorf Hermsdorf (Gfrd. von Czettritz),

---

1) Herm. v. Festenberg-Packisch, Die Entwicklung des Niederschles. Steinkohlenbergbaues. Waldenburg 1892.

von 1764 für Stadt und Gut Waldenburg und Dorf Weißstein (Hans Heinrich V. Graf Hochberg).

Anderseits stellten die adligen Grundbesitzer Berechtigungen zum Kohlenbergbau aus an ihre Bauernschaften,

so 1604 Dipprant v. Czettritz für die Bauernschaft von Hermsdorf und Weißstein.

Als Schlesien preußisch wurde, verlangte die Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau den Zehnten des Nettoertrages vom Kohlenbergbau der Grafschaft und des Fürstentums Schweidnitz und erhob den Anspruch der Zugehörigkeit der Steinkohlen zum Bergregal, machte also die Ausdehnung des Betriebes der alten Gruben abhängig von einer staatlichen Zumessung des Feldes, die Eröffnung neuer von Mutung und Belehnung durch den Staat, und diese Auffassung wurde auf Gegenvorstellungen der Grundbesitzer vom König in Kabinettsorders von 1756 und 1769 lediglich bestätigt. Doch wurde schon durch die Bergordnung von 1769 den Grundbesitzern der Güter Neuhaus, Waldenburg, Altwasser das Vorrecht des Abbaues, ein ius excludendi alios zuerkannt, wenn sie selbst bereit wären, die Kohlenschätze unter ihrem Grundbesitz auszubeuten. Hatte ein Fremder auf ihrem Grunde Kohlen erschürft, so mußte er gegen Erstattung der aufgewendeten Kosten hinter dem Grundherrn zurücktreten, sobald dieser selbst sein Eintreten in die bergmännische Unternehmung ankündigte. Als 1770 das Recht des ersten Finders dahin ausgedehnt wurde, daß er dem Grundherrn nicht völlig zu weichen, sondern ihm nur das Mitbaurecht auf der Hälfte der Zeche (oder 61 Kuxe) überlassen müsse, erhob Graf Hochberg Beschwerde und erzielte 1773 die Anerkennung seines vollen Vorrechtes, des ius excludendi alios, wenn er selbst den Bergbau aufzunehmen bereit sei. Dagegen waren die Anstrengungen der Grundherren, in Besitz eines eigenen Bergregals zu kommen, ihren Grund für Mutungen anderer völlig sperren zu können und selbst von den Mutungspflichten bei neuen Unternehmungen befreit zu sein, vergeblich. Auch der Versuch des Grundherrn, sein ius excludendi alios auch außerhalb seines Grundbesitzes in städtischer oder Gemeinde-Feldmark zur Geltung zu bringen, stieß auf den Widerspruch der Rechtspflege (1861).

Neben der Regelung der Rechtsverhältnisse[1]) ließ sich Friedrich der Große auch die Förderung des Betriebes des Bergbaues im Waldenburg-Glatzer Kohlenrevier angelegen sein. Eine Erhebung im Jahre 1765 fand 15 Bergwerke vor. Außer den Gemeinden

1) Gedicke, Das Bergbauprivilegium mehrerer Rittergüter bei Waldenburg. Zeitschr. für Bergrecht XV 1874, 219—259.

Rothenbach, Gottesberg, Hermsdorf und Weißstein waren es adlige Grundherren, die damals den Kohlenbergbau trieben, die Barone von Czettritz bei Schwarzwaldau und Hermsdorf, Graf Hochberg bei Waldenburg, von Mutius in Altwasser, Baron Seherr-Thoß bei Tannhausen, Baron von Stillfried bei Neurode, Baron Pilati in Schlegel, Graf Götzen zu Eckersdorf.

Die Maßregeln zur Hebung des Kohlenbergbaues richteten sich teils auf die Vervollkommnung des Betriebes, teils auf das Anregen stärkeren Verbrauches von Kohle in der Umgebung, teilweise aber auch schon auf die Eröffnung eines Absatzes in weiterer Ferne. In allen drei Richtungen hat schon das 18. Jahrhundert Bedeutendes geleistet. Namentlich seit der Freiherr von Reden 1780 an die Spitze der schlesischen Bergverwaltung trat, kam neues Leben in alle Zweige. Für das Waldenburger Kohlenrevier wurden erfahrene Bergleute von Wettin gewonnen. Die Mehrung der Gruben (1780 : 27, 1790 : 48, 1800 : 69) macht zunächst, wenn man die einzelnen Nachrichten mustert, den Eindruck einer etwas planlosen Rührigkeit. Sie mochte ausreichen zu raschem, bisweilen raubendem Gewinn der leicht abzubauenden, unschwer zugänglichen Teile der Flöze; aber sowie man tiefer drang, ward die Aufgabe der Entwässerung, der Wasserlösung der Gruben ebenso unabweislich wie schwierig. Man schritt vor dem Zeitalter der kraftvollen Maschinen zur Anlage großer, den Wasserabzug mehrerer Gruben gleichzeitig sichernder Entwässerungsstollen, deren Kosten durch die ansehnlichen Rechte bestritten wurden, die man ihnen zugestand. Der berühmteste dieser Stollen ist der Fuchsstollen, 1781 angesetzt zur Lösung der Weißsteiner Grube »Fuchs«, die seit Beginn des 17. Jahrhunderts gemeinsam von Grundherrschaft und Gemeinde betrieben wurde und lange als die reichste, besteingerichtete Grube des Gebietes galt. 1791 setzte Reden es durch, daß dieser Stollen zur Kahnförderung eingerichtet wurde. Der praktische Wert seiner Neuerung erwies sich schließlich als gering. Aber die Fahrt von dem geräumigen, für 50 Boote ausreichenden Becken vor dem Stollenmundloch 800 Lachter (1694 m) weit in das Gebirge hinein wurde eine beliebte Unterhaltung der Besucher des Bergreviers. Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise haben sie 1801 genossen, und von dem späteren Feldmarschall Helmut von Moltke liegt aus dem Jahre 1825 ein eindrucksvoller Bericht darüber vor.

1800 ward noch tiefer der Friedrich-Wilhelm-Stollen angesetzt, der alle Flöze von Altwasser und Weißstein aufschloß. Von der Niedermühle bei Altwasser ward er an den Gruben Abend- und Morgenstern vorüber nach dem Fuchsflöz getrieben.

Im Bobergebiet war eine große Stollenanlage geplant, die von Schwarzwaldau aus bis gegen Lässig hinaufgeführt werden sollte. Dieser 1791 begonnene Alliancestollen — ein Denkmal des Pillnitzer Vertrages! — ward nur bis Rothenbach fortgeführt; der Anschluß der Gustavgrube war sein höchster Erfolg.

Im Neuroder Revier erreichte der Alexanderstollen von der Frischaufgrube bis Joh. Baptista (bei Schlegel) die Länge von 5 km.

Die Anstrengungen der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts führten zu einer erheblichen absoluten und relativen Steigerung der Förderung im Waldenburg-Glatzer Kohlengebiet.

	Gruben	Arbeiter	Förderung Tons	auf 1 Arbeiter
1776/7	23	156	15592	100
1789	45	534	59150	111
1805	74	1066	148073	139

Es ist bemerkenswert, daß schon in diesen ersten Zeiten zuerst auf Friedrichs d. Gr. persönliche Anregung der Leiter des schlesischen Bergbaues Schätzungen des hier lagernden Kohlenreichtums versuchte, die freilich sehr weit hinter den auf vollere Kenntnis gestützten Annahmen unserer Tage zurückblieben, aber in der Beurteilung der Zeit, für welche der Vorrat ausreichen könne, nicht weit vom Urteil der Gegenwart abweichen. F. W. von Reden kam 1800 auf 288 Jahre, Nasse 1893 auf 250.

Den Fortschritten der Kohlenausbeute gingen zur Seite die Bemühungen für ihre Verwertung. Augenscheinlich war in einem Gebiete, das nach den Waldverwüstungen der Kriege über Holzmangel klagte, die Steigerung der Kohlenverwendung überaus wichtig. Aber nur recht langsam wirkten die Aufklärungen der Staatslenker über die Nützlichkeit der Steinkohlen. Nur sehr allmählich entsagten die Besitzer von Kalköfen, Bleichen, Bäckereien, Brennereien, Brauereien und noch schwerer die weitere Öffentlichkeit den alten Vorurteilen. Besonders wichtig war der gute Erfolg der Versuche, die Kohle für den Gebrauch zur Eisenverhüttung zu entschwefeln. 1776 machte ein Beamter in Fürstenstein die Breslauer Kammer auf dies in Westeuropa eingebürgerte Verfahren aufmerksam, das vor dem 30jährigen Kriege auch in Schlesien schon bekannt und üblich gewesen sei. Seit 1784 begann die Kokerei in Hermsdorf erst in Meilern, später in Öfen. Es zeigte sich bald, daß für diese Verwertung die Waldenburger Kohle der oberschlesischen weit überlegen sei. Diese Einsicht erweiterte rasch den Absatzmarkt trotz der Ungunst der natürlichen Verkehrslage des Gebietes.

Um schlesischer Kohle einen Markt in seinen eigenen Provinzen zu öffnen, hatte Friedrich II. 1772 die Einfuhr englischer Kohle völlig verboten und namentlich die Berliner Industrie auf Bezug aus Schlesien angewiesen. Für die Verbindung des Kohlenreviers mit dem ihm zugedachten Absatzgebiet blieb aber noch alles zu leisten. Die Straßen im Waldenburger Bergland selbst waren beschwerlich und höchst mangelhaft. Namentlich aber fehlte von dort ein Weg an den schiffbaren Strom. Der Punkt, den man für den Anschluß an den Oderverkehr ausersehen, war Maltsch. Schon 1743 ward der erste Versuch gemacht, diesen Weg in Aufnahme zu bringen. Seit 1776 ward eine regelmäßige Verbindung nach ihm eröffnet, den Oderschiffern Kohle als Rückfracht gegen das stromaufwärts geführte Salz empfohlen. Vereinzelt drang 1781 einmal niederschlesische Kohle bis Hamburg. Die Hauptsache blieb eine gute Straße bis Maltsch. Den Bau dieser »Kohlenstraße« begann v. Reden 1780; 1786 war sie schon zu zwei Dritteln fertig[1]). Dann faßte man den Anschluß der Kohlenlager an die Leinenindustrie des Gebirges ins Auge, baute 1791/8 die Straße nach Landeshut. Immerhin blieben die Kohlenfrachten hoch. Deshalb dachte man an eine Kanalverbindung des Kohlenreviers mit der Oder. Graf Hoym verfiel 1771 auf die Idee, die Weistritz von Schweidnitz abwärts zu kanalisieren. Bei Minister v. Heinitz regte 1791 die Fülle der Stollenwasser den Gedanken an, aus der Nähe von Freiburg den Kanal nördlicher zu führen. Aber diese Pläne fielen, sobald man Oberschlesiens Kohlenschätze entschleierte und der Bau des Klodnitzkanals für sie einen viel leichteren Anschluß an die Oder ergab.

Die frische Entwicklung, welche v. Redens Tatkraft in Zug gebracht, ward durch die Katastrophe des preußischen Staates 1806 auf mehrere Jahre lahmgelegt. Erst nach dem Wiener Kongreß begann ein neuer Aufschwung. 1818 förderten 1550 Arbeiter mehr als 240000 Tons (1 Arbeiter 155); nicht nur die Gesamtleistung, sondern auch die Leistung des einzelnen hatte sich gehoben. Dennoch herrschte im Kohlenrevier, dessen Straßen sich mit Wagenzügen bedeckten und zahlreichen Fuhrleuten Verdienst, auch der Oderschifffahrt einiges Leben zuführten, keineswegs eine sonderlich freudige

1) Der Wert, den man dieser $8^1/_4$ Meilen langen Straße beimaß, geht daraus hervor, daß in den Jahren 1816 und 1817 von ihr ein genauer Situationsplan von Länge und Bocksch aufgenommen wurde (9 Blatt), aufbewahrt im Oberbergamt Breslau. Ebenda liegen auch Pläne der Straßen Waldenburg—Schweidnitz [a) über Hohen-Giersdorf und die Bögen-Berge, 7 Bl. 1833, b) über Charlottenbrunn—Tannhausen 1832] und der Kohlenstraße Johann Baptista Grube—Gabersdorf—Wartha, 2 Bl. 1817.

Stimmung. J. Sam. Thiel, ein seit 20 Jahren im Bezirk heimischer Beobachter, hat seinen allgemeiner verbreiteten Empfindungen Ausdruck gegeben in seinen kräftigen Aufsätzen in den sonst so zahmen Schlesischen Provinzialblättern (Bd. 66—70. 1817/9). Seine Beschwerden richteten sich gegen die für die private Rührigkeit immer lästiger sich geltend machende staatliche Bevormundung, wie sie die Schlesische Bergordnung 1769 eingeführt hatte. Thiel zitiert ohne Mißbilligung das scharfe Wort von Kraus gegen »die das Mark des Landes aussaugende Bergwerksklerisei« und malt es drastisch aus, welchen Rückschritt der Wohlstand der Bauernschaften von Hermsdorf und Weißstein gemacht hätte, die ehemals frei ihr altes Bergbaurecht selbst ausübten und nun sich vom Staat ohne ordentlichen Einblick in die Geschäftsgebarung die knappen Ertragsanteile zuweisen lassen müßten. Die Gewerkschaften, die eigentlichen Besitzer der Mineralschätze, würden abhängig gemacht und sogar geringschätzig behandelt von der Beamtenschaft, selbst deren unteren Organen, deren Weisheit keineswegs immer das Rechte treffe, sondern oft die wirklichen Besitzer mit den Kosten ihrer Mißgriffe belaste.

Unverkennbar liegt hier in diesem der friderizianischen Periode entstammenden Bevormundungssystem ein Hauptgrund der langsamen Entwicklung des niederschlesischen Kohlenbergbaues bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1840 förderten 39 Gruben immer erst 298000 Tons.

Dann aber brach eine neue Zeit herein, heraufgeführt vom Zeitalter der Eisenbahnen. Die preußische Regierung trat recht unsicheren, zaghaften Schrittes in diese neue Periode ein; sie hat den Übergang in das moderne Verkehrsleben eher behutsam gezügelt als tatkräftig gefördert. Eine der ersten schlesischen Bahnlinien gehorchte der Anziehungskraft des Waldenburger Kohlenbeckens. Allerdings war die Technik des Bahnbaues den Aufgaben des schwierigen Geländes nicht sofort gewachsen. Erst 1853 erreichte die 1844 nur bis Freiburg fertig gestellte Bahn den Anschluß an Waldenburg und die Hermsdorfer Kohlengruben.

Mit dieser Erschließung des Kohlenbeckens für den beschleunigten Großverkehr fiel seine Befreiung von der nicht mehr zeitgemäßen staatlichen Vormundschaft zusammen. Am 12. Mai 1851 wurden die beiden für die Bergwerksentwicklung wichtigen Gesetze veröffentlicht, welche die Besteuerung der Bergwerke bedeutend ermäßigten (von $^1/_{10}$ auf $^1/_{20}$) und die Rechte der Miteigentümer eines Bergwerkes wieder in Kraft treten ließen mit Beseitigung des staatlichen Direktionsprinzips. Da seit 1861 weitere Erleichterungen der Bergwerks-

abgaben eintraten, die 1865 nur noch $^1/_{50}$ des Ertrages ausmachten, konnte nun ein gewaltiger Aufschwung beginnen und Nutzen ziehen von den allseitig sich öffnenden vollkommeneren Absatzwegen.

Die Kohlenförderung des mittelschlesischen Reviers steigerte sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts derartig, daß die 1840 noch auf 298000 Tons beschränkte Jahressumme 1851 400000, 1858 800000, 1864 1 Million, 1872 2 Millionen, 1883 3 Millionen, 1896 4 Millionen überstieg und nun auf nahezu 5 Millionen angekommen ist.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Mehrung des Ertrages, der reichlich zuströmende Gewinn die sozialen Verhältnisse des Waldenburger Kohlenreviers durchgreifend umgestaltete. Die Veränderung traf zunächst die Besitzer. Für den Großgrundbesitz begann ein Zeitalter steigender Kraft. Häuser, die im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts ihren Wohlstand wanken sahen, erlebten jetzt dessen nie geahnte Blüte. Auch für die bäuerlichen Gewerkschaften brachen auf einmal gute Tage an. Bauern, die früher außer dem Ertrag ihrer Felder vorzugsweise durch das Kohlenfuhrwerk Erwerb gefunden hatten, wurden Millionäre. Solch rasches Emporsteigen kann dem Ungewohnten Schwindel verursachen. Aber wenn man gerecht sein will, muß man gestehen, daß gerade der Bauer seiner Natur nach dieser Gefahr weniger unterliegt als der Kaufmann oder der Handwerker. Der Bauer kann dann wohl zum Protzen werden, aber nicht leicht zum albernen Verschwender, eher zum Gegenteil. So fehlt es den Weißsteiner Kohlenbauern nicht an Selbstbewußtsein; sie zeigen auch wohl den Reichtum in dem mehr kostbaren als geschmackvollen Aufputz ihres Haushaltes, aber im übrigen halten sie meist die Hand fest auf der Tasche und leben sparsam, bisweilen auch geizig, bemüht um das Erhalten und Mehren ihres Besitzes. Es gehört sicher eine absonderliche Phantasie dazu, auf dem sozialen Hintergrunde dieses Ortes ein Bild viehischer Verrohung bis zur widerwärtigsten Unnatur zu entwerfen, wie der im Nachbardorf Salzbrunn heimische Dichter es zustande gebracht hat für sein Kohlenbauerndorf »Witzdorf« an der »Bärengrube« in seinem bereits in 7. Auflage erschienenen Drama »Vor Sonnenaufgang«. Die schlesische Gebirgsmundart ist gewiß nicht von berückender Schönheit, aber sie ist wahrlich zu gut dazu, solchen am Schreibtisch ausgeheckten Undingen den irreführenden Schein aus dem Leben gegriffener Wirklichkeit zu leihen.

Auch die Arbeiterverhältnisse des Waldenburger Gebietes, die früher einen durchaus patriarchalischen Charakter getragen hatten, änderten sich völlig. Die alte staatliche Organisation der Arbeiter-

schaft wich als überlebt 1860 einem einfachen freien Arbeitsvertrage zwischen Unternehmer und Arbeiter mit vierzehntägiger Kündigungsfrist. Trotz der Zunahme der Löhne der Häuer um 50, der Schlepper um $33\frac{1}{3}\%$ in einem Jahrzehnt führte die Wegräumung der Hindernisse, die früher die Koalitionsfreiheit der Arbeiter beschränkt hatten, durch die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 sofort zu einer lebhaften Bewegung unter den Kohlenarbeitern des Bezirks. Am 1. Dezember begann der erste große Streik. Über 5000 Arbeiter feierten zwei Monate lang und suchten mit einem Gesamtopfer von Löhnen im Betrage von 250000 Taler eine Reihe von Forderungen, namentlich eine Anerkennung ihrer Organisation in Gewerkvereinen durchzusetzen. Der Versuch endete mit vollem Mißerfolge. 1889 wiederholte sich der Versuch unter schweren Ausschreitungen; das Jahr 1904 brachte eine ähnliche Bewegung im Neuroder Revier. Sicher ist mit dieser Hebung des Selbstbewußtseins der Arbeiterschaft keine Erhöhung ihrer Gesittung verbunden gewesen.

Im Betriebe des Bergbaues hat dessen Erweiterung vieles geändert. Das äußerlich Augenfälligste ist das Zusammenschließen der zahlreichen einzelnen Unternehmungen zu einer kleineren Zahl, der Prozeß der Konsolidierung. Er war ein dringendes Bedürfnis gegenüber der ursprünglichen Zersplitterung der Kräfte. Sie war ein Erzeugnis teils der früh beginnenden ältesten Entwicklung, teils der ersten staatlichen Maßnahmen. Die Größe der vergebenen Felder war durch die Bergordnung von 1769 viel zu klein bemessen, auf ein Maximum von 28 Maßen = 9,85 ha. Das Allgemeine Landrecht entschied sich für größere Felder bis zu 1200 Maßen = 422,22 ha, erschwerte aber noch die Konsolidation durch Vorbehalt ministerieller Anordnung. Aber die Natur des Bergbaues selbst drängt zum Großbetriebe. Die einheitliche Durchführung der Vorkehrungen für die Entwässerung auf weiten Flächen, die Sparsamkeit in der Anlage von Förderungen, Wetterschächten mußte gerade bei einem von Natur nicht leichten Betriebe gebieterisch zu festerem Zusammenschluß der Kräfte führen. So trat eine allmähliche Minderung der Zahl der einheitlichen bergmännischen Besitzstücke und Betriebe ein und eine entsprechende Vergrößerung der einzelnen Unternehmungen. Es ist wichtig, die Hauptvertreter, die Großmächte innerhalb der Gesamtheit des niederschlesischen Steinkohlenbergbaues zu kennen. Von Westen beginnend, begegnen wir folgenden großen Unternehmungen:

1. [Auf Karte II.] Aktiengesellschaft Schlesischer Kohlen- und Kokeswerke zu Gottesberg (26988 ha). In ihrer Hand liegen eine Reihe großer Grubenfelder des Bobergebietes von Schwarzwaldau über Hartau bis Alt- und Neu-Lässig bei Gottes-

berg, namentlich konsolidierte Gustav (6790 ha) nebst Komet, Hedwig, Pauline bei Schwarzwaldau, Thomas bei Hartau, Elise und Bianca bei Lässig; konsolidierte Karl Georg Viktor bei Neu-Lässig (6545 ha). Dies ist eine österreichische Aktiengesellschaft, die namentlich die Prager Industrie billig zu versorgen bemüht ist.

2. [Auf Karte V.] Konsolidierte Abendröte bei Kohlau und Rothenbach westlich von Gottesberg. Gewerkschaft unter führender Beteiligung der Herzogl. Pleßschen Verwaltung zu Waldenburg (3217 ha).

3. [Auf Karte IV.] Vereinigte Glückhilf-Friedenshoffnung, Gewerkschaft zu Hermsdorf. Schon jede dieser beiden Gruben war aus der Konsolidierung von vier, bzw. drei Einzelfeldern hervorgegangen unter Anschluß des »Neuen Heinrich«. Sie beherrscht den Westflügel der Spezialmulde auf der Ostseite des Hochwaldes, eine Fläche von 8080 ha.

4. [Auf Karte VI.] Konsolidierte Fuchsgrube zu Weißstein. Sie nimmt 5116 ha ein, ohne Einrechnung der Felder Frohe Ansicht, Anna, Ottilie, Emilie, Louise Charlotte, die denselben Besitzern, doch in anderem Anteilsverhältnis gehören (1428 ha) und unter gleicher Betriebsleitung stehen, zusammen 6544 ha. Zu den 34 Bauerngütern des Dorfes Weißstein, von denen drei zu einem Gutsvorwerk des Grafen Hochberg vereint sind, gehören mehrere Steinkohlengruben. Bauergut und Bergwerksanteil sind untrennbar verbunden zufolge eines Vergleichs der Beteiligten (1792); die Untrennbarkeit ist hypothekarisch festgelegt. Die Einrechnung der Pachtfelder (Morgen- und Abendstern) erhöht das Areal der Betriebsgemeinschaft auf 7756 ha.

5. [Auf Karte I.] Konsolidierte Fürstensteiner Gruben des Herzogs von Pleß, Grafen Hochberg, bestehend aus 12 Einzelfeldern in einem zusammenhängenden großen Komplex (29931 ha). Der nördliche Teil dieser Gruben (5474 ha) um Waldenburg (Komb. Graf Hochberg, Friedrich Ferdinand, Christian Friedrich, Julienglück, Anhaltsegen, Adelheid, Louis mit Zubehör) sind der Hauptsitz des gegenwärtigen Fürstensteiner Bergbaues. Sie umschließen die der Stadt Waldenburg gehörige Grube Überrest (291 ha). Der größere Raum der südlicheren Grubenfelder um Fellhammer, Lässig, Dittersbach, zu beiden Seiten der Wasserscheide zwischen Weistritz und Bober ist noch fast ganz der Zukunft vorbehalten (Emanuel, Friederike, Friedrich Stolberg und Zubehör, Ezechiel, Neuhain, Gräfin Louise und Zubehör, Neu-Fellhammer, Wildberg, Lässig, Alt-Lässig, Mariengrube, Schlußfeld, Neu-Lässig, Dittersbach, Nilobiter Zubehör, Amalia).

6. [Auf Karte I.] Die Charlottenbrunner Grubenfelder des Herzogs von Pleß (kons. Sophie 2479 ha, Lehmwasser 1740 ha, Erfüllter Wunsch, Karl Gustav, Horaz, Donnerau, Christian Gottfried, Giersdorf, Ober-Giersdorf, Lomnitz) zusammen 15200 ha.

7. [Auf Karte III.] Die Gruben der Handelsgesellschaft C. Kulmiz (Saarau) zusammen 19600 ha. Kons. Segen Gottes (6075 ha) bei Altwasser, kons. Melchior bei Dittersbach (4378 ha), kons. Caesar in Reußendorf (4100 ha). Nicht im Betriebe: Max bei Lehmwasser, kons. Ernestine bei Dittersbach, Gute Zukunft bei Landeshut.

8. [Auf Karte VIII.] Gewerkschaft Neuroder Kohlen- und Tonwerke 26478 ha. Zu ihr ist u. a. vereinigt der Bergbaubesitz des Grafen Magnis zu Eckersdorf und des Grafen Pilati zu Daxberg, kons. Rubengrube auf den Feldmarken von Buchau, Neurode, Kunzendorf, Kohlendorf (8370 ha), kons. Rudolph bei Volpersdorf (7263 ha), kons. Johann Baptista zu Schlegel und Ebersdorf (10845 ha), dazu kons. Frischauf bei Eckersdorf.

9. [Auf Karte VII.] Dr. Linnartz zu Jouy aux Arches hat neuerdings im äußersten Westen und am Südostende des Waldenburg-Neuroder Kohlengebietes ein bedeutendes Areal für bergmännische Unternehmungen sich gesichert. Das meiste ist künftiger Entwicklung vorbehalten. Die gegenwärtig schon in Ausbeute stehenden

Felder seiner Gewerkschaft: kons. Wenzeslaus Grube (4372 ha) bei Hausdorf, Mölke, Ludwigsdorf, Kunzendorf und Heddi (2189 ha) bei Nieder-Rathen, Albendorf, Seifersdorf, Mittel- und Nieder-Steine umfassen 6561 ha.

In der Besitzverteilung der Gruben liegt schon ein Hinweis auf ihren Wirkungsbereich. Er reicht über die Landeshuter Pforte mit einer Ausfuhr von etwa 1 Million Tons hinüber nach dem österreichischen Kaiserstaat, während höchstens $^1/_2$ Million Tons den Weg nach Rußland findet. In Deutschland wird der Waldenburger Kohle das Absatzgebiet hart bestritten. In Berlin trifft sie mit dem Wettbewerb der oberschlesischen, englischen und obendrein der westfälischen Kohle zusammen. Die Besorgnis, gegen letztere sich noch schwerer behaupten zu können, wenn deren Zufuhr über einen billigen Wasserweg verfügen könne, rief auch die Interessenvertretung des Waldenburger Kohlengebietes, den Verein für die bergbaulichen Interessen Niederschlesiens, ins Feld wider den Mittellandkanal.

Im ganzen ist die Kohle dieses Berglandes augenblicklich weniger zu großer Fernwirkung berufen als zur Stütze der Industrie der näheren Umgebung. Deren Bestrebungen sind ungemein vielseitig. Merkwürdigerweise hat trotz der Nähe der vorzüglichen Schmiedeberger Magneteisenerze und des Kohleneisensteins einzelner Gruben die Eisenerzeugung nicht dauernd sich zu behaupten vermocht. Nur die Verwertung des Eisens in mannigfachen Betrieben hat hier noch heute große Werkstätten aufzuweisen.

Erfolgreich war die keramische Industrie. Die feuerfesten Tone der Rubengrube bei Neurode boten eine vortreffliche Grundlage für Tonwarenfabrikation, auch die Schamotteziegeleien kamen auf, namentlich im Vorland des Gebirges dank den Tonlagern von Saarau. Am unmittelbarsten leuchtet die Bedeutung des der Erde entsteigenden Brennstoffes ein bei der Porzellanfabrikation von Waldenburg, Altwasser, Nieder-Salzbrunn, die ihren Rohstoff aus Meißen beziehen muß und dennoch gerade für die Massenproduktion auf Grund der Billigkeit des Feuerungsmaterials jeder Konkurrenz die Spitze bieten kann. Auch die Spiegelglashütte in Altwasser erwuchs auf der gleichen Grundlage. Namentlich aber ist der Textilindustrie, der die geographische Lage manche Erschwerungen auferlegt, die leichte Brennstoffversorgung eine unschätzbare Hilfe.

Gegenüber der Fülle von Licht, Wärme und Kraft, die dem Dunkel der Schächte entsteigt, muß das Ländchen auch die Schattenseiten der starken Kohlenförderung mit in den Kauf nehmen: das Versinken des nicht überreichen Wassernetzes in die vom Bergbau geöffneten Hohlräume, die auch die freundliche Najade des Brunnens

von Altwasser, dem einst beliebten Badeorte, verschlangen, — die Entstellung der reizvollen Landschaft durch steile, kahle, qualmende Schutthalden, unter denen der grüne Talgrund zwischen den formenreichen Bergen unrettbar verschwindet, — das Rußkleid des Kohlenstaubes und Rauches, der Straßen und Häuser verdüstert. Aber der Vergleich mit Oberschlesien wird doch nirgends sich aufdrängen; trostreich winken als unabsetzbare Herren des Landschaftsbildes in seinem Hintergrund überall die stolzen Berge mit den rauschenden Wipfeln ihrer Wälder; und wer auf den Scheitel des Hochwaldes emporstieg, freut sich doch nicht nur an dem starren Meer einer vielgestaltigen Bergwelt, sondern auch an den langen Zeilen wohlgebauter Dörfer, an dem Wohlstand, den die rührige Arbeit erzeugt, an dem Leben, das die Landstraßen und die durch das Höhennetz sich hindurch flechtenden Schienenwege in diese Berge hineintragen und von ihnen wieder ausstrahlen lassen. Wenn bei diesem Niederblick alle die Bedingungen erfaßt werden, die diesem Leben eine eigene Färbung geben, wird eine von ihnen nicht leicht übersehen werden, das ist die von der Natur entschiedene, von der Entwicklung der Jahrhunderte zur Geltung gebrachte Grenzlage. Wie an einem Wehr das Wasser brandet, so schäumt auch an einer Zollschranke die Welle wirtschaftlichen Lebens höher auf, ehe sie sich überschlagend den Saum eines anderen Landes bespült. Der Austausch zweier unter gesonderten Verhältnissen arbeitender Gebiete schafft eine Fülle von Formen der Wechselwirkung, die den Wert und den Reiz eines Grenzstreifens erhöhen. Das wird man nirgends lebhafter gewahr als bei dem Ländchen, das wie ein Außenwerk Schlesiens zwischen die Nachbarländer vorspringt und erst durch Friedrichs d. Gr. starke Hand unlöslich mit Schlesien verbunden worden ist.

II. Die Landschaften des mittelschlesischen Berglandes.

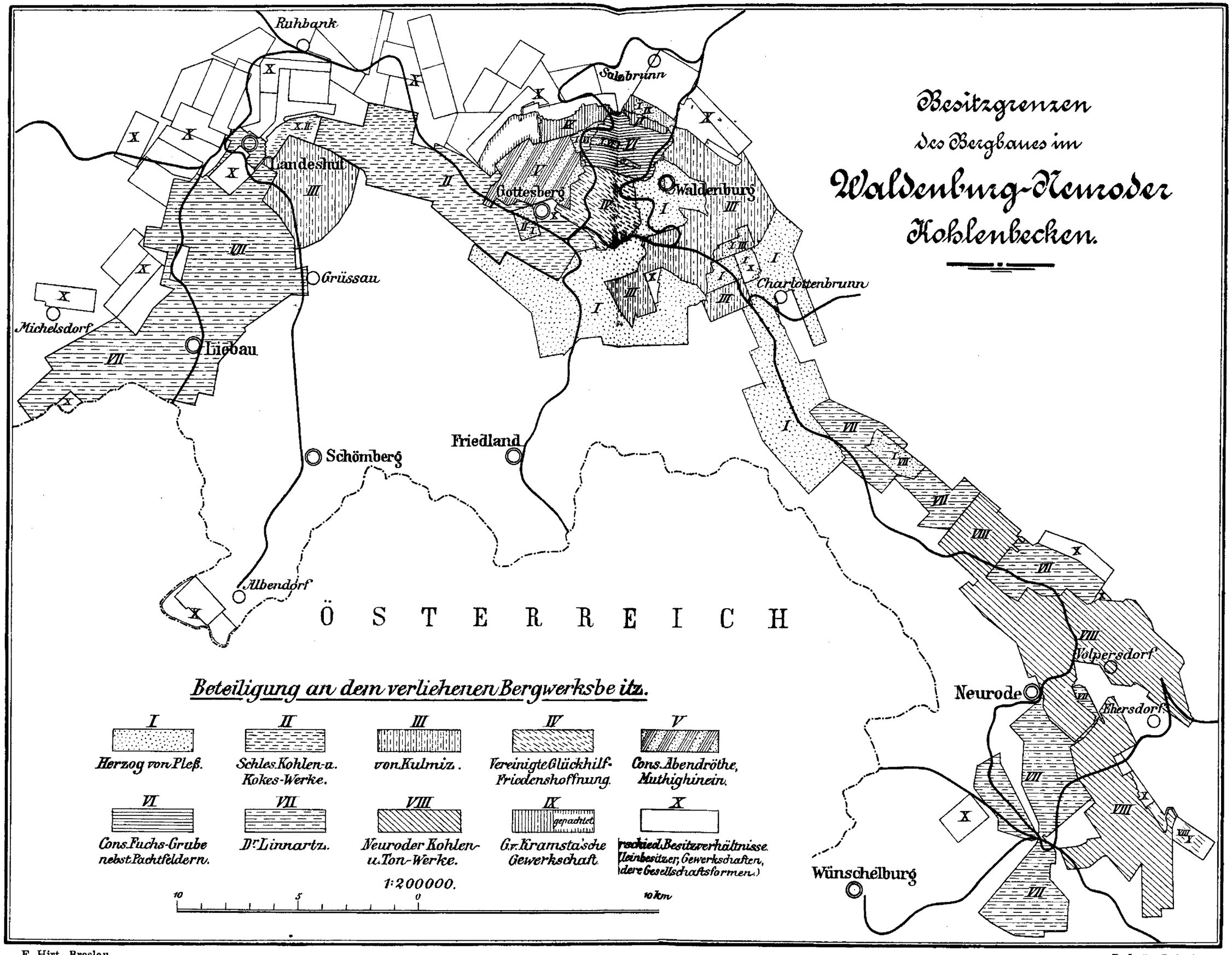
1. Die Grafschaft Glatz.

Kühlschattig Tal, in das der Strahl
Der Sonne spät und spärlich dringt,
Und du, o Quell, der perlend hell
Heilkräftig aus dem Felsen springt.

Forellenbach, der sanft gemach
Und schwatzhaft durch die Wiesen rinnt,
Und schlank und fein, du Tannenhain,
Harzduft ausströmend balsamlind.

V. von Scheffel.

An der Grenze dreier Meeresgebiete liegt die Grafschaft Glatz; nach drei Ländern sendet sie ihre Gewässer, vormals auch die von



F. Hirt, Breslau.

R. Loës, Leipzig.

ihnen niedergetragenen Holzlasten ihrer weiten Waldungen auseinander. Und doch ist sie eine unverkennbar geschlossene geographische Einheit, die aus dem vielgestaltigen Sudetenbergland scharf sich heraushebt. Darüber entschied trotz der engen Verwachsung mit dem Altvatergebirge und dem Waldenburger Bergland der Einbruch des zentralen Senkungsfeldes, das lange Zeit noch vollständiger als heute die Gewässer seines hohen Bergrahmens an sich zog und zu nördlichem Abfluß nach Schlesien vereinte. Im Süden von Mittelwalde bei Bobischau bildet nur eine flache Geröllebene von 534 m Höhe die Wasserscheide zwischen Neiße und Erlitz, Oder und Elbe, und die nähere Untersuchung dieser Schotterfläche ließ Leppla[1]) keinen Zweifel, daß in tertiärer und altdiluvialer Zeit die Grenze des Neißegebietes südlicher auf dem Linsdorfer Walde (847 m) gelegen habe. Nicht nur das Quellgebiet der Stillen Adler mit Grulich, sondern auch das südlichere Tal von Rothwasser, vielleicht sogar das Hochtal der March haben damals mit ihren Gewässern die Neiße verstärkt. Erst die mächtige Geröllschüttung des Beckens, in dem das Gefälle der Bergbäche plötzlich sich abschwächte, schuf die Vorbedingung für die Trennung der heute in die Schotterbänke tief einschneidenden Gewässer, für ihre Aufteilung zwischen die drei Nachbarländer und das Zurückweichen der Südgrenze des Neißegebietes, der natürlichen Grenze der Grafschaft Glatz.

Wie der Begriff dieses Ländchens sich entwickelte, die alte böhmische Feste allmählich als Mittelpunkt des größten Teiles der Landfläche anerkannt wurde, die ihre Wasserläufe unter ihren Mauern zusammenströmen ließ und von der Burghöhe ziemlich vollständig überblickt wurde, das kann hier nicht näher dargelegt werden. Es mag genügen, das Jahr (1459) der Erhebung des Ländchens zur Grafschaft durch Georg Podiebrad und die Bestätigung durch Kaiser Friedrich III. (1462) in Erinnerung zu bringen. Allerdings war damit noch nicht die heutige Grenze des Ländchens gesichert; noch bestand selbständig daneben die Herrschaft Hummel, die beide Abhänge des von der Burg Landfried (Homole) gekrönten Passes zwischen Reinerz und Nachod umfaßte. Ihr Anschluß brachte der Grafschaft Glatz auch das Lewiner Ländchen auf der böhmischen Seite dieses Passes zu. Noch später, erst 1586, ward ein südlicheres Stück der Westgrenze der Grafschaft an den Erlitzfluß vorgerückt, in das Längstal, das

1) Geologisch-hydrographische Beschreibung des Niederschlagsgebietes der Glatzer Neiße (oberhalb der Steinemündung). Berlin 1900 (Abh. der Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt. N. F. Heft 32).

zwischen dem Habelschwerdter Gebirge und den Böhmischen Kämmen seinen breiten Wiesengrund ausspannt.

Greift hier die Grafschaft ins Elbgebiet über, so wird ein durch das Wassernetz und auch durch die ältesten Erinnerungen ihr zugewiesener Landstrich, das Braunauer Ländchen, zu Böhmen gerechnet. In dieser Ausdehnung von 1636 qkm füllt die Grafschaft heute die landrätlichen Kreise Habelschwerdt, Glatz, Neurode. Die hohe Lage der Grafschaft beschränkt ihren Anbau; nur der dreiundzwanzigste Teil ihrer Fläche ist Weizenboden, nur der zwanzigste trägt Gerste, und auch wenn man die Roggenfelder hinzuzieht, trägt nur ein Fünftel des Ländchens Brotfrucht; mehr als ein Drittel decken Wälder. Für die nähere Würdigung ihres Wirtschaftslebens bietet die Kreisteilung keine rechte Grundlage, eine bessere die natürliche Gliederung des Bodens, der Gegensatz der Senkungsfelder des Innern gegenüber den umfangenden Gebirgen. Schon das dürre statistische Bild hat eine eindringliche Beredsamkeit. Meine Rechnungen ergaben für 1900 folgende Durchschnittszahlen:

		Einw. auf	Wald		Acker		Reinertrag
	qkm	1 qkm	qkm	%	qkm	%	Mk. pro ha
Der Osten	379,5	57	158,5	42	152,9	40,3	c. 9 (3—20)
Der Westen	406,4	70	208,7	51	142,1	35	c. 7 (3—12)
Die Mitte	644,1	122	100,4	15	428,8	65	c. 25 (10—40)
Der Norden	195,7	188	58,4	30	109,9	56	c. 19 (10—30)

Waldige Gebirge rahmen den fruchtbaren Kern der Grafschaft ein, der von ihnen Schutz gegen Wetter, Wind und Widersacher, dazu arbeitskräftige Gewässer, Bausteine und Holz empfängt, neuerdings auch eine Steigerung des eigenen Lebens durch den Zustrom der Sommergäste aus den Städten des Flachlandes, die von heilkräftigen oder erfrischenden Quellen, von der würzigen Waldluft des Berglandes, von rüstigen Wanderern auf seinen aussichtsreichen Höhen und durch seine schattigen Täler eine Aufmunterung ihrer Lebenskraft erwarten. An der Ostseite des Ländchens ragt, seine Gesamtheit beherrschend, die Masse des Schneeberges allein über die Waldgrenze empor. Die Schweizerei (1224 m), deren Weidegründe die schon der Verkümmerung nahe, lockere oberste Waldregion lichten, die höchste Siedelung des Ländchens, ist das Ziel einer der Straßen, die den weiten Forstbesitz des Prinzen Friedrich Heinrich durchflechten und erschließen; sie ist der Rastort der Bergwanderer, die nun von dem stolzen Turm die früher nur stückweise vom Rande des flachgewölbten Bergscheitels genießbare Rundsicht mit einem einzigen weitgreifenden Umblick erfassen. Er erreicht erst in be-

trächtlicher Ferne am Austritt der Täler aus den Bergen dörfliche Siedelungen. Denn das Gebirge umfängt ein tief bis an seinen Rand herabreichendes Waldkleid, der stolze Besitz weniger großer Grundherrschaften (Graf Althann-Mittelwalde, Prinz Friedrich Heinrich-Schnallenstein und Seitenberg, Graf Magnis-Kieslingswalde), die mit ein paar kleinen Bauernwaldungen eine geschlossene Forstfläche von nahezu drei Quadratmeilen allein auf dem preußischen Abhange des Gebirges bilden. Der wohlgepflegte Wald beherrscht so das wirtschaftliche Bild dieses Berglandes; er dringt hier und da selbst erobernd gegen den Bereich früherer Rodungen vor, wenn ein Grundherr seinen Besitz abrundet durch gelegentlich sich bietende Erwerbungen kleiner Felder, Wiesen und Häuschen, die in den Wald eingreifen oder ihm näher kommen, als den Forstleuten genehm ist. Waldarbeit beschäftigt auch eine Menge Kräfte in den Dörfern, die längs der Bäche eine Strecke in das Gebirge hineindringen. Erst neuerdings stellt der Fremdenverkehr diese von Haus aus armen Dörfer teilweise freier auf eigene Füße. Das gilt am vollsten von Wölfelsgrund. Seine Häuschen, die oberhalb des prächtigen Sturzes der Wölfel, des schönsten der schlesischen Wasserfälle, den Bach fast eine halbe Stunde aufwärts begleiten, richten sich freundlicher her zum Empfange der Sommergäste, und in die Nische eines besonders vollkommen geschützten nördlichen Seitentales schmiegt sich das schnell zu hohem Rufe gelangte Sanatorium — der sicherste Bergeplatz für zarte, das unwirsche Winter- und Frühlingswetter des windigen Flachlandes scheuende Rekonvaleszenten, die wohltuendste Stätte der Erholung für alle, die im Ringen ums Dasein, in der Erfüllung einer anspruchsvollen Berufspflicht, oder im Widerstand gegen Prüfungen des Geschickes ihre Kräfte nachlassen fühlen. Gewiß werden auch andere Dörfer am Rande des waldigen Gebirges durch den Sommerverkehr Leben gewinnen. Am wenigsten können darauf rechnen die in naturgemäß beengter Lage auf einer merkwürdigen Staffel des Bergrandes ihre Häuschen ausstreuenden Dörfer Thanndorf und Urnitzberg.

Dies ausgedehnte, vom Schneeberg beherrschte Waldgebiet wird von dem Waldgürtel des Reichensteiner Gebirges geschieden durch das Tal der Landecker Biele. Seine nordwestliche Hauptrichtung stimmt überein mit dem Streichen der Schichten alter Schiefer längs ihres Oberlaufes bei Wilhelmsthal wie ihres Unterlaufes durch die lange Dorfzeile Kunzendorf-Ullersdorf-Eisersdorf. Nur der nordöstlich ausgreifende Mittellauf des Landecker Bogens fällt in die nordöstlich streichenden Gneise und Glimmerschiefer des Reichensteiner Gebirges

hinein. Jedenfalls ist das Bieletal ein Erosionstal hohen Alters, weit älter als das Senkungsfeld, das die Gewässer der Neiße sammelt. Die Quelladern der Biele furchen mit tiefen, schmalen Tälern die Abhänge des Schneegebirges und des Bielegebirges, das zwischen ihm und dem Reichensteiner Gebirge die Verbindung herstellt. Verkehrsarme Straßen ziehen ihnen entlang zu hohen Pässen empor; die von der Mohre nach Altstadt in Mähren hinüberführende (Scheitelhöhe 817 m) vermag dem zu dörflichem Dasein zurückgesunkenen Städtchen Wilhelmsthal (560 Einw.) keinen Ersatz zu bieten für das Fehlschlagen der bergmännischen Hoffnungen seines Begründers (s. S. 216). Nur unvollkommene Bergpfade führen von der Biele und ihrer langen Gersdorfer Häuserreihe über Höhen von etwa 1000 m hinüber nach Goldenstein und Freiwaldau. Die Vereinigung der Quelltäler der Biele vollzieht sich in den zusammenhängenden Dörfern Seitenberg (1100 Einw.) und Schreckendorf (1300 Einw.), wo die Verwaltung der prinzlichen Forsten, die Glasfabrik Oranienhütte und eine Zündholzfabrik die einheitliche Grundlage des wirtschaftlichen Lebens deutlich kennzeichnen. Der Marmorbruch von Seitendorf kam dem Grundherrn zustatten bei ornamentaler Ausstattung seines Schlosses Kamenz. Aber im Sommer dringen auch dauernde Gäste und flüchtige Besucher zahlreich in diese Täler. Sie bilden das Ausflugsgebiet des Bades Landeck. Bei ihm schließt die von der mächtigen Gestalt des Schneeberges beherrschte, nördlich gerichtete Talflucht; das Tal biegt freundlicher sich öffnend nordwestwärts gegen die nahe Stadt Landeck (1905 3480 Einw.) um, in der die Straßen von Jauernik, Reichenstein, Glatz zusammentreffen, heute teils entlastet, teils neu belebt durch den Verkehrszufluß der Eisenbahn. Genährt durch diesen Verkehr und doch von ihm nicht beunruhigt, entfaltet sich in stillem Talwinkel das behagliche Leben des anmutigsten der schlesischen Badeorte (vgl. I, 65). Viel ist geschehen zur Pflege und zweckmäßigen Verwertung der namentlich von Frauen aufgesuchten Therme (28,5 C.) und zu mannigfacherer Entwicklung der Kurmittel, auch zur Erhöhung der Annehmlichkeit des Aufenthaltes zahlreich zuströmender Kurgäste (ca. 6000). So hat sich die Wirksamkeit des Kurortes bedeutend gesteigert, seit Friedrich d. Gr. hier 1765 die Leiden bekämpfte, die des Siebenjährigen Krieges harte Anstrengungen ihm eingetragen hatten. Auch Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise haben hier verweilt. Wie hängt das Volk an diesen Erinnerungen der Vorfahren! Es ist, als fehle der Volksseele etwas, wenn Generationen hindurch keine Fühlung mehr zwischen den schönen Winkeln der Heimat und dem Empfinden der Herrschenden sich herstellt, wenn über Norwegens Fjorden die Anziehungs-

kraft der Täler, wo treue deutsche Herzen schlagen, ganz in Vergessenheit gerät.

Zu den Ausflugszielen, denen die Landecker Gäste auf gut gepflegten Wegen des bedeutenden Stadtforstes (1133 ha) entgegengeführt werden, gehören auch die Reste der Burg Karpenstein, die den Verkehr der ins Neißer Land, zunächst nach Jauernik und Schloß Johannisberg über die Pässe von Waldeck (630 m) und Krautenwalde (665 m) hinüberführenden Straße zu überwachen vermochte. Diese nur in der Wahl der Paßhöhe zwiespältige Straße erreicht die Biele in der Stadt Landeck. Deren Talbecken wird mit Bestimmtheit abgeschlossen durch einen aus Nordosten vom Heidelberg her vorspringenden Gneishügel, den die Biele nun in schmaler Furche durchschneidet. Westlich von ihm beginnt der breiter geöffnete fruchtbare untere Tallauf der Biele mit einer Reihe kräftiger, stattlicher Dörfer. Nur ihrem ausgedehnten und erfolgreichen Feldbau ist es zuzuschreiben, daß im ganzen bergigen Ostflügel der Grafschaft der Anteil des Ackerlandes an der Bodenfläche noch 40% erreicht. Unmittelbar für die Bodenmischung wichtig, aber auch für Bautätigkeit und Steinmetzkunst verwertbar sind die Lager kristallinischen Kalkes, die der Schieferzug der Eisenberge im Süden der unteren Biele umschließt. In der äußeren Erscheinung ihrer Dörfer tritt die Vereinigung prächtiger Herrensitze mit einem gesunden, kraftvollen Bauernstande hervor. Die Schlösser des Grafen Chamaré in Kunzendorf (1520 Einw.), Grafen Magnis in Ullersdorf (2640 Einw.) und des Herrn von Löbbecke in Eisersdorf inmitten geräumiger Parkanlagen sind bei aller Verschiedenheit ihrer Anlage und baulichen Ausführung würdige Mittelpunkte der schmucken Dörfer[1]).

Der Forst des Grafen Chamaré liegt auf der Nordseite des Bieletales, auf dem Scheiderücken des Reichensteiner Gebirges, das vom Heidelberg, dem stolzen nordöstlichen Eckpfeiler der Grafschaft, bis zum Königshainer Spitzberg in der Nähe des Neißedurchbruches dicht bewaldet ist. Nur an dem Paß von Neudeck (483 m), der kürzesten Verbindung zwischen Glatz und Reichenstein, überschreitet ein Streifen zusammenhängenden Feldbaues den Rücken der Berge.

Wesentlich verschiedenen Verhältnissen begegnen wir bei mancher augenfälligen Ähnlichkeit der Hauptzüge des Bildes im westlichen Bergrahmen der Grafschaft. Auch er umschließt große Wälder, die größten des Ländchens; sie decken — trotz des Zuschlages des

1) Die auf S. 252 gebotene statistische Gliederung der Grafschaft rechnete nur die Dörfer Raiersdorf und Kunzendorf dem östlichen Rahmen zu, Ullersdorf und Eisersdorf der Mitte.

sonnigen Lewiner Gebietes — mehr als die Hälfte der Bodenfläche. Nur liegen sie nicht vorwiegend in den Händen einzelner Großgrundbesitzer, sondern des Staates. Ihm gehören namentlich die großen Forsten der Quadersandsteinplatten (Karlsberg, Reinerz, Nesselgrund) — nur hier und da gelichtet von einem Moor, einer Glashütte, einem hohen Walddorf. Sie allein umfassen 121 qkm Holzungen. Dazu treten 15 des Habelschwerdter Stadtforstes; der Rest ist meist herrschaftlicher Besitz (Schnallenstein, Tscherbenei, Gellenau, Rückers, Waldstein, Wallisfurth). Dem Waldreichtum des Kreises Habelschwerdt entspricht trotz des reichlichen Vorrates guter Bausteine das volle, nirgendwo in Mittelschlesien gleich entschieden herrschende Vorwalten des Holzbaues, der im Klima des Gebirges unbestreitbar große Vorteile bietet. Die Verhältniszahl der massiven Gebäude, die im Kreise Neurode 62%, im Kreise Glatz noch 46% betrug, sinkt hier auf 36%, die der Holzbauten (Neurode 34, Glatz 51) steigt auf 60! Und die Holzdächer weisen in den drei Kreisen die noch steilere Stufenleiter der Verhältniszahlen 16, 47, 81 auf. Neben der Verwertung aller Arten von Bauholz sind gerade in diesem Teile der Grafschaft, zumal im Erlitztale, mit Industriebetrieben Versuche gemacht worden. Die jüngste Zeit hat ihnen eine liebevoll eingehende Darstellung gebracht[1]). Sie zeigt, welch schweren Stand die ungünstige Verkehrslage und die Schwäche der unsteten Wasserkräfte der Industrie dieses Gebirges bereiten. An Unternehmungsgeist, Fleiß und Beharrlichkeit hat es weder den Holzstoffmühlen, noch der Fabrikation von Holzstiften, Zündhölzern gefehlt. Aber die Zündholzindustrie hat, seit der Übergang zu der Herstellung schwedischer Zündhölzchen die Zufuhr russischen Aspenholzes fordert, den Vorzug der Bodenständigkeit verloren und vermag den Vorteilen anderer Produktionsgebiete nur die billige Arbeitskraft gegenüberzustellen. Namentlich aber stützt sich auf diese weitgehende Genügsamkeit der im langen Winter nach noch so karg gelohnter Arbeit greifenden Bergbewohner die Hausindustrie der Schachtelmacherei, die im Kreise Habelschwerdt, zumal dem Erlitztal, an 2800 Hände beschäftigt.

Das Ackerland nimmt wohl im Lewiner Ländchen die Hälfte, sonst aber kaum ein Drittel der Landoberfläche in Anspruch. Zu der unwirtlichen Höhenlage gesellt sich hier, soweit der Quadersandstein reicht, die Armut des Bodens und, wo der Sandstein fehlt und die Feldspatgesteine des Urgebirges eine bessere Krume versprechen, an den steilen Lehnen bei Spätenwalde und Voigtsdorf, die Geißel der

1) Margarete Bernhard, Die Holzindustrie in der Grafschaft Glatz. Inaug.-Diss. Berlin 1906.

Wildwasser. Die Dörfer sind im allgemeinen klein (meist nur 150 bis 600 Einwohner), im Gebirge baudenartig aufgelöst in zerstreute Häuser, die ihr Wiesenland düngen und bewässern. Diese aufgelockerten Siedelungen gehen erstaunlich hoch. Grunwald (780—960 m) gilt als das höchste Dorf des preußischen Staates. Nur im Lewiner Ländchen und im Tale der Reinerzer Weistritz trifft man neben ihren kleinen Städten von 1400 und 3000 Einwohnern noch je ein großes Dorf: Tscherbenei (2930) und Rückers (2080), — bäuerliche Gemeinwesen lang im Tal hingestreckt, aber auch eifrig in der Verarbeitung des Holzes und der Bausteine der nahen Berge. Außer ihnen zählt hier im Westen nur noch ein Dorf mehr als 1000 Einwohner, Friedersdorf auf der entholzten Plänerplatte, über welche die waldumkränzten Felsen der Heuscheuer herausragen, — ein Bauerndorf in hoher Lage (550—650 m). Im südlichen Teile des Habelschwerdter Gebirges walten Taldörfer vor, lang dem Dorfbach ihre Häuser anreihend, oft anmutig eingebettet in eine Furche zwischen steilen Höhen in windgeschützter, dem Obstbau holder Lage. Der Großgrundbesitz tritt hier im Westen im allgemeinen zurück. Selten nur bildet ein Dominium den Kern der Gruppierung der Bauernhäuser und der Weberhütten.

Für die Dürftigkeit des Bodens geben dem Sandsteingebiete die Steinbrüche einigen Ersatz, seit die Eisenbahnen diesem Quadergebirge nahekamen und der Sandstein von beiden Hängen des Heuscheuergebirges selbst bei fernen Bauten, wie dem des Berliner Domes, in Wettbewerb treten konnte.

Unter den Schätzen des Bodens aber gebührt auch hier der erste Platz den Heilquellen, die ihm entsteigen. Erst die tiefer dringende Erforschung des Gebirgsbaues wird die Bedingungen ihres Hervorbrechens klarer beleuchten. Ihre Reihe eröffnet hart an der Landesgrenze, nahe der Mettau, das Bad Kudowa, bisher von Norden nur über böhmische Bahnen oder auf schwieriger, die Heuscheuer streifender Bergstraße erreichbar. Von der neuen Bahn Reinerz-Nachod erwartet man eine bedeutende Steigerung des Besuches, der die kapitalkräftige Gesellschaft, in deren Besitz das Bad überging, durch große Neubauten und Vervollkommnung der Einrichtungen entgegenzukommen sich beeifert. Die kohlensäurereichen Quellen, die alkalischen Säuerlinge von recht mannigfacher therapeutischer Verwendung sprudeln in einem Talgrund hervor, der frei gegen Süden und Westen sich öffnet, gegen Norden und Osten aber wirksamer Deckung durch steile Höhen sich erfreut. Um den Teichspiegel seines Parkes entfaltet die Saison ein freundliches, aber keineswegs geräuschvolles Leben. Als eine Stätte deutscher Gesittung ist

der Platz von besonderem Wert, weil er nicht nur dicht gegenüber das tschechische Nachod hat, sondern auch in seinem Rücken hinauf gegen die Wilden Löcher und die Heuscheuer Dörfer von zäh sich erhaltender slavischer Muttersprache. Auch sonst erinnert im Lewiner Ländchen, dessen Weberdörfer sich um ein Städtchen von geringer Wirkungskraft (1905 1350 Einw.) verteilen, viel an den natürlichen Zusammenhang mit Böhmen.

Erst wenn man an dem Plänerkegel mit den Trümmern der Burg Landfried, des Hummelschlosses, vorüber die wichtige Paßhöhe überschritten hat, tritt man auf Reinerzer Boden ganz ins Innere der Grafschaft. Reinerz ist nicht etwa eine alte Bergstadt, wenn auch Eisengruben in der Nähe früher im Betriebe standen und der Name der »Schmelze« an die letzten Versuche ihrer Verwertung erinnert. Der Name der Stadt ist vielmehr aus einer der Genitivformen erwachsen (Reinhards), von denen die nächste Nachbarschaft in Rückers ein zweites Beispiel gibt. Reinerz (1905 3140 Einw.) hat lange in Tuchmacherei und Leinenhandel die Hauptwurzeln seines bescheidenen Lebens gesehen. Erst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hat die kalte und die laue Quelle von Reinerz entdeckt und zu Ehren gebracht, alkalische Säuerlinge, die namentlich von Kranken der Atmungsorgane aufgesucht werden. In den letzten Jahrzehnten ist viel geschehen, um die Mannigfaltigkeit und die Wirksamkeit der Kurmittel zu erhöhen. Die Trinkkuren sind durch die 150 m lange Wandelbahn unabhängiger geworden von des Wetters Gunst. Die Badeeinrichtungen sind zu sehr vollkommener Entwicklung gebracht worden. Nur über das als Vorhalle der Baderäume angelegte Palmenhaus mit den kühlen Steinfliesen und der von dem Stoffwechsel feucht gehaltener Gewächse veränderten Luft dürften die Urteile geteilt bleiben. Gerade Reinerz ist kein Ort, wo man Grund hat, sich nach Kühle und Schatten zu sehnen. Der Morgen findet den flachen Talgrund nach kräftiger nächtlicher Ausstrahlung zu empfindlicher Frische erkaltet, und nachmittags verschwindet die Sonne ziemlich früh hinter den Bergen, die im Südwesten das gegen Nordosten sich öffnende Tal abschließen. Die längere Besonnung der vordersten Villen des Taleinganges wird als ein entschiedener Vorzug empfunden. Am höchsten wird Reinerz der rüstige Kurgast schätzen, der nicht auf die nächsten Spaziergänge sich zu beschränken braucht, sondern an den landschaftlichen Reizen der weiteren Umgebung sich zu erfreuen vermag; er dürfte Reinerz vor Landeck den Vorzug geben. Aber der »genius loci« hat in Landeck einschmeichelndere, freundlichere Züge.

Noch am Fuße des Gebirges hat sich ein jüngerer Kurort zweiten Ranges entwickelt, in Alt-Heide, am Rande des Senkungsfeldes der inneren Grafschaft. Man kann kein erfrischenderes kohlensaures Wasser trinken, als den Josephs-Brunnen; auch den Bädern der Eisensäuerlinge, der sogenannten Stahlquellen, wird vortreffliche Wirkung nachgerühmt. Jedenfalls ist die Lage am Ausgang des Höllentales, der Engschlucht, in welche die Weistritz abwärts von Rückers, zu Füßen der jugendlichen Burg Waldstein sich vertieft, überaus anmutig und vereint mit den Schlendergängen der nächsten Umgebung eine wohltuende, durch die Bahnlinie erhöhte Bewegungsfreiheit für weitere Ausflüge. Auch hier ist die Kapitalkraft einer Aktiengesellschaft für die Entwicklung des Kurorts eingetreten.

Zu den Badeorten gesellt sich eine lange Reihe lockender Sommerfrischen, denen oft der besondere Charakter ihrer Lage eigentümliche Vorzüge sichert. Namentlich Dörfer am Rande der vom Heuscheuergebiete weit südostwärts ins Innere der Grafschaft hineinstreichenden Quadersandsteinplatte, die mit armer Bodenkrume ein sehr spärlich entwickeltes Wassernetz verbindet, Orte, wie Falkenhain, heben sich unverkennbar, sowie der Fremdenstrom ihre Flur berührt. Dieser das Gebirge suchende Verkehr mildert ein wenig den bedeutenden Abstand, der in den wirtschaftlichen Verhältnissen die Bewohner der Berge von den weit günstiger gestellten Siedelungen des Senkungsfeldes trennt.

Nur ein Zug des Naturbildes verbindet beide Naturgebiete zu gleichem Verhängnis: die verheerende Kraft der gewöhnlich unscheinbaren, aber nach kräftigen Güssen furchtbar anschwellenden Gewässer. Volkmer[1]) hat eine lange Liste der Wassernöte aufgestellt, die über das Glatzer Ländchen hereingebrochen sind und zum Teil mehr als ein Lebensalter in der Erinnerung der Bevölkerung wie Denksteine ihres historischen Bewußtseins fortleben. Dem Entschluß tatkräftiger wohlerwogener Abwehr dankt die Gegenwart Lepplas tiefgehendes Werk. Seine Untersuchung der Ursachen des Unheils hält auseinander die unabwendbar hinzunehmenden kräftigen atmosphärischen Niederschläge des Gebirges, die menschlicher Einwirkung nicht ganz unzugängliche Stoßkraft der Gewässer, die von dem Gefälle und der Wasserhöhe abhängig ist, und endlich das rein durch den menschlichen Willen bedingte Vorrücken menschlicher Siedelungen in die gefahrvollste Nähe, geradezu in das Bett des Hochwassers. Wie der Fortschritt der Besiedelung nach aufwärts sie bis-

1) Glatzer Vierteljahrsschr. IV 123.

weilen über die Höhengrenze natürlicher Lebensfähigkeit hinausgeführt hat, so sind nach einer Zeit, die hochwasserfreie, sichere Lagen für ihre Wohnplätze wählen konnte, spätere Geschlechter in notgedrungener Verwegenheit an die Bäche selbst herabgestiegen und haben oft erst durch deren Einschränkung sich selbst die Grundlage einer Heimstatt zu schaffen sich erkühnt. Aber schon die ursprüngliche Dorfanlage der mittelalterlichen deutschen Kolonisation hat ihre Häuserzeilen derartig an den Dorfbächen aufgereiht, daß »die Berührungsflächen des Hochwassers mit den Siedelungen um Vielfaches größer« wurden, als es bei einer fester geschlossenen, rundlichen Dorfanlage hätte geschehen können.

Diese starke Bebauung der Talsohlen beschränkt auch eins der Abwehrmittel, die Anlage von Staubecken zur Aufspeicherung des Hochwassers und planvoller Verwertung dieser Wasservorräte im Dienste der Industrie, noch bestimmter, als es die Natur allein tut, auf den Bergrahmen der Grafschaft; selbst in ihm sind die dafür geeigneten Örtlichkeiten spärlich genug. In Ausführung begriffen ist die Anlage eines Staubeckens unterhalb des Wölfelsfalles. Auch ein auf 1,1 Million cbm Wasserinhalt berechneter Stauweiher an der Mohre bei Seitenberg im Talgebiet der Landecker Biele ist bereits über den Entwurf hinaus in tatkräftiger Vorbereitung. Diese Unternehmungen und die Befestigung gefährdeter Flußufer erfordern den Aufwand bedeutender Mittel. So hilfreich der Staat eingreift, wird doch die unvermeidlich auf die Uferbewohner selbst fallende Belastung von vielen wirtschaftlich Schwachen schwer empfunden.

Auch diese Aufgaben der Gegenwart lassen den Unterschied der wirtschaftlichen Kraft des Gebirges und des tiefer liegenden mittleren Kernes der Grafschaft deutlich erkennen. Er wird großenteils gebildet durch Senkungsfelder. Ihr Vorteil gegenüber dem Bergrahmen ruht nicht allein in der geringeren Meereshöhe, der milderen Temperatur, den mäßigeren Niederschlägen, sondern mit dem bedeutenden Alter dieser klimatischen Vorrechte steht auch eine günstigere Bodenbeschaffenheit in ursächlicher Verbindung. Die abtragende Wirkung der Atmosphäre hat auf den Höhen des Bergkranzes die einst auch hier in weiter Ausdehnung entwickelte Kreideformation bald vollständig beseitigt, bald wenigstens so weit, daß ihre tonreicheren oberen Lagen verschwunden und hauptsächlich die Bänke des Quadersandsteins erhalten geblieben sind; dagegen hat die in tiefere Lage herabgesunkene Mitte der Grafschaft eine viel geringere Abspülung erfahren; die dem Pflanzenleben reichere Nährstoffe bietende oberste (senone) Abteilung der Kreideformation, die sogenannten Schichten von Kieslingswalde,

sind nicht nur bei diesem Dorfe, sondern auch sonst in ansehnlicher Verbreitung erhalten geblieben. Sie bilden ebenso wie die mergeligen Glieder der älteren Plänerbildungen einen vortrefflichen Ackerboden. Und jenseits der Nordgrenze des am Roten Berge endenden Neiße-Grabens hat auch das Diluvium zu der Bodenbildung des Innern der Grafschaft seinen Beitrag geliefert. Die Ziegeleien vor der Westseite von Glatz schließen einen mit Geschieben nördlichen und zum Teil wirklich nordischen Ursprungs gespickten Lehm auf, den eine in die Grafschaft eingedrungene Zunge der Vereisung Norddeutschlands hier als Grundmoräne hinterlassen hat.

Auf der welligen Oberfläche des Senkungsfeldes, die von Süden gegen Norden sich sanft neigte, sammelten sich die in seinen Schoß niederrinnenden Gewässer zur Bildung des Neißeflusses. Auch er hat seine Geschichte. Ehe er in den Boden des Senkungsfeldes sich seine tiefe, zum Teil von felsigen Rändern begrenzte Talfurche eingrub, hat er auf der Oberfläche des Landes, das heute als Hochplatte zu beiden Seiten über diesem Talgrund sich ausbreitet, wechselnde Bahnen verfolgt, deren Zug die geologische Forschung, geleitet durch die hinterlassenen Flußgerölle, noch heute wiederzuerkennen vermag. So erschloß aus diluvialen Neißeschottern Leppla einen östlicheren älteren Neißelauf, der von Schönfeld über Ebersdorf (Kirche), den Lindenjäger (bei Wölfelsdorf) nach Nieder-Langenau zog; das kürzere heutige Neißetal, dessen Felsenkanten den landschaftlichen Reiz des Bades Langenau bedingen, ist eine jüngere Schöpfung der Erosionskraft des Flusses. Seine Seitenbäche bauten beim Austritt aus dem Gebirge, wo sie einen Gefällsbruch erlitten, sich flache Schuttkegel auf, wurden aber dann durch das allgemeine nördliche Gefälle der Hochebene gewöhnlich etwas abgelenkt von der kürzesten Richtung zum Hauptfluß, den sie meist nördlicher erreichen, als ihr Gebirgslauf zu verheißen scheint. Auch sie schneiden, je nach ihrer Kraft, in die Hochfläche ein und locken, je tiefer ihre Talfurche ist, um so sicherer die Ansiedelungen, denen sie die Richtung der Dorfzeilen vorschreiben, in den Windschutz ihres Grundes hinab.

Die Mitte der Grafschaft ist ein kräftiges Bauernland und ein Gebiet mäßig großer Rittergüter. Fast in jedem Orte paaren sich Dominium und Rustikale und wetteifern (die Herren meist mit etwas überlegenem Erfolge) in der Pflege des fruchtbaren Bodens. Wenn aber die Dichte der Bevölkerung hier den Durchschnitt Schlesiens und insbesondere auch den Mittelschlesiens erheblich übersteigt, so trifft davon ein Anteil auf die Industriebetriebe, die der Wasserkräfte der Talsohlen sich bemächtigt und dem Leben der Dörfer eine höhere Mannigfaltigkeit

gegeben haben. Der Wald ist eingeschränkt auf 15% der Fläche; der Feldbau nimmt zwei Drittel des Landes ein, und sein Kreislauf ist es, der bald mit wogenden Ährenfeldern, bald mit starrenden Stoppeln dem Landschaftsbilde Farbe und Charakter gibt. Die Karte wird beherrscht von dem Bilde der Gewanne-Einteilung der großen deutschen Kolonistendörfer, die langgestreckt den Wasserläufen folgen. Die größten von ihnen, bisweilen mit einer Feldmark von 1600—2000 ha, sind auf dem rechten Neißeufer das behäbige Ebersdorf (1360 Einw.), Wölfelsdorf (1780), Kieslingswalde (1040) mit Plomnitz (840), Neu- und Alt-Waltersdorf (1120 + 1270). Alle überstrahlt an der Biele das schon bei ihrer Beschreibung genannte Ullersdorf (2640), an das Eisersdorf (1100) abwärts sich reiht. Die letzte Dorfzeile oberhalb Glatz bildet Nieder-Hannsdorf (1340), dessen obere Fortsetzung sich schon in eine Bodenfalte des Bergrandes einschmiegt. Das linke Neißeufer wird ähnlich aufgeteilt unter die langen Dorfreihen von Alt-Weistritz (1000), Alt-Lomnitz (1240), Alt-Wilmsdorf (1090), Schwedeldorf (1620 Einw.), von dessen großen Gutshöfen der des Niederdorfs den Kern des v. Münchhausenschen Majorats (1425 ha) bildet, während der oberste zu des Fürsten von Putbus Herrschaft Wallisfurth (1356 ha) gehört. Überaus auffallend stechen von diesen großen deutschen Kolonistendörfern, sobald man Glatz sich nähert, durch einen abweichenden, rundlicher geschlossenen Grundriß und die Kleinheit ihrer Flur die alten Dörfer slavischen Ursprungs ab.

Aber der dichteste Kranz von Siedelungen, ein anmutiger Wechsel von Dörfern und Städtchen, geleitet die Neiße. Nicht umsonst vereinen sich am oberen Ende ihres nördlich gerichteten Talweges die lockenden Dorfnamen Schönau, Schönfeld, Schöntal in beinahe aufdringlichem Wettbewerb. Die senonen Tone von Kieslingswalde bilden hier bereits um Mittelwalde den Untergrund des sorgsam entholzten Landes in wohltuendem Gegensatz zu den steilen, steinigen Gneishöhen der westlichen und östlichen Nachbarschaft. Nur die bedeutende Höhenlage schränkt hier die Wahl der Feldfrucht und die Ernteerträge noch ein.

Mittelwalde, das oberste Städtchen des Neißetales (439 m), 5 km von der Landesgrenze, ist ein Paßort, der Ausgangspunkt der jenseits der Landesgrenze bei Lichtenau bald sich verzweigenden Straßen nach Böhmen und Mähren. Die erstere folgt der Stillen Adler, die eine malerische Felslandschaft aus der Quadersandsteinplatte herausmodelliert. Mähren, zunächst Olmütz, ward früher durch den Paß von Rotwasser (Hombalek) über Schildberg und Hohenstadt erreicht, nun durch die Bahnlinie über Grulich. Allerdings hat dieser Aus-

weg des Landes über Mittelwalde lange gegenüber der Verbindung Glatz—Prag über Reinerz nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt, erst durch den Bahnbau der Neuzeit den Vorrang gewonnen. Daß davon Mittelwalde großen Vorteil ziehen könnte, ist allerdings bei der Natur des modernen Schnellverkehrs nicht zu erwarten. Wichtiger wird immer die Stellung des Städtchens (1905 2930 Einw.) als Sammelplatz der Arbeiten der Weberei und Bleicherei der Umgebung sein. Für den lebhafteren Touristenverkehr liegt es schon zu weit ab vom Rande der Berge. Im Bilde des Ortes tritt das Schloß des Grafen Althann hervor, ein Bau des 16. Jahrhunderts, den die Zeit der Gegenreformation durch einen Barockflügel erweiterte.

Unterhalb Mittelwalde füllen die Dörfer Herzogswalde und Schönfeld die Talfurche der Neiße. Zwischen den Mündungen des Ebersdorfer Baches und der Wölfel sind die Dörfer Ober- und Nieder-Langenau (zusammen 1920 Einw.) die Gefährten des Flusses, den die Uferhöhen bei Bad Langenau beinahe um 100 m überragen. Am Vereinigungspunkt dreier Seitentäler, der Wölfel und der Plomnitz von Osten, der Weistritz aus Westen, liegt die Hauptstadt des oberen Neißetales Habelschwerdt (1905 6000 Einw.) auf dem hohen linken Uferrande der Neiße, am nördlichen Ufer der Weistritz. Die Bedeutung der Lage wird durch die Windungen der Neiße erhöht, die hierher den Flußübergang der Straße Glatz—Mittelwalde verwiesen. Die ertragreichen Gefilde der Umgebung machten Habelschwerdt zu einem wichtigen Getreidemarkt. Auch Holzhandel stand von jeher in Blüte, zumal die Stadt selbst in Besitz großer Waldungen (1810 ha) kam. Unter den Gewerben trat vormals die Tuchmacherei hervor. Für die Entwicklung der Stadt war die von Natur geschützte Lage wertvoll. Im Westen waren die dicht bewaldeten Rücken der Gebirge zu beiden Seiten der Erlitz für Heerkörper schwer, im Osten das Massiv des Schneeberges gar nicht überschreitbar, und die südliche Straße von Mittelwalde war kein üblicher Heerweg. Gerade deshalb gelang im Januar 1779 dem General Wurmser so überraschend die Überrumpelung des Platzes von Kronstadt aus.

Eine beinahe ununterbrochene Dorfreihe verbindet längs der Neiße Habelschwerdt mit dem 15 km nördlicheren Glatz; ihren Kern bildet Grafenort (1300 Einw.), der Sitz der Grafen von Herberstein, deren im 16. Jahrhundert erbautes Schloß nach Lutsch der bedeutendste schlesische Schloßbau jenes Zeitalters ist und in dem Renaissancebau des Schlößchens Ratschin, des sogen. Ratschenhofes nahe gegenüber am rechten Neißeufer, ein kleines, eng verwandtes, wohl aus desselben Meisters Hand hervorgegangenes Gegenstück

Glatz.

besitzt. Wohl hat die Barockzeit an dem Schloßbau manches hinzugetan, ihn mit einem ihrem Geschmack entsprechenden Garten umgeben, und auch über dessen Formgebung ist die Neuzeit wieder umgestaltend hingegangen. Aber noch in dieser den Wechsel der Zeiten verratenden Erscheinung ist Schloß Grafenort den Schlesiern teuer. Im Schatten seiner Gastlichkeit sproßten die ersten Schlesischen Gedichte K. v. Holteis und wurde manch Kapitel seiner »Vierzig Jahre« nicht geschrieben, wohl aber erlebt. Jetzt hat im alten Schloßbau wieder ein stilles Zeitalter das bunte Leben jener Tage abgelöst. Der Name Grafenort wird häufiger in ganz anderem Sinne genannt; das schnell beliebt gewordene kohlensaure Wasser, das man hier erbohrte, hat ihm einen neuen Klang gegeben. Es erinnert an die Bruchlinien Reinerz—Grafenort und Rengersdorf—Grafenort, welche die Südostecke der von der Heuscheuer gekrönten Schichtentafel umgrenzen. Nicht weit abwärts von Grafenort tritt der alte Schieferzug der Eisenberge, die das Bieletal im Süden abschließen, mit einem 500 m hohen Endgliede hart an das rechte Neißeufer heran. Damit empfängt die obere Kammer des Neißetales einen augenfälligen Abschluß, ihre Beherrschung durch Habelschwerdt eine wirksame Betonung.

Schon in das Weichbild von Glatz fällt das lange nächste Dorf des Neißeufers Rengersdorf (2260 Einw.) mit großer Baumwollweberei. An seinem Nordende, gerade gegenüber der Bielemündung und oberhalb des Einfalles der Reinerzer Weistritz, liegt der Rote Berg (386 m), 88 m hoch schroff abfallend zum Spiegel der Neiße, nicht nur ein eindrucksvoller Aussichtspunkt, sondern bedeutsamer noch für den Einblick in den geologischen Bau der Grafschaft. Die Sandsteinbrüche enthüllen die scharfen Verwerfungsflächen, mit denen die abgesunkene Scholle der Kreideformation längs der Linie Piltsch—Albendorf gegen die alten Sandsteine des Rotliegenden und diese wieder gegen die Hornblendeschiefer des Glatzer Plateaus absetzen, dessen Oberfläche das Diluvium überdeckt und ebnet. Diese Tatsache mildert den landschaftlichen Eindruck des Überganges über die geologische Grenze des Glatzer Senkungsfeldes. Wir bleiben auch nördlich von ihr im Innern des Glatzer Kessellandes, dessen Schranke erst die Berge bezeichnen, zwischen denen die Neiße nördlich von Glatz ihren gewundenen Engweg beginnt.

Nur 3 km nördlich vom Roten Berge treten wir ein in die südlichen Häuservorposten von Glatz. Zu den drei Tälern der Biele, der Neiße und der Weistritz, die etwas oberhalb von der Hauptstadt

der Grafschaft sich vereinen, tritt wenig unterhalb der von Nordwesten heranziehende Talweg der Braunauer Steine hinzu. So sammelt Glatz die Wege aus allen Richtungen des Ländchens, um sie mit dem Zuge der Gewässer nordwärts durch die Pforte von Wartha ins schlesische Vorland hinauszuführen. War dadurch seine Bedeutung als Hauptort des Ländchens gesichert, so war die Lage genauer vorgezeichnet durch einen den westlichen Talrand der Neiße (Bett 286 m) noch merklich überragenden Felskopf von Urtonschiefer, den Donjon (368 m) der Neuzeit. Er bildete, weithin die Umgebung überschauend, die natürliche alte Landesburg. Unter der Burghöhe, auf einer schmalen, stark geneigten Stufe ihres Osthanges, die dem Ringe selbst eine merkliche Abschüssigkeit aufnötigt, siedelte sich der Marktflecken Glatz an — der Kern der späteren Stadt, die schon vor dem Dreißigjährigen Kriege auf der Südseite des Berges sich einen freieren, geräumigeren Platz für ihr weiteres Wachstum zu sichern suchte. Erst die Verheerung nach dem Sturze des Winterkönigs beschränkte die Stadt, und die Befestigungen schnürten ihre Entwicklung derartig ein, daß sie ein enger, unfreundlicher Wohnplatz wurde, dem halb die Kasernen der Garnison, halb die Kasernen der Kirche, die düsteren Klöster, das entscheidende Gepräge gaben. Nicht die Stadt wuchs, nur die Festung, wenn Friedrich der Große auch den nordöstlich von ihr gelegenen Schäferberg (346 m) am rechten Ufer, der bis dahin immer eine Stütze der Angreifer gewesen war, in die Befestigungen mit einbezog. Die Geschichte verzeichnet die Prüfungen, die kriegerische Zeiten (1741, 1745, 1760, 1807) über die viel umstrittene Stadt verhängten. Zum letzten Male wappnete sie 1866 sich für den Fall einer Verteidigung. Endlich 1877 fiel die gegen die Fernwaffen der Neuzeit wertlos gewordene Umwallung. Seither erst begann die Stadt, deren Kernwerk als Depotplatz noch erhalten bleibt, freier sich zu entwickeln, sich der herrlichen Lage bewußt zu werden und unbeengt dem reizvollen Bilde der weiteren Umgebung sich einzufügen. Der Niederblick von den Promenaden des Schäferberges trifft heute schon eine wesentlich veränderte Stadt. Der Verkehr der Schienenwege, die bereits alle fünf Strahlen des Talsterns der Stadt zu erhöhter Wirkungskraft erheben, weckt in ihr eine früher ganz fehlende industrielle Regsamkeit, die teils in den Dienst der Landwirtschaft sich stellt, teils die Erzeugnisse der Grafschaft verarbeitet. Aber noch immer ist Glatz (1905 16050 Einw.), der alte Brennpunkt der geistigen Bewegungen der Grafschaft, nicht in dem vollen Grade ihr wirtschaftliches Lebenszentrum geworden, wie es ohne seine kriegerische Vergangenheit sich von selbst ergeben konnte.

Es ist merkwürdig, wie das Zeitalter der Eisenbahnen in der Umgebung von Glatz den ältesten Wegen des Neißetales seine Neuschöpfungen wieder angenähert hat, während jahrhundertelang die schüchterne Straßenbaukunst die Berührung mit dem nicht ungefährlichen Flusse mied und lieber beschwerliche Umwege über seitliche Höhen oder selbst über steile Bergschultern auf sich nahm. Namentlich in die Engen des Wartha-Passes, in die einst die älteste böhmische Besiedelung der Grafschaft tschechische Dörfchen vorschob, hat erst die Eisenbahn wieder sich hineingewagt. Allerdings fand sie nicht mehr die Terrassenränder vor, an die der älteste Verkehr sich gehalten haben mag, sondern mußte den steilen, zu Rutschungen geneigten Felslehnen des Eichberges den Raum für ihr Gleis abringen; teilweise war Tunnelbau das einzige Mittel, vorwärts zu kommen.

Lenken wir von den Höhen von Glatz den Blick nordwestwärts in die zwischen Heuscheuer und Eulengebirge ausgetiefte Sohle des Steinetales, so können wir sie als natürliche Fortsetzung der tiefliegenden Mitte des Glatzer Beckens betrachten, wiewohl nur längs der Nordostseite dieses Talgebietes von Rothwaltersdorf über Ebersdorf nach Volpersdorf und weiterhin längs des Eulengebirgsrandes bis Hausdorf eine starke, durch Staffelbrüche vermittelte Absenkung der vom Rotliegenden und dem Karbon eingenommenen Talmitte gegenüber dem Rahmen älterer Gebilde (Gneis, Devon, Kulm) erkennbar ist, während im Südwesten die Platte des Rotliegenden ohne Schichtenstörung, einfach durch Überlagerung unter der mächtigen Decke der oberen Kreideformation, namentlich dem Quadersandstein der Heuscheuer, verschwindet. Auch die Mitte des unteren Steinegebietes ist eine fruchtbare Ackerlandschaft, nach Schrollers unmittelbar aus dem Leben geschöpften Urteil, wie nach den Ziffern der Ertragsstatistik gerade der beste Teil der Anbaufläche der Grafschaft. Hier liegen ihre größten Rübenfelder, hier auch der Schwerpunkt ihres Weizenbaues, nicht durchweg auf der Verwitterungskrume der roten Sandsteine und Letten des Grundgebirges, sondern zum Teil auf Lößlehm, der längs des Flusses bis hinauf nach dem dreiteiligen Dorfe Steine (1450 + 1660 + 820 Einw.) und vereinzelt noch bei Tuntschendorf und Walditz, namentlich aber in der nördlichen Seitenbucht um Eckersdorf und Schlegel ansehnliche Flächen einnimmt, die zumal über gut durchlässiger Schotterunterlage reiche Ernten tragen. Von den großen Grundherrschaften hat die des Grafen Magnis (Eckersdorf), die sich quer über das Talgebiet von der Eule bis an das Quadergebirge erstreckt, an diesen Erfolgen der Landwirtschaft namhaften

Anteil. Aber das Schwergewicht fällt hier entschieden in das Bauernland. Der Ertrag des Bodens mindert sich mit der Annäherung an das Heuscheuergebirge. Die Meereshöhe wächst, und das Erdreich wird sandiger. Aber auch jener Streifen vor dem Gebirgsrand hat seine eigene Bedeutung. Sein Vorort ist das Städtchen Wünschelburg (2770 Einw.). Sein böhmischer Name Hradek ist auf ein Jagdschloß am Rande der Bergwaldungen gedeutet worden, könnte aber doch auch eine alte Burganlage bezeichnen, die auf der kürzesten, die Biegungen des Steinelaufs abschneidenden Verbindung zwischen Braunau und Glatz da sich erhob, wo ein zwischen dem Braunauer Stern und der Heuscheuer das Sandsteingebirge überschreitender Bergpfad von Politz und Hronow über das Steinerne Kreuz und Machau eintraf. Die erste urkundliche Erwähnung des Städtleins fällt 1290. Ackerbau und Kleingewerbe, auch Textilindustrie (Leinwand und Tuch) sind Erwerbsquellen der Bewohner.

In einem Seitental der Posna, die an Wünschelburg und dem alten Schloß von Rathen vorüberzieht, liegt südöstlicher Albendorf (1500 Einw.), ein kräftiges Bauerndorf, das aber weiter bekannt ist als Wallfahrtsort. Die große, prunkend in die Ferne schauende Rokokokirche, eins der mächtigsten Bauwerke der Gegenreformation in Schlesien (1693 begonnen, 1730 vollendet), ist eine Schöpfung des Ritters Daniel von Osterberg († 1711), dem auf einer Reise nach dem Heiligen Lande die Sehnsucht aufgegangen war, seine Heimat — nach Möglichkeit — zu einem kleinen Abbild Jerusalems zu machen. Ihm danken die biblischen Namen der Hügel, Bäche, Teiche um Albendorf (Zion, Kidron, Bethesda) ihre Namen; er war einer der Zeugen, deren Eidschwur die Wundererscheinungen, die in Albendorf sich zugetragen, erhärtete. Er hat so den Ruf der Muttergottes von Albendorf begründet, der noch heute jährlich an 80000 Pilger hierher zieht. Mit der nur durch ihre Züge und das Krammarktsleben des heiligen Ortes unterbrochenen Stille, die über dem Südrande des Steinetales waltet, steht in immer wachsendem Gegensatz das Arbeitsgetriebe, das im nördlichsten Teile der Grafschaft die Bevölkerung dichter als anderwärts schart und mannigfaltiger beschäftigt.

Die nördliche Schranke der Grafschaft, der mächtige Kamm des Eulengebirges, ist so fest geschlossen und fällt so steil beiderseits ab, daß nur beschwerlich und in bedeutender Höhe wenige Straßen seinen First überschreiten. Das gibt dem Paß von Silberberg (560 m) seinen vorwiegenden, den Verkehr anziehenden Wert. Der Straße, die sich in ihn einfädelt, und der Eisenbahn, die nun mit südlichem, ins Tal von Herzogswalde ausgreifendem Bogenzug seinen Scheitel gewinnt,

sicherten wenig westlicher die großen Kalksteinlager des Kohlenkalkes und des Devon bei Neudorf und am Steilrand der Bergstaffel bei Ebersdorf (1350 Einw.) eine nicht unbedeutende Frachtbewegung; eine weite Umgebung hat sich von hier mit Kalk zu versehen. Die scharf eingeschnittenen Täler der beiden Dörfer sind, da dichte Waldung die östlicheren Kulmhöhen deckt, die natürlichen Abstiegswege von Silberberg gegen das Steinetal. Dem Ebersdorfer Bach folgt nun auch die Eulengebirgsbahn durch den von Diluviallehm überstrichenen und eingeebneten Flachgrund des Karbons beim großen Dorfe Schlegel (3700 Einw.) und den engen Durchschnitt einer mächtigen Tafel roter Sandsteine hinab nach Mittelsteine. Sie bietet so ein volles Querprofil durch das Neuroder Ländchen, nach des besten Kenners, des aufnehmenden Geologen, überzeugendem Urteil das abwechslungsreichste und verwickeltste Gelände Schlesiens.

Die alte Straße Glatz—Neurode hielt sich naturgemäß an den am ebensten sich dem Verkehr öffnenden Gürtel der Kohlenformation, in dem der Hangende Flözzug von Eckersdorf (Grube Frischauf) über Schlegel (kons. Johann Baptista) bis nach Kohlendorf und Kunzendorf (kons. Ruben) im Nordosten von Neurode entwickelt ist. Mit einer allmählichen Steigung von 100 m durchmißt die Straße die 13 km von Möhlten an der Steine bis vor die Ostseite Neurodes und verbindet mühelos eine Reihe regsamer Ortschaften. Unter ihnen enthält Eckersdorf (1440 Einw.) den in einem Parke geborgenen Herrensitz des Grafen Magnis; eng vereint liegen hier die drei Unternehmungen, durch die dies Geschlecht in die Förderung der Landeskultur eingegriffen hat: der alte berühmte Merinostall, von dem die Erfolge der schlesischen Schafzucht ausgingen, die alte Zuckerfabrik, die erste sich behauptende Schlesiens, die Grube Frischauf (Alexanderstollen s. S. 243). In Schlegel liegt der Land- und Grubenbesitz des Grafen Pilati. Aber die stärkste Förderung hat in diesem Bergwerksgebiet die kons. Rubengrube des Grafen Magnis bei Kohlendorf und Kunzendorf (3140 Einw.) in unmittelbarer Nachbarschaft der Kreisstadt. Sie besitzt überdies eine besondere Bedeutung durch die vollkommenste Entwicklung der im Geleit der Kohlenflöze auftretenden feuerfesten Schiefertone, die zur Herstellung basischer tonerdereichster Schamottesteine, insbesondere im Verein mit geschlämmtem Kaolin, so geeignet sind wie kaum ein anderer Rohstoff Deutschlands.

Die nach Hausdorf (3250 Einw.) und Mölke (1130 Einw.) weiterstreichenden Kohlenlager (Grube kons. Wenceslaus) des Hangenden Flözzuges sind die wertvollsten, aber doch nicht die einzigen dieser

Gegend. Östlicher tritt hart am Rande der Eulengebirgsgneise am oberen Ende von Volpersdorf (2400 Einw.), von der Grube kons. Rudolph aufgeschlossen, der Liegende Flözzug auf. In Volpersdorf vereinen sich zwei nach Neurode (4 km) ziehende Straßen, eine den südlichen Gebirgsrand begleitende von Silberberg, eine das Gebirge im Volpersdorfer Plänel (710 m) übersteigende von Langenbielau. Auch die Bahnlinie nähert sich ihm unmittelbar mit einem den Abstieg von Silberberg gegen Ebersdorf erleichternden Abstecher.

Im Westen des niedrigen Landgürtels der Kohlenformation, dem über Eckersdorf und Schlegel die Straße Glatz—Neurode folgt, erhebt sich erst sanft geböscht, dann steil zu 200—250 m relativer Höhe anstrebend ein breiter, waldiger Bergrücken des Rotliegenden (Konglomerate, Sandsteine, Porphyrtuffe, Schieferton). Er beginnt in der Nähe von Mittel-Steine, das gerade durch diesen verkehrsfeindlichen Riegel zum Knotenpunkt der Bahnlinien zwischen Silberberg, Glatz, Braunau, Neurode bestimmt wird. Nur der Bach von Ebersdorf und Schlegel durchschneidet ihn in schmaler Schlucht. Unmittelbar nördlich von dieser krönt ihn die weit ins Land schauende Kapelle des Allerheiligen-Berges (648 m) bei Schlegel, umgeben von einer Menge Steinbrüche in den »hellrotbraunen Bausandsteinen des Unteren Rotliegenden«, deren feste, mächtige Bänke die Erhaltung und die Steilheit dieses Bergrückens bewirkten. Dem Höhenscheitel nordwestwärts folgend, erreicht man den Annaberg und blickt über seinen Nordhang nieder auf die merkwürdige Lage Neurodes im Tal der Walditz, die hier den Rücken südwestwärts gewendet durchschneidet, um mit ihrem Unterlauf, dem Wegweiser der Eisenbahn, dessen Westfuß bis Schloß Scharfeneck an der Steine zu begleiten. Das südöstlich gerichtete obere Walditztal zwischen dem Eulengebirge und dem Braunauer Porphyrgebirge, in welchem das Ausgehende der zwischen die Bänke des Rotliegenden geschalteten Decken von Eruptivgesteinen größere Ausdehnung und durch die Bildung der Kammhöhe herrschende Bedeutung gewinnt, ist der Zugang zum Weistritzgebiet und zum Waldenburger Ländchen. Auf dem Zusammentreffen dieser rechtwinklig sich treffenden Wege des unteren und oberen Walditztales und ihrer Fortsetzung nordostwärts gegen Volpersdorf, südöstlich gegen Schlegel und Glatz beruht der Vorzug, der die keineswegs bequeme Lage der Stadt Neurode über die Ortslagen der Umgebung heraushebt. Neurode, nicht vor dem 14. Jahrhundert genannt und wohl erst im 15. zur Stadt erhoben, liegt recht ungewöhnlich, mit steil ansteigenden Straßen angeschmiegt an den östlichen Talhang der Walditz; eine bestimmte Stufe trennt Ober- und Unter-

stadt. Auf allen Seiten erheben sich über den Talgrund (400 m) steile Berge von bedeutender Höhe; im Süden der Annaberg (647 m), eine herrliche Aussichtswarte zur Überschau der energisch gegliederten Landschaft, im Nordosten der Galgenberg (513 m), im Westen die Pfarrlehne (613 m).

Die meisten der von Neurode ausgehenden Wege haben erhebliche Steigungen zu überwinden. Kein Wunder, daß Neurode, ehe die Eisenbahn das Tal aufschloß, ein recht bescheidenes Bergstädtchen war. Die zahlreichen Tuchmacher, die wichtigste Zunft (1810 451), hatten es nicht leicht, ihre Gewebe in die Welt zu vertreiben. Die Dürftigkeit des Lebens forderte den Spott der behäbigen Bauern unten im Steinetale heraus, der sich in einem derben Liede, das man noch heute »duba zu Neurude« nicht gern hört, niederschlug, dem muntersten Erzeugnisse schlesischen Bauernhumors[1]). Die Lage der Bevölkerung wurde nicht gerade erleichtert durch die enge Fühlung mit einer ihre vermeintlichen Rechte scharf betonenden Grundherrschaft, den Stillfrieden von Rattonitz. Sie opferten diesen Besitz 1813 für die Rüstung eines Freikorps, verkauften ihn an den Grafen Magnis.

Eine neue Zeit brach für Neurode erst an, als sein Anschluß an die Eisenbahn die Ausbeutung der unterirdischen Schätze steigerte und neue Kräfte in den Dienst der Arbeit und des Verkehrs stellte. Die Tuchfabrikation hat eine zeitgemäße Umgestaltung erfahren. Auch andere Zweige der Textilindustrie sind hier heimisch geworden. Eine bedeutende Druckerei ist aufgeblüht; der aus ihr hervorgehende »Hausfreund« ist noch heute ein einflußreiches Blatt in diesem Bergland. Zu den frei gewählten Industrien treten dann in Neurode und seinen Nachbardörfern, Walditz (1380 Einw.), Kunzendorf, Volpersdorf, noch Arbeitszweige, die der Verwertung der nutzbaren Gesteine der Gegend, der vortrefflichen weißen und roten Sandsteine, der Kalksteine und der feuerfesten Tone, sich widmen. Die steigende Entwicklung Neurodes verrät sich mehr als in der Volkszahl (7300 Einw.) in der durchgreifenden Veränderung der Physiognomie.

Wandert man im Walditztal weiter aufwärts, der ins Waldenburger Gebiet ziehenden Bahnlinie entlang, deren nächste Station Centnerbrunn als kleiner Badeort steigende Beachtung gewinnt, so mischt sich in die Erwerbsquellen der Bevölkerung neben dem Kohlenbergbau, der Kunzendorf, Hausdorf, Mölke belebt, allenthalben schon die Weberei. Sie gewinnt an Bedeutung, je weiter man aufwärts kommt,

---

1) Abdruck bei Schroller, Schlesien I 137.

schon in Ludwigsdorf (1700 Einw.), noch mehr in Königswalde (1370) und Glätzisch Falkenberg (1135), den Dörfern an der »Grenze«; so nennen die Leute heute immer noch die einst wirklich als Landesgrenze dienende Linie, welche die Kreise Neurode und Waldenburg scheidet. Sie stimmt ungefähr mit der Wasserscheide zwischen Walditz und Weistritz überein und macht sich im Landschaftsbild als eine kräftige Schwelle bemerkbar, die der Wagenverkehr nur an zwei Stellen überschreitet: dicht neben der Hohen Eule auf dem Sattel (745 m) zwischen Glätzisch und Schlesisch Falkenberg und bei Beutengrund (585 m) unfern Königswalde. Die Eisenbahn unterfährt bei diesem Dorfe selbst in einem 1100 m langen Tunnel den niedrigen Höhenscheitel. Während dichte Waldung die Höhen des Braunauer Porphyrgebirges, ihren nördlich vorgeschobenen Vorposten, den Spitzberg von Königswalde (778 m) und auch beträchtliche Teile des Wasserscheiderückens bedeckt, dringt am Eulengebirge die Siedelung überaus hoch empor. Die Bergdörfer lockern nach aufwärts ihren Zusammenhang; die Häuser stehen auf grünem Plan oder an den Lehnen vereinzelt an ihren Kartoffelfeldern und Krautbeeten. Auf kahlen Hängen steigen südwestlich vom Falkenberger Joch Roggen- und Haferfelder empor bis zum Scheitel der Neumannskoppe (860 m), und im Euledörfel reichen die letzten Versuche des Anbaues noch höher (890 m) hinauf, nicht weil er lohnt, sondern weil der arme Weber auf die unsichere Hoffnung einer Ernte nicht verzichten kann. Schon an diesem Hange des Eulengebirges sind wir im Lande der Handweberei und der Webernot.

2. Das Waldenburger Ländchen und die Paßlandschaft von Landeshut.

Die Fabrikschlote reichen tiefer in die Erde hinein als die Wurzeln der Weizenähren.
Hegedüs (ungar. Handelsminister).

Die Einheit dieses Landstriches und des von ihm umfaßten Braunauer Ländchens war trotz der Zerlegung durch auseinander irrende Wasserläufe für die Betrachtung des Gebirgsbaues (I S. 82—92) unverkennbar. Sie ist es nicht minder für die Kulturgeographie trotz des wunderlichen Grenzzuges, in dem die Ansprüche zweier Länder ihren Ausgleich fanden. Dem Gebiete Schlesiens fallen nach der Statistik von 1900 von dieser Naturprovinz zu:

Kreis Waldenburg	377,7	qkm	mit	143361	Einw.	auf 1 qkm	380
vom Kreise Landeshut	282,9	»	»	41649	»	» »	147
	660,6			185010			265

Je voller des Menschen Arbeit die Natur des Gebietes in ihren Dienst nahm, desto schärfer traten als Beherrscher des Kulturbildes die in Relief, Formgebung und Bodenart bestimmt sich abhebenden Elemente des Schichtenbaues der großen, nach Südosten sich öffnenden Waldenburger Mulde hervor: die merkwürdig umeinander sich legenden konzentrischen Halbringe der geologischen Altersfolge. Einer lohnenden Einzeluntersuchung muß es vorbehalten bleiben, für die Gesamtheit der auf zwei Staatsgebiete verteilten Mulde in gründlicher Beleuchtung aller Bedingungen des Wirtschaftslebens dessen Abhängigkeit von den Grundzügen des geologischen Baues in ähnlicher Weise darzutun, wie dies Herm. Friedrich für das Waldenburger Ländchen allein versuchte[1]). Die gewaltigen Unterschiede in Verteilung und Wohlstand der Bevölkerung, auf die er hindeutete (Volksdichte für je 1 qkm 1890 auf Gneis und Kulm 101, auf produktiver Kohlenformation 558, auf Rotliegendem 56, auf Porphyr- und Melaphyrbergen 80) würden bei der Gesamtheit des Gebietes nicht minder klar hervortreten und an Reiz noch gewinnen durch die Gegenüberstellung der Quadersandsteinklötze des Muldenkerns. Gerade das Innere der Mulde hat kulturgeographisch durch die politische Zerstückelung an Wert verloren. Das Herausnehmen des Mittellaufes der Braunauer Steine hat den Verkehrszusammenhang durchschnitten, auf den die Längstalfolge von Landeck bis Landeshut natürlichen Anspruch hatte. Diese Aufteilung unter zwei Staatsgebiete, aber auch der natürliche Zerfall des großen, reichbesiedelten und hochentwickelten niedrigen Landgürtels des Oberkarbons (Tannhausen—Waldenburg—Landeshut—Liebau), den zwei waldige Bergrahmen einend umfassen, durch die quer durchgreifenden Porphyrstöcke des Hochwaldes und des Ochsenkopfes empfehlen dem Darsteller Schlesiens den Anschluß an die Gliederung der Flußgebiete. Auch sie heben sich recht individuell voneinander ab.

Die Braunauer Steine öffnet mit ihrem schmalen Durchbruchstal im Melaphyr- und Porphyrgebirge, das zwischen Neurode und Friedland die Landesgrenze trägt, die wichtige Pforte von Friedland. Wer zwischen ungewöhnlich steilen Waldlehnen ihre Engen nordwärts durchschreitet, der steht am Nordfuß des spitzen Storchberges in Langwaltersdorf vor einer Teilung der Wege, die von hier nach drei Seiten auseinander strahlen. Nordwestlich ziehen Straße und Bahn in das dem Bober zugehörige Lässigtal mit Gottesberg; nordostwärts

1) Das Waldenburger Bergland, ein kulturgeogr. Versuch. Inaug.-Diss. Breslau 1894, mit Karte der Volksdichte.

weist die Reihe der hohen Träger der elektrischen Leitung, die Friedland mit Licht und Kraft versorgt, über den leichten Paß von Althain (650 m) hinüber zu den Kraftquellen der Waldenburger Kohlenschächte, und ostwärts wird sich meist der Freund der Berge halten, dem auf dem Scheitel des Reimsbacher Sattels die Wahl bleibt, ob er nach Wüstegiersdorf zur oberen Weistritz hinabsteigen soll oder es vorzieht, auf wechselvollen Bergpfaden entweder nordwärts auf dem Dürren Gebirge einen beherrschenden Überblick über drei Talgebiete zu suchen, oder nach steilem Anstieg südwärts von den Trümmern des Hornschlosses (860 m) aus den Hauptzug des Grenzgebirges zu übersehen und sich in die Seele der Raubritter hineinzuversetzen, die im 15. Jahrhundert von hier die umliegenden Talzüge beherrschten. Der Beruf des Waldenburg-Braunauer Porphyr- und Melaphyrgebirges zum Teiler zweier Länder leuchtet sicher jedem ein, der die weithin festgehaltene Geschlossenheit, die überraschende Steilheit, die zusammenhängende Walddecke dieses Gebirges, das den Hauptkern der herzoglichen Forsten trägt, in der Rundsicht vom Hornschloß auf sich wirken läßt. Mit welcher Zuversicht werden die Herrscheraugen der Bolkonen, der Wächter schlesischer Unabhängigkeit gegen Böhmens Ausdehnungspolitik, auf diesem waldigen Wall ihrer Grenzmark geruht haben! Für Bolko I., den Begründer der schon 1292 genannten Hornsburg, war dieses Bergschloß besonders wichtig, weil damals das obere Steinetal mit Langwaltersdorf noch in der Hand einer böhmischen Herrschaft lag, der Herrschaft Freudenburg, von deren Schloß östlich von Görbersdorf noch Trümmer sichtbar sind. Das Hornschloß war also damals auch westwärts die unmittelbare Grenzwehr des Schweidnitzer Herzogtums gegenüber dem vom Heidelberg (937 m) zum Schwarzen Berge (801 m) durch die Waldung des oberen Steinetales laufenden Grenzzug. Erst Bolko II. vermochte zu einer Zeit, da seine Erbfolge bereits für Karl IV. gesichert war, das Freudenburger Gebiet zu seinem schlesischen Fürstentum zu ziehen. Die Freudenburg bestand noch 1542, während das durch Raubzüge lästig gewordene Hornschloß schon seit 1483 in Trümmern lag.

Bei der Beschwerlichkeit des Bergpfades, der von der Freudenburg über den steilen Kamm ins Braunauer Ländchen hinüberführte, kann der Hauptverkehr zwischen beiden immer nur durch die Pforte von Friedland gegangen sein. Dies Städtchen selbst gehörte zur Herrschaft Freudenburg, also bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaus zu Böhmen. Erst neuerdings ist es mit industrieller Regsamkeit (vier mechanische Webereien, Bleiche, Färbereien, Seidenspinnerei,

Papierfabrik) so weit emporgekommen, daß es die alte dörfliche Ansiedelung (Alt-Friedland), neben der es im Mittelalter erwachsen war, dem eigenen Gemeinwesen anzuschließen vermochte (4950 Einw.), ohne zwischen seinen waldigen Bergen die Anziehungskraft einer freundlichen Sommerstation einzubüßen. Aber aus dem Durchgangsverkehr zwischen Böhmen und Schlesien hat es keine namhafte Mehrung seiner Bedeutung zu ziehen vermocht. Der Wert der Pforte, die hier die Steine im Porphyrgebirge öffnet, wird beschränkt durch den Mangel einer geraden Fortsetzung dieses Straßenzuges gegen das Innere Böhmens. Gerade südwestlich von Friedland erhebt sich der unwegsamste Teil des Quadersandsteingebirges des Muldenkerns: die Felsen von Adersbach und Wekelsdorf. Ihre nordwestliche Umgehung führt ins Aupagebiet, dem die Wege über Liebau und über Schömberg für den Verkehr mit Schlesien vorteilhafter sich öffnen, und eine südöstliche Umgehung in der Richtung auf das Mettautal fällt schon in den Verkehrsbereich Braunaus, das selbst kürzere Verbindungen mit Schlesien zur Verfügung hat. So sind heute zumeist die Kohlenzufuhr für die Umgebung von Braunau und für Ostböhmen und der den »Felsenstädten« zuströmende Touristenverkehr Hauptquellen für die Belebung der Bahnlinie, die bei Halbstadt sich gabelt.

Allerdings hat das waldige Porphyrgebirge zwischen Waldenburg und Braunau sich neuerdings auch einen selbständigen Anziehungspunkt geschaffen, dessen Entstehung aufs engste mit seiner Natur zusammenhängt. Die Steilheit der Porphyr- und Melaphyrberge, die Enge und Gewundenheit der zwischen sie eindringenden Täler schafft im Schoße der Berge windgeschützte, die Sonnenwirkung voll genießende, ja sie steigernde Talwinkel. Den von Görbersdorf erkor Dr. Herm. Brehmer 1859 zur Begründung seiner Heilanstalt für Lungenkranke. Der wider die herrschende Strömung der wissenschaftlichen Überzeugungen durch Umsicht und Beharrlichkeit errungene Erfolg seines bahnbrechenden Gedankens kommt für den Besucher des Ortes zum Ausdruck in der Großartigkeit der baulichen Entwicklung seiner Anstalt und der Ausdehnung und therapeutischen Verwertung des von hohen Wäldern umfangenen Kurparkes, nicht minder überzeugend auch in der Tatsache, daß in den Spuren des führenden Geistes bald auch andere Unternehmer zur wetteifernden Ausbeutung seines Gedankens und der von ihm getroffenen Ortswahl sich einstellten. So ist Görbersdorf (1280 Einw.) ein weltberühmter klimatischer Kurort geworden, dessen Erfahrungen das Muster geboten haben für zahlreiche gleichstrebende Schöpfungen auch in anderen Gebirgen. Wer die Kurorte der Schwarzwaldtäler berührt, wird vielleicht

nicht ahnen, daß das Losungswort für ihr segensreiches Wirken zuerst in einem Tale unserer schlesischen Berge gefunden wurde.

Mit der Stille der Wälder, der Kuranlagen, der Wiesen und Felder, auch der Dorfgassen des Quelltals der Steine steht in lebhaftem Gegensatz das Fabrikgetriebe des östlich jenseits hoher Bergschranken nahe benachbarten Tales der Weistritz. Die beherrschende Berggestalt ihres Quellgebietes ist die Hohe Eule (1014 m). Sie kehrt dem Quelland der Weistritz ihren überaus steilen Westabfall zu. Auch nördlich von ihr bleibt der von Reichenbach heraufziehenden Fahrstraße an dem Wirtshaus der »Sieben Kurfürsten« ein Sattel von 750 m Höhe zu überschreiten; von da nordwestwärts ziehen etliche parallele Höhenrücken, nicht höher, aber eben wegen ihrer Mehrzahl schwerer überschreitbar, gegen das Durchbruchstal der Weistritz durch den Gebirgsrand. Seinem Gneisgebirge liegt südwestlich das Braunauer und Waldenburger Porphyrgebirge mit festgeschlossenen Höhen gegenüber. So ummauern ansehnliche Höhenrücken das Quellgebiet der Weistritz und drängen seine Gewässer zum Ablauf durch die einzige Pforte des Schlesiertales. Ihr streben die Quelladern des Flusses zu beiden Seiten eines trennenden Höhenrückens in zwei nördlich gerichteten Tälern zu. Das östliche füllt langgestreckt Wüste-Waltersdorf (2570 Einw.), das westliche nimmt dichtgereiht die 8 km lange Häuserzeile der mehrteiligen Riesendörfer, Wüstegiersdorf (5090 Einw.) und Tannhausen (3670 Einw.) ein. Die an die Verheerungen der Hussitenzeit mahnenden Vorsilben [1]) betonen die Zerschneidung der Kulturentwicklung in zwei durch eine Katastrophe getrennte Perioden. Schon die ältere zeigt im Zehntregister des J. 1305 die Besiedelung längs der Wasserläufe aufwärts fortgeführt bis nach Waltersdorf, Giersdorf (nova villa Gerardi) und selbst nach Reimswaldau. Aber für ein bis in die slavische Zeit zurückgehendes Alter dieser Siedelungen im Weistritztale beweisen die slavischen Ortsnamen Weistritz, Jauernik, denen wir Lomnitz anreihen dürfen, nichts (s. S. 203); sie beglaubigen nur einen frühen Verkehr durch die Grenzwaldung, der in ihr dauerhafte Bach- und Waldnamen ausstreute. Die ältere Pforte solch eines Verkehrs zwischen Schweidnitz und dem Braunauer

---

1) Man pflegt allerdings an Wüstegiersdorf zu denken bei dem 1305 (Liber Fund. Cod. Dipl. Sil. XIV S. 86) erwähnten »Wustendorf quod pertinet in Waldenbergk«. Ich halte diese Gleichsetzung für völlig unbegründet und fasse Wüstegiersdorf und Wüste-Waltersdorf (dazu Zimmermann, Beiträge V 510) um so zuversichtlicher als echte Schicksals- und Namensschwestern, da — wie Reimswaldau und Donnerau — auch Giersdorf 1497 in einer von P. Kerber, Fürstenstein, verwerteten Urkunde zu den wüsten Dörfern gerechnet wird.

Ländchen mochte das heute noch so benannte »Polnische Tor« über Lomnitz sein[1]). Erst in der jüngeren Siedelungsepoche ist das Überwiegen eines gleich hohen östlicheren Sattels, des Johannisberger Passes (670 m), nachweisbar, zu dem der Haupttalzug der Weistritz geradeaus südwärts emporführte. Das Aufsteigen der zerstreuten Feuerstätten in Höhenlagen, die dem Feldbau nicht mehr recht zusagten, war auch hier begleitet von einer Ansiedelung der Weberei. Schon das erste Verzeichnis der diesem Industriebetrieb ergebenen Dörfer aus d. J. 1725 führt auch die Dörfer im Hintergrund des Weistritztales auf, und 1785 gibt Zimmermann schon die erste Statistik der Weber und der Bleichen dieses Talgebietes. Aber erst kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts begann hier die zeitgemäße Überführung der Textilindustrie zur Konzentration in großen, auf Maschinenkraft sich stützenden Fabrikbetrieben. In die Anfänge dieser Umwandlung griff auch in Wüstegiersdorf die Seehandlung (1841 bis 1849) förderlich ein, räumte aber bald privatem Unternehmungsgeiste den Platz. Seither sind die großen Fabrikanten, in Wüstegiersdorf erst die Reichenheim (1846—1888), dann die schon seit 1853 in Tannhausen tätigen Glieder der Firma Meyer Kauffmann, ebenso bestimmt die Führer der steigenden Entwicklung des Ortes, wie in Wüste-Waltersdorf, das 1848 Fabrikort wurde, die schließlich 1884 sich vereinenden Firmen von Gebr. Trautvetter, Julian Websky und Hartmann. Eine bedeutende Mannigfaltigkeit textiler Betriebe, Flachsgarnspinnerei, Leinenweberei mit Maschinen, Bleichen und Appreturanstalten vereint sich in diesen großen Industrieorten; auch Wollspinnerei und -weberei ist hier heimisch. Die entscheidenden Triebkräfte wirtschaftlicher Entwicklung beherrschen natürlich auch die äußere Erscheinung der Ortschaften: die großen Kasernen der Arbeit, die Villen der wohlhabenden Fabrikanten treten hervor aus den schmucken, freundlichen Häuserreihen, und die Quelladern der Weistritz bleiben nicht lange muntere Forellenbäche; die Anmut der Jugend vertauschen auch sie bald mit ernster Arbeitstracht. Zu den lebendigen Kräften dieser Gewässer traten hilfreich die Kohlen naher Gruben, und für Zufuhr der wichtigsten Bedürfnisse, wie für den Abfluß der eigenen Erzeugnisse sorgte, im schwierigen Bergland freilich langsam sich entwickelnd, der Anschluß an den Eisenbahnverkehr der Umgebung. Lange blieb man auf die beschwerliche Fühlung mit Altwasser über die Reußendorfer Schwelle angewiesen. Erst die Jahre

1) R. Fox, Die Pässe der Sudeten. Forschungen zur deutschen Landesk. XIII 1901, 53.

1876/80 brachten den Bahnbau Dittersbach-Glatz, den schwierigsten der ganzen Provinz. Die Abgeschlossenheit des Weberlandes der oberen Weistritz kann nicht besser gekennzeichnet werden als durch die zwei großen Tunnelbauten, die Wüstegiersdorf durch den Ochsenkopf (Tunnellänge 1600 m) mit Dittersbach, durch den Riegel zwischen Eule und Königswalder Spitzberg bei Königswalde (Tunnellänge 1200 m) mit Neurode in Verbindung brachten. Erst die jüngste Zeit sah die Vollendung der Weistritztalbahn, die ihren Schienenstrang in das idyllische Schlesiertal einlegte und von Schweidnitz her das obere Weistritzgebiet aufschließt. Sie streift in rücksichtsvoll erwogener Anlage kaum etwas von dem Reize stimmungsvoller Ruhe ab, der dies wechselvolle Waldtal und eins der zauberkräftigsten Bilder des schlesischen Gebirges verklärt: die den felsigen Talrand der engsten Talgasse krönende Kynsburg. Ihre Zurückführung auf den Burgenbauer Bolko I. läßt sich durch kein sicheres Zeugnis begründen. Die älteste urkundliche Erwähnung ist die Erburkunde von 1353. Joh. Gust. Büsching erhielt dem Lande diese Perle der Romantik.

Dieser schönen Hinterlassenschaft des Mittelalters hat die Neuzeit in ihrem Geiste weiter talaufwärts, in unmittelbarer Nähe des großen Fabrikdorfes Tannhausen, eine andere Zierde des Weistritztales gegenübergestellt in dem Kurort Charlottenbrunn (1450 Einw.). Der Grundherr der Herrschaft Tannhausen, ein österreichischer General v. Seherr-Thoss, benannte nach seiner Gemahlin die Trink- und Badeanstalt, die er an einem erst seit Ende des 17. Jahrhunderts beachteten Sauerbrunnen 1723 anzulegen begann. Gerade 100 Jahre später kam hierher der Mann, der den Ruf des bescheidenen, von stillen Waldspaziergängen umfangenen Kurortes zu mehren, ihm eine erste Blütezeit heraufzuführen wußte, der Apotheker Beinert († 1868), der unermüdliche Helfer Göpperts bei dessen phytopaläontologischen Forschungen. Er verstand es, die Anziehungskraft des Ortes durch planvolle Erweiterung der Anlagen und zweckmäßige Vervollkommnung der Kureinrichtungen zu entwickeln. Die sommerliche Wärme der südostwärts gegen das Weistritztal geöffneten Talnische wurde weniger empfunden, seit weitverzweigte schattige Anlagen die nächsten immer von frischer Luft bestrichenen Hügel umspannten.

Die jüngste Zeit hat nicht nur durch die Bahnbauten, die dem Orte zwei etwas abseits liegende, seine Ruhe gar nicht störende Bahnhöfe boten, ihm leichtere Zugänglichkeit, sondern auch in der von Waldenburgs Zentrale herübergeführten elektrischen Beleuchtung und in einer Hochquellenleitung, die aus 7 km Entfernung Quellen des

Langen Berges herzubringt, neue Annehmlichkeiten geschaffen. Es ist die nächstliegende, den Gesunden lockende Sommerstation für die Familien der Großstadt, und wird immer treue Anhänger finden, wenn auch der moderne Großverkehr heute manchen in die Ferne führt, der früher bereit war, seine Mußezeit, wie einst Garve, Chamisso, Holtei, in diesem anmutigen Bergwinkel zu verträumen. Die Zahl der Kurgäste übersteigt 2000.

Über Charlottenbrunn stieg einst der Hauptverkehrszug des oberen Weistritztales empor zu den Höhen von Reußendorf (1905 4075 Einw.), dem oberen Teil der in Dittmannsdorf (1720 Einw.) gegen die Ebene weiterziehenden Talgasse, um in Altwasser das untere Ende des Waldenburger Beckens zu erreichen. Das ist eine besondere Kammer des Weistritzgebietes, die ihre zwischen Hochwald und Ochsenkopf entspringenden Gewässer nordwärts der Polsnitz und dem Striegauer Wasser zuführt. Aber nicht diese Gewässer, der Salzbach und der Hellebach sind die Wegweiser der von der Ebene ins Gebirge dringenden Kolonisation und des späteren Verkehrs geworden. Vielmehr schneiden sie so stark gewundene enge Schluchten oder — wie hier der Volksmund sagt — »Gründe« in die Gneiskonglomerate des Gebirgsrandes ein, daß diese tiefen Furchen nur als Hindernisse geschichtliche Bedeutung gewannen und der Verkehr sich lieber über die flachen, breiten Höhen der rundlichen Gebirgsschwelle fortbewegte oder durch wegsamere trockene Täler, die diese Höhen kerben. Zur Überwachung und Beherrschung dieser Wege begnügte sich das 13. Jahrhundert lange mit der Feste Freiburg vor dem Fuße des Gebirgsrandes. Erst Bolko I. entschloß sich, einen von einer Windung des Hellebachs im Süden, Westen und Norden schützend umzogenen, durch einen natürlichen Einschnitt isolierten Felsenvorsprung der Höhenplatte, 65 m hoch über dem »Grunde«, mit einer stolzen Burg zu krönen, sobald er 1290 zu seinem alten Besitz Löwenberg, Hirschberg, Landeshut nach Heinrichs IV. Tode noch Strehlen, Münsterberg, Frankenstein, Reichenbach, Schweidnitz gewonnen hatte. Schon 1292 nennt er sich »Herzog von Schlesien, Herr zu Fürstenberg«. Das war des Schlosses ursprünglicher Name, der erst ein Jahrhundert später der Form »Fürstenstein« Platz machte. Die Burg lag auf demselben Platze, den heute das sogenannte Neue Schloß einnimmt. Der Ausblick von dem achteckigen Turme beherrscht weithin die Ebene, aber auch das Bergland. Seit 1368 Sitz der von den Königen Böhmens eingesetzten Landeshauptleute, war die Festung der Schlüssel zu Schlesien, in den Kämpfen des 15. Jahrhunderts um Schlesiens Besitz eine Hauptstütze der Böhmen, bis sie 1482 in Mathias Corvinus'

Hand fiel. Seit 1497 ist der Fürstenstein der Mittelpunkt einer großen Grundherrschaft, die 1509 an das Hochbergsche Geschlecht überging und allmählich auch die Hinterlassenschaft anderer Geschlechter aufsog. Im 30jährigen Kriege erwies die Burg für beide Parteien sich als ein bei der Veränderung der Leistung der Feuerwaffen nicht mehr sicher haltbarer Platz. Sie wurde 1646 entfestigt. Jetzt ist sie einer der prächtigsten Herrensitze Schlesiens, das Lieblingsziel der Sonntagsausflüge der Breslauer. In diese Periode landschaftlichen Schönheitssinns und romantischer Genußfreude gehört schon der Bau des sogenannten Alten Schlosses (1797), des Nachbildes einer Ritterburg, in der noch 1800 bei einem Turnier edle Herren Lanzen brachen und sich Beulen holten.

Die beiden $2^1/_2$ km langen Gründe des Salzbachs und des Hellebachs zerschneiden das Hügelgelände so verkehrsfeindlich, daß die von Freiburg südwestlich ins Waldenburger Ländchen ziehenden Wege scharf getrennt bleiben von der nördlicher im Polsnitztal gegen Westen ziehenden Straße. Sie zielt auf Reichenau im Quelltal des Striegauer Wassers; schon in einer seiner Seitenschluchten liegt die alte Zeiskenburg, die diesen Wegezug beherrschte. Beide fallen schon über die Grenze des Waldenburger Berglandes hinaus.

Seine Hauptstadt (440 m) war ihrer Lage nach recht deutlich zum Sammelpunkt der Wege bestimmt, die aus dem nordöstlichen Quadranten in einem weiten gegen Jauer und Schweidnitz sich öffnenden Fächer hierher zusammenstreben; und ebenso bestimmt sind hierher gewiesen die Bergstraßen der Pforten von Friedland und Landeshut, die durch die Porphyrstöcke des Ochsenkopfs und des Hochwaldes zur Konvergenz in dieser Richtung gezwungen werden. Die langen Talgassen von Dittersbach und von Hermsdorf führen beide Straßen vom Paß von Althain, wie vom Gottesberger Paß nach Waldenburg zusammen. Trotz dieser von dem Relief des Landes vorgezeichneten Lage, die Waldenburg gewiß schon im 13. Jahrhundert zum Vorort seiner Umgebung erhob, ist es lange ein kleiner Ort geblieben; 1785 war es als Sitz erheblichen Leinenhandels mit 900 Einwohnern kaum halb so groß wie das damals bergbaulich wieder sich hebende Gottesberg. Erst der Steinkohlenbergbau und das aus ihm erwachsende industrielle Leben hat Waldenburg zu einer bedeutenden Mittelstadt (1905 16430 Einw.) erhoben. Und gerade dieser Entwicklung war die eigentümliche Lage in einem Kessel zwischen steilen, hohen Bergen nicht völlig günstig. Die alten Straßen folgten, gelegentlich kräftig steigend, dem Karbongürtel zwischen den Porphyrbergen und überschritten seine Höhen und Tiefen möglichst auf kürzestem Wege.

Die neuen Schienenwege finden die Lage unbequemer. Sie gehen um den tiefen Talgrund der Stadt herum, wie die Katze um den heißen Brei, besehen sie von allen Seiten, steigen aber nicht in den Kessel hinab, um die Steigung nicht zu verlieren, die sie zum Überwinden der Wasserscheiden brauchen, wenn die ohnehin unentbehrlichen Tunnel nicht gar zu lang werden sollen. So scheint Waldenburg darauf angewiesen, mit seinem Wachstum allmählich den Raum zu überwinden, der es von der höher liegenden Bahnlinie trennt. Für dies Streben wäre die wirtschaftliche Kraft vollkommen vorhanden; nur ein Umstand zieht ihm enge Schranken: die Unterwühlung des Bodens durch den Bergbau. Sie macht gerade die Fläche des Talgrundes, welche für die Stadterweiterung besonders lockend sich ausnimmt, unzugänglich für zusammenhängende Bebauung. Aus dieser beengten Lage gab es, da die Eingemeindung eines Teiles von Neu-Weißstein auf der Nordseite der Stadt keinen ausreichenden Raum schuf, nur einen Ausweg, den Sprung empor auf das die Stadt im Nordosten überragende Plateau. Dort entsteht nun, zum Teil auf Boden, den man dem Rittergut Altwasser abkaufen mußte, eine hochliegende Neustadt.

Noch ernstere Anstrengungen forderte ein anderer Nachteil, der im Gefolge des Bergbaues sich einstellte: das Verschwinden der Gewässer von der Landoberfläche und ihre Veränderung bei der Berührung mit den Kohlenflözen unter Tage. Der Bau einer Wasserleitung war unerläßlich. Die zuerst in Anspruch genommenen Quellen naher Porphyrberge (Schwarzer Berg, Bärengrund) erwiesen sich als unzureichend. Im Jahre 1900 entschloß man sich zu einem kühnen Griff in die Ferne. Die Versuchsbohrungen des mit dem Unternehmen betrauten erfahrungsreichen Hydrologen Baurat Thiem (Leipzig) in der Umgebung Ruhbanks erschlossen unter dem Auelehm des Bober überall eine wasserführende Kiesschicht. Ein Bohrloch auf dem linken Boberufer gegenüber der Mündung des Lässigbaches durchsank das Liegende dieser Kiese, Tone von 12 m Mächtigkeit, und traf unter ihnen über dem festen Gestein (Kulm) 5 m grobe Kiese, aus denen kräftig Wasser empordrang. Längere Beobachtung lehrte, daß die tiefere Schicht allein 97 Liter in der Sekunde liefere, der oberen auch noch 20—30 abzugewinnen seien. Das war ein Vorrat ausreichend für mehr als 100000 Menschen. Hier konnte nicht nur der Stadt Waldenburg, sondern dem ganzen Weichbild mit einem Schlage geholfen werden, freilich mit einer Aufwendung von 2 $^1/_2$ Millionen Mark. Denn die Leitung war 22 km weit zu führen über Berg und Tal. Die Stadt schrak davor nicht zurück in der immerhin

gewagten Voraussicht, daß die Abnehmer des Wassers sich schon finden würden. Von einer Ursprungshöhe von 426 m wird das Wasser mit Maschinenkraft erst emporgetrieben zu der Scheitelstrecke des Ziegenrückens (544 m) südlich von Wittgendorf; meist der vor Störungen besonders sicheren Bahnlinie folgend, geht die Leitung über die Grubenfelder des Lässigtales nach Gottesberg, steigt dann empor, um in einem 549 m hohen Tunnel von 1 km Länge den Rücken der Wasserscheide zwischen Bober und Weistritz zu durchstoßen und in 506 m Höhe am oberen Ende von Nieder-Hermsdorf, noch 5 km von Waldenburg entfernt, den Hochbehälter zu erreichen, von dem das Netz der Röhrenleitungen für die Stadt (440 m) und ihre Umgebung gespeist wird. Die kühne Zuversicht der Stadtverwaltung hatte nicht getrogen. Teils freiwillig, teils unter dem Drucke der die hygienischen Forderungen betonenden Regierung entschlossen sich die Gemeinden und die Grubenverwaltungen der Umgebung nacheinander zum Anschluß, und der Segen reichlicher Zufuhr reinen Wassers aus dem Schoße der Berge durchdringt allmählich das ganze dicht besiedelte, früher in dieser Richtung nur höchst notdürftig versorgte Ländchen. Die Stadt aber hat dies große Kulturwerk schließlich mit geringeren Opfern geschaffen, als eine nur ihrem eigenen Bedarf dienstbare Leitung gefordert hätte.

Wenn Waldenburg so in der Fürsorge für das wichtigste Lebensbedürfnis sich als tatkräftiger Vorort seiner Umgebung bewährte, ist es durch die Begründung des großen Elektrizitätswerkes einer leistungsfähigen Aktiengesellschaft auch der Ausstrahlungspunkt von Quellen lebendiger Kraft für schöpferische Arbeit und frischen Verkehrsumlauf geworden. Vier Städte, Waldenburg, Gottesberg, Friedland, Freiburg, und 30 Landgemeinden bis weit in die Ebene hinaus nach Königszelt, im Bergland bis Wüstegiersdorf und anderseits bis Rothenbach in der Richtung auf Landeshut, das nächste Ziel der fortschreitenden Entwicklung, werden von dieser Zentrale mit Licht und Kraft versorgt, dazu ein elektrisches Bahnnetz, das schon jetzt die lange Reihe blühender Siedelungen von Dittersbach bis zum Bahnhof Nieder-Salzbrunn und das Hermsdorfer Tal durchflicht und demnächst auch Weißstein und Salzbrunn in seinen Wirkungsbereich ziehen wird.

So sind hier, im Gebiet der breitesten und flözreichsten Entwicklung der produktiven Kohlenformation, in seltener Weise die Vorbedingungen für eine mannigfache industrielle Entwicklung geschaffen. Als Beispiel für die entscheidende Bedeutung des Brennstoffvorrates, der hier der Erde enthoben wird, sei nur die Waldenburger Porzellanfabrikation hervorgehoben. Ihr Schöpfer war Karl Krister, ein

schlichter Porzellanmaler, der sein Emporkommen lediglich der zähen Verwirklichung des einfachen Einfalles dankte, daß die Steinkohle Waldenburgs, trotz der weiten Entfernung der Meißner Porzellanerdelager, eine unfehlbar sichere Grundlage biete für die billige Erzeugung von Massenartikeln. Er war fast mittellos, als er 1829 mit Unterstützung eines Freundes eine kleine Fabrik von Pfeifenköpfen und Tassen pachtete. Schon nach zwei Jahren konnte er sie kaufen, bald nachher eine andere ähnliche Werkstatt. Als er dann in Seilitz bei Meißen eine große Tonschlämmerei angelegt hatte, die ihm das Kaolin völlig gereinigt in seine Fabrik sendete, vergrößerte er deren Betrieb rasch derartig, daß er schließlich über 1300 Arbeiter beschäftigte. Sein Beispiel ahmte 1845 im nahen Altwasser Karl Tielsch nach. Diese beiden Porzellanfabriken, denen sich am Bahnhof Nieder-Salzbrunn nun rasch wachsend die von Ohm und Prause zugesellt, finden an Größe der Massenproduktion ihresgleichen nicht in Europa und dehnen ihr Absatzgebiet weit über dessen Meeresgrenzen aus. Gegenwärtig sind im Waldenburger Gebiete über 5000 Leute in der Porzellanindustrie beschäftigt, die ihnen jährlich an $2^1/_2$ Millionen Mark Löhne einträgt. An diese Fabrikation schließt sich die Entwicklung der Malerei und der Photographie auf Porzellan, aus der wieder eine umfassendere Kunstübung auf anderem Rohstoff hervorging. Dieser Entwicklungsgang zeigt, wie auch hier die Lebensbedingungen gewinnreicher Arbeit vorhanden sind, wenn auch das ganze wirtschaftliche Getriebe hier nicht den großen Zuschnitt oberschlesischer Verhältnisse trägt.

Die rührige Stadt Waldenburg ist nur das mittelste Stück einer langen, nördlich gestreckten Talgasse, in der ein betriebsamer Ort sich an den anderen reiht. Im Süden schließt sich als untrennbarer Arbeitervorort an die Stadt das Dorf Ober-Waldenburg (1905 4760 Einw.), belebt von einer Kohlengrube und mannigfachen industriellen Betrieben, wie der ältesten Flachsgarnspinnerei Schlesiens (vorm. Alberti, jetzt Methner und Frahne); das Schloß des Gutsbezirks ist der Sitz der Zentralverwaltung der Besitzungen des Herzogs von Pleß. Das obere Ende dieses Dorfes ist wieder fest verwachsen mit der großen Dorfschaft Dittersbach (1905 11460 Einw.), dem wichtigen Bahnknoten, dem zwei nahe Tunnel die Linien von Glatz und Hirschberg zusenden. Das Talbild beherrschen die hochliegenden, weiträumigen Anlagen der Grube Melchior und ihrer hochentwickelten Nebenbetriebe (Kokerei mit Gewinnung von Teer, Ammoniak, Benzol) und der in 23 m Höhe den Grund überspannende Viadukt der Glatzer Bahnlinie. Eine Zündholzfabrik und eine Dampfgarnbleiche

stehen voran unter den gewerblichen Betrieben. Das allmählich freundlich sich lockernde, dem Grün von Wald und Wiese die Oberhand gönnende obere Ende des Dorfes überragt als Wächter der über den Paß von Althain gegen Friedland führenden Straße der steile, dicht begrünte Kegelberg, dessen Kulmschichten die Ruinen des Schlosses Neuhaus (620 m) tragen. Als »Haus Waldenburg« 1364 zum ersten Male genannt, war dies Schloß lange der Mittelpunkt einer besonderen Herrschaft; ihre alten Besitzer, die Czettritze, starben 1782 aus, ihre Erben die Dyherrn 1866; 1871 ging die Herrschaft in den Besitz des Fürsten Pleß, also der Grafen Hochberg auf Fürstenstein, über.

Die nördliche Fortsetzung Waldenburgs bildet Altwasser, bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts ein anmutiger, idyllischer Badeort, heute ein Fabrikzentrum, dessen städtische Häuserzeile von Kohlenförderung und Kohlenverbrauch ihre Patina empfängt. Wer mit der elektrischen Bahn, die vom Bahnhof Dittersbach bis kurz vor dem Bahnhof Nieder-Salzbrunn fast beständig von Häusern umrahmt bleibt, in raschem Wechsel an Werkstätten für Eisenguß und Maschinenbau (Karlshütte, Wilhelmshütte), für keramische Industrie (Porzellan, Spiegelglas, keramische Buntdruckerei, Porzellanmalerei), Holzwaren, Spinnerei vorübergleitet, glaubt ein fest geschlossenes Gemeinwesen vor sich zu haben. Aber mit Altwasser (1905 15270 Einw.) sind eng verwachsen bebaute Teile der westlicheren Feldmarken von Weißstein (zu ihm gehört die gewaltige Porzellanfabrik von Tielsch) und Ober-Salzbrunn. Als eine selbständig auftretende Kolonie dieser Gemeinde entwickelt sich am unteren Ende von Altwasser die große Fabrikgruppe von Sandberg; der Name erinnert an die auf lange unerschöpfliche Sandgrube, der die schlesische Spiegelmanufaktur ihren Rohstoff entnimmt; auch die Wilhelmshütte, eine Zementwarenfabrik, eine Spinnerei, eine Drahtweberei, eine Dampfmühle gehören zu diesem der Selbständigkeit entgegenreifenden Wohnplatz, dessen rasch wachsende Kopfzahl schon auf 3300 sich gesteigert hat, also das südlich benachbarte Seitendorf (1905 2340 Einw.) überflügelt.

Beim nächsten Dorfe Sorgau kommt der Hellebach des Waldenburger Tales dem westlicheren Salzbach bis auf 300 m nahe, und auch die Siedelungen beider Täler treten hier in unmittelbare Fühlung. Wir stehen hier am Ende der 8 km langen Talgasse von Salzbrunn und Weißstein.

Salzbrunn ist das älteste Dorf dieser Gegend, mit dessen Begründung noch vor 1220 die deutsche Besiedelung begonnen zu haben scheint, da »Salzborner Recht« dann das Muster abgab für die Aussetzung anderer Dorfschaften. Das lange Niederdorf (1905 2120 Einw.)

ist ein kräftiges Bauerndorf geblieben, dem die Fabrikkolonie des etwas abseits liegenden Bahnhofes als fremdartige Neubildung gegenübersteht. Obersalzbrunn (1905 7000 Einw.) dagegen hat sich seit einem Jahrhundert zu einem bedeutenden Kurort umgestaltet. Der Oberbrunnen mit seinem Gehalt an doppeltkohlensaurem und schwefelsaurem Natron — auch Lithion ward darin nachgewiesen — nimmt unter den kalten alkalischen Quellen eine hoch bewertete Stellung ein. Kranke der Atmungs- und der Verdauungsorgane pilgern zu ihm oder versuchen in weiter Ferne seine Heilkraft. Die herzogliche Verwaltung hat bei Gelegenheit der 300jährigen Jubelfeier der therapeutischen Verwertung der Quelle mit großen Aufwendungen durch Neubauten, wie sie prächtiger kein anderes Bad Schlesiens aufweist, durch eine an den Brunnen anschließende elegante Wandelhalle und den neuesten Ansprüchen gerechte Badeeinrichtungen die Anziehungskraft des Ortes erhöht. Die jährliche Besucherzahl des Bades, das mit seinen weiträumigen Anlagen (mehr als 100 ha) die umfangenden Hügel bis empor zu lockenden Aussichtswarten verkleidet, hat sich auf nahezu 8000 gehoben, der Versand des Oberbrunnen schon 1900 $1\frac{1}{4}$ Million Flaschen erreicht. Von der für Anregung der Nierentätigkeit geschätzten Kronenquelle werden über $\frac{1}{2}$ Million Flaschen versendet. Auch wen nicht ernste Notwendigkeit, sondern die Freude an einer formenreichen Berglandschaft und ihrem arbeitsfrohen Leben hierher führt, das wahrlich sehenswertere Gestalten bietet als den »Fuhrmann Henschel«, wird sich befriedigt fühlen. Von der nahen Wilhelmshöhe, die halbwegs zwischen den Tälern von Salzbrunn und Altwasser sich sanft erhebt, übersieht man besonders schön den Kranz der stolzen Berge, die langen Dorfreihen eines regsamen Volkes, die gewundenen Wege, die dem modernen Schnellverkehr das Relief der Landschaft aufnötigt. Alles überragt, wie ein König des Ländchens, der Hochwald. Noch bleibt ein dritter Teil des langen Dorfes (Neu-Salzbrunn 1905 2300 Einw.) zu durchschreiten, ehe das behäbige Dorf der Kohlenbauern Weißstein (1905 10210 Einw.) beginnt. Während dieses südwärts parallel dem Ostfuß des Hochwaldes lang sich hinstreckt, von ihm noch getrennt durch einen breiten Abstand, aus dem die Flaschenglashütte sich erhebt, folgt das noch ausgedehntere Nieder-Hermsdorf (1905 11680 Einw.), dem Weißsteins Südende sich bis auf 600 m nähert, dem Zuge eines nordostwärts strebenden, auf Waldenburg ausmündenden Tales, das seine Wurzeln hart an den Hochwald und den gegen Gottesberg hinüberführenden Sattel seines Südostfußes hinauftreibt. »Kohlenhermsdorf« heißt der Ort wohl im Volksmund, mit treffender Betonung der Wurzeln seines Wohlstandes und der Herrin seiner

äußeren Erscheinung. Der Blick des Reisenden, den die Bahn eilends vorüberträgt, haftet am Tage auf den von den Einschnitten der Linie entblößten Kohlenflözen, an den Schächten, den hochgeschütteten, alte Wiesengründe verschlingenden Halden, den rußigen Dorfstraßen, über die wie Fahnenträger des Arbeitslebens qualmende Essen ihre Rauchflagge emporstrecken. Nachts wirft bald die einer Esse entschlagende Lohe, bald die Glut einer Kokerei ein infernales Licht auf die selbst dann ihr Arbeitsgetriebe nicht völlig zum Stillstand bringende Ortschaft.

Auf dem Sattel, der ihr oberes Ende von Ober-Hermsdorf (1905 2200 Einw.) und Gottesberg trennt, hatte die alte Straße Freiburg—Waldenburg—Landeshut ihre Scheitelstrecke (566 m). Heute rücken am unteren und oberen Ende des Dorfes die zwei Bahnlinien einander am nächsten, welche bei Sorgau und Niedersalzbrunn sich trennend das Waldenburger Ländchen durchziehen. Die alte untere beginnt erst bei der hohen Überbrückung von Nieder-Hermsdorf die Windungen, mit denen sie allmählich die Steigung zum hohen Bahnhof Dittersbach erschleicht, um dann den Scheiderücken der Karbonsandsteine zwischen Weistritz- und Bobergebiet in einem Tunnel zu durchstoßen. Die jüngere obere Bahn hat ihre großen Steigungen schon auf weit bis an den Nordfuß des Hochwaldes ausgreifende Bogenzüge verteilt, ehe sie das obere Ende von Nieder-Hermsdorf und in einem tiefen Einschnitt die Wasserscheide kerbt, um im obersten östlichen Winkel des Bobergebietes bei Fellhammer (1905 6340 Einw.) die alte Linie zu kreuzen und nach kurzer Begrüßung des Bobergebietes auch seine südliche Höhenschranke zu durchbrechen; denn ihr Ziel ist das Steinetal und die Pforte von Friedland.

So haben uns die beiden weit getrennten Gleise schon in den zum Bober sich entwässernden Teil des Waldenburger Ländchens hinübergeführt. Den Steinberg (Kamena gora) bei Fellhammer, die Höhe des Wasserscheiderückens dicht südlich vom Dittersbacher Tunnel hatte schon die alte Grenzabsteckung des Grüssauer Klosters (1249) als Dreiherrnspitze, in deren Nähe drei Wassergebiete sich schieden, scharf erfaßt. Das war damals, als eine weite Walddecke Berg und Tal gleichmäßig verhüllte, minder einfach als heute, seit rühriges Leben die Täler zu einem inhaltsreicheren Sonderdasein berief. Das obere Tal des westwärts dem Bober zustrebenden Lässigbaches ist ein Schauplatz eifrigen Bergbaues, der den oft sehr steil aufgerichteten Flözen des Hangenden Flözzuges (s. S. 237) nicht ohne Schwierigkeit die Kohle entnimmt. Das Zentrum dieses Lebens hätte vielleicht im Talgrund selbst, etwa um den kleinen Hügel des Schlößchens von Alt-Lässig (1905 2120 Einw.) sich entwickelt, wenn nicht

hoch darüber an der Lehne des Hochwaldes dessen Erzgänge (Silber, Kupfer) schon gegen Ende des Mittelalters eine Bergbauansiedelung ins Leben gerufen hätten, »die Gemeinde auf dem Gottesberge«, die 1499 zur Stadt erhoben ward und mit Zähigkeit den wenig lohnenden Erzbau immer wieder aufnahm, bis die Erschließung der Kohlenlager um den Südfuß des großen Porphyrstockes die Grundlagen ihrer bergmännischen Tätigkeit völlig veränderte. Gottesberg (1905 10540 Einw.) ist in 600 m Höhe die höchste städtische Siedelung Schlesiens, ja des preußischen Staates; selbst die Harzer Bergstädte liegen noch ein wenig niedriger. Gottesberg ist der Sitz der bedeutendsten Bergbauunternehmung des Bobergebietes. Das Tal des Lässigbaches, das direkt am Bahnhof Gottesberg (nicht viel mehr als 1 km vom Bahnknoten Fellhammer) von der großen Anlage des Egmontschachtes mit ansehnlichen Kokereien belebt ist, folgt von hier aus westwärts dem Karbongürtel. Sobald die Bahnlinie den Fuß des Hochbergs (709 m), des selbständigen südwestlichen Vorpostens der Porphyrmasse des Hochwaldes, gestreift hat, eröffnet sich bei Rothenbach (1905 4270 Einw.) (Abendrötegrube) nordwärts ein Einblick in die den Westhang des Hochwaldes umfangende Karbonbucht. Bei der Gustavsgrube nahe dem großen Dorfe Schwarzwaldau[1]) (2140 Einw.), das dem südlichen Talrahmen sich entlang streckt, kreuzt man den Talzug, der von der Dorfreihe Gaablau (1170 Einw.), Liebersdorf (1100 Einw.), Adelsbach eingenommen zwischen den Porphyrmassen des Hochwaldes und des Sattelwaldes hindurch einen besonderen alten Straßenzug in gerader Richtung an den Gebirgsrand nach Freiburg hinausführt.

Wiewohl im Westen des Hochwaldes die durch sein Emporstreben auseinander gedrängten beiden Flözzüge des Waldenburger Gebietes sich zusammenschließen, wird ihre Zone westwärts schnell schmaler und ärmer. Der Liegende Flözzug endet bei Gaablau ganz, auch der Hangende verliert an Zahl und Bauwürdigkeit der Flöze. Die ansehnliche Stadt am Scheitel des Bogenzuges der Porphyrberge, an der Kreuzung der sie begleitenden Wege mit den Straßen von Schmiedeberg, Hirschberg, Striegau, Friedland, hat schon eine andere Grundlage des Daseins. Etwas einseitig bringt das zum Ausdruck ihr Name: Landeshut. Die Kreuzung der kürzesten Straße zwischen Breslau und Prag mit dem innersudetischen Längstalzug Landeck—Landeshut, dem der umbiegende Boberlauf ebenso wie dem Lässigtal eine Fortführung nach Westen auf Hirschberg gönnte, mußte in ihrer militärischen Wichtigkeit früh begriffen werden. Aber die

1) Majorat (v. Portatius) mit Konradswaldau 1341 ha.

Wege, die Landeshut seit seiner Begründung (1249) bis zur Katastrophe Fouqués überwachte, führten hierher auch den Verkehr eines fleißigen Berglandes zusammen. Landeshut war schon im 16. Jahrhundert ein Brennpunkt des Leinenhandels, ein Sammelpunkt für die Gespinste und Gewebe zahlreicher Bergdörfer. Hatten die Weberunruhen des Jahres 1793 hier den Niedergang der Hausindustrie verkündet, so ist deren Ersatz durch zeitgemäßen Fabrikbetrieb auch hier besonders nachdrücklich erfolgt. Den Anregungen der Seehandlung folgend, hat sich hier die Flachsgarnspinnerei mit 15000 Spindeln blühend entwickelt. Die Maschinenweberei mustert hier mehr als 2000 Stühle; dazu treten Bleicherei, Färberei und Appreturanstalten. Sie bilden die Hauptnahrungsquellen der Stadt (1905 13125 Einw.). An 4000 Handweber werden noch in den Dörfern des Kreises gezählt. Das Bewußtsein der Vermittelung des Gebirgsverkehrs mit dem ebenen Vorland gelangt zum Ausdruck in den Namen der Tore der Stadt, die zu beiden Seiten des von Grüssau herkommenden Ziederbaches am Fuße des schroffen Burgberges, rechts vom Bober sich eingenistet hat; gegen Schmiedeberg ist das Obertor, gegen Schweidnitz das Niedertor gekehrt.

Wie ein Vorposten von Landeshut nimmt sich 9 km südlicher, nahe der Landesgrenze, an der Wendung des oberen vom westlichen Gebirge herabkommenden Bober gegen Norden, das Städtchen Liebau (1905 4890 Einw.) aus, ebenfalls eine Gründung des 13. Jahrhunderts (1292). Auch hier schnurren an 20000 Spindeln im Dienst der Garn-, Zwirn- und Bindfadenbereitung, und Leinenweberei beschäftigt große Fabriken. Mit Liebau eng verbunden ist das südwärts gegen die Grenze hinaufziehende Dorf Grüssauisch Dittersbach. Bemerkenswert ist für die Industrie von Liebau der Wert der Grenzlage, die auch dem Unternehmungsgeist der Industriellen des Nachbarstaates die Möglichkeit und die Anregung bietet, mit einem Teil ihrer Betriebe auf unserer Seite der Zollgrenze Wurzel zu fassen. So macht das Wirtschaftsleben der Gegenwart hier die freundnachbarliche Beziehung zur Wahrheit, die in spielender Verwertung der Ortsnamen einst ein schlesischer Dichter forderte. Unter Friedrich v. Logaus Epigrammen gilt eins den Grenzstädten »Landshut und Liebe«.

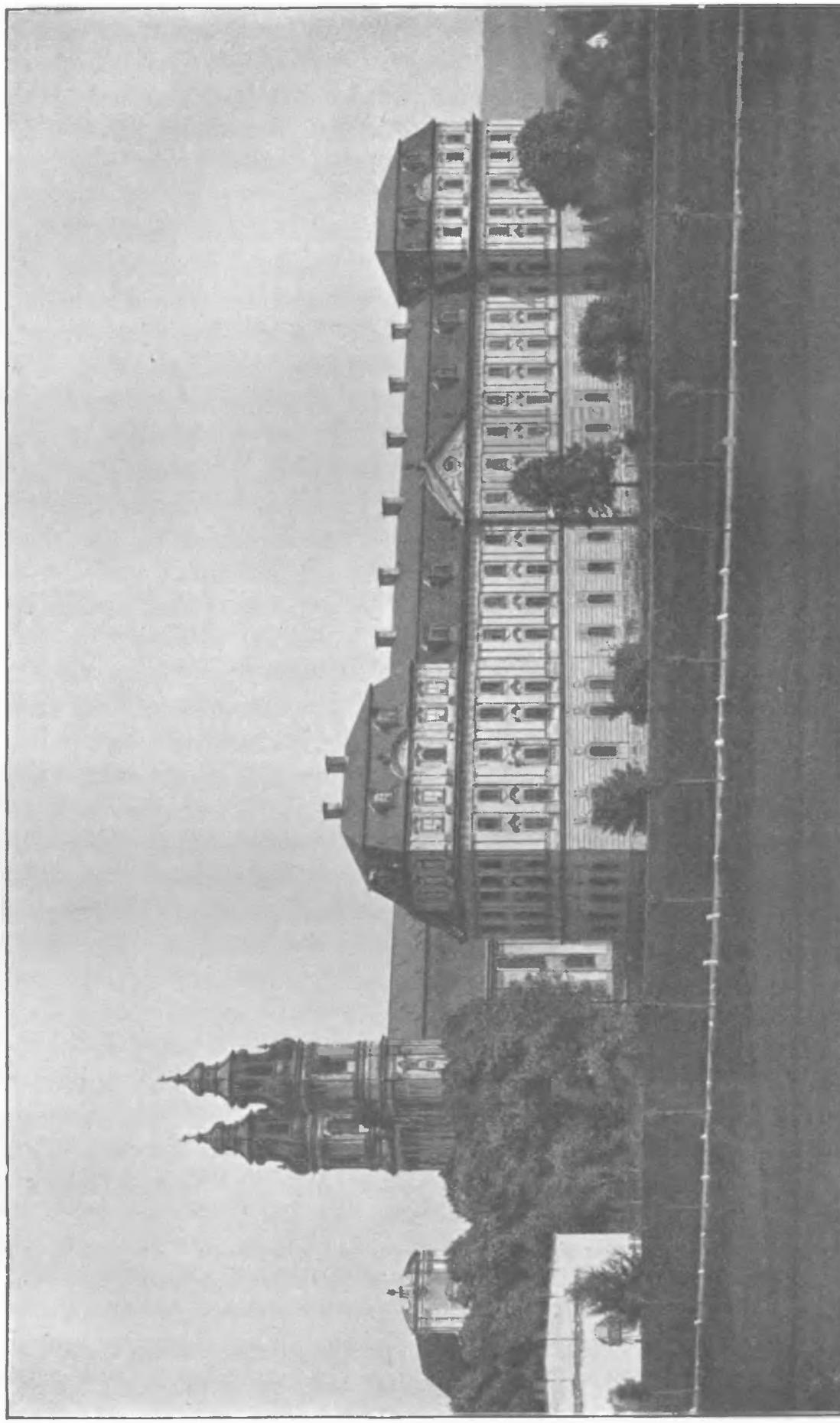
Wer seine Gräntzen wol für Einfall will bewahren,
Mag alle Kosten nur, mag Bau, Volk, Fürsicht sparen;
Was sind Besatzung, Wacht, Schloß, Mauern, Wall und Schut?
Bey Gott und Nachbarn Lieb ist rechte Landes-Hut.

Aber beiden Städten, Landeshut wie Liebau, sieht man es sofort an, daß hier der Gürtel der Steinkohlenformation ärmer auftritt, keine

so reiche Grundlage des gewerblichen Lebens bildet wie um Gottesberg und Waldenburg. Bergmännischer Wagemut, der auch hier auf das Aushalten der bauwürdigen Flöze rechnete, hat hier Lehrgeld zahlen müssen. Mehr die Betriebsamkeit des Volkes als die Güte der Natur macht Landeshut und Liebau zu wichtigen Industrieplätzen. Erst der nächste Schritt über die Landesgrenze führt bei Schatzlar, einem 1369 noch zu Schlesien gehörigen Bergstädtchen an einer ursprünglich recht beschwerlichen Bergstraße ins obere Aupatal, wieder zu einer räumlich und inhaltlich reicheren Entwicklung der produktiven Kohlenformation. Für Landeshut und Liebau fällt außer der Nachbarschaft der Kohlenlager nur das dem Verkehr günstige Relief der Formation ins Gewicht, die einen tief erodierten Talzug zwischen dem Ostflügel des Riesengebirges und dem Porphyrgebirge bildet.

Das steile Porphyrgebirge decken gewaltige Wälder, heute im Besitze des Staates (3433 ha). Einst bildeten sie den Rahmen der Einsamkeit des Grüssauer Klosters, das seit der Mitte des 13. Jahrhunderts der Führer der Kolonisation des Berglandes innerhalb des Bogenzuges des Porphyrgebirges gewesen ist, dessen Kern das am weitesten nordwestwärts vordringende Stück der Quadersandsteinmassen bildet. Auch diese sind mit ansehnlichen Waldungen bestanden. Die Bauwerke des Klosters Grüssau, frei in breiter Flur des Ziedertales gelegen, sind nicht mehr ein Denkmal der Zeit, in der die Cisterzienser die Besiedelung der Umgebung leiten halfen, sondern sie entstammen dem Zeitalter, in dem religiöse Unduldsamkeit den Wetteifer mit der eben erloschenen Kriegsfurie in der Entvölkerung des Klosterbesitzes aufnahm. Es bleibt eine unauslöschliche Erinnerung an den damals in diesen Mauern waltenden Geist, daß der Abt Bernhard Rosa (1660—1669) 800 Leute aus den Klosterdörfern, die ihren Glauben nicht wechseln wollten, zur Auswanderung zwang; jenseits der Lausitzer Grenze fanden sie eine neue Heimstatt. Dies Zeitalter der Gegenreformation, das so vielen Orten Schlesiens das architektonische Gepräge aufdrückte, hat die geräumigen Klostergebäude und die prunkvolle Kirche, Schlesiens stattlichsten Rokokobau (1728—1735), geschaffen. Die unruhigste Lebendigkeit in Form und Farbe schuf in der Fürstenkapelle eine sonderbar mit schlichter geschichtlicher Größe in Widerspruch tretende Hülle für die Gräber der Bolkonen.

Unter den Anlagen der Grüssauer Mönche gewinnt der eine halbe Stunde nordwestwärts entfernte Bethlehemteich, den kräftige, aus eckigem Porphyrgetrümmer empordringende Quellen speisen, neuerdings eine weitergreifende Bedeutung. Er ist bereits von der Gemeinde Landeshut erworben, die aus ihm ihre Trinkwasser-



Das Cisterzienser-Kloster Grüssau.

versorgung (17 Liter in der Sek.) nach einem Projekte des Baurats Thiem (Leipzig) sicherstellen wird.

Der Gebirgskranz, der Grüssau umfängt, ist nicht allzu fest geschlossen; ihn durchbrechen Pforten, die hierher eine in ihrer militärischen Wichtigkeit von Friedrich dem Großen ausdrucksvoll gewürdigte Straßenkreuzung verlegen. Gerade Grüssau schien ihm besonders geeignet zur Überwachung der Verbindungen des Gebirges. Von Gottesberg führte hierher der einst von der alten Burg Vogelgesang bewachte Sattel der Porphyrberge; die Straße von Friedland fand durch die Sandsteinhügel, welche der Teufelstein als letzter Vorposten der Adersbacher Felsen überragt, einen leichten Übergang nach Trautliebersdorf, das zwischen Porphyrhöhen und einem langen Kalkzug des Rotliegenden einerseits und unterem Quader anderseits — über eine Mehrheit nutzbarer Gesteine gebietend — nordwestwärts sich hinstreckt in der von seinem Bach weiter verfolgten Richtung gegen Grüssau. Namentlich aber öffnet sich nordwestwärts vom Kloster das untere Ziedertal so frei in einer tief das Porphyrgebirge durchschneidenden Furche gegen Landeshut, daß ohne jede Schwierigkeit eine Bahnlinie der Talsohle folgen und in ihr über Grüssau hinauf zum Städtchen Schömberg südwärts fortgeführt werden konnte. An schwachen Gewässern nicht fern der Wasserscheide gelegen, hat dieses aus dem 13. Jahrhundert stammende Ackerstädtchen (1905 1720 Einw.), dem — wie den umliegenden Dörfern — Hausweberei eine Ergänzung des Erwerbes zuführte, auch nach Entwicklung einiger Fabriktätigkeit nur eine sehr bescheidene Stellung im Wirtschaftsleben eingenommen. In der breiten Talgasse zwischen dem porphyrischen Rabengebirge und dem felsigen Steilrand der Quadersandsteinmassen hebt sich die Straße südwärts sanft bis zu einer flachen Wasserscheide, von der jenseits ein Bach schon der Aupa zustrebt. Sein Tal durchschneidet, südwestwärts gerichtet, die Schichten des Gebirges rechtwinklig gegen ihr Streichen und erschließt ein recht mannigfaches, auch dem flüchtigen Wanderer durch den wiederholten raschen Wechsel der Talbreite auffallendes Profil: erst in Bertelsdorf die Schiefertone des Oberen Rotliegenden, dann an der Enge des unteren Dorfendes die äußerste Porphyrzunge des Rabengebirges, nachher in Preußisch-Albendorf, dem Endziel der Ziedertalbahn, die untersten Glieder des Rotliegenden (sog. Radowenzer Schichten), die außer Eisensteinen auch 5 Kohlenflöze führen, gerade mächtig genug, um die Hoffnung der Bauwürdigkeit zu erwecken. Am unteren Ende von Albendorf legt sich auf diese Schichten ein Riegel von Plänersandstein. An der Pforte, die der

Bach in ihm geöffnet hat, liegt die Landesgrenze. Jenseits von ihr hat das Tal noch den Gürtel der Kohlenformation zu durchqueren, ehe es gegen die Aupa sich öffnet und sein Straßenzug bei Parschnitz, unweit von Trautenau, mit der kürzeren belebteren Straße zusammentrifft, die — von einer Hauptbahnlinie begleitet — auf der Westseite des Rabengebirges zum selben Ziele herabsteigt. Durch diesen Liebauer Hauptausgang der Landeshuter Pforte wird immer das rege Verkehrsleben fluten. Das Ziedertal mit Schömberg und der Albendorfer Grenzzipfel bleiben stillere Seitenräume, in die nur der den Reizen einer formenreichen Landschaft sinnig nachgehende Wanderer sich verliert.

3. Das Bolkenhainer Durchgangsland.

Drei Schlösser sind in meinem Gaue,
Die ich mit Liebe stets beschaue.
Wie sollt' ich schweigen von den dreien,
Die sich dem Gau zum Schmucke reihen?
Uhland.

Um den Verkehrswert der Landeshuter Pforte vollständig zu übersehen, ist eine Gesamtanschauung ihrer Verbindungen mit der Schlesischen Ebene unentbehrlich. Das Tal des Lässigbaches, des östlichsten Boberzuflusses, überragen im Norden drei waldige Bergmassen: die beiden Porphyrstöcke des Hochwaldes (824 m) und des Sattelwaldes (779 m) und westlich von diesen eine Höhe alter Schiefergesteine, der Kregler (694 m). Diese drei Berge trennen vier Pässe, von denen jeder zu einem anderen ins Vorland hinausstrebenden Bach und zu einem eigenartigen Talgebiet hinüberführt. Wir lernten erst den südlichsten dieser Übergänge, den Gottesberger, kennen, der mit südlicher Umgehung des Hochwaldes Waldenburg zum Ziele nimmt und dort den Wanderer vor die Wahl stellt, ob er in der Richtung auf Schweidnitz oder in der auf Freiburg die Ebene erreichen will. Im Gegensatz zu dem Industriegetriebe des Waldenburger Beckens beherrscht ländliches Leben in langgestreckten Taldörfern zwischen flachgewölbten, fast ganz dem Feldbau unterworfenen Höhen den nördlichen Abstieg der beiden nächsten Übergänge zu beiden Seiten des Sattelwaldes, die Dorfreihe Liebersdorf—Adelsbach, wie die noch längere, 12 km weit ihre Häuserzeilen fortspinnende von Reichenau und Quolsdorf. Die erstere reicht längs des Zeisbaches hinab bis in die Nähe des Zeiskengrundes, an dessen Wiesenboden auf dem nicht sehr hohen Talrande schon 1243 die Burg Zeiskenberg lag zwischen den schon in Adelsbach sich trennenden

Wegen nach Freiburg und Striegau. Der letztere fiel in Quolsdorf in die Dorfgasse des Reichenauer Tales ein und erreichte mit ihr den Gebirgsrand bei Hohenfriedeberg. In dieses Tal also fiel Anmarsch und Rückzugslinie der Österreicher vor und nach der Waffenentscheidung des Sommers 1745. Auch in dieses Tal war deutsche Siedelung schon früh eingedrungen: 1228 empfingen die Heinrichauer Cisterzienser bereits ein Waldgebiet in diesem Tale, das später in die Hand des Grüssauer Klosters überging. Auch hier ist, ähnlich wie in Schönwalde, auf dem Boden der Mönchsherrschaft eine der größten Feldmarken, eins der kräftigsten Bauerndörfer des ganzen Landes erwachsen (Alt-Reichenau, 2092 ha), aber auch seine Volkszahl hat in den letzten Jahrzehnten, wie die gesamte ländliche Bevölkerung dieser Gegend, stark abgenommen (1887 2530, 1900 1790 Einw.). Die alten Klosterwaldungen des Sattelwaldes (1800 ha) verwaltet heute die Kgl. Oberförsterei Reichenau, deren Wirkungsbereich (2608 ha) indes auch den alten Leubuser Mönchswald des Jauerschen Hügellandes mit einschließt. Der Westflügel dieser Staatsforsten reicht mit dem Einsiedelwald auf dem Kregler an den westlichsten der vier Paßübergänge heran, an die Straße Landeshut—Bolkenhain—Striegau, die in den Spuren eines alten Pfades durch den Grenzwald der slavischen Zeit nach langer Vernachlässigung erst neuerdings wieder höhere Bedeutung gewinnt. Ihr südlicher Ausgangspunkt fällt nicht mehr in das Tal des Lässigbaches, sondern unterhalb seiner Mündung in das Haupttal des Bober, den hier vom Einfall jenes Nebenflusses in 6 km Ausdehnung die verschiedenen Teile des großen Dorfes Merzdorf (900 Einw.) begleiten. Der Bahnhof seines unteren Endes an der großen Kramstaschen Spinnerei ist zu einem wichtigen Verkehrsknoten geworden, seit in ihm die Linien aus den Tälern der Wütenden Neiße (Bolkenhain) und der Katzbach (Schönau) zusammenlaufen. Da früher oder später doch einmal die kürzeste Verbindung Breslaus mit Hirschberg über Striegau—Merzdorf zur verdienten Beachtung und Wirksamkeit kommen wird und Merzdorf auch außer der Flachsgarn- und Baumwollspinnerei eigene industrielle Rührigkeit aufweist in einer zur Saarauer »Silesia« gehörenden chemischen Fabrik, deren Entwicklung an den Schwefelkiesbergbau bei Rohnau (jenseits des Bober) anknüpfte, wird dem Orte Merzdorf ein ferneres Steigen seiner Wichtigkeit in Aussicht stehen. Die alte Straße aus der Landeshuter Pforte nach dem gegen Striegau hin sich öffnenden Tale der Wütenden Neiße verließ das Bobertal an der auffallenden, aus nordwestlicher in westliche Richtung umspringenden Biegung, wo zwischen Ober- und Nieder-Merzdorf als

ein überraschenderweise selbständiges Glied der Siedelungsreihe am rechten Ufer Wernersdorf sich eingefügt hat. Von diesem Punkte des Boberlaufs (420 m) hat die Straße nur 75 m anzusteigen zu der Paßhöhe unweit Alt-Einsiedel, von der man nordwärts niedersteigt in die langen Dörfer der Wütenden Neiße Thomasdorf und Würgsdorf, deren Häuserreihen (7 km) erst enden, wenn man dicht vor der Bolkoburg und Bolkenhain steht, — einem Städtebilde, das ein eigener Zauber der Romantik umspielt; keine Stadt Schlesiens trägt in so voller Erhaltung die einer ausdrucksvollen Landschaft angepaßte Wehr des Mittelalters. Der das Talbecken beherrschende hohe Bergfried, der Zinnenkranz der Burgmauer auf der felsigen Höhe, die ein westlich ausgreifender Bogen der Neiße umfängt, das an dem Osthang emporgelehnte Städtchen im Abendschatten der Burg, begrenzt von den ihre Mauerflanken fortsetzenden Stadtmauern — das alles vereint sich zu einem Gesamteindruck, den wohltuend, namentlich in der Frühlingsblütenpracht, die freundlichen Gärten mildern, in deren Grün die Häuser der Niederstadt versinken. Und wenn man auf der Höhe der Burg Umschau hält: an Burg Schweinhaus vorüber nach Osten talauswärts ins offene Land, dann gegen Süd in dem Tale von Würgsdorf hinauf nach dem Passe gegen den Bober und Landeshut, gegen West der ähnlichen Dorfreihe von Waltersdorf, Wiesau, Alt-Röhrsdorf entlang, oder den kürzeren Bergweg empor in der Richtung auf das Quellgebiet der Katzbach und Burg Nimmersatt, die dritte im Lande der drei Burgen, so erfaßt man die alte Bedeutung des Platzes in der Beherrschung der Bergstraßen. Man vergegenwärtigt sich die Bedingungen seiner Entstehung. Er ist älter, als man vormals aus dem Namen erraten wollte. Nicht der gewaltige Bolko I. (1278—1301), der in starker Hand das Bergland vom Queis bis an die Ohle zusammenhielt und zu schirmen wußte, war der Begründer von Bolkenhain, das unter diesem volleren Namen nicht vor 1384, also erst nach Bolko II., urkundlich vorkommt, sondern schon in den letzten Jahren seines Vaters Boleslaus II. wird der Vogt (1276) des Städtchens Hayn und die Burg Hayn (1277) erwähnt. Es läßt sich auch nicht erweisen, daß Hayn der Herrschersitz Bolkos gewesen wäre; gerade er erfüllte sich das Bedürfnis nach einem solchen erst durch die Begründung von Fürstenberg (1290), nach dem er sich selber nannte. Immerhin mußte gerade unter diesem Fürsten in dem Netze seiner Bergfesten dieser Platz als wichtiges Mittelglied besonders voll zur Geltung kommen, und der in seiner Entstehung uns nicht völlig klare Name wird doch wohl in einer Erinnerung an den ersten Bolko, dessen Reiterbild bis 1724

das Tafelzimmer schmückte, seinen rechten geschichtlichen Hintergrund haben. Nur schade, daß um die schöne alte Feste wenige Lorbeeren stolzer Erinnerungen sich ranken, sondern vorwiegend klägliche Kunde von Hussitengreueln und Schwedennot. Heute geht es in dem alten Gemäuer, wenn einmal die Musensöhne auf der Burghöhe sich lagern, recht munter, sonst aber im Städtlein recht still und bescheiden her. Unter den Industrien nimmt nur Weberei einen hervortretenden Platz ein. Die lange Abgelegenheit vom Bahnverkehr hat das Städtchen bei sehr mäßiger Volkszahl niedergehalten (1905 3960 Einw.), und selbst in der Verwertung seiner Reize findet es einen schüchternen Wettbewerber in dem nahen kleinen Badeort Wiesau, dessen Quelle in ihrem Mineralgehalt dem Marienbader Kreuzbrunnen sich nähert.

Wenn Bolkenhains Geschichte nicht über die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts emporreicht und, wie der Name andeutet, sicher nicht als ein Fortführen älteren Siedelungslebens gelten kann, kommt ein für Schlesien ungewöhnlich hohes Alter der Vorgeschichte der eng benachbarten Burg Schweinhaus zu, deren hochragenden, erst im letzten Jahrhundert unter arger Verwahrlosung so weit verfallenen Bau, ein Renaissancewerk aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, ein Sproß des hier heimischen alten Geschlechtes von Schweinichen in sorgsamen, auch manche Reize der Einzelausführung festhaltenden Abbildungen und Beschreibungen der Nachwelt aufbewahrte, wenn es ihm schon nicht vergönnt war, des in fremder Hand verkommenden Ahnenschlosses selbst pflegend sich anzunehmen. Es war einer der überraschenden Griffe W. Schultes, durch die manche Tatsachen der ältesten Geschichte Schlesiens in neues Licht gerückt wurden, den Porphyrhügel, der heute in einer Seitennische des Tales der Wütenden Neiße »das alte Säuhäusel« — wie das Volk diese Ruine nennt — trägt, für den Platz der alten Kastellanei Svini zu erklären, die schon 1108 in der Geschichte Böhmens als ein fernes Schloß des Grenzwaldes Erwähnung findet. Man hatte bis dahin stets darin Schweidnitz zu erkennen gemeint. Durch Schultes Beweisführung fiel nun Licht auf einen alten Pfad des Grenzwaldes, der längs der Wütenden Neiße und des oberen Bober eine uralte Verbindung zwischen Böhmen und Schlesien durch die Landeshuter Pforte herstellte. Heute gehört Schweinhaus zu der ausgedehnten Herrschaft des Grafen Hoyos auf Lauterbach, die in dem Hügelland nördlich der Neiße eine Reihe ansehnlicher Güter umfaßt, aber auch über dies Tal südwärts nach Baumgarten übergreift.

Zwischen diesem Ort und Schweinhaus ist das Tal der Wütenden Neiße von dem langen Dorfzug von Wolmsdorf erfüllt. Wo die Höhen zu beiden Seiten auseinandertreten und den Fluß in die freie Ebene entlassen, greift aus dieser die Herrschaft Hausdorf (Graf von Schweinitz und Krain) schon ein wenig in das Talland nach Niederwolmsdorf hinein.

So klein die Bolkenhainer Tallandschaft ist, kommt ihr in den Verbindungen der Bergstraßen doch eine von jeder Zeit in eigener Form ausgestaltete Bedeutung zu. Wie die Waldpfade der Slavenzeit, auf denen böhmische Verschwörer zu heimlicher Arbeit nach Svini schlichen, in die Heerwege sich wandelten, die das Bolkoschloß überwachte, so ist der heute hier vorbeigleitende Bahnverkehr schon wieder weit verschieden von dem Eindruck, den mir als Knaben auf der ersten Fahrt zur Schule der Großstadt in einer mondhellen Mitternacht auf dem Ringe zu Bolkenhain die Kreuzung der Posten von je 2—4 Wagen machte, die von Landeshut, Hirschberg, Jauer, Freiburg hier zusammenkamen und mit hellen Horngrüßen den aus dem Schlummer fahrenden Kleinbürgern das Bewußtsein der Verkehrsbedeutung ihres Wohnsitzes weckten. Heute fliegt das Leben mehr an der Stadt vorbei, als daß es sie selber durchdränge. Dem rein ländlichen Charakter des kleinen Gebietes (203 qkm, 15 750 Einw.) entspricht die immer noch fortschreitende Abnahme seiner Volkszahl.

Die mittelschlesische Ebene.

Das Flachland im Herzen Schlesiens ist durch das Auftreten der Berge in seiner Mitte, der Strehlener Höhen wie des Zobten und des beide lose verknüpfenden Hügellandes von Nimptsch derartig gegliedert, daß mit Bestimmtheit der Gebirgsrand und sein Vorland abgesondert wird von der weiten Ebene, die in Breslau ihren beherrschenden Mittelpunkt findet. Aber der Zusammenhang des Wassernetzes hat in der Umklammerung der beiden im Hügelland wurzelnden kleinen Flußgebiete von Ohle und Lohe durch die beiden größeren ins Gebirge hineinreichenden von Neiße und Weistritz so nachdrücklich für die Einheit des Landes zwischen Gebirgsrand und Oder gesorgt, daß es wohl unumgänglich ist, diesem Winke der Natur zu gehorchen: die Nebenflußgebiete der linken Oderseite in ihrer natürlichen Folge als ebenso viele Einheiten zu betrachten, und ihnen dann das Odertal mit seinen Städten gegenüberzustellen. Das führt zu folgender Gliederung der Ebene zwischen Bergrand und Odertal:

	Fläche	Wald	Bewohner	auf 1 qkm
	qkm		1900	
Gebiet der Glatzer Neiße .	1778	227	195 800	110
Gebiet der Ohle und Lohe	1971	132	179 550	91
Gebiet der Weistritz . . .	1257	162	217 550	173
Neumarkter Platte . . .	1122	80	82 100	73
Tal der Wütenden Neiße und der unteren Katzbach . .	391	35	100 050	256 (ohne Liegnitz 121)
Odertal ohne Breslau . .	680	121	98 300	144
Breslau	35	—	422 700	—
	7234	757	1 296 050	180

Diese Gliederung erweiterte das Gebiet der Ohle und Lohe beiderseits durch den Zuschlag der kleinen Gebiete des Hünernbachs (Kreis Ohlau) und des Floßgrabens (Kreis Breslau), während kleine um Brieg mündende Bäche dem Neißegebiete, der größte Teil des Gebietes der Weidelache der Neumarkter Platte angeschlossen wurden. Anderseits mußte der Unterlauf der Ohle dem Odertal eingerechnet werden.

1. Das Gebiet der Glatzer Neiße.

Gebreitet liegt ein blühendes Gelände
Von Städten, Dörfern, reich geschmückten Auen,
Daran viel tausend, tausend fleiß'ge Hände
Seit vielen Menschenaltern emsig bauen.
Im weitgedehnten Land kein Berg, kein Tal,
An dem nicht tausend Arme rüstig schafften,
An jeder, jeder Scholle — überall
Siehst du die schöne Spur des Fleißes haften.
Ein Volk darin, das solchen Landes wert,
Im Schweiße seines Angesichts sich nährt,
Das sich in tausendfacher Arbeit regt
Auf Berg und Tal, im Schacht, im Wald, im Feld,
Und wann es hoffend seine Saat bestellt,
Auch Gottvertrauen in die Furchen legt.

Dr. Samuel Meyer
(Sanitätsrat zu Breslau, † 1897).

Der Austritt der Neiße aus dem Gebirge ist im Naturbild und in der geschichtlichen Entwicklung des Landes gleich bemerkenswert. Drei von Leppla eingehender untersuchte Terrassensysteme lassen die allmählich fortgeschrittene Vertiefung der Talsohle erkennen. Im Gegensatz zu der geraden Richtung der Strömung, die diese alten Talböden aufschüttete, ist der Neißelauf mit weit ausgreifenden Windungen derartig in die niederste Terrasse eingeschnitten, daß er ein bedeutendes Hindernis für den im Tale sich fortbewegenden Verkehr darstellt. Die Verteilung der alten slavischen Dörfer Labitsch, Poditau, Morischau auf Terrassenrändern innerhalb großer Flußschlingen scheint dafür zu sprechen, daß der älteste Verkehr zwischen Glatz und Wartha dem Talzuge folgte, ohne eine wiederholte Durchschreitung des Flusses auf Furten zu scheuen. Später zog man vor, sich beständig an ein Ufer zu halten und, wo dieses unwegsam wurde, eine Schulter des Berges zu übersteigen. Am linken Ufer mußte man dann bis Gäbersdorf (373 m), am rechten bis Eichau (442 m) empor, während Wartha nur 260 m, das Neißetal bei Glatz 290 m hoch war. Erst die Eisenbahn mußte sich im Tal selbst den Zugang bahnen und stieß dabei auf große Schwierigkeiten. Denn die Lehne des Eichberges erwies sich als so brüchig, daß vor ihrer kostspieligen Vermauerung wiederholt Rutschungen ihren Halt gefährdeten; schon 1598 war hier ein Bergsturz eingetreten.

Den nördlichen Ausgang der Talengen verschloß im früheren Mittelalter das feste Kastell B(a)rdo, von dem Mauerreste noch auf einem der Grundstücke unweit der heutigen Wallfahrtskirche von

Wartha erkennbar sein sollen[1]). Wartha wird als Kastellanei und Grenzfeste Schlesiens 1155 genannt, nachdem es vorher lange (mindestens 1095—1124) böhmische Grenzburg gewesen war. Die Lage war dadurch vorgeschrieben, daß gerade hier die Neiße nach unmittelbarer Berührung des steilen linken Hochufers quer durch das Tal an das rechte hinübertritt. Der Verkehr war hier zum Uferwechsel gezwungen, unmittelbar unter den Mauern der Burg. Das vom Wallfahrtsverkehr zeitweilig stark belebte Städtchen (1905 1310 Einw.) gewinnt neuerdings auch als beliebter Sommeraufenthalt Bedeutung. Die Wälder, deren Frische die Fremden lockt, sind auch die Grundlage für die Industrie des Ortes (Zellulosefabrik).

Wenn hier die Neiße noch zwischen Uferrändern festen Gesteins dahinzieht, wird ihr Tal wenig nördlicher beim Austritt aus den Bergen von hohen Terrassen gesäumt, dem zerschnittenen Boden einer mächtigen Talfüllung, die auf dem Grunde eines diluvialen Stausees sich gebildet zu haben scheint, als längere Zeit der Rand der nordischen Eisdecke derartig zwischen dem heutigen Reichenstein und Kamenz das Neißetal verriegelte, daß der Abfluß des Glatzer Kessels und des Eulengebirgsvorlandes zwischen dem Bergrand und den Kamenzer Vorhügeln zu einem Wasserbecken von etwa einer Quadratmeile aufgespannt wurde[2]). Die Terrasse des linken Ufers, deren Rand bei Dürr-Hartha von der Bahnlinie besonders auffallend aufgeschlossen wird, hat für die Pläne der Landesverteidigung einmal Bedeutung gewonnen als Südostfront einer festen Stellung, die Gneisenau 1813 zur Zeit des Waffenstillstandes an den Grochauer Bergen für den schlimmsten Fall als letzte Zuflucht des preußischen Heeres vorbereitete (I S. 398); den Rücken und die nördliche Flanke dieser Stellung deckte Silberberg.

Der Paß bei dieser alten Bergstadt, an der Grenze der Gneise des Eulengebirges gegen die darauf ruhenden Warthaer Grauwacken eingeschnitten (561 m), war der einzig geeignete zur Umgehung des schwer überschreitbaren Eulengebirges. Deshalb hatten die Österreicher gegen Ende des Siebenjährigen Krieges wiederholt auf diesem Wege Vorstöße aus der Grafschaft zum Entsatz von Schweidnitz unternommen. Das war der Grund für den gewaltigen Festungsbau Friedrichs II. (1765—1777), dessen Kosten auf $1\frac{2}{3}$ Million Taler angegeben werden. Die Werke, welche die Höhen um den Paß

1) Mündliche Mitteilung W. Schultes.

2) E. G. Friedrich, Der glaziale Stausee zwischen Wartha und Kamenz. Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1906, 21—30.

krönten, zogen sich noch bis zum nächsten Gneisgipfel des Eulengebirges, der Strohhaube (740 m), empor. Der Donjon lag 685 m hoch. Besonders schwierig war die Anlage der Brunnen, von denen der des Donjon 62 m tief mit einem Wasserniveau von 45 m unter dem Rande noch in Benutzung ist. Die Festung bestand trotz schwacher Besetzung ihre Feuerprobe 1807; sie erhielt dann auch an den unrühmlichen Zeiten der Demagogenriecherei ihren Anteil. Fritz Reuter saß hier 1834—1837. Erst 1867 entschloß man sich zur Entfestigung; Gesundheitsrücksichten, die Beobachtung häufigen Auftretens von Kropfbildungen unter der Garnison, sollen dabei beteiligt gewesen sein. Dann bildeten die Werke bisweilen Ziele für die Übungen der Festungsartillerie. Schon war man im Begriffe, neue Sprengstoffe am Donjon zu versuchen. Ihn schützte schließlich doch die Achtung vor den ehrenwerten Erinnerungen aus der trübsten Zeit des Vaterlandes. Daran mag noch mancher sich erbauen, wenn er emporstieg zu diesem herrlichen Wanderziel, von dessen Scheitel der Blick über alle Höhen inmitten der Schlesischen Ebene und anderseits in die Grafschaft bis zu ihrem jenseitigen Bergrahmen schweift. Mit dem Abzug der Garnison versiegten allmählich die alten Lebensquellen des Städtchens. In alte Kasernen verlegte man die Eppnersche Uhrenfabrik und eine Wollgarnspinnerei. Auch Fabriken von Metallwaren, Farben, Putzpomade (aus Magnesit von Baumgarten) und ein Zweig der Hausindustrie (Kammreiniger) haben sich hier heimisch gemacht. Aber die wirtschaftliche Lage der Stadt ist ziemlich aussichtslos. Viele ihrer Söhne ziehen als Hausierer hinaus in die Welt. Der Fremdenverkehr, den die Eulengebirgsbahn heranführt, bleibt hinter den Erwartungen zurück. Für eine Sommerfrische fehlt ein Erfordernis: unmittelbare Nähe des Waldes. Der Ankauf wertlosen alten Festungsgeländes und seine Aufforstung wäre ein kostspieliger, aber doch vielleicht im Endergebnis lohnender Entschluß. Sonst wäre schwer zu sagen, wie diesem Städtchen (1905 1125 Einw.) wieder aufgeholfen werden könnte.

Daß Stadtanlagen den Forderungen der Zeit nicht mehr entsprechen und dann wieder welken, ist eine nicht auf unsere Tage beschränkte Erscheinung. Das Mittelalter bietet dafür gerade vor dem Bergrande des Neißegebietes ein erst neuerdings völlig aufgeklärtes Beispiel[1]). Die älteste städtische Ansiedelung des Neißetales nach dem Austritt des Flusses aus den Engen des Gebirges war

1) W. Schulte, Löwenstein und Frankenstein. Schles. Volkszeitung 1905, Nr. 165, 167.

Frankenberg. Als Dorf 1230 erwähnt, erscheint es als eine neue deutsche Gründung der Kolonisationszeit unter Heinrich I. an einer früher Przilank genannten Örtlichkeit. Um 1250 muß es Stadt gewesen sein, da sein Vogt wiederholt in Urkunden genannt wird. Auch eine Münzstätte und eine Bleiwage war 1274 hier vorhanden. Aber die junge Stadt fand bei beengtem Wirkungskreise vor dem Rande des waldigen Gebirges und in noch schwach besiedelter Gegend kein rechtes Gedeihen. Dasselbe Los teilte eine bald nach dem Mongoleneinfall begründete Stadt Löwenstein südöstlich von Reichenbach. Da entschlossen sich 1287 die Vögte der beiden hoffnungslos ihr Dasein hinschleppenden Städtchen, sich zu vereinigen zur Begründung einer zwischen beiden, nur etwas östlicher anzulegenden und Elemente beider Namen vereinigenden Stadt Frankenstein. Der bisherige Vogt von Frankenberg wurde, ohne auf seine Gerechtsame am alten Wohnplatz zu verzichten, der erste Vogt von Frankenstein; neben ihm erscheint als Zeuge in einer Urkunde der Erbrichter von Frankenstein, der frühere Vogt von Löwenstein. Die beiden alten Städte sinken wieder zu Dörfern herab. Um so anziehender ist die Frage, was hatte vor ihnen die neue Stadtlage voraus?

Frankenstein erhob sich neben einer älteren Ortschaft Zadel am linken Ufer des Pausebachs, der von hier bis Kamenz bereits die südöstliche Richtung einschlägt, welcher von dort ab auch die Neiße sich fügt. Es fiel in die Gegend, wo die von Breslau über Nimptsch auf Wartha ziehende Straße den Pausebach überschreiten mußte, dieselbe, welche bei Frankenberg die Neiße erreichte (vgl. Karte S. 208). Damals hatte diese Nimptscher Straße noch durchaus den Verkehr Breslaus mit der Grafschaft Glatz in der Hand; Strehlen bestand noch nicht, und der Verkehr, den Heinrichau und Münsterberg ins Ohletal lockten, war bei der leichten Verbindung Münsterbergs mit Frankenstein nach diesem Orte fast ebenso leicht zu lenken wie nach Kamenz. An die Straße Breslau—Nimptsch—Glatz knüpft sich auch alles, was von Frankensteins historischer Bedeutung überliefert ist: die Belagerung Bolkos II. durch den späteren Kaiser Karl IV. (1336), die Eroberung durch die Hussiten (1428), die Kämpfe der Breslauer und ihres Bundesgenossen Matthias Corvinus mit den Böhmen um den Besitz der Stadt (1467, 1474, 1488). Den Ersatz für die damaligen Zerstörungen sollte das 1524—1532 nach dem Muster des Ofener Königsschlosses errichtete Frankensteiner Schloß bieten, der Bau, der seit seiner Zerstörung durch die Kaiserlichen (1646) einen Schimmer der Romantik in das nüchterne, saubere Stadtbild hineinträgt. Er bleibt das Wahrzeichen der Stadt, zusammen mit dem

schiefen Turm der Pfarrkirche, der 80 Jahre nach seiner Vollendung eine so bedeutende Senkung erlitt, daß er merklich einseitig überhängt. Die Stadt ist nach dem Brande, der sie 1858 verzehrte, um diese alten Bauwerke neu erstanden.

Die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens, das die äußere geschichtliche Entwicklung stützte, war der Reichtum der umliegenden fruchtbaren Landschaft. Frankensteins weißer Weizen steht obenan in der Wertschätzung der schlesischen Feldfrüchte und sichert dieser Stadt einen vormals wichtigen Getreidemarkt. Aber die Handelsstellung Frankensteins, die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts sich vorübergehend dadurch hob, daß hier die Endstation der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn lag, auf welche die ganze Grafschaft und auch eine ausgedehnte nördliche und östliche Nachbarschaft angewiesen waren, hat sich völlig verändert, seit Eisenbahnen von vier Seiten her die Grafschaft aufschließen und in Kamenz ein auch die Frankensteiner Linie aufnehmender Verkehrsknoten geschaffen wurde. Deshalb und wegen der Beschränkung selbständigen industriellen Lebens ist Frankenstein neuerdings in der Volkszahl (8400 Einw.) nur langsam vorwärts gekommen. Die Bemühungen um Anschluß an die Schweidnitzer Handelskammer scheiterten an der Besorgnis des Handelsstandes vor einer mäßigen Belastung. Unter den Unternehmungen des Kreises, die vergebens für diesen Fortschritt eintraten, lagen in der Nähe der Kreishauptstadt nur die Nickelwerke ihres nördlichen Weichbildes und die Magnesitwerke der Serpentinhügel.

Der Bahnknoten Kamenz, der die wichtigste Meridianlinie in Mittelschlesien zur Kreuzung mit der Tangente des Gebirgsrandes bringt, hat einer alten historischen Stätte eine neue Bedeutung gegeben. Kamenz ward 1096 nach Überwältigung des polnischen Grenzpostens Wartha von den Böhmen als fester Vorposten ihrer Macht auf einem Glimmerschieferfelsen am Nordrande des Neißetales gegründet, dort wo an der Talbiegung die Wege nach Breslau und Neiße sich trennten. Wie lange diese Feste bestand, ist unbekannt. Im Jahre 1209 ward im Talgrund unter ihr ein Kloster von Augustiner-Chorherren begründet. An ihre Stelle traten 1249 die Cisterzienser, die an den Fortschritten deutscher Kolonisation am Rande und selbst im Innern des Gebirges führenden Anteil nahmen. Seit 1811 ward Kamenz der Vorort des großen Grundbesitzes, der das Erbe der alten Klosterherrschaft antrat. Deshalb begann, als 1817 ein Brand die alten Klostergebäude großenteils zerstört hatte, die Prinzessin Marianne der Niederlande hier einen großen Schloßbau nach Schinkels Plan. Wie eine trotzige, mürrische Feste nimmt sein mächtiges Viereck mit

den kurzen runden Ecktürmen und den weit auseinander gerückten Fenstern sich aus; auch die Farbe des vom Grunde selbst entnommenen Bausteins (Glimmerschiefer) und des krönenden Ziegelrohbaues macht den Eindruck nicht freundlicher; nur die Gartenkunst umgibt mit einer Hülle zauberischen Lebens schmeichelnd »die gefrorene Musik« des Bauwerkes. Das Herrlichste bleibt der von den hohen Baumwipfeln des Parkes malerisch gegliederte Blick auf die blaue Kette der nahen Berge von den Staffeln der Terrasse der Südfront.

In der Verteilung der wichtigsten Punkte des Kreises Frankenstein besteht eine gewisse Symmetrie. Wenn Wartha das Zentrum der Gebirgsfront bezeichnet und die Siedelungen des Vorlandes um Frankenstein und Kamenz sich anordnen, entsprechen diesen beiden Plätzen der Tallandschaft an dem Bergrande selbst zwei alte Städtchen, beide am Zugang zu wichtigen Pässen, beide durch die Hoffnung auf bergmännische Ausbeute ins Leben gerufen. Wie im Westen eine Bergstraße von Frankenstein nach Silberberg zieht, so im Osten ein Straßenzug von Kamenz auf Reichenstein. Hart vor dem Fuße des Gebirges reizvoll gelegen am Zugang zu erzreichen Tälern ist Reichenstein eine recht auf die Natur seiner Gesteine sich stützende Stadt. An ein Urkalklager im Glimmerschiefer ist die Lagerstätte gebunden, die früher rein auf Gold, jetzt hauptsächlich auf Arsenik ausgebeutet wird (s. S. 215). Die Arsenikgewinnung hob sich, als Herm. Güttler 1883 das Arsenikwerk von der Stadt kaufte und zeitgemäß umgestaltete. Das »Arsenik Berg- und Hüttenwerk Reicher Trost« ist jetzt das größte Arsenwerk der Welt. Aus 15000 Tons Arsenikalkies gewannen 380 Arbeiter 1897 1500 t arsenige Säure, 300 t Schwefelarsen, 50—100 t Arsen und 50 kg Gold. Außer dieser großen »Gifthütte«, wie das Volk einfacher sich ausdrückt, betreibt die Firma Güttler in Maifritzdorf, Follmersdorf, Heinrichswalde sieben Pulvermühlen. Hier liegt ein Beispiel vor, wie die Elastizität moderner Intelligenz einem lange für hoffnungslos gehaltenen Naturschatz, der nicht mehr in der Weise der Vorfahren sich ausbeuten läßt, neuen Wert zu verleihen, ihm neuen Gewinn zu entlocken vermag.

Reichenstein (1905 2060 Einw.) liegt hart an der Landesgrenze. Das lockende Wirtshaus zur »Gucke«, dicht über der Stadt an den weiß in die Ferne schimmernden Kalksteinbrüchen, steht schon auf österreichischem Boden. Hier stehen wir am Anfange der unerwünschten Trennung, die eng zusammenhängende, aufeinander angewiesene Landschaften erfahren haben. Die naturgemäß erwachsene, jahrhundertelang wirksame Einheit des Neißer Bischofslandes ward 1742 zerrissen. Das kann uns der Pflicht nicht überheben, seine Gesamtheit, so weit

wie möglich, im Auge zu behalten. Den Ursprung und die Entwicklungsgeschichte des Bischofslandes längs der Neiße hat in scharfsinnigen Untersuchungen W. Schulte mit vollstem Erfolge beleuchtet[1]). Er entkräftete die am Ende des 13. Jahrhunderts aufgekommene und seither in verschiedener Deutung weiter ausgesponnene Überlieferung, daß am Anfange dieses Jahrhunderts ein piastischer Herzog Jaroslav auf dem Breslauer Bischofstuhl (1198—1201) durch Schenkung des Neißer Landes unter Zustimmung seines Vaters, Boleslaus des Langen, die Macht und den Reichtum des Bistums begründet habe. Es steht fest, daß um 1200 weder die Stadt Neiße noch der Begriff eines Neißer Landes oder auch nur Bezirkes bestand, wohl aber längst der Kern des Bischofslandes, die augenscheinlich zur ältesten Ausstattung des Breslauer Bistums gehörende Kastellanei Ottmachau, ein Besitz, der nicht aus einer einfachen Güterschenkung an die Kirche erwachsen war, sondern gewisse vom Bischof auszuübende Hoheitsrechte einschloß. Das Ottmachauer Land war ursprünglich eine Insel im Waldland, mit kleinen Dörfern besiedelt, deren enge Feldmarken sich um die Burg verteilten. Die Register der Orte mit polnischem Recht gestatten einen ziemlich sicheren Entwurf der Karte der Siedelungen vor Beginn der deutschen Kolonisation; sie zeigt, daß der Ottmachauer Gerichtssprengel nicht nur gegen das Gebirge von riesigen Waldungen umfangen war, sondern auch im Norden und Osten ein Waldgürtel, den erst deutsche Rodungsdörfer[2]) in heute noch bestehende Reste auflösten, ihn von den Grottkauer Ackerflächen und der nördlich gewendeten Neißestrecke trennte. Im Süden jenseits der mittleren Neiße, die Ottmachaus hohe Burglage beherrschte, liegen noch drei Dörfer, für die ursprünglich polnisches Recht erweisbar ist[3]); sie werden nicht die einzigen gewesen sein; noch ein breiter Streifen jenseits der Neiße ist von slavischen Dorfnamen erfüllt, deren südliche Grenze[4])

1) Seine erste Darstellung in der Einleitung zum Liber Fundationis Episcopatus Vratislaviensis (Cod. Dipl. Sil. XIV 1889) hat W. Schulte nun noch tiefer zu begründen und überzeugend zu verschärfen vermocht in einer Reihe kritischer Abhandlungen über Bischof Jaroslav und die Schenkung des Neißer Landes. Oberschlesien IV. 1905, 230—249. 301—326. 398—429. 527—541. 617—631. Für die historische Topographie besonders wichtig daraus als Ergänzung des Liber Fundationis das neu erschlossene Registrum procuracie Otmuchoviensis.

2) Gläsendorf, Seiffersdorf, Petersheide, Schönheide, Friedewalde, Groß-Briesen, Waltdorf, Riemertsheide.

3) Stübendorf, Rathmannsdorf, Naasdorf.

4) Schulte a. a. O. 248 stellt diesen Grenzgürtel polnischer Ortsnamen zusammen: Kamitz, Gostitz, Geseß, Schwammelwitz, Rathmannsdorf (Rathnovicz), Krackwitz, Peterwitz, Schwandorf (Swanowicz), Kalkau, Wiesau (Lossouia villa), Naasdorf (Nadith), Lentsch, Poln. Wette, Dürrkamitz, Lindewiese (Lipova), Greisau, Prockendorf.

allerdings nicht überall die Südgrenze der alten polnischen Siedelungen bezeichnet. Sicher hatte die Kastellanei Ottmachau ihre Siedelungen schon in breiter Front über die Neiße vorgeschoben, ehe — wohl nicht lange vor 1220 — die deutsche Kolonisation einsetzte und im Laufe von vier bis fünf Jahrzehnten eine Fülle neuer großer Feldmarken aus dem bisherigen Grenzwalde sich herausschnitt. Das Ottmachauer Bischofsland der slavischen Zeit war nicht nur gegen die westliche der beiden von einem Gebirgssporn getrennten Buchten vorgedrungen, in die des Gebirges Front im Süden der mittleren Neiße sich gliedert, sondern umfaßte schon eine Reihe kleiner slavischer Feldmarken im Auewald des Neißetales und zu seinen beiden Seiten bis abwärts ans Neißeknie und erstreckte sich vor der östlichen, von der Biele entwässerten Gebirgsbucht bis ostwärts nach Greisau bei Lindewiese.

Die kräftige deutsche Kolonisation führte nun einerseits zu einer bedeutenden südlichen Erweiterung des Anbaues im Bischofsland auf Kosten des Grenzwaldes, anderseits aber auch zu der Begründung deutscher Siedelungen innerhalb und in der Umgebung des Neißeknies. Als Sammelplätze des Überschusses ihrer Erzeugnisse und als Bezugsquellen für die Versorgung mit fremden Waren, aber auch als wahrhafte Stützpunkte dieses neu aufblühenden Kulturlandes erwuchsen im Laufe des 13. Jahrhunderts zwischen den Dörfern des Rodelandes, zum Teil aber auch im Bereich der alten slavischen Siedelungen Städte, deren Entstehungszeiten wie feste Lichtpunkte hervorleuchten aus der unvollkommenen Helle, die den Fortschritt der dörflichen Entwicklung umdämmert. Die erste nach Alter, Rang und Wirkungskraft war Neiße (vor 1223), so schnell zu führender Bedeutung erwachsend, daß ihr Weichbild voll deutscher Dörfer als besonderer »Neißer Bezirk« dem alten von Siedelungen polnischen Rechtes beherrschten »Ottmachauer Sprengel« gegenübertrat und später allmählich für das ganze Bischofsland der Name des »Neißer Landes« üblich wurde. Wenn so die beiden Hälften des mittleren Neißelaufes vor den beiden Buchten der Gebirgsfront je ihren besonderen Vorort empfangen hatten, trat 1254 als Grenzwarte im äußersten Westen des Bischofslandes am rechten Neißeufer die Neugründung von Patschkau hinzu, und als städtische Mittelpunkte der beiden Buchten des Bergrandes wurden im nächsten Jahrzehnt die Städte Weidenau (um 1267) und Ziegenhals (1268) angelegt, letztere in besonders bedeutsamer Lage als Hüterin der hier zusammenkommenden Paßstraßen nahe gegenüber dem mährischen Vorposten Zuckmantel. Diese Entwicklung hatten die Bischöfe zu steigender Macht ihres Landes mehrere Jahr-

zehnte fortgeführt, bei den Städten vielleicht unter gewisser Mitwirkung, bei den Dörfern unter stillschweigender Duldung der herzoglichen Gewalt, bis 1282 Herzog Heinrich IV. das alte zweifellose Recht der Herzöge am Boden des Grenzwaldes betonte und vom Bischof die Herausgabe von 65 Dörfern forderte, die unter allmählicher Erweiterung des Bischofslandes auf Kosten des Grenzwaldes, also auf herzoglichem Grund, begründet worden waren.

Wie die Mittel staatlicher Macht in diesem Streit zunächst die Oberhand behielten, wie aber zu allgemeiner Überraschung 1290 vom Sterbelager des Herzogs das große Privileg ausging, das dem Bistum volle Hoheitsrechte im Bischofslande mit Einschluß des Blutbannes und des Münzrechtes überantwortete, — das gehört der Geschichte an. In der weiteren Entwicklung des Bischofslandes war das wichtigste Ereignis die käufliche Erwerbung des Grottkauer Landes (1344), das bis dahin zum Herzogtum Brieg gehörte.

Die Bedeutung dieses ganzen ansehnlichen Territoriums ward gesteigert durch seine Grenzlage und seine Verbindungen über das Gebirge hinüber nach Mähren und dem zu Böhmen gehörenden Glatzer Ländchen. Die älteste Zeit mag östlich von der Glatzer Straße des Neißetales (semita Bohemiae) nur den Weg gekannt haben, der aus dem Südostwinkel des Neißer Landes über Neustadt, Jägerndorf, Freudental nach Olmütz das Gebirge weit östlich umging[1]). Jünger dürfte die Straße sein, die knapper am Ostfuß des Altvater vorüberführte[2]); sie trat von Zuckmantel vorüber an der Burg Edelstein ins Gebirge ein, erreichte dann über Hermannstadt, Einsiedel »das Tal Gesenke« (das spätere Würbental), um jenseits einer Paßhöhe (820 m) nach Engelsberg und Freudental niederzusteigen, das schon 1213 als mährischer Bergwerksort bestand und vielleicht der Ausgangspunkt für die Eröffnung dieses Weges war. Noch später ist wohl der Spornhauer oder Ramsauer Sattel (759 m) im Westen des Altvatergebirges dem Verkehr zugänglich geworden; seine früheste Erwähnung birgt — soweit ich sehe — die Erwerbung Goldensteins für das Kloster Kamenz (1325)[3]).

Der Zug dieser Straßen und der über den Paß von Krauten-

1) Diese strata publica versus Moraviam in Urkunden zur Geschichte des Bistums Breslau S. 80 (1282).

2) Rob. Fox, Das Gesenke, eine Paßstudie. Festschrift des Geogr. Seminars der Universität Breslau zur Begrüßung des 13. Deutschen Geographentages. 1901, S. 178—189. Die entscheidende Urkunde (1348), die den ursprünglichen Sinn und die deutsche Herkunft des Wortes »Gesenke« außer Zweifel stellt, danken wir Konr. Wuttkes Veröffentlichung der Bergbau-Urkunden. Cod. Dipl. Sil. XX S. 40.

3) Cod. Dipl. Sil. X No. CXXIV. S. 100. 101.

walde (665 m) nach der Grafschaft führenden[1]) ist für die Ortswahl der wichtigsten Siedelungen des Bergsaumes entscheidend. Als Paßausgänge am Außenrande des Gebirges stellen sich neben Silberberg, Wartha, Reichenstein vier zum Teil von nahen Burgen beschützte Städtchen des österreichischen Anteiles am Neißegebiet, paarweise eingefügt in die zwei gegenüber Ottmachau und Neiße zurückweichenden Nischen des Bergrandes, welche ein von den Bergen des Bades Gräfenberg nordwärts vordringender Ast des Gebirges scheidet. Auf die Ottmachauer Strecke des Neißelaufes zielen die Bäche von Jauernik, wo zu Füßen einer alten Burg[2]), heute des fürstbischöflichen Schlosses Johannisberg, das Krautenwalder Tal sich öffnet, und von Friedberg[3]) am Gotthausberge, wo die Straße und nun auch die Bahn gegen das Gemärke (572 m) anzusteigen beginnt, um den Hintergrund des Bieletales und den Spornhauer Sattel zu erreichen. Die Gebirgsbucht dieser beiden Städtchen gehörte vor deren Entstehen ganz zum Weichbild von Weidenau. Schärfer voneinander getrennt sind die Paßstädtchen der östlicheren Gebirgsbucht, Freiwaldau, schon 1267 der Hauptort des Bieletales, und Zuckmantel[4]) vor dem Paßweg der Burg Edelstein (1281), malerisch an den Fuß der Bischofskoppe gelehnt. Nur auf dem Scheitel dieses Gipfels erreicht das preußische Gebiet einmal die Höhe des Gebirgsrandes. Wasser und Weg ziehen von Zuckmantel so schnell dem Bieletale zu, daß an dessen Austritt aus den Bergen, auf nunmehr preußischem Boden, sich ein bedeutender, die beiden höheren Städtlein seiner Wasserläufe in Schatten stellender Platz entwickelt hat: Ziegenhals.

Seine Erhebung zur Stadt (1268) fällt in eine Zeit, da Zuckmantel und Burg Edelstein in Mährens Hand lagen und gerade ihnen gegenüber eine zugleich das Freiwaldauer Tal schirmende Grenzfeste des Bischofslandes notwendig erschien. Die Wichtigkeit der Lage verrät sich in dem wiederholten Schwanken des Grenzzuges, bis 1474 das Zuckmanteler Amt endgültig zum bischöflichen Gebiete geschlagen wird. Die letzte Trennung von Zuckmantel und Ziegenhals (1742) erscheint fast wie eine letzte Schwingung des mittelalterlichen Wechsels weichender und wiederkehrender Wellenbewegung auf einem streitigen Strandsaum. Heute steht im Bilde von Ziegenhals die freundliche

1) Cod. Dipl. Sil. VII, 3. S. 239. SR. No. 2417 (1296).

2) Castrum Jawirnik (1348. 1371). Lehnsurkunden II 211. 228. Der Ort wird als Dorf erwähnt 1291, als Stadt 1373.

3) Stadt und Schloß 1358, Lehnsurk. II 219. Wenig östlicher Burg Kaltenstein, Lehnsurk. II 210 (1345).

4) Erste Erwähnung 1263.

Lage, der den Sommerverkehr belebende Hintergrund der waldigen, zum Wandern ladenden Berge voran. Aber die Hauptgrundlage des wirtschaftlichen Lebens und der bemerkenswerten Volksvermehrung (1905 8670) ist eine vielseitig entwickelte Textilindustrie.

Der Städtereihe des Gebirgsrandes stand durch einen breiten Gürtel langer Dörfer getrennt die Städtereihe des Neißetales gegenüber, des ersten bedeutenden Geländeabschnittes im fruchtbaren Vorland. Der östlich gerichtete Mittellauf wies seit der Mitte des 13. Jahrhunderts drei städtische Siedelungen auf: Patschkau, Ottmachau und Neiße. Der Bodengestalt nach sollte man nur auf zwei gefaßt sein, je eine für die beiden Kammern des Gebirgsvorlandes. Das war auch der ursprüngliche Zustand. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts war die Burg Ottmachau und der unter ihrem Schutze erwachsene Markt der Vorort für das ganze Ottmachauer Ländchen bis an den Bergrand der Grafschaft Glatz. Erst 1254 begründete der Bischof im äußersten Westen seines Gebietes westlich von dem alten Dorfe Patschkau eine neue Stadt dieses Namens am rechten Talhang der Neiße. Hierher liefen gewiß schon damals vor der städtischen Besiedelung ihrer Talausgänge zwei von Landeck zu beiden Seiten des Heidelberges herüberkommende Bergpfade wieder zusammen an der auf Münsterberg und das Ohletal zielenden Neißefurt. Aber nicht nur gegen den zu Böhmen gehörenden Glatzer Kessel war Patschkau Grenzplatz des Bischofslandes; auch gegenüber dem herzoglichen Territorium, dem nicht nur das nördliche Gegenufer der Neiße (bis 1416) angehörte, sondern auch ein Streifen des rechten Ufers, auf dem jenseits des Kamitzbaches, des natürlichen Wallgrabens der Feste Patschkau, dicht vor deren Tor sich um 1300 eine herzogliche Burg »das Haus Patschkau« erhob. Gerade dieser Gegenzug in den Maßnahmen des Herzogs betont die Stellung von Patschkau als Grenzwarte so deutlich, daß man — mit W. Schulte[1]) — für diese absonderliche Stadtgründung ohne Gerichtssprengel[2]), mit ganz einseitig, nur auf dem rechten Neißeufer im Halbkreis entwickelten Weichbild den wirtschaftlichen Gesichtspunkt hinter dem militärischen wird zurücktreten lassen dürfen. Die Zerschneidung der auch tertiären Grund entblößenden Diluvialplatte durch die Bäche Kamitz und Gostiz vor der Westfront der Stadt war für die Kriegskunst des Mittelalters eine nicht zu verachtende Ergänzung der natürlichen Deckung, die im Norden die Neiße und ihr Mühlgraben ge-

1) Die Anfänge der Stadt Patschkau. Oberschles. Heimat II 1906, 14—31.

2) Cod. Dipl. Sil. XIV S. 14 (Registrum Nissense im Lib. fundat. episc. Vratisl.) »Patschkau hat keinen Gerichtssprengel«. Paczcow caret provincia.

währten. Trotz der vorgeschobenen Lage kam das Städtchen Patschkau als Brückenkopf der Neiße und als Mühlenplatz für das Getreide der fruchtbaren Umgebung zu bescheidenem Wohlstand. Zu der Feldmark fügte eine Schenkung des Bischofs 1420 den großen — seit 1742 durch die Landesgrenze abgetrennten — Wald bei Gostitz (1774 ha) hinzu, der den Hausbesitzern »Hausholz« lieferte, bis 1873 der Aufwand für ein neu begründetes Gymnasium die Kämmereikasse so gründlich in Anspruch nahm, daß eine Kommunalbesteuerung nur durch Wegfall jenes Vorrechtes der Hausbesitzer vermeidbar war. Auch heute noch übt Patschkau, ein behäbiges Städtchen von 6150 Einw. (1905), durch die Mäßigkeit seiner Ansprüche an die Steuerkraft eine Anziehung aus für Leute, die frei ihren Wohnsitz wählen.

Gegenüber auf dem nördlichen Talrande, von ihm aus den Übergang beherrschend, lag im Mittelalter die Burg Neuhaus, der Lage nach ein Gegenstück zu Kamenz, wie dieses an einem Zugang zu Münsterberg. Sie tritt zuerst in den Hussitenkriegen hervor, war dann zeitweilig bis 1509 ein gefährliches Raubnest und scheint im Dreißigjährigen Kriege verschwunden zu sein.

Eine dauerndere, wenn auch bescheidene Bedeutung hat sich ein 11 km östlicher gelegener hoher Punkt des linken Talrandes bewahrt, den die nahe herantretende Neiße mit ihren Teichlandschaften gegen Süden noch vollkommener schirmte. Hier erhob sich 50 m über ihrem Spiegel schon im 12. Jahrhundert die alte Landesburg Ottmachau. Wie durchgreifend das 13. Jahrhundert den Ausblick von ihr südwärts veränderte, eine einförmige Waldesöde durch eine belebte Kulturlandschaft ersetzte, sahen wir bereits. Diese Umgestaltung zog der Bedeutung der Burg und des unter ihrem Schutz entwickelten Marktes engere Grenzen. Überflügelt von den neuen Stadtgründungen, erlangte das Städtchen Ottmachau erst 1347 seinerseits deutsches Recht. Es blieb ein freundlicher Ort stiller Ackerbürger, daneben aber ein wichtiger, in manch heißem Strauß umstrittener Brückenkopf. Das 1811 vom Staate eingezogene Kirchengut ward am Schluß der Freiheitskriege ausersehen für eine Dotation. Gneisenau hatte darauf ein Auge geworfen, aber es fiel Wilh. von Humboldt zu. Heute ist Ottmachau (1905 3650 Einw.) der Hauptort des bisher abseits von lebhafterem Verkehr gelegenen Südwestens des langgestreckten Kreises Grottkau. Erst jetzt baut man die Bahn Ottmachau—Prieborn, um dem Rübenland, den Getreideerträgen eines ansehnlichen Landstrichs, der auch wertvolle Granitbrüche (Matzwitz, Starrwitz, Nitterwitz) und Basaltbrüche (Gläsendorf) enthält, die fehlende Verbindung mit ent-

fernten Absatzgebieten zu schaffen. An der relativen Bedeutung Ottmachaus wird dieser Weg nichts ändern. Seine weiter greifende Wichtigkeit gehört der Vergangenheit an, der frühen Zeit vor stärkerer Besiedelung der Neißeniederung, da der Schwerpunkt des Anbaues noch abseits von den Flüssen auf der von der Neiße umflossenen Diluvialplatte lag.

Schon der Fortschritt der Kolonisation vor dem Mongolensturm brachte die überlegene Bedeutung des 12 km östlicheren Neißeknies zur Geltung, das im Verein mit einem von Süden heranziehenden Bergfluß, der Freiwaldauer Biele, jeglichem Verkehr, mag er auf dem rechten oder linken Ufer des mittleren Neißelaufes zwischen West und Ost sich bewegen oder zwischen Breslau und den Pässen der Ostsudeten meridianer Richtung folgen, einen Flußübergang auferlegt. An diesem für den Verkehr wichtigen Knoten des Wassernetzes hat die Stadt Neiße sich erhoben. Ihre Lage und Bedeutung verdient eine sorgfältigere Würdigung.

Ehe die Neiße aus ihrer östlichen endgültig in nördliche Richtung übergeht, begleitet sie in breiter, zum Teil waldiger, ursprünglich von ihren gewundenen Armen wirr durchflochtener Aue den um 40 m höher liegenden nördlichen Talrand, der mit seinem Wechsel von Vorsprüngen und Buchten selbst Zeugnis ablegt von den seinen Umriß modellierenden Eingriffen des oft jäh anschwellenden Flusses. Einen wichtigen, besonders häufigen Veränderungen unterworfenen Abschnitt des Tales bezeichnet die Einmündung der von einer langen Gebirgsfront gespeisten Biele. Ihr nördlich strebender Lauf verstärkt nicht in geradem rechtwinkligen Einfall den Hauptfluß, sondern begleitet ihn — die Vereinigung verzögernd — noch 7 km weit. Auf der zweiten Hälfte dieser Strecke liegt zwischen Biele und Neiße heute die Festung Neiße (187 m). Erst Friedrich der Große hat einen Scheitel des hohen nördlichen Talrandes (230 m) mit dem Fort Preußen gekrönt.

An dem »Niederungsfluß« — das bedeutet der Name Neiße — wirklich in seiner Niederung hatte hier schon ein gleichnamiges slavisches Dorf neben den fischreichen Gewässern sich eingenistet, am rechten Ufer der Biele. Gegenüber am linken steckten vom Bischof herbeigerufene Ansiedler im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts die Gassen einer deutschen Stadt ab. Den Platz empfahl wohl die leichte Verteidigung zwischen zwei kräftigen Flüssen, vielleicht auch die Möglichkeit, die Wasseradern je nach Bedarf zu verzweigen und zu lenken. Möglicherweise haben erst die Begründer der Stadt die Biele in zwei Arme gespalten, den wichtigeren östlichen zum Schutze

um ihren Mauerkranz geführt, den westlichen zur reinigenden Durchspülung durch das Innere der Neuen Stadt, der die ältere slavische Niederlassung nun unter dem Namen der Altstadt gegenüberstand. Nur die Neustadt hat bis zur Gegenwart sich erhalten; die Stelle der Altstadt, ihrer hochragenden Kirchen und ihrer Gassen, nahmen später die Werke auf der Südostseite der Feste ein. Wer die von den Wällen eingeschnürte preußische Festung betrachtete, dem mußte es schwer werden, die friedliche mittelalterliche Stadt, »das schlesische Rom«, das unter dem Krummstab behagliche Tage gesehen, sich klar vorzustellen. Uns wird dies nur noch möglich auf Grund der Pläne aus dem Ende des 16 Jahrhunderts: des 1594 gezeichneten Grundrisses des Baumeisters Schneider von Lindau und der vortrefflichen vogelperspektivischen Zeichnung des Breslauer Malers Georg Hauer (etwa 1596)[1]. Sie zeigen uns die Doppelstadt, den der Neustadt als Zitadelle angefügten, mit Bastionen und Türmen bewehrten Bischofshof, die Menge turmreicher Kirchen, den weiten Umfang, bis zu dem auf den meisten Seiten der Neustadt ein Kranz von Vorstädten sich entfaltete, schwach oder gar nicht befestigt, aber freundlich und reich an Gärten. Aus der hussitischen Verwüstung[2] hat sich dieser Gürtel von Vorstädten — mit Einschluß der Altstadt — rasch wieder erhoben; verhängnisvoll ward ihm erst der Dreißigjährige Krieg.

Die Blütezeit der Stadt Neiße als Bischofsresidenz fällt ins 16. Jahrhundert und den Anfang des 17. — die Zeit, deren Akkorde heute noch in dem Eindruck des Stadtbildes nachklingen. Wenn früher, in der Zeit vorwaltenden Holzbaues, oft gewaltige Feuersbrünste große Teile der Stadt niedergelegt und einen neuen Beitrag zu den Schuttlagen geliefert hatten, die den Boden der Stadt allmählich um 3 m und mehr über die mittelalterliche Oberfläche erhöht und ihn dem Überschwemmungsniveau vollkommen entrückt haben, so tritt seit dem 16. Jahrhundert nach dem letzten großen Brande (1525) eine größere Beständigkeit in der steinernen Stadt mit zunehmender Ziegelbedachung hervor[3]. Und was jene Zeit baute, verbürgt ihren behaglichen Wohlstand, gibt Kunde von der Empfänglichkeit für die neu eindringenden Bauformen der Renaissance, deren Studium in Neiße — nicht minder als in Brieg oder Görlitz — ein wahres Schatzkästlein findet. Niemand kann die herrliche Front des heute die

1) W. Schulte, Beiträge zur Geschichte von Neiße. 21. Ber. der Philomathie zu Neiße 1881.

2) W. Schulte, Die Hussiten vor Neiße. Festschrift des Realgymn. Neiße 1882.

3) W. Schulte, Über Neißer Hausbauten. 22. Ber. der Philomathie in Neiße. 1884, 163—177.

Kämmerei bergenden alten Wagehauses, die nach oben sich verjüngenden Staffeln des Giebels, den freundlichen Schmuck seiner Malereien betrachten, ohne sich umweht zu fühlen von der Lebensfreude einer geistig bewegten, die Segnungen langen Friedens bewußt genießenden Zeit. Und ein Gang durch die Schiffe der Jakobskirche vorüber an den Grabmälern der Bischöfe des 15. und 16. Jahrhunderts macht die Gestalten der Kirchenfürsten lebendig, die Neiße zu einem Sitz ihres Wirkens machten inmitten einer Bürgerschaft, die auf der Straße zwischen Wien und Breslau selbst nicht unberührt blieb von den Wechselbeziehungen dieser Zentren des ostdeutschen Humanismus. Er fand unter den Bischöfen jenes Zeitalters eifrige Pfleger, wie Johannes Roth (1483—1506) und Joh. Turzo (1506 bis 1510). Die Druckerei, die der Bischof Balthasar von Promnitz 1555 dem Rat der Stadt Neiße schenkte, druckte 1561 Schlesiens erste Landkarte von der Hand des Neißer Rektors Martin Helwig.

Auf demselben Wege zwischen Wien und Breslau durch die gewundenen Täler des niederen Gesenkes bewegte sich auch das Handelsleben, das dieser Geistesblüte die feste wirtschaftliche Unterlage bot. Denn nicht nur die Erzeugnisse der fruchtbaren Umgebung, auch der Ertrag ungarischer und österreichischer Weinberge füllte die Speicher und die Handelsgewölbe, die einen wesentlichen Anteil nahmen an der charaktervollen Gestaltung der alten Bürgerhäuser. W. Schulte hat für jene Blütezeit auf Grund der Häuserzahl die Bevölkerung der ummauerten Stadt (Neustadt) auf 7—8000 angeschlagen und ist geneigt mit Einschluß der Vorstädte auf eine gesamte Volkszahl von etwa 15000 hinaufzugehen. Diese Zahlen dürften etwas hoch gegriffen sein; aber auch wenn man sie um ein volles Drittel ermäßigen wollte, würden sie schwerlich von einer anderen schlesischen Stadt zweiten Ranges damals erreicht sein. Breslau hatte auf der Schwelle der Neuzeit 30000 Einwohner.

Den Untergang dieser Blüte eines der kräftigsten Vorposten deutscher Kultur, der erst kurz vorher das letzte polnische Dorf in seinem Rücken (Woitz 1495) der eigenen Nationalität gewonnen hatte und noch heute nicht mehr als 20 km von der Sprachgrenze entfernt liegt, besiegelte der 30jährige Krieg. Schon vor ihm hatte der Gegensatz zwischen dem Bischof und der großenteils zum protestantischen Glauben übergetretenen Bürgerschaft den inneren Frieden gefährdet. Bischof Karl, Erzherzog von Österreich (1604—1624), der Bruder Ferdinands II., war ein scharfer Vertreter der Gegenreformation. Er führte mit allen Mitteln die Bürgerschaft zum katholischen Bekenntnis zurück. Die Jesuiten, die er 1622 berief und reich ausstattete,

sollten Neiße wieder zu einer Hochburg der Kirche machen. Bei den Kämpfen, die auch Neiße unmittelbar berührten, ward im Interesse der Verteidigung des Stadtkerns 1620 bereits die nördliche, gegen die Neiße sich erstreckende Vorstadt, 1643 auch der Rest der Altstadt dem Erdboden gleich gemacht. Und wenn so die behagliche Ausdehnung der Stadt in die Fluren hinaus verloren ging, gewann auch ihr beengtes Innere, das nur noch 700 wehrhafte Bürger umschloß, ein stark verändertes Ansehen durch die Bautätigkeit der Jesuiten, der Franziskaner, der Dominikaner und der Magdalenerinnen. Die Kuppeln des Barockstils schwebten über das Stadtbild empor, und gewundene Säulen umrahmten neue Altäre. Die Orden bemächtigten sich der Schule und engten das Leben der Bürgerschaft ein. Es war immer noch das schlesische Rom, aber eine »Roma dopo il sacco«. Für die in diese Zeit fallenden Greuel der Hexenverbrennung wird man nicht die katholische Kirche verantwortlich machen. Die beiden Konfessionen zahlten demselben Wahn gleichmäßig ihren furchtbaren Tribut. Wohl fehlen auch dieser Zeit Werke regen Bürgersinnes nicht. Dafür zeugt der »Schöne Brunnen«. Aber es war eine Zeit gedämpften, niedergehaltenen Lebens.

Der Trommelschlag der einziehenden preußischen Bataillone führte 1741 eine neue Zeit herauf. Wieder waren die Vorstädte, von den Verteidigern selbst in Brand gesteckt, in Asche gesunken, der Schmuck der Türme vom Bombardement zum Teil niedergeworfen. Statt des schlürfenden Schrittes der Priester und Mönche schlug nun der feste Tritt des Parademarsches ans Ohr. Militärische Anlagen gewannen in der Stadt größeren Raum und brachten im Nordwesten eine Stadterweiterung in der neuen Friedrichstadt gegen die Höhe des neuen Fort Preußen hin. Der nüchterne Kasernenstil trug ein neues, keineswegs angenehmes Element in das architektonische Bild der Stadt hinein in um so breiterer Entwicklung, da er auch ansteckend auf den Bau der Bürgerhäuser wirkte. Die kriegerischen Zeiten ließen jede freundliche Zierde als einen vielleicht schnellem Ruin geweihten Luxus erscheinen. Nach dieser Richtung war es beinahe wie ein Glück zu betrachten, daß die Säkularisation eine Menge alter Klosterbauten profanen, großenteils natürlich militärischen Zwecken verfügbar machte. So verschlang die Festung noch manche Werke des kirchlich-klösterlichen Baueifers früherer Zeiten. Der Charakter der Militärstadt mit Divisionskommando, Kriegsschule, Pulver- und Gewehrfabriken gelangte im 19. Jahrhundert, dessen Anfang noch die schwere Belagerung von 1807 brachte, zu vollster Durchbildung.

Aber alles spricht dafür, daß auch die Festung Neiße ihre große

historische Zeit hinter sich hat. Ihre Stadtumwallung ist gefallen. Schöne breite, regelmäßig angelegte Straßen mit modernen Gebäuden sind an ihre Stelle getreten. Neiße beginnt nun erst freier sich zu entwickeln als Verkehrszentrum einer fruchtbaren Landschaft. In dem auf der Ostseite der Stadt erwachsenen Bahnhof treffen mit der den Gebirgsrand begleitenden Linie Ratibor—Liegnitz die Bahnen von Brieg, Oppeln, Ziegenhals zusammen; nur die gerade Verbindung mit Breslau fehlt noch immer. Eigene gewerbliche Regsamkeit zeigt sich wenig. Sie war lange durch militärische Rücksichten geradezu auf die umliegenden Dörfer verwiesen. Außer den Mühlen ist nur eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen zu nennen. Kein Wald von Schornsteinen verdüstert das historische Bild in dem freundlichen landschaftlichen Rahmen, das Bild, das man am schönsten von der Sellerie am nordwestlichen Höhenrande übersieht; seinen fernen, großen Abschluß bildet das Gebirge.

Im ganzen ist Neiße gerade ein überzeugendes Beispiel dafür, daß die Bedeutung der Städte sich nicht nach ihrer Einwohnerzahl abstuft. Die Volkszahl hat wenig zugenommen. Die jüngste Zählung fand 25390, wovon nur 21500 auf die Zivilbevölkerung entfallen. Neiße trat ins 19. Jahrhundert als sechste Stadt Schlesiens ein; jetzt ist es auf den zwölften Platz zurückgesunken. Aber ein Gang durch dies alte Kulturzentrum befestigt die Überzeugung, daß wenige Orte Schlesiens sich mit Neiße als Brennpunkt der Bildung und der Gesittung vergleichen können.

Der Lauf der Glatzer Neiße berührt unterhalb der gleichnamigen Stadt keinen bedeutenden Platz mehr. Er ist groß genug, um die breit ausgewaschene Talaue mit ernster Schädigung zu bedrohen, und doch nicht von so ausdauernder Kraft, daß er als Transportweg für die Uferlandschaften Wert gewinnen könnte. Der Verkehr von Neiße hielt sich immer auf der Diluvialplatte des linken Talrandes. In der Nähe des Punktes, an dem dieser aus der bisherigen Nordrichtung nordostwärts umbiegt, liegt etwa 25 km nördlich von Neiße Grottkau, ein in der Entwicklung stehengebliebenes, noch heute innerhalb des Raumes der gefallenen Mauern sein Genüge findendes Städtchen (1905 4540 Einw.), vor dem Zeitalter der Eisenbahnen der natürliche Rastplatz auf dem Wege nach dem noch 21 km entfernten Brieg. Diese Stadt ist der Oderhafen von Neiße, der natürliche Zielpunkt seiner Bergstraßen. Wir irren also von dem Zuge des Verkehrs ab, wenn wir dem weiteren Schicksal des Neißeflusses noch einen Blick gönnen. Er drängt sich nahe an den rechten Talrand, den Saum der Wald- und Heideplatte des Falkenberger Kreises, und würde links von sich nur einen Wechsel

von Dünen, Teichen, Wiesen und Dorfgemarkungen von sehr mäßiger Fruchtbarkeit lassen, wenn nicht einer der bedeutendsten Großgrundbesitzer der Gegend, Hans Ulrich Graf Schaffgotsch, das früher völlig unbedeutende Dörfchen Koppitz sich ausersehen hätte zur Errichtung seines stolzen Schloßbaues.

Die nördliche Richtung führt die Neiße, deren rechtes Hochufer mit der stattlichen Front der Mullwitzer Basalthügel abbricht, nun quer über das nordöstlich abbiegende Tal. An dieser allmählich sich wieder enger zusammenschließenden Talstrecke haben um den Vorzug, Brückenkopf für die Überschreitung der unteren Neiße zu sein, auf einem Raume von 12 km drei Flecken gestritten: Michelau, Löwen und Schurgast. Der Übergang von Michelau lag im Grunde nur für den Verkehr zwischen Brieg und Falkenberg günstig; er konnte nur rein örtliche Bedeutung gewinnen. Den Vorrang gewann früh Löwen (1905 3450 Einw.). Ihm führt die hierher ziehende Falkenberger Steine einen Weg ihres Tales zu; namentlich aber lag hier immer der Übergang einer Straße Brieg—Oppeln, und seine Wichtigkeit ward über die des untersten beim Städtchen Schurgast nur einen schmalen Talraum vorfindenden Brückenplatzes hinausgehoben durch den Brückenbau der Oberschlesischen Eisenbahn, die im Löwener Bahnhof die Erzeugnisse der Umgebung aufnimmt und der Maschinenwerkstatt des Ortes alle Bedürfnisse zuführt. Bei Schurgast berührt die Neiße zum letzten Male ein festes, zum Übergang geeignetes Hochufer (r.), ehe sie in die breite Oderniederung eintritt bei der Schleuse von Nikoline, dem bisherigen Ende der oberschlesischen Oderkanalisation. Ein Doppelwall aus heidnischer Zeit gibt links von der Neißemündung Zeugnis von einer alten Wertschätzung dieses Punktes, die in der späteren Siedelungsgeschichte nicht weiter hervortritt. Die einladendste Ortslage liegt an dieser Oderstrecke wenig weiter abwärts: das Hochufer von Koppen.

Das wirtschaftliche Leben des Neißegebietes empfängt nur in der Nähe des Gebirgsrandes eine Steigerung seiner Mannigfaltigkeit durch das Hervortreten nutzbarer Gesteine. Im Westen der Biele reicht das preußische Staatsgebiet weit genug südwärts, um einzelne seiner Gemeinden mit den Granitmassen des Gebirges in unmittelbare Fühlung zu bringen. Neben dem langgestreckten Groß-Kunzendorf, das die Ostseite des am weitesten nordwärts reichenden Granitrückens begleitet, treten die dem Glimmerschiefer auch innerhalb des Gebirges eingefügten Lager kristallinischer Kalksteine an mehreren Punkten zur Ausbeutung einladend an die Oberfläche. Man bricht

hier einen grobkristallinischen, graublauen Marmor für künstlerische Verwendung zu Tischplatten, Treppenstufen, Säulen, Grabsteinen, Sarkophagen; aber auch mit Baukalk und Düngerkalk versorgen die Kalkbrennereien des Ortes eine weite Umgebung. Wo die festen Gesteine des Gebirges am Außenrande ihres Vorkommens unter die Diluvialdecke einschießen, schalten sich zwischen beide bisweilen miozäne Tonlager ein; bei Bischofswalde und Lentsch erreicht ein in sie eingebettetes Braunkohlenlager eine Mächtigkeit von fünf Lachter. Tagebau fördert hier in einem Jahre bis 50000 Tons einer erdigen, aber zur Brikettbereitung sich eignenden Kohle, die einer Dampfziegelei, aber auch der Nachbarschaft willkommenen Brennstoff liefert.

Der Nachblüte des Reichensteiner Bergbaues stellt sich die Verwertung der mannigfachen Mineralien zur Seite, welche als Ergebnisse verwickelter Umwandlungsprozesse im Frankensteiner Serpentingebirge auftreten und neuerdings Gegenstand eindringender Studien wurden[1]). Sowohl nördlich von Frankenstein an vier Serpentinkuppen, die in meridianer Richtung bis Kosemitz sich aneinander reihen, wie südlich von der Stadt im Buchberge bei Baumgarten findet sich als Zersetzungsprodukt und äußere Hülle des Serpentins das sog. »Rote Gebirge«, ein an der Oberfläche stark kieseliges und dann wegen seiner Härte und Zähigkeit zum Straßenbau verwertbares, in der Tiefe aber mehr toniges Gestein, das von nickelführenden Gängen durchzogen ist. Schon der in solchen Gängen und einzelnen Knollen im Roten Gebirge auftretende Chrysopras, eine Chalzedonart, dankt die tiefgrüne Färbung, welche ihm Friedrichs d. Gr. Vorliebe zuwendete und ihn einige Jahrzehnte lang zum Gegenstand der Ausbeutung machte, einem Zuschlag von Nickeloxyd. Aber in manchen Gängen treten Magnesiasilikate mit so starkem Nickelgehalt (4—18%) auf, daß sie als wahre Nickelerze betrachtet werden müssen. Der Bedarf an Nickel für verschiedene industrielle Verwendung und für die Münzprägung hat die Nachfrage nach diesem Metall so erheblich gesteigert, daß es für Preußen wichtig ist, für seinen Bezug nicht ganz auf ferne Zufuhr (Kanada, Neu-Kaledonien) angewiesen zu sein, sondern es dem eigenen Boden zu entheben. Die 1901 begonnene Gewinnung in der Marthagrube und der Marthahütte bei Gläsendorf nördl. von Frankenstein hat sich bereits auf eine Jahresleistung von 13500 Tons Erz gesteigert, die über 200 Tons Metall liefern. Auch

1) Die reiche Literatur und ihre Ergebnisse vereint nun in kritischer Übersicht Arthur Sachs, Die Bodenschätze Schlesiens. Leipzig 1906. 3. 42. 48—51. 95. 107.

südlich von Frankenstein bei Baumgarten, wo man schon längst die oberflächlich in der Verwitterungshülle des Serpentins liegenden Magnesitnester für Fabrikation kohlensauren Wassers in einfacher Weise ausbeutet, ist eine Förderung von Nickelerzen geplant, während die an dasselbe Serpentingebirge gebundenen Chromeisensteine sich nicht als bauwürdig erwiesen haben.

Aber so hoch man diese Schätze im Schoße des Gebirges auch anschlagen mag, können sie bei ihrer örtlich engen Begrenzung doch nicht sehr ins Gewicht fallen gegenüber dem Ertrag der Bodenoberfläche des Neißegebietes. Die Front der Berge decken kräftige Wälder, ein wertvoller Besitz großer Grundherrschaften und weniger Gemeinden. Das diluviale Vorland aber ist in diesem Wassergebiete überall dankbar für die darauf verwendete Pflege, wenn auch einzelne Gebiete durch besondere Fruchtbarkeit vor den übrigen sich herausheben: am vorteilhaftesten das Rüben- und Weizenland um Frankenstein, nördlich von Ottmachau und nordwestlich von Neiße, auch die Umgebung von Grottkau. So günstig die Natur hier dem Gedeihen einer kräftigen Bauernschaft ist, erlangen doch auch auf ergiebigem Boden große Grundherrschaften eine beträchtliche Ausdehnung. Namentlich gilt dies vom Kreise Frankenstein. Dort folgen, wenn wir von Nordwesten gegen Südosten der Gebirgsfront entlanggehen, aufeinander die sämtlich mit großen Forsten ausgestatteten, aber doch auch einen ausgedehnten Feldbau treibenden Liegenschaften des Rittergutes Lampersdorf (von Thielau, 1322 ha), der Majoratsherrschaft Peterwitz (L. Graf Strachwitz, 3150 ha), der freien Minderstandesherrschaft Münsterberg-Frankenstein (Gräfin Deym von Střitež, 3765 ha, Güterdirektion: Giersdorf bei Wartha), die Herrschaft Kamenz (Prinz Friedrich Heinrich, 7025 ha, davon 3665 ha Forsten, Landgüter z. T. in Parzellen verpachtet), während auf der Nordostseite von Frankenstein die Majoratsherrschaft Schräbsdorf des Grafen Friedr. Strachwitz zusammen mit den Rittergütern Stolz und Dürr-Brockuth (Kreis Nimptsch) einen ungewöhnlich fruchtbaren Fleck von 2091 ha erfüllt. Im Kreise Neiße treten auf dem rechten Ufer der Neiße jenseits der großen Patschkauer Feldmark als besonders geräumige Güter hervor die Herrschaft Peterwitz bei Kalkau (F. Lorenz, 525 ha), ein Sitz berühmter Rinderzucht (Oldenburger), und die Herrschaften Friedrichseck (855 ha) und Bielau (881 ha). Sie sind Eigentum der von Friedenthal-Falkenhausenschen Erben auf Bielau, denen auch am linken Neißeufer zwischen Ottmachau und Neiße zu beiden Seiten der Kreisgrenze eine ansehnliche Herrschaft Friedenthal (1105 ha) gehört. Von ihr nördlich liegt, ebenfalls auf zwei Kreise verteilt, die Herrschaft Bechau

(Manfred Graf Matuschka, 1719 ha), im Osten begrenzt von der Herrschaft Franzdorf (Alex Graf Francken-Sierstorpff, 925 ha). Um Grottkau vereinen sich die Herrschaft Endersdorf (Harry Graf von Francken-Sierstorpff, 1243 ha) und die Fideikommißherrschaft Osseg (Frhr. von dem Knesebeck-Milendonck, 1402 ha), wogegen zu beiden Seiten der Neiße in den Kreisen Grottkau und Falkenberg die allmählich zusammengekauften Besitzungen des Grafen Hans Ulrich von Schaffgotsch und seiner Gemahlin (2590 und 1836 ha) mit dem Schloß Koppitz einander gegenüberliegen.

Wer an die Arealziffern der Magnatengüter Oberschlesiens sich gewöhnt hat, könnte bei oberflächlichem Vergleich diese Aufzählung kleinlich finden. Dies Bedenken schwindet bei der Erinnerung an den hohen Wert, den diese Güter der fruchtbaren Ebene besitzen. Die Flächengröße kann unmöglich allein entscheiden, wenn z. B. die drei Güter des Majoratsherrn von Schräbsdorf für ihre 2091 ha einen Grundsteuerreinertrag von 54400 Mark aufweisen, während die Waldherrschaft Ottowald im Kreise Großstrehlitz von ihren 26517 ha nur 51400 aufbringt. Auch der Unterschied ist nicht zu verkennen, daß die großen Waldflächen einen eigentümlichen Wert durch die selbstgenügsame Beharrlichkeit haben, die viel engeren Räume der bedeutenden Landgüter aber einen gewaltigen Einfluß auf den Fortschritt der Bodennutzung über ihre Grenzen hinaus gewannen. Die großen Grundbesitzer sind es gewesen, deren Einsicht und Kapitalkraft edlere, leistungsfähigere Viehschläge auf unserem Boden heimisch machte. Wie früher Greisau, Bielau, Franzdorf durch Einführung und Züchtung feiner Wollschafe auf einen damals wichtigen Zweig landwirtschaftlicher Produktion hebend wirkten, so genießen durch ihr Oldenburger Milchvieh noch heute die Herrschaft Lehn-Peterwitz bei Kalkau, die Rittergüter Thiergarten-Würben, Lassoth, Ebenau, Gührau, Niklasdorf, Schützendorf u. a. einen ebenso fest begründeten Ruf wie die Herrschaft Franzdorf, das Rittergut Koppitz durch ihre Holländer Zucht, noch andere durch erprobte Kreuzungen. Selbst Vollblutpferdezucht wird auf der Herrschaft Bielau mit Erfolg betrieben, während im allgemeinen die Züchtung schwerer kräftiger Zugpferde in der Bauernschaft und auch auf Rittergütern (Bischofswalde) mit Vorliebe gepflegt wird. In ähnlicher Weise wie in der Veredelung des Viehstandes und der Vervollkommnung der Milchprodukte sind die leistungsfähigen Großbesitzer auch vorangegangen bei der Steigerung der Intensität der landwirtschaftlichen Bodennutzung. Wie die geschichtliche Entwicklung den Großbesitz in diesem Gebiete zu weiter

Geltung gebracht hat, so treibt die moderne intensive Kultur in mancher Hinsicht zum Großbetriebe. Die Aktien-Zuckerfabrik Ottmachau z. B. hat zu ihrem kleinen Gute Johnsdorf (Kr. Grottkau, 166 ha) die ganze Herrschaft Friedrichseck, die Güter Geseß und Alt-Patschkau (Kr. Neiße) und Eichau (Kr. Münsterberg) hinzugepachtet, so daß ihr Landwirtschaftsbetrieb nun mehr als 2000 ha umfaßt. Sie vermag überdies, dank der Verbesserung der Verbindungen, auch Rübenernten schlesischer Feldmarken an sich zu ziehen, die früher jenseits der Landesgrenze in der Barzdorfer Fabrik ihre Verwertung suchen mußten.

Bei der Musterung der Dorfgemarkungen fällt — besonders schön auf W. Schultes Karte — sofort die Größe der Feldmarken des Bergrandes ins Auge, die Weiträumigkeit der Fluren, die auf dem Boden des alten Grenzwaldes den Siedlern angewiesen wurden. Von dem kräftigen Dorfe Schönwalde (s. S. 207), das mit einer Flur von 2263 ha obenan steht, zählt man vom Pausebach und der Neiße südwärts bis an die Falkenberger Steine 16 Landgemeinden mit einer Feldmark von mehr als 1000 ha [1]), meist langgestreckte Taldörfer vom echtesten Typus der deutschen Dorfanlagen des 13. Jahrhunderts. Auch in dem geräumigen Landstrich im Norden der genannten Flüsse sind bis zum Breitenkreis von Münsterberg in dem Bereiche des Neißegebietes noch 19 Dorffluren von dieser Größe vorhanden [2]), im ausgedehnten nördlichen Hauptstock des Kreises Grottkau nur eine einzige [3]). Auch der Grundriß der Dörfer und die Häufigkeit slavischer Namen ändert sich in dieser Richtung. Diese Abstufung der räumlichen Entwicklung der Dörfer kommt natürlich auch in der Volkszahl zur Geltung. Im allgemeinen gesellen sich mit großer Kopfzahl den weiträumigen Dörfern nur Dörfer zu, denen eine enge städtische Nachbarschaft gewerbliches Leben oder mindestens gewerblich tätige Bevölkerungselemente zuführt: so Zadel bei Frankenstein, so die schon in ihrer Entstehung eng mit Neiße zusammenhängenden Vororte Mährengasse und Neuland.

---

1) Schönwalde, Peterwitz, Olbersdorf, Baumgarten, Hemmersdorf, Heinrichswalde, Maifritzdorf, Borkendorf, Giersdorf, Langendorf (1833 ha), Neuwalde, Altewalde, Deutsch-Kamitz, Oppersdorf, Ritterswalde, Volkmannsdorf.

2) Stolz, Alt-Altmannsdorf, Woitz, Gr. Neundorf, Riemertsheide, Lindenau, Friedewalde, Mogwitz, Hennersdorf.

3) Lichtenberg.

2. Die Gebiete von Ohle und Lohe.

Wer sind Bürger? Nur Verzehrer.
Was sind Bauern? Ihr Ernährer.
Jene machen Kot auß Brote,
Diese machen Brot auß Kote.
Wie daß denn der Bürger Orden
Höher als der Bauern worden?
Friedr. v. Logau.

Im Gegensatz zum Neißegebiete, das nur in der Nähe des Gebirges ein bewegtes Relief aufwies, im Vorland vollen Flachlandcharakter trug, sind von weit nordwärts vordringenden Vorbergen durchsetzt die beiden westlich benachbarten Wassergebiete der Ohle (989 qkm) und der Lohe (981 qkm). Ziemlich gleichwertig in ihrer Ausdehnung halten sie zusammen wohl dem der Weistritz (1786 qkm), aber bei weitem nicht dem der Glatzer Neiße (4534) die Wage. Sie werden von diesen beiden im Gebirge wurzelnden, weiter verzweigten Nachbarflüssen völlig umklammert. Dieser hydrographischen Beschränkung entspricht auch das geringere Gewicht ihrer städtischen Mittelpunkte im Vergleich mit denen der Nachbargebiete. Ihre geschichtliche Bedeutung liegt hauptsächlich darin, daß die beiden wieder durch Hügel festen Gesteins getrennten Talgassen zwischen den Strehlener Bergen und dem Zobten im Wettbewerb sich abgelöst haben in der Aufnahme der Straße Breslau—Glatz.

Etwa halbwegs zwischen Münsterberg und Ottmachau liegen nahe beieinander nur etwa 300 m hoch die Quellen der beiden Bäche, mit denen die einfache Wurzelverzweigung der Ohle das Strehlener Bergland umfängt. Der östliche, das Kryhnwasser, berührt mit seinem rechten Ufer nur einmal festes Gestein, den durch einen tiefen Bruch aufgeschlossenen Prieborner Marmor, einen dunkelblauen, grob kristallinischen Kalkstein, der früher, namentlich im 17. und 18. Jahrhundert, als Schmuckstein bei Bauten und Grabmälern nicht nur im Dom zu Breslau, sondern selbst in Schlössern zu Berlin und Potsdam Verwendung fand, jetzt aber nur als Baukalk und Kalk zur Düngung für die benachbarten Kreise gewonnen wird, da große Blöcke und Werkstücke des Gesteins aus dem tiefen Bruche nur mit vollkommeneren Fördereinrichtungen gehoben werden könnten, deren Rentabilität bei der geringen Wetterbeständigkeit dieses Marmors fraglich ist. Prieborn ist eins der sechs Rittergüter, welche die Kgl. Charité in Berlin in diesem Tale und an der ihm zugekehrten Ostfront der Strehlener Berge schon seit Beginn der preußischen Herrschaft besitzt. Es ist ein prächtiger Besitzstand (2106 ha), der von Rübenland und den Rindertriften der Ebene über die Weizenfelder der

Lehne alle Nutzungen des Bodens bis zu dem Hochwald der Hügel vereint. Wie südlich an diese Hospitalgüter die Herrschaft Deutsch-Jägel (898 ha, Frh. von Dalwig) grenzt, so stößt im Norden daran der ganz ins fette Flachland fallende Großbesitz der Gottl. Walterschen Erben auf Eisenberg (1759 ha). Aber zu dem Verkehr der Strehlen-Grottkauer Bahn, die diese Landschaft aufschließt, tragen doch auch die Strehlener Berge bei. Unter der Mannigfaltigkeit ihrer nutzbaren Gesteine wird der Granit in großem Maßstabe nur an der äußersten Nordwestecke durch die Brüche der Stadt Strehlen aufgeschlossen. Aber die am weitesten gegen das Kryhnwasser vorspringenden waldigen Hügel von Krummendorf bieten in ihrer Schichtenlage weiße, dünnblätterige Quarzschiefer, die als besonders feuerfeste Ofensteine sehr geschätzt werden, seit man zufällig ihre Fähigkeit erkannte, im starken Feuer anzuschmelzen und unter Glasur zusammenzuschweißen. Der Aufschwung der oberschlesischen Hüttenindustrie hat die Nachfrage gesteigert, aber das Absatzgebiet ist wegen der Seltenheit des Gesteins, dem nur vereinzelte Vorkommen in Belgien und in Österreich einen Wettbewerb bereiten sollen, ungemein ausgedehnt. Nicht weit nordöstlich von der Berggruppe haben die Kaolinlager von Ruppersdorf (Fideikommiß des Grafen Sauerma, 700 ha) eine bedeutende Ton- und Schamotte-Industrie ins Leben treten lassen.

Den höchsten Scheitel der Strehlener Berge krönten die Tschirne von Prieborn 1435 mit einer Burg. Sie ward schon 1443 von den Breslauern gebrochen, und auch ihre Erneuerung (1446—1475) hat sich nicht lange behauptet. Das kräftige Bauernland der umliegenden Ebene bot nicht die rechte Atmosphäre für das Gedeihen solcher Raubnester. Heute steht hier eine Aussichtswarte zum Überblick der gesegneten Landschaft, — ein entzückendes Ziel für den Wanderer, zumal wenn der Herbst das Laub verfärbt.

Das Zusammenwirken der Strehlener Berge und des westlicheren, auch mit einigen Basaltkuppen gekrönten Gneis- und Granithügellandes engt von Heinrichau bis Strehlen das Ohlautal derartig ein, daß das Quellgebiet den Eindruck eines nach abwärts recht bestimmt abgeschlossenen Beckens macht. Dessen Beherrschung übernimmt Münsterberg, das an der Stelle eines älteren slavischen Ortes Sambice nach dem Mongolenzug entstanden zu sein scheint. Der ersten Erwähnung folgt bald die Erhebung zur Stadt (1266). Seit 1301 der Sitz einer besonderen piastischen Linie, die 1429 mit dem Heldentode des letzten Sprossen im Kampfe wider die Hussiten erlosch, ist es dann lange eine Hauptstütze Georg Podiebrads und seines Geschlechtes gewesen. Es beherrschte nicht nur die Straßen nach Kamenz und Patschkau,

sondern hatte auch leichte Querverbindungen mit Frankenstein und Neiße. Die wirtschaftliche Bedeutung des Ortes hat in der Fruchtbarkeit der Umgebung eine unerschöpfliche Grundlage; Ackerbürger der Stadt selbst sind beteiligt an der Nutzung des guten Weizen- und Rübenbodens. Der Gemüsebau genießt weiten Ruf, und als Fortschritte, die ihren Segen über Schlesiens Grenzen hinaus verbreiteten, dürfen Cimbals Erfolge zu Frömsdorf in der Züchtung edler Kartoffelsorten gelten. Einen besonderen Reiz verleiht dem Kreise seine führende Stellung im schlesischen Obstbau. Die Zahl der Obstbäume, die im Reg.-Bez. Breslau auf 1 qkm 380 beträgt, steigt nur in den Hügelkreisen Trebnitz, Bolkenhain, Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein, Strehlen über 500, im Kreise Nimptsch auf 703, im Münsterberger auf 844. Namentlich in der Zahl der Pflaumenbäume (456 auf 1 qkm) steht der Kreis allen anderen weit voran, und in der Statistik der Apfelbäume (155 auf 1 qkm) kommt ihm nur der Kreis Reichenbach gleich. Unter den Industriebetrieben, die auf diese mannigfachen Ernten sich gründen, ist neben der Zuckerfabrik besonders eine große Fabrik für Obst- und Gemüsepräserven hervorzuheben. Als ein wertvoller Schatz haben sich die in Reindörfel, im südlichen Vorort der Stadt, aufgeschlossenen tertiären Tone erwiesen, seit nicht nur ein großer Ziegeleibetrieb, sondern die Deutsche Tonröhren- und Schamottefabrik, die größte ihrer Art auf dem Kontinent, ihre Verwertung sich zur Aufgabe machte. In der äußeren Erscheinung der Stadt (1905 8475 Einw.) tritt das dem 15. Jahrhundert entstammende St. Georgs-Münster hervor, zu dessen baulicher Erneuerung erhebliche Aufwendungen gemacht werden; nicht so willig geht die Gemeinde an die Wiederherstellung des Patschkauer Torturmes, des einzigen Restes des vormaligen Mauerkranzes. Für ein wichtiges Bedürfnis der Stadt, die Zuleitung guten Hochquellenwassers, ist einer ihrer Söhne, ihr Ehrenbürger Julius Schottländer, opferwillig eingetreten. Das Wasserschloß der Juliushöhe und die an ihr entfalteten Anlagen sind eine besondere Zierde der modernen Stadtentwicklung.

Beim Eintritt in die zweite engere Kammer des Ohletales begegnet man seinem ältesten Kulturzentrum, dem von Heinrich I. 1222 begründeten Cisterzienserkloster Heinrichau, von dessen Anfängen und dessen Wirken eine jener Zeit noch näherstehende Quelle, das Heinrichauer Gründungsbuch, uns ein durch Gustav Adolf Stenzels letztes Werk zum Gemeingut der deutschen Geschichtsforschung gewordenes Bild von treuherziger Farbenfrische entwirft [1]). Vom Mongolen-

1) Eine Probe des Inhalts oben S. 207.

sturm und von hussitischem Mordbrand wiedererstanden, ist die Kirche, ein stattliches Bauwerk, an dem Jahrhunderte umgestaltend und ergänzend tätig waren; die Klostergebäude nur gehören ganz dem baufreudigen Zeitalter der Gegenreformation an. Die Säkularisation brachte die weiten Liegenschaften des Klosters 1812 durch Verkauf in die Hände der Prinzessin der Niederlande; 1863 gingen sie in den Besitz des Großherzogs von Sachsen-Weimar über. So ist Heinrichau nun der Verwaltungsmittelpunkt eines unvergleichlichen Großgrundbesitzes (8434 ha mit 233 340 M. Grdst.-R.-E.), in dem herrliche Waldung (2448 ha) z. T. auf dafür beinahe zu kostbarem Boden mit wohlbenetzten Wiesen (717 ha) und ausgezeichneten Ackerflächen (4864 ha) sich zusammenschließt zu einem Gesamteindruck, den die Baumpracht eines geräumigen Parkes (64 ha), die Obst- und Gemüsegärten (63 ha) und die eingelegten Teichspiegel nur noch weiter erhöhen können. Gern würde man diesen Daten die Summe gegenüberstellen, die der Staat in seiner tiefsten Not durch diesen Eingriff in den Besitz der Toten Hand geerntet hat; aber die hat noch kein der Archive Kundiger verraten. Gegenwärtig ist Heinrichau das Ziel eines vollspurigen Kleinbahnbaues, der von Silberberg über Frankenstein und Tepliwoda im Werke ist und manchen Gesteinen und Bodenerträgen eines von der Natur reich ausgestatteten Landstriches erst vollen Wert geben wird.

Ein hoher, von dem weit sichtbaren Dorfe Steinkirch gekrönter Gneisriegel, den die Ohle in einem westlich ausweichenden Bogen umgeht, schließt die Talkammer von Heinrichau im Norden ab. Er liegt schon im Kreise Strehlen, dessen Hauptstadt (1905 9000 Einw.) nur 6 km nördlicher auf festem Granitgrund fußt, dem unter das Diluvium einschießenden, von dem flachen Einschnitt der Ohle schon abgetrennten Nordende der Strehlener Berge. Die älteste Ansiedelung hatte gegenüber auf dem letzten Sporn der Höhen gelegen, auf denen später Friedrich d. Gr. die tschechischen Kolonien Hussinetz, Podiebrad, Mehltheuer anlegte; aber die 1293 von Bolko I. begründete deutsche Stadt fand für die Entwicklung ihres Straßennetzes, dessen Regelmäßigkeit allerdings erst der Brand von 1548 vollendete, das linke Nordufer geeigneter. Vom Nordende der Stadt gingen die Straßen nach Breslau und Ohlau aus, vom Westende der Straßenfächer nach Zobten, Nimptsch, Münsterberg. Heute strahlen vom Bahnhof auf der Westseite der Stadt außer der Hauptlinie Breslau—Glatz die Nebenbahnen nach Grottkau, Wansen, Ottmachau und dem Lohetal aus und sichern die vollste Auswertung der Vorteile der Lage. Die Strehlener Gegend gehört zu den fruchtbarsten der

Provinz; ihre unabsehbaren Rübenfelder senden ihre Ernten zu der großen Zuckerfabrik, die ebenso vorteilhaft dem Bahnhof eng benachbart liegt, wie die gewaltigen Granitbrüche, deren Pachtertrag (70000 M.) der Gemeinde eine wertvolle Hilfe bietet bei der Befriedigung der kommunalen Bedürfnisse. Der Strehlener Granit, der auch in benachbarten Brüchen bei Niklasdorf und Steinkirch in großem Maßstabe ausgebeutet wird, steht an Druckfestigkeit dem Striegauer nicht nach und ist in der vorwaltenden feinkörnigen Ausbildung nicht nur für die Herstellung vorzüglicher Pflastersteine, sondern auch für größere Werkstücke verwertbar, in denen namentlich nach Politur die bläuliche Färbung sehr gefällig wirkt. So ist er nicht nur bei großen Denkmälern der Provinz, beim Blücherstein zu Krieblowitz und bei dem Obelisk auf dem Schlachtfelde von Mollwitz, sondern auch in weiter Ferne für monumentale Bauten zur Verwendung gelangt, z. B. am Reichstagsgebäude und den Pfeilern der Berliner Stadtbahn, an der Börse zu Bremen, an den Weichselbrücken in Warschau und Thorn. Täglich werden 30—40 Eisenbahnwagen verladen, und über 500 Arbeiter finden in den Strehlener Brüchen ihre Beschäftigung.

Bei Strehlen wendet sich der Lauf der Ohle aus der bisher verfolgten nördlichen Richtung nach Nordosten, weicht aber von der 19 km langen Luftlinie nach Ohlau in einem so erheblichen Bogenzuge ab, daß Wansen 5 km südöstlich abliegt von der geraden Wegverbindung beider Kreisstädte. Wansen, das schon 1253 als bischöflicher Ort Stadtrecht empfing, ist erwachsen als Halbwegstation der für die Bischöfe wichtigsten Straße von Breslau nach Neiße, die hier die Ohle überschritt. Die mäßig fruchtbare Gegend hat durch ihren Tabakbau (90 ha) und die freilich mit fremdem (z. T. Pfälzer) Deckblatt arbeitende Tabakfabrikation einen weiten Ruf erlangt, dem beim kühnen Vergleich mit dem Aroma der Habana die Würze des Humors nicht ganz fehlt. Diese Tabakindustrie scheint neuerdings einen gewissen Rückgang erlitten zu haben. Daneben tritt Schuhmacherei in der gewerblichen Regsamkeit des Städtchens hervor (1905 2350 Einw.). Der Tabakbau geleitet uns an der Ohle abwärts bis zu ihrem Eintreffen in der Oderniederung, das früher auch mit der Mündung in den Hauptstrom zusammenfiel. Das dort emporgekommene größte Bevölkerungszentrum des Ohlegebietes, die Stadt Ohlau, wird aber nicht füglich von der Besprechung der mittelschlesischen Oder, auf deren Verkehr sie sich stützt, getrennt werden können (s. S. 368).

Aus seiner Vergangenheit als bischöflicher Besitz hat der »Halt« Wansen eine merkwürdige Erbschaft gewonnen, die Umschließung der Stadt Wansen durch einen aus alten geistlichen Gütern zusammen-

geschweißten Großgrundbesitz, die den Grafen York von Wartenburg als Dotation zugewiesene Fideikommißherrschaft Klein-Öls (3077 ha). Das ist die einzige der auf diesem Wege nach Schlesien verpflanzten Adelsfamilien, die in ihm wirklich feste Wurzel geschlagen hat. Das Schloß von Klein-Öls hat im Schatten seines Parkes oft die Führer des geistigen Lebens der Provinz freundlich willkommen geheißen.

Verfolgt man das der Ohle zurinnende Bächlein von Klein-Öls bis an seine Wurzel, so erinnert das Gut Olbendorf (1057 ha) an seinen rühmlich bekannten und im politischen Leben unterscheidend nach diesem Besitz genannten Herrn, Georg von Vincke, den Gefährten Moltkes im Orient.

Dem ziemlich geräumig entwickelten Ostflügel des Ohlegebietes steht eine sehr beschränkte Westseite gegenüber. Schon in geringer Entfernung stoßen wir auf die Wasserscheide des Lohegebietes. Sie ist zwischen Strehlen und Nimptsch von einem abwechslungsreichen Hügelland gebildet, dessen Fundamente, nördlich streichende Gneise und Schiefergesteine hohen Alters, nicht nur von Granit durchbrochen sind, sondern einzelne Basaltkuppen tragen. Auch die Decke des Diluviums erweckt durch die Mächtigkeit der Lößbildungen besonderes Interesse. Diese Gesteinsmannigfaltigkeit findet sich bisweilen auf einem Besitz vereinigt, so auf der am Nordende dieses Hügellandes belegenen Fideikommißherrschaft Prauß (1704 ha, Reichsgraf von Zierotin).

Mit dem Lohegebiet betreten wir den vom Zobten beherrschten Kern der Mittelschlesischen Ebene. Auf Berg und Fluß und Gau ruht hier in ältester Zeit des ganzen Landes Name (s. I. S. 33). Für Schlesiens Vorgeschichte gibt es außer der am wirksamsten durchwühlten Nachbarschaft der Landeshauptstadt kein ergebnisreicheres Ausgrabungsfeld als dies Tal der Lohe. Die fruchtbare, leicht zu bearbeitende Lößdecke lud hier früh zu seßhaftem Leben ein, und sowie aus ihm die von Natur der Lage nach begünstigten Plätze hervortraten, mußte die Bedeutung der natürlichen Gasse erfaßt werden, die zwischen felsigen Hügeln durch diesen Talzug vom Austritt der Neiße aus dem Gebirge zur Oderfurt bei Breslau führte. Es ist demnach kein bloßer Zufall, wenn der erste Ort Schlesiens, von dem die Erwähnung bei einem deutschen Geschichtschreiber uns nähere Kunde bringt, die alte Feste des Lohetales ist: Nimptsch. Thietmar von Merseburg meldet, daß Heinrich II. diesen Platz im Schlesischen Gau vergebens belagerte, und weiß auch, daß Nimptsch (Nemci), wie der Name bestätigt, eine ältere Gründung deutscher Ansiedler war. Da ihr Name 990 in den Kämpfen zwischen Polen

und Böhmen zuerst genannt wird, liegt die Annahme am nächsten, daß deutsche Krieger zur Verteidigung dieses wichtigen Postens hier von einer der beiden ringenden Slavenmächte seßhaft gemacht worden waren. Diese Deutung unterstützt die für jene Zeiten höchst wehrhafte Ortslage. Nimptsch deckt eine hart über dem linken Loheufer liegende, rings mit nicht sehr hohen, aber schroffen Rändern abfallende Höhenplatte, die bei einer Länge von 400 m (N—S) eine Breite von nur 120 m hat. Sein Wert als fester Platz für die Kriegskunst des Mittelalters kommt zur Erscheinung 1093, wo mitten in dem von einem böhmischen Angriff überfluteten Lande nur Nimptsch sich behauptete, dann in den Hussitenkriegen. Von 1428—1434 war es, in den Händen des Landesfeindes, der empfindlichste »Pfahl im Fleische« unseres Landes; die gründliche Zerstörung seiner Befestigungen schien den Breslauern das dringendste Erfordernis für künftige Verhütung ähnlichen Unheils. Indes ist auch im Dreißigjährigen Kriege Nimptsch 1633 nochmals heftig umstritten worden; mit seiner Erstürmung eröffnete Wallenstein, aus Böhmen hervorbrechend, seinen Feldzug in Schlesien. Erst die Entwicklung der Neuzeit hat der Strehlener Straße mit der Hauptlinie der Bahn Breslau—Glatz—Mittelwalde unweigerlich das Übergewicht verliehen und das Lohetal zu einem stillen Winkel werden lassen, der sich mit einer Nebenbahn begnügen muß; ihre Endpunkte Koberwitz an der Linie Breslau—Zobten und Gnadenfrei zwischen Reichenbach und Frankenstein sind ebensowenig wie der von Heidersdorf aus bewirkte Anschluß an Strehlen geeignet, Nimptsch (1905 2220 Einw.) zu einem höheren Range zu erheben, als zum Verwaltungs- und Verkehrsmittelpunkt einer fruchtbaren, aber recht eng begrenzten Tallandschaft.

So waltet in der Bedeutung des Lohetales sichtlich die Vergangenheit vor. Sie hat in diesem Tale manch anziehende Denkmäler hinterlassen, alte Kirchen mit einer Fülle von Grabsteinen erloschener Geschlechter, namentlich aber eine Reihe merkwürdiger Schloßbauten, so Schloß Guhlau (Kr. Reichenbach) mit seinen stolzen Giebeln und seinem farbenfreudigen Renaissanceportal (1580) in einem anmutigen Nebentale dicht westlich von Nimptsch, die malerische Sumpfburg Vogelgesang unweit nördlich von der Stadt, das gleichzeitig — etwa 1600 — errichtete Schloß Groß-Wilkau, den Schlauphof südöstlich vom Geiersberge, auch das Herrenhaus der Domäne Rotschloß. In diese Hinterlassenschaft des 16. Jahrhunderts und die Spuren der behaglichen Blüte Schlesiens vor dem Dreißigjährigen Kriege muß man sich teilnahmsvoll vertiefen, um ganz die Klage des hier heimischen Dichters zu verstehen über die Verwüstung, die

jene furchtbaren Jahre in diesem freundlichen, zu friedlichem Lebensgenuß einladenden Hügelgelände angerichtet hatten. Unter Friedrich von Logaus Sinngedichten dringt keins tiefer zu Herzen als der wehmütig-freudige Gruß des Wiedersehens »An mein väterlich Gut[1]), so ich drey Jahre nicht gesehen«:

»Glück zu, du ödes Feld! Glück zu, ihr wüsten Auen!
Die ich, wenn ich euch seh', mit Tränen muß betauen!«

In das herrlichste Gewand hüllt sich das Nimptscher Ländchen zur Zeit der Kirschblüte. Wenn im allgemeinen Mittelschlesien in der Obstbaumpflege den beiden anderen Landesteilen voransteht, ist bei den Kirschbäumen der Abstand besonders bedeutend. Von ihnen trifft man auf 1 qkm im Regierungsbezirk Oppeln 34, Liegnitz 46, Breslau 72. Hinter diesem Mittel bleiben in Mittelschlesien links der Oder nur die Gebirgskreise zurück; dagegen übersteigen die Verhältniszahl 100 die Kreise Bolkenhain, Striegau, Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein, Strehlen, am weitesten Münsterberg (147) und Nimptsch (163). Das ist das »Kirschländel« der Schlesier. Es ist ein herzerfreuender Anblick zur Erntezeit, die Fülle des Segens hier in den Verkehr überströmen zu sehen. 640 Waggons mit je 100—120 Ztr. reinen Kirschengewichtes werden in einem Sommer in Nimptsch verladen. Der Kreis zieht von den Obstalleen seiner Chausseen über 40000 M. Pacht, von den Kirschbäumen allein 27500; zwei Kreisbaumschulen sorgen für stete Erneuerung und Veredelung der Obstarten.

Vorüber an behäbigen Dörfern und stattlichen Herrenhöfen zeht die Lohe nordwärts bis jenseits Jordansmühl, dem Pilgerziel der Mineralogen, die hier in den östlichen Vorposten des Zobtengebirges eine seltene Mannigfaltigkeit von Mineralien und Gesteinen (auch Nephrit) entwickelt finden. Wenig nördlich von Jordansmühl folgt die östlich gerichtete Strecke des sorgfältig regulierten Lohelaufes, die ihn bei Markt Bohrau mit der östlicher rinnenden und bis auf die Nordseite Strehlens ostwärts ausgreifenden Kleinen Lohe zusammenführt. Von hier aus aber bleibt die Lohe, das schlesische Rübenland durchziehend, wieder beständig nordwärts gerichtet, bis sie als ein — wie die Erfahrung 1757 erwies — allzu schwacher Schutz die Westseite der Landeshauptstadt umzieht und bei Masselwitz den Hauptstrom erreicht. Dieser vormals etwas verwilderte Unterlauf der Lohe ist schwächer besiedelt und namentlich von den bedeutenderen Orten gemieden, weil die Krümmung des Flusses von

1) Brockuth an der Quelle der Kleinen Lohe.

Jordansmühl ab der Straße nach Breslau die lange Seite des vom Flusse umflossenen rechtwinkligen Dreiecks als besten Weg empfahl. An dieser Straße liegt der Kern der größten Besitzeinheit des schlesischen Rübenlandes, die Güter Koberwitz, Magnitz, Zaumgarten, Domslau, Klettendorf der in letzterem Ort (1905 2300 Einw.) begründeten Ges. m. b. H. vom Rath, Schoeller und Skene. Zu den 4107 ha, die in den Kreisen Breslau, Ohlau, Strehlen Eigentum dieser Gesellschaft sind, treten als Erweiterung der Grundlage ihres großen Zuckererzeugungsbetriebes (Fabriken zu Koberwitz, Klettendorf, Kreika bei Rothsürben) noch hinzu Pachtungen von 1767 ha, namentlich zweier von der Lohe berührten Rittergüter der Herrschaft Wangern (1500 ha) des Herzogl. Sachsen-Meiningenschen Domänenfiskus. Als zweite Großmacht des Rübenlandes darf man südwestlich von Koberwitz auf der Wasserscheide zwischen Lohe und Weistritz die Herrschaft Puschkowa (2203 ha, P. v. Naehrich) betrachten, deren Zuckerfabrik durch eigene Kleinbahnen mit den Anbauflächen der zugehörigen Güter verbunden ist.

Das der Lohe angehörige Land ist dasjenige schlesische Flußgebiet, in welchem städtisches Leben am wenigsten entwickelt ist und erfolgreicher Landbau und die Verwertung seiner Früchte jede andere Art menschlicher Tätigkeit durchaus überwiegen. Derber wird wohl nie gegenüber dem Bürgerstolz der Wert des Landmannes betont worden sein als in den schlagenden Versen des Dichters, dessen Weltanschauung im Boden des Bauernlandes der Lohe wurzelte. Aber wie anders nimmt dies Land sich heute aus, da nicht mehr die Brotfrucht für die Kinder des Landes das höchste Ernteziel der Arbeit ist, sondern ein zur Welthandelsware bestimmter künstlicher Nährstoff, der nicht mehr eine so unmittelbare Gabe der Scholle ist, sondern ein Erzeugnis, für dessen Gewinnung und Vertrieb eine Fülle von Kräften des hochentwickelten Lebens der Neuzeit, Erfindungsgabe, Kapital, staatliche Fürsorge, der Flug des Verkehrs, friedliches Einvernehmen der Weltmächte zu verwickeltem Zusammenwirken aufgerufen werden.

3. Das Weistritzgebiet.

> Mein Lieblingsgedanke ist noch immer, daß wir uns nach und nach auf einem Grundbesitz sammeln; am liebsten wünsche ich das Besitztum auf dem lieben deutschen Boden.
>
> Helmuth v. Moltke 1848.

Wie Ohle und Lohe nach der Entwicklung ihres Laufes und ihrer Siedelungen ein Geschwisterpaar darstellen, so zeigen auch Neiße und Weistritz bei aller Ungleichheit der Größe und Verzweigung ihrer

Gebiete verwandte Züge. Jede von ihnen hat die Wurzeln ihrer Kraft in einem Bergkanton von selbständiger Bedeutung (Glatz—Waldenburg) mit eigenen Paßausgängen und einem unzweideutig die Umgebung beherrschenden Gipfel (Schneeberg—Hohe Eule); beide schalten zwischen ihre Bergheimat und den zum Hauptstrom strebenden Unterlauf einen Anteil an dem grabenartigen Längstal des Sudetenrandes ein (Frankenstein—Neiße, Reichenbach—Schweidnitz) und rufen den Hauptort ihres Sondergebietes ins Leben an dem Punkte, wo eine Vereinigung des Entwässerungssammlers des Bergrandes mit kräftigem Zustrom von Wasser und Verkehr aus den Bergen erfolgt und der gekräftigte Fluß den zur Oder strebenden Unterlauf in einer Richtung beginnt, die den Straßenverkehr auf einen volkreichen Stromübergang hinlenkt, aber vom Zuge des Wassers nicht dauernd festgehalten wird. Vielmehr fällt die Mündung abseits von dem ursprünglich zum Ziele genommenen Verkehrszentrum des Oderlaufes, in eine trotz des gleichzeitigen Eintreffens eines rechten Nebenflusses (Stober—Weide) beinahe unbesiedelt gebliebene Strecke des Hauptstromes.

Die dem Weistritzgebiete zugekehrte Gebirgsfront ist minder reich gegliedert und minder hoch. Sie gehört dem Eulengebirge an und den in seiner nordwestlichen Fortsetzung liegenden bescheidenen Höhen am Außenrande des Waldenburger Berglandes. Der weit in die Ferne winkende Aussichtsturm der Hohen Eule ist das beherrschende Ziel des Touristenlebens im ganzen Gebiete, dessen munterster Ruheplatz hart unter der Eule das Paßwirtshaus der Sieben Kurfürsten (750 m) an der Straße von Reichenbach und Peterswaldau nach Wüste-Waltersdorf. Diese Paßhöhe und das Schlesiertal des Weistritzdurchbruches sind wohl die einzigen Lücken in dem weiten Waldrevier zwischen Silberberg und Freiburg. In festem Zusammenhange reihen sich zwischen den beiden großen Forstbesitzen der Herrschaften Langenbielau[1]) und Fürstenstein kleinere Waldanteile aneinander, neben den Forsten von Großgrundbesitzern auch der Bürgerwald von Schweidnitz in zwei getrennten Revieren (Leutmannsdorf und Hohgiersdorf) zu beiden Seiten der Weistritz (1220 ha). Gerade die hohen Forsten des Eulengebirges erschließt ein gutes Wegenetz, entfaltet zwischen den Chausseen, die den festgeschlossenen Kamm in bedeutender Höhe (696 und 800 m) überschreiten. Auf dem Scheitel des Gebirges lockt

1) Von den 6362 ha der Majoratsherrschaft, deren meiste Güter nördlich von Reichenbach in das Hügelland südlich vom Zobten fallen, kommen 2707 ha auf das Rittergut Langenbielau, darunter 2082 ha Wald.

eine schattige, selten durch freie Ausblicke ins Land unterbrochene Wanderung in so ungestörter Waldeinsamkeit, wie man sie selten auf Schlesiens Bergen genießt.

Wo der Wald an den beiderseitigen Steilhängen sich lüftet, zerstreuen sich an den Lehnen die Häuser der obersten Weberdörfchen, aus der Ferne anheimelnd anzusehen, für den Eintretenden noch heute ergreifend durch das Bild einer genügsamen Dürftigkeit, die jede ernste Prüfung leicht in Not verwandelt. Wie viele der fröhlichen Wanderer, die vorüber an den Hütten von Kaschbach (600—700 m) von den Sieben Kurfürsten herabsteigen, haben eine Vorstellung, wie es in diesen Häuslein aussieht? Je weiter man talwärts kommt, desto dichter reihen sich die Häuser an der Straße, bis man eintritt in die festgefügten Häuserzeilen der großen stattlichen Fabrikdörfer, die meilenweit derartig an den Bächen abwärtsziehen ins Gebirgsvorland, daß für die Gemeindeverwaltung eine Teilung in Ober-, Mittel-, Niederdorf sich als nötig erwies. Von den 12 Dorfreihen, die der Gebirgsrand vom Südostflügel des Eulengebirges bis Hohenfriedeberg in das Weistritzgebiet hinabstrahlen läßt, sind die meisten heute noch locker, von freien Feldstrecken unterbrochen; aber wo die Industrie sich entwickelte, da sind die Lücken zwischen den Siedelungen geschlossen, und ein doppelter Häuserstreifen begleitet die Talbäche des Eulengebirges bis in die Nähe der Peile, der Sammelrinne der Bergwasser, die in ihr vereint nach Schweidnitz zur Weistritz ziehen. So ist Langenbielau (440—280 m) von den obersten in die Berge dringenden Vorposten 8 km lang; Steinkunzendorf und Peterswaldau (420 bis 258 m) schließen sich zu einer 9,5 km langen Zeile zusammen. Ihre Ausdehnung wird nur überboten von der langen, quer zu ihrer Richtung nordwestwärts gestreckten Siedelungsreihe des Peiletales, die, von Ober-Peilau auf der Wasserscheide gegen die Lohe (320 m) beginnend, über Gnadenfrei, Ober- und Nieder-Mittel-Peilau, Nieder-Peilau, Stadt Reichenbach, Ernsdorf, Neudorf bis zu dem wieder dreiteiligen Faulbrück (240 m) in mehr als 20 km Länge sich verfolgen läßt. Dies ganze, von Reichenbach als Hauptort beherrschte Gebiet weiträumig hingedehnter Dörfer ist der Hauptsitz der schlesischen Textilindustrie, insbesondere der Spinnerei, Weberei, Färberei und Druckerei von Baumwolle. In den beiden erstgenannten Dorfzeilen und dem Peiletal abwärts bis Ernsdorf wohnten 1900 auf kaum 100 qkm über 50000 Menschen. Langenbielau war viele Jahrzehnte weitaus das größte Dorf des Staates, bevor die Verdichtung der Bevölkerung auf den Kohlenfeldern begann. Auch heute besteht hier die größte Baumwollspinnerei der Provinz (30000 Spindeln) und eine Reihe bedeuten-

der Webereien; die von Christian Dierig allein hat 1834 Stühle im Gange. Nicht nur die Volkszahl (1905 19660), sondern auch die Geschlossenheit und der bauliche Charakter des Ortes voll mächtiger Fabrikanlagen, stattlicher Gebäude wohlhabender Fabrikanten und Kaufleute, schmucker kleinerer Häuser, vor allem seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und sein einheitlicher Wirtschaftscharakter unterstützen den Anspruch auf Erhebung zur Stadtgemeinde. Die kräftige Entwicklung ist um so beachtenswerter, da die Hauptbahnlinie der Landschaft in unbegreiflichem nördlichen Ausbiegen der naturgemäß sich darbietenden Berührung mit dem hiesigen Industriezentrum geradezu auswich, so daß sein Anschluß an den Großverkehr erst den Anfängen der kleinen Eulengebirgsbahn vorbehalten blieb, die durch den Talzug Lampersdorf—Weigelsdorf[1]) zwischen dem Rande des hohen Gebirges und einer Gruppe von Vorhügeln von Silberberg herabkommt, das Oberdorf durchschneidet und dann die Nordwestseite des Ortes begleitet. Eine weitere Stärkung der Kräfte für die Arbeit ist vielleicht von einer Talsperre zu erwarten, die oberhalb des Riesendorfes angelegt werden soll.

Wie in Langenbielau, dem Sitz eines besonders ausgedehnten Majorates, tritt heute auch in Peterswaldau das Schloß des Gutsherrn (Graf Stolberg-Wernigerode, mit Fideikommiß Peiskersdorf 1633 ha) zwischen den Schöpfungen des Gewerbfleißes nicht sonderlich hervor. Aber das dortige Schloß ist nur ein im 18. Jahrhundert vereinfachend umgebauter Rest eines Renaissancebaues, der den 30jährigen Krieg gut überstand und noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts als »das allerprächtigste Feldschloß im ganzen Fürstentum« (Lucae) erschien. Die früher hier ansässigen Herren (v. Gellhorn, Mohrenheim, Graf Promnitz) versuchten wohl die Textilindustrie, die schon im 16. Jahrhundert hier heimisch war, mannigfaltiger zu gestalten durch Einbürgern neuer Zweige, vermochten aber keinen nachhaltigen Einfluß zu üben auf die Entwicklung, die lange überwiegend Leinen, später die Baumwollverarbeitung vorzog. Nach aufwärts geht dieses große Fabrikdorf (7000 Einw.), das in die Ebene sich lang hinausstreckt, in das einer Talfurche des Waldgebirges sich einschmiegende Steinkunzendorf über, das schon seit längerer Zeit wegen seiner günstigen Lage zur Bewanderung des Gebirges Sommergäste anzieht. Der Hauptstrom der Besteiger der Eule hielt sich allerdings immer von Mittel-Peterswaldau abbiegend an das nächst nördlichere Tal von Steinseifersdorf (1130 Einw.), wo an der Ulbrichshöhe, einem altberühmten Rastplatz

1) Majorat des Grafen Scherr-Thoß (1011 ha). Einwohnerzahl des Dorfes 3040.

fröhlicher Wanderer, nun ein großes, schloßartig das Landschaftsbild beherrschendes Sanatorium die gegen rauhe Lüfte geschützte Lage an der Sonnenseite mit der Waldesfrische des gegenüberliegenden Talhanges durch einen über das Tal hinüberschwebenden Laufsteg zu verbinden weiß. So kommt allmählich die Gebirgsnatur doch auch dem Erwerbsleben der Weberdörfer des Eulengebirges mit den Reizen des Sommerklimas in einer Weise zu Hilfe, die vor der modernen städtischen Entwicklung im Vorland niemand vorherzusagen gewagt hätte.

Der ursprüngliche Sitz der allmählich in die großen Dörfer übergegangenen Industrie war die Stadt Reichenbach, die über dem rechten Ufer der Peile, bald hoffentlich über ihrem dem Blick und dem Geruch durch Übermauerung verhüllten Bett, nicht mehr im ursprünglichen ovalen Umriß ihr Straßennetz zusammenhält, sondern mit einer teilweise villenartig bebauten Vorstadt dem Bahnhof entgegenstrebt. Sie mag nicht lange vor 1258, dem Jahre ihrer ersten Erwähnung, begründet sein, muß aber — nach ihrer Stellung in den Geschoßlisten aus der Mitte des 14. Jahrhunderts[1]) — früh sich gekräftigt haben. Unter ihren Zünften gewann damals die Tuchmacherei Bedeutung, später noch höhere die Züchnerei, deren Zunftgenossen vor dem 30jährigen Kriege die Zahl 200 überstiegen. Mit der nahezu völligen Vernichtung der Bevölkerung in seiner Drangsal will die Kunde wenig stimmen, daß Soldaten aus dem Schwedenheere hier als Lehrmeister der Kanevasweberei anregend für die Textilindustrie gewirkt hätten. Jedenfalls war sie es wieder, die der Stadt neu empor half. Ihr Aufblühen in den ersten Jahrzehnten preußischer Herrschaft knüpft sich an den Namen Friedrich Sadebecks (1741—1819), des Führers in der Pflege der Baumwollmanufaktur, des Begründers des Wohlstandes einer Familie, die auch der Wissenschaft und insbesondere der Vertiefung der Heimatkunde hervorragende Kräfte geschenkt hat. Es ist ein nicht zu übersehendes Zeugnis für die Stellung, die Friedrich Sadebeck sich selber und seinem bescheidenen Städtchen (damals 2800 Einw.) errang, daß in seinem Hause 1790 der Reichenbacher Kongreß die Diplomaten Österreichs, Englands, Hollands unter preußischem Vorsitz vereinte. Auch 1813 war während des Waffenstillstandes Reichenbach der Sitz wichtiger Verhandlungen, und 1816—1820 stand es trotz seiner schwachen Volkszahl (3500) auf der Höhe seiner Bedeutung in der Verwaltung des Landes als Hauptstadt eines die Gebirgskreise von Habelschwerdt und Münsterberg

1) Tzschoppe und Stenzel, Urkundenbuch S. 190.

bis nach Jauer und Hirschberg umfassenden Regierungsbezirks. Sein Chefpräsident Frh. v. Lüttwitz schöpfte vielleicht gerade aus der wirtschaftsgeographischen Einheit dieses Raumes die Anregung, kräftig für die Interessen der Weberei einzutreten; vielleicht wären sie von den Leitern des Staates schließlich doch mehr beachtet worden, wenn die Bildung dieses Regierungsbezirks sich als haltbar erwiesen hätte. Gewiß spielte unter den Einwänden, die ihn rasch zu Fall brachten, auch die Schwäche des gewählten Hauptortes eine Rolle. Der Anschluß an die Eisenbahn steigerte dann die Bedeutung Reichenbachs für seine Umgebung, aber es blieb doch eine Kleinstadt, bis die Eingemeindung von Ernsdorf gelang, das freilich immer als ein dem Ursprung nach fremder Anhang an den alten Stadtkern sich ausnehmen wird, auf den die Augen geheftet bleiben, wenn man aus den Bauwerken, so aus der im Blütezeitalter des 16. Jahrhunderts größer und stattlicher ausgebauten Stadtkirche, die Geschichte des Ortes zu lesen versucht. Das erweiterte Reichenbach hat nun (1905) nahezu 16000 Einwohner.

Unter den anderen Gliedern der langen Siedelungsreihe an der Peile verdient das jüngste einen besonderen Blick, die erst 1743 unter Obhut des Gutsherrn v. Seidlitz auf Ober-Peilauer Grund gestiftete Herrnhuterkolonie Gnadenfrei. Bei der Kleinheit des erworbenen Fleckes (17 ha) konnte nicht Feldbau die Kolonisten nähren, sondern mannigfache Betriebsamkeit: Weberei, Arbeit in Marmorwaren, Gartenbau von Pfefferminzkraut zur Bereitung von Pfefferminzöl und Pfefferminzküchel, die von hier in weite Ferne versendet werden. Der Charakter stiller, gesitteter Ordnung ruht auch auf dieser Schöpfung und gewinnt namentlich den Schul- und Pensionsanstalten der Brüdergemeinde Vertrauen und Zuspruch.

Im Gegensatz zu der industriellen Regsamkeit, die längs der Peile und südlich von ihr in den Dörfern des Eulengebirgsrandes herrscht, überwiegt durchaus ländliches Leben in der reizvollen Hügellandschaft, die auf der Nordseite des Tales die Vorhöhen des Zobtengebirges bilden. Die Dorfanlagen ordnen sich teilweise nach den von Reichenbach aus sich verzweigenden alten, an klare Pforten des Hügelgeländes gebundenen Wegzügen nach Nimptsch, nach Jordansmühl (Breslau), nach dem Sattel im Osten der Költschenberge. Vielleicht haben diese durch den Guhlwald (351 m) und den Geiersberg (573 m), die südliche Vorlage des Zobten, getrennten natürlichen Durchgänge des Hügelgeländes auf die Ortswahl der Stadtgründung Reichenbachs einigen Einfluß geübt. Dem wechselvollen Relief entspricht die anmutige Vereinigung von Wald, Wiese und Feldern, und auch die

Paarung von Rittergütern und kräftigen Bauerndörfern erhöht hier die Mannigfaltigkeit der Lebensformen. Unter den Großbesitzen dieser Landschaft ist außer dem den Guhlwald umspannenden Grundstock der Majoratsherrschaft Langenbielau (Graf Seidlitz-Sandreczki) die Herrschaft Mellendorf-Schlaupitz (1135 ha) des Prinzen Schönaich-Carolath die bedeutendste.

Der Gegensatz der beiden Seiten des Peiletales bleibt auch bei dem Übergang in den Kreis Schweidnitz in Kraft. Während in Leutmannsdorf (7 km lang) der Typus der langen Weberdörfer nochmals auflebt und die ebenfalls in die Bergwaldungen hineinreichende Dorfreihe Ludwigsdorf—Esdorf den Schwerpunkt des Großbesitzes (1023 ha) von Dr. J. Websky auf Schwengfeld enthält, liegt zur Rechten der Peile am Südfuß der Költschenberge in der Straßenrichtung Schweidnitz—Strehlen langgestreckt Pfaffendorf, ein rein bäuerliches Gemeinwesen. Wenn wir längs der Peile über Creisau, die Graf Moltkesche Majoratsherrschaft (486 ha), wo der Schlachtendenker in dem Boden ruht, den er einst beschützte, weiter schreiten nach Schwengfeld, stehen wir schon im Knie der Peile, nur 1 km von der Weistritz entfernt, nahe vor den Toren von Schweidnitz. Aber die Vereinigung der beiden Flüsse verzögert sich noch; sie erfolgt erst 5 km nördlicher vor der Granitenge (70 m) von Roth-Kirschdorf jenseits einer 2 km breiten Talaue, die das am linken Ufer der Weistritz sich erhebende Schweidnitz unmittelbar beherrscht.

Schweidnitz liegt in der Gegend, wo die vom Zobtengebirge westwärts vorspringenden Költschenberge (466 m) den Zwischenraum, der die mittelschlesischen Vorberge vom Gebirgsrande trennt, besonders einengen, in der Mitte des Weistritzgebietes, ungefähr doppelt so weit von seiner Mündung unterhalb Breslaus wie von den drei fernsten Punkten des bergigen Quellreviers (im Südosten bei Ober-Langenbielau, im Süden bei Ober-Wüstegiersdorf, im Westen bei Reichenau am Sattelwalde). Allerdings vollzieht die Vereinigung des Schweidnitzer Wassers mit dem Striegauer sich erst in geringer Entfernung von der Mündung der Weistritz zwischen Kanth und Lissa, aber die beherrschende Kraft der Lage von Schweidnitz erstreckt sich doch über das ganze Weistritzgebiet. Schweidnitz liegt etwa mitten zwischen Reichenbach und Striegau, beide seit jeher weit überwiegend, und ist in der Lage, auf alle die Pässe des Sudetenabschnittes zwischen Eulengebirge und Riesengebirge seine Anziehungskraft geltend zu machen. Die Konvergenz der Wege von Glatz, Braunau, Friedland, Landeshut bedingte, wie die lange im Vordergrunde stehende militärische, so auch die dem friedlichen Verkehr dienstbare

Bedeutung von Schweidnitz. Für das Handelsleben war nicht nur die Teilung der Wege nach den Gebirgspässen einerseits, auf Liegnitz, Breslau, Neiße anderseits von Wert, sondern auch die Vereinigung der Vorzüge fruchtbaren, dem Verkehr sich öffnenden Flachlandes und mäßig hoher Berge mit dichtem Wald und nutzbaren Gesteinen.

Die Grundlinien des Stadtbildes mit seinen nach Nordosten und Nordwesten ziehenden Gassen waren vorgezeichnet durch das natürliche Wegenetz der Umgebung. Der Verkehr des Peiletales trat über die Weistritzbrücke ein ins Niedertor und strebte nordwestwärts dem Ausgang des Striegentores zu, während die zwei von langen Dorfreihen begleiteten Wege des Gebirges aus Süd und West längs der Weistritz und des Bögenwassers heranziehend durch das Kroisch-(witzer)- und das Bögen(dorfer)tor in die Südwestfront der Stadt eindrangen. Ihnen entsprachen auf der Nordostseite das Peterstor und das Köppentor, die Ausgänge der Straßen, die weiterhin, auf die beiden Ufer des tiefer einschneidenden Weistritztales auseinandertretend, Neumarkt und Breslau zum Ziele nahmen. Der von diesen Verkehrszügen beherrschte Stadtplan des mittelalterlichen Schweidnitz ist uns nur in einer Darstellung aus der Zeit relativ höchster Blüte erhalten, in der Gestalt, die Schweidnitz 1623 vor der Katastrophe des 30jährigen Krieges aufwies[1]).

Die Anfänge der Stadt sind völlig dunkel. Ihre erste urkundliche Erwähnung (1220) betrifft die Begründung des Minoritenklosters. Dieser Orden pflegte sich nicht in Waldeinsamkeit niederzulassen, er vertrat schon eine Reformrichtung klösterlichen Lebens, deren Arbeitsfeld vorzugsweise die Städte waren. Er wird auch hier eine längst vorhandene städtische Niederlassung aufgesucht haben. Es ist ein reiner Zufall, daß erst 1274 durch die Erwähnung eines Vogtes der städtische Charakter des Ortes unzweideutig bestätigt wird. Schon die Schenkung des Bürgerwaldes bei Bögendorf (1250) durch Heinrich III. hat die städtische Verfassung von Schweidnitz zur Voraussetzung.

Zu höherer Bedeutung scheint Schweidnitz sich erst im Zeitalter der Bolkonen erhoben zu haben als Hauptort eines das schlesische Gebirge und sein Vorland vom Queis bis über die Ohle, von der Schneekoppe und der Eule bis zum Zobten beherrschenden Kleinstaates, der vor allem die Pässe des Gebirges beherrschen mußte, wenn er seine Selbständigkeit gegenüber Böhmen wahren wollte. Im Jahre 1320 brach sich an den starken Mauern von Schweidnitz der

1) Jul. Schmidt, Ein Plan der Stadt Schweidnitz für 1623. Progr. des Gymn. 1862. Dem Herausgeber danken wir auch die beste Ortsgeschichte (1846. 1848).

Angriff des Königs Johann. Die treue Stadt pflegte Bolko II., wie er vermochte. In seine Zeit fällt der stolze Bau der Pfarrkirche (1330—1353), deren Turm (100 m) der höchste des Schlesierlandes geblieben ist. Auch dem Handel der Stadt suchten die Herrscher Wege bis in die Ferne zu öffnen. Ein merkwürdiger Vertrag desselben Fürsten mit Kasimir von Polen sicherte den Schweidnitzer Bürgern den Verkehr durch Krakau und Sandomierz bis nach Rußland. Den Handel der Stadt nährte großenteils ihre Gewerbtätigkeit, namentlich die von der mächtigsten ihrer Zünfte betriebene Brauerei. Prag, Ofen, Krakau, Thorn waren Ziele ihrer Bierausfuhr und hatten ihren »Schweidnitzer Keller«. Das Ringen zwischen Zünften und Patriziat gibt der mittelalterlichen Geschichte von Schweidnitz ein Leben, wie es nur in sehr wenigen Städten Schlesiens anzutreffen war. Auch das Wachstum des städtischen Besitzes bezeugt das Aufblühen der Stadt, die an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts über den alten Mauerkranz hinauswuchs und in ihren 1400 Häusern eine für jene Tage ansehnliche Volkszahl beherbergte.

Der 30jährige Krieg hat diese Blüte geknickt. Menschenlos und verarmt ging die Stadt aus ihm hervor. Auch hier waren die Jesuiten eingezogen. Die protestantische Bevölkerung mußte es als eine seltene Gunst betrachten, daß ihr der Bau eines Gotteshauses aus Fachwerk, einer sogenannten »Friedenskirche«, vor dem Tore zugestanden wurde. Sie bleibt mit ihrem kunstvoll den weiten Raum überspannenden Gezimmer, ihren Emporen und Logen, ihrer Farbenwirkung ein Denkmal nicht nur der Kunst, sondern der Landesgeschichte. Neue schwere Zeiten brachte die 1746 von Friedrich dem Großen getroffene Wahl von Schweidnitz zur Hauptfeste für die Überwachung der Ausgänge des Gebirges. Als ein Hauptoperationsziel der beiden Gegner ward es im 7jährigen Kriege wiederholt hart umstritten. Im Jahre 1809 war die Gewährung des Gesuches der Stadt um Überlassung der zwei Jahre vorher von den Franzosen gesprengten Werke schon in naher Aussicht. Aber die Erfahrungen des Sommers 1813, der die Verbündeten hinter die Weistritz zurückweichen sah, schienen der eilig wiederhergestellten Befestigung noch einmal Bedeutung zu verleihen. Die Verzögerung des Falles der Werke bis 1864 schädigte die Zukunft der Stadt nicht nur durch lange Beschränkung ihrer freien räumlichen Entwicklung, sondern auch dadurch, daß die in den vierziger Jahren maßgebenden militärischen Anschauungen darauf hinwirkten, die Hauptbahnlinie Breslaus nach dem Waldenburger Gebirge weiter, als das Gelände es gebot, von Schweidnitz abzurücken. Für diesen Nachteil war es doch nur

ein unvollkommener Ersatz, daß die spätere Entwicklung des Verkehrsnetzes hierher die Kreuzung der Bahnlinie des Gebirgsrandes mit den Bahnen zweiter Ordnung verlegte, die über Zobten nach Breslau, durch das Schlesiertal nach Charlottenbrunn geführt wurden. Der Verkehrsknoten Königszelt erscheint doch wie ein von der natürlichen Bedeutung von Schweidnitz abgesplitterter Trabant.

Immerhin kommt die wirtschaftliche Kraft der Stadt allmählich wieder zu vollerer Geltung. Als Sitz einer Handelskammer, der auch die Kreise Waldenburg, Reichenbach, Striegau sich anschlossen, pflegt Schweidnitz die weitverzweigten wirtschaftlichen Interessen einer überaus mannigfach ausgestatteten Landschaft. Die aus der Diluvialdecke emportauchenden Köpfe anstehenden Gesteins bieten in frischem Zustande vortreffliche Werksteine, verwittert einen nicht minder wertvollen Ton. Die fruchtbare Bodenkrume trägt reiche Ernten: Getreide wie Zuckerrüben. Der Holzreichtum der Berge, die Kohlenlager der Waldenburger Mulde rücken andere wichtige Rohstoffe nahe. Auf diese Vorbedingungen gründen sich mannigfache Industriezweige, an denen Schweidnitz selbst einen bedeutenden Anteil hat. In den Dienst der Landwirtschaft stellt es eine chemische Düngerfabrik, Mühlen, Brauereien und namentlich seine Maschinenfabrikation, die allen Seiten landwirtschaftlicher Arbeit, namentlich aber in einem hoch entwickelten Zweige (Främbs und Freudenberg) der Zuckerfabrikation zu Hilfe kommt. Ein besonderer, der Hüttenindustrie der Provinz förderlicher Betrieb erzeugt feuerfeste Magnesit- und Dinassteine. Möbelfabrikation und Orgelbau, eine große mechanische Weberei (J. Rosenthal) und eine Handschuhfabrik vervollständigen das reiche Bild moderner Betriebsamkeit.

Mit seinen 30540 Einw. (darunter 2400 Militärpersonen) ist Schweidnitz, nur hinter Breslau und Liegnitz zurückstehend, heute wieder die dritte Stadt der zentralen Ebene Schlesiens. Von der kriegerischen Vergangenheit, deren Werke sich in freundliche Promenaden verwandelt haben, ist der Gegenwart nur eine starke Garnison geblieben, eine nicht zu unterschätzende Quelle mannigfacheren Lebens.

Bevor wir den Lauf der Weistritz von Schweidnitz weiter verfolgen, haben wir dem Gebirgsrand noch eine Strecke entlang zu schreiten, um die Gebirgsbasis dieses Flußgebietes vollständig zu überschauen. Wie die Weistritz von ihrem Austritt aus schattiger Schlucht bei Ober-Weistritz, dem Sitz eines Graf Pücklerschen Majorats (1100 ha), durch das vormals damit vereinte Burkersdorf, den letzten Kampfplatz des 7jährigen Krieges, und durch Nieder-

Weistritz bis zur Stadt wohl die Hälfte ihres Laufes von Siedelungen gesäumt sieht, zwischen denen baumreiche Uferstrecken sich einschalten, so bilden jenseits des Bürgerwaldes und des Dorfes Hohgiersdorf, über dessen Hochplatte die kürzeste Verbindung von Schweidnitz nach Waldenburg führt, Seifersdorf und Bögendorf eine 7 km lange Häuserreihe. Während sie noch ostwärts auf Schweidnitz ausmündet, gehört der von den Höhen des altberühmten Kalksteinbruches herabziehende Bach, an dem Kunzendorf seine Bauerngüter aufreiht, nordöstlich strebend schon zum Bereiche des parallelen Laufes der Polsnitz, zwischen deren stattlichen Dörfern Polsnitz (1905 4350 Einw.) und Zirlau (1905 2200 Einw.) früh ein städtisches Mittelglied sich einschob: Freiburg (1905 9600 Einw.). Es scheint schon unter Heinrich I. (vor 1228) angelegt zu sein als fester Platz zur Überwachung des kürzesten Weges zur Landeshuter Pforte und erscheint 1279 als schon länger bestehende Stadt, deren Entwicklung auch keineswegs beeinträchtigt wurde durch die Erbauung von Schloß Fürstenberg. Vielmehr gibt gerade die Urkunde über die vollere rechtliche Ausstattung der Stadt (1337) uns ein Bild von manchen Wurzeln ihres Daseins. Die Ausdehnung ihres Gerichtssprengels über Polsnitz nach Adelsbach zwischen Hochwald und Sattelwald, anderseits über Liebichau nach Salzbrunn betont die Trennung zweier Bergstraßen, die zu verschiedenen Pässen emporführten. An die Mannigfaltigkeit nutzbarer Gesteine in nächster Umgebung erinnert in demselben Rechtsbrief die Mühlstein-Niederlage eines Salzbrunner Bruches. Schon das 16. Jahrhundert wußte hier auch die nahen Steinkohlen für die Kalköfen zu schätzen. Immerhin war erst dem 19. Jahrhundert eine lebhaftere industrielle Entwicklung vorbehalten, nach drei Richtungen hin. Land- und Forstwirtschaft finden hier eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, eine Dampfsäge, Mühlen, Brauerei und eine Stärkefabrik. Deren Begründer, Christian Gottlieb Kramsta, machte hier 1835 auch die Textilindustrie heimisch. Sein mächtig aufgeblühtes Unternehmen, das einen jährlichen Umsatz von 2 bis 3 Millionen Mark erreichte, ist dann in die Aktiengesellschaft für Schlesische Leinenindustrie verwandelt worden, die für Flachsspinnerei 20000 Spindeln in Tätigkeit hat und zahlreiche Webstühle beschäftigt. Endlich aber ist Freiburg, seit seine Uhrenfabriken sich vereinigt und dadurch ihren Arbeitserfolg erheblich gesteigert haben, der Hauptsitz der Uhrenfabrikation im östlichen Deutschland. Sie ist die Schöpfung eines 1847 hier eingewanderten Uhrmachers Ed. Gust. Becker (aus Öls), der auf der Wanderschaft viel gesehen, namentlich in Wien als Gehilfe bei Happacher die Er-

findung der Regulator-Uhren mit erlebt hatte. Die Fabrikation solcher Pendeluhren »nach Wiener Art« begann nun Becker 1850 in Freiburg, kräftig unterstützt vom Staate, namentlich von der Post- und Telegraphenverwaltung; 1875 ging aus seiner Fabrik die 100000ste, sieben Jahre nach seinem Tode (1885) die millionste Uhr hervor. Neben seinem Unternehmen entstanden durch Gehilfen, die zur Selbständigkeit übergingen, andere Uhrengeschäfte in Freiburg, seit 1871 auch besondere Regulatorgehäuse-Fabriken. Ihre Gesamtheit verschmolz 1898 mit der Beckerschen zu einer Aktiengesellschaft »Vereinigte Freiburger Uhrenfabriken«, die in fortschreitender Vervollkommnung der Organisation 1500 Arbeiter beschäftigt und täglich etwa 600 Wand- und Standuhren herstellt. Nicht nur der Vertrieb der Waren, sondern deren Herstellung überschritt die Grenzen des Landes mit zwei Filialen zu Braunau i. B. und zu Warschau. Beinahe ein Drittel der Bevölkerung Freiburgs ist abhängig von diesem blühenden Betriebe. Als Einbruchstation der Bahn ins Gebirge hat Freiburg, auch seit es nicht mehr, wie jahrzehntelang, den Hauptbahnhof des Schlesischen Berglandes darstellt, eine lebhafte Verkehrsentwicklung aufzuweisen.

Eine Meile nordwestlich von Freiburg überschreitet die Straße des Gebirgsrandes das Striegauer Wasser bei Hohenfriedeberg, einem an der Berglehne ansteigenden Städtchen (1905 700 Einw.), das im Volksmunde »Friebrich«, auch wohl »Strohfriebrich« genannt wird, aber unter seinem hochdeutschen Namen in die Weltgeschichte eingeführt wurde durch Friedrichs des Großen glänzendste Feldschlacht. Vom Turm der Siegeshöhe übersieht man das weite Gefilde gegen Striegau hin, in dem sie ausgefochten wurde. Das erst am Anfange des 14. Jahrhunderts auftretende Städtchen liegt am Ausgange des Reichenauer Tales. Die durch dies Tal emporsteigende alte Straße nach Landeshut und die demselben Ziele zustrebende Bolkenhainer Straße waren sicher schon vor der dichteren Besiedelung des Gebirges als Pfade durch den weiten Grenzwald bedeutsam für die Ortswahl der Kastellanei (1155) Striegau.

Nicht die Drei Berge (tři gore) liegen dem Namen[1]) (Ztrigom, Stregon) dieses Ortes zugrunde, der eine besonders wichtige, von der Natur zur Besiedelung unverkennbar empfohlene Stelle vor dem Gebirgsrande einnimmt. In geringer Entfernung von diesem tritt

1) Der Anklang an das Stragona des Ptolemäus ist bei dem sicherer Deutung entrückten Charakter der meisten Angaben seiner alten Karte nicht ausreichend, eine Gleichsetzung zu begründen.

aus der Ebene eine große Insel von Granitbergen hervor, die um so entscheidender auf die Wege der Ebene einwirkt, weil nordöstlich von ihr ein zweites, im Streitberg gipfelndes kleines Bergland derartig aufragt, daß nur ein schmaler Durchgang für den Verkehr offen bleibt. So überwacht Striegau am Fuß von drei Basaltkuppen, die den Südostvorsprung seines Hügellandes krönen, die beiden dies Hindernis östlich und westlich umgehenden Wege vom Weistritz- ins Katzbachgebiet nach Jauer. Mit dieser Teilung des Weges vor dem Bergrande fällt in Striegau die eben angedeutete Teilung der Breslau—Prager Hauptstraße zusammen. Die in der Hohenfriedeberger Schlacht zu militärischer Bedeutung gelangende Lage hat im friedlichen Verkehrsleben aber nie die zu erwartende volle Frucht für die Entwicklung der schon vor dem Mongoleneinfall bestehenden Stadt getragen. Das lag zuerst an der überlegenen Anziehungskraft der Herzogssitze Schweidnitz und Liegnitz[1]), später an der höheren wirtschaftlichen Entwicklung des benachbarten Waldenburger Kohlengebietes, und noch jetzt wird Striegau gewissermaßen künstlich niedergehalten durch das Unterbleiben eines leistungsfähigen Ausbaues der Bahn über Bolkenhain nach Merzdorf, die — wenn gleichzeitig nördlich vom Pitschenberge eine gerade Verbindung mit Kanth geschaffen würde — die schnellste Verbindung Breslaus mit dem Riesengebirge bieten könnte. Sie wäre für Striegau kaum minder wichtig als der bereits erzielte Ersatz der »Kohlenstraße« nach dem Oderhafen Maltsch durch eine das fruchtbare Land aufschließende Eisenbahn.

Striegaus Umgebung gehört zu den gesegnetsten Strichen der Ackerebene Mittelschlesiens. Kein Kreis der Provinz hat einen höheren durchschnittlichen Grundsteuerreinertrag (1 ha 40,7 M.; in einzelnen Feldmarken steigt er bis auf 50 M.). Behäbige Bauerndörfer wechseln mit musterhaft gepflegten großen Rittergütern. Erlesene Viehschläge, intensive, auf ausgedehnten Maschinenbetrieb sich stützende Feldwirtschaft, technische Verwertung der Erträge in landwirtschaftlichen Fabriken kennzeichnen diese hoch entwickelten Landgüter. Auch Striegau selbst hat an den die Feldarbeit fördernden oder von ihr angeregten gewerblichen Betrieben Anteil. Außerdem aber tritt in seinem Erwerbsleben auch der Wert der nutzbaren Gesteine hervor, die das Diluvium durchragen. Striegau ist der Sitz der

1) Diese beiden Städte leisteten in der Mitte des 14. Jahrhunderts, als Breslau eine Grundsteuer (Schoß) von 400 Mark abwarf, je 300 Mark, Striegau 100 Mark. Tzschoppe und Stenzel, Urkundensammlung S. 190.

größten Granitindustrie der Provinz; sie beschäftigt für ihren Versand von jährlich mehr als 300000 Tons in Stadt und Umgebung 4200 Arbeiter. Die ausgezeichnete Absonderung des mittel- und feinkörnigen Granits nach drei senkrecht aufeinander stehenden Richtungen — Lager, Reißabgang, Kopfabgang — erleichtert die Verarbeitung. Und zwar bedingt die verschiedene Entwicklung dieser Absonderung das besondere Arbeitsziel jedes Bruches. Bei Stadt Striegau und Gräben begünstigt das Vorwalten der bankigen Ablösung die Gewinnung von Platten; in den Brüchen des Streitberges wird die Ausarbeitung feiner, polierter Werkstücke am vollkommensten betrieben, bei Kalthaus, Niklasdorf, Gr. Rosen das Schlagen von Pflastersteinen. Die zahlreichen Aufschlüsse des Gesteins haben auch der Wissenschaft ein besonders eindringendes Studium dieses Lakkolithen, seiner Kontakterscheinungen mit dem Tonschiefer, seiner Schlieren, Gänge und der grobkörnigen pegmatitischen Ausscheidungen ermöglicht, in deren Drusen eine Fülle von Mineralien zu kristallographischer und chemischer Untersuchung einladet[1]). Neben dem Granit tritt an Bedeutung der Basalt der Striegauer Berge sehr zurück. Seine Brüche können neben dem überlegenen Wettbewerb des Granits längst keine Pflastersteine mehr liefern, nur Schotter für die Landstraßen. In kleinen Hohlräumen des porösen Basalts des Breiten Berges finden sich 2—5 mm starke, erbsengelbe Einschlüsse von Bolus, der im 16. Jahrhundert unter dem Namen der Striegauer Siegelerde als vielseitig verwertetes und jedenfalls sehr unschuldiges Heilmittel in hohem Rufe stand und, mit dem Stempel der Stadt versehen, Gegenstand eines lebhaften Handels war. Neben der nachdrücklichen Verwertung der Schätze des Bodens ist Striegau auch immer rührig gewesen in mannigfacher gewerblicher Tätigkeit. Nur der Porzellanfabrik und der Striegauer Aktiengesellschaft für Bürstenindustrie, die im Jahre über eine halbe Million Dutzend Bürsten zu Markt bringt, sei hier gedacht. Die Volkszahl stieg 1905 auf 13430.

Die Striegauer Berge sind das nordwestliche Endglied des Gürtels von Gebirgsinseln, der die Mittelschlesische Ebene durchzieht, und dessen südöstlichen Flügel wir in den Strehlener Bergen kennen lernten. Das bei weitem mächtigste mittlere Glied des Zobtengebirges ist von den Striegauer Bergen durch ein niedriges Hügelland getrennt, das bei nicht übergroßer Mannigfaltigkeit seiner Gesteine doch mit ihnen dem wirtschaftlichen Leben wertvolle Anregung, großen technischen Betrieben ausdauernde Grundlagen geboten hat. Die Haupt-

1) Arthur Schwantke, Die Drusenmineralien des Striegauer Granits. Leipzig 1896.

industrieplätze dieser Gegend sind Saarau (1905 3220 Einw.) und Königszelt (1905 3340 Einw.). Der in flachwelliges Land hinausgerückte Bahnknoten Königszelt (s. I 108) schwebt gewissermaßen an eisernen Ketten zwischen Striegau, Freiburg, Schweidnitz und Breslau. Der Vorteil allseitiger Verbindung hat um diesen Schienenkranz eine Reihe Fabriken (Porzellan, Schamotte, Melassespiritus) vereint. Aber ihre Gesamtheit muß doch zurücktreten hinter der Bedeutung des nordöstlich benachbarten Industriezentrums Saarau. Das war ein ländlicher Weiler von 170 Einwohnern, als die Bodenarbeiten des Freiburger Bahnbaues hier 1843 nach Durchschneiden einer dünnen Diluvialhülle unter einer Decke blauen Braunkohlentons ein mächtiges Lager von Rohkaolin aufschlossen, ein durch Quarzkörner und Glimmerblättchen noch verunreinigtes Zersetzungsprodukt des in der Tiefe lagernden Granits. Carl Kulmiz (1809—1874) erkannte die praktische Bedeutung dieses Profils. Er sicherte sich einerseits die Verwertung der Braunkohlenlager, deren 1847 beginnende Ausbeutung allerdings zunächst wenig abwarf, anderseits eröffnete er 1850 in der Ida- und Marienhütte bei Saarau die Schamottefabrikation, die zu großem Ausmaß sich entwickelte und eine Menge weit gesuchter Waren, feuerfeste Steine und Platten, Wölbsteine für die Kappen von Glasöfen, Gasretorten usw. herstellte, auch auf den Bau runder Schornsteinsäulen sich einrichtete, — kurz nach verschiedenen Richtungen hin die Bahn brach für einen nun auch an anderen Orten der Gegend aufblühenden Industriebetrieb. Als eine Abzweigung des Saarauer Unternehmens, das für die Gewinnung seines Rohstoffes schon auf Konradswaldauer Grund übergreifen und die dortigen Gruben durch Gleise an das Hüttenwerk anschließen mußte, erwuchsen auch an der nächsten Bahnstation Ingramsdorf große Tonwerke mit Dampf- und elektrischem Betrieb, auch elektrischem Bahnanschluß, für feinere Ziegel, Drainröhren, Dachziegel, Form- und Ziersteine. Seit 1902 traten nach Verbesserung der Verwertungsmethoden auch die in den 60er Jahren eingestellten Saarauer Braunkohlenwerke wieder in Tätigkeit. Gründlichere Bohruntersuchung der durch neue Mutungen erweiterten Felder führte 30 m unter der Oberfläche zum Aufschluß eines Flözes von 12 m Mächtigkeit. Die Förderung der Schächte in Saarau und Kallendorf beschäftigt eine große Brikettfabrik. Da auch an den Granitbrüchen der Gegend seit 1854 C. Kulmiz durch Anlagen bei Oberstreit und Gr. Rosen (Kr. Striegau), sowie bei Kalthaus (Kr. Jauer) einen führenden Anteil gewann und durch Vervollkommnung der Arbeitsmethoden einerseits eine hohe Verfeinerung der Erzeugnisse, anderseits eine sparsame Verwertung selbst des

kleinen Abfalles bis auf den Grus herab erzielte, tritt dieser Mann in die vorderste Reihe derer, die um die Entwicklung und Verwertung der Naturgaben des Landes sich hoch verdient gemacht haben. Wenn aber in dem Engrosgeschäft der Firma C. Kulmiz (G. m. b. H.) heute außer Saarauer Braunkohle und Waldenburger Steinkohle (s. oben S. 248), außer Granit, Schamottesteinen und anderen Erzeugnissen der Umgegend auch Chilisalpeter, Thomasmehl, Superphosphate in Bereitschaft liegen, so erinnert dies daran, daß mit einer seiner Schöpfungen, mit der 1858 begründeten chemischen Fabrik, C. Kulmiz über die Grundlage des heimischen Bodens unternehmend hinausging. Seit 1860 spielten künstliche Düngstoffe, namentlich Superphosphate, in der Reihe der Produkte dieser Fabrik eine bedeutende Rolle. Sie werden, seit die Saarauer Fabrik 1872 den Kern für die große Aktiengesellschaft »Silesia, Verein chemischer Fabriken« bildete, auch in deren Werken zu Woischwitz bei Breslau und zu Merzdorf (Kr. Bolkenhain) hergestellt. Unter der Fülle anderer Chemikalien, die Saarau gewinnt, ist Schwefelsäure besonders erwähnenswert. Die kupferhaltigen Schwefelkiese von Rio Tinto in Spanien, aus denen sie gewonnen wird, liefern außerdem auch Kupfer und brauchbares, von schädlichen Beimischungen befreites Eisenerz. Außer den gewaltigen Lasten dieser spanischen Schwefelkiese werden auch andere Rohstoffe aus weiter Ferne, Phosphate aus Florida, Chromerz aus Kleinasien, Braunstein aus Japan hierher geführt, um in den Dienst schlesischer Industrie zu treten. So erhebt sich heute, wo vor 60 Jahren der Pflug ging, ein Wald von Schornsteinen aus einer gewaltigen industriellen Anlage, die eine volkreiche Ortschaft ins Leben gerufen hat. Der Familie aber, deren Begründer der Schöpfer dieser vielseitig tätigen Industrie war, ist aus seiner Tätigkeit ein bedeutender Besitz erwachsen. Eugen v. Kulmiz vereint in den Rittergütern Gorkau, Raaben, Sasterhausen 770 ha, Rudolf v. Kulmiz auf Gutwohne bei Öls besitzt, abgesehen von seinen Liegenschaften jenseits der Oder (731 ha), bei Saarau die großen Güter Konradswaldau und Ingramsdorf nebst Tarnau (zusammen 1315 ha), nicht viel weniger als das Majorat Laasan (1430 ha) des Grafen Pfeil-Burghauß, das bedeutendste Stück altadeligen Grundbesitzes in dieser Gegend.

So anmutig dieses Hügelland ist, erhöht sich doch der Eindruck seines Reliefs erst durch den scharfen Einschnitt des Weistritztales unterhalb Schweidnitz. Wer von der nicht sonderlich reizvollen Freiburger Bahnlinie südöstlich abbiegt, wird überrascht durch die herrliche Lage der in Parken geborgenen Herrensitze, die an die

Steilränder des Weistritztales sich schmiegen. Namentlich Schönfeld, das Schloß des Herrn v. Korn, und Domanze, der Besitz des Grafen Brandenburg (mit Hohen-Poseritz, 679 ha) sind Perlen landschaftlicher Schönheit, durch sinnige Pflege zu doppelter Wirksamkeit erhoben. Einen Zug von Größe aber trägt in diese Bilder hinein der Hintergrund des Zobtengebirges, der beherrschenden Gestalt mitten in dem sanftwelligen Lande, durch das die Gewässer ihren Weg zum Hauptstrom finden. Nur seine Südostseite berührt das Lohegebiet, alle anderen werden umklammert von Zuflüssen der Weistritz. Der Zobten, der Wetterprophet der Schlesischen Ebene, war in heidnischer Zeit der Sitz eines angesehenen Götterdienstes (I S. 32). Das gab ihm auch für die Zeit der Einführung des Christentums von vornherein eine besondere Bedeutung. Zu den ersten Klostergründungen in Schlesien gehörte sicher die der Augustiner am Zobten. Allerdings wird man die sagenhafte Überlieferung[1]), die Peter Wlast mit der Gründung eines Bergklosters in Verbindung bringt, ablehnen dürfen, schon wegen der Größe des dem Kloster überwiesenen Gebietes (75 qkm). Über solche Räume verfügte nur der Landesherr, und seine Schöpfung ist zweifellos das mächtige Kloster gewesen. Kurz vor 1146 ist der weite, durch Umschreitung festgestellte Bereich am West- und Nordhange des Berges, auch ein Stück der Ostabdachung in den Besitz der Augustiner gekommen. Als Grenzsteine ihrer Gemarkung — nicht als Denkmäler der Heidenzeit, die sicher nicht unverletzt geblieben wären — hat man teilweise die merkwürdigen Steinaltertümer am Zobten zu betrachten, so die »Jungfrau mit dem Fisch«, in der man einen heiligen Petrus (lapis Petrey in einer Urkunde) wiedererkennen muß. Die Ansiedelung der Augustiner lag nicht auf dem Gipfel des Berges, sondern an seinem Nordfuße bei Gorkau, dessen altes Propsteigebäude nun als Schlößchen des Grundherrn Eugen v. Kulmiz wirkungsvoll ausgebaut ist. Seit dem 13. Jahrhundert wird eine Burg auf dem Gipfel erwähnt, die im 15. eine Zeitlang in der Hand der Hussiten war, dann im Interesse des Landfriedens niedergelegt wurde. Die wichtigste Ansiedelung im Umkreise des Berges war der schon 1148 erwähnte Markt an seinem Fuße, der — noch ehe er 1399 Stadtrecht empfing — nach dem Wochentage seines regelmäßigen Verkehrs (sobota = Sonnabend) den Namen empfing, der dann auf den Berg Slenz selbst übertragen wurde. Heute ist das Städtchen Zobten bei mäßig ent-

1) W. Schulte, Zu den Steinaltertümern am Zobten. Schlesiens Vorzeit. N. F. I 1903, 133—143.

wickelter Industrie von dem Touristenverkehr belebt, den namentlich die Hauptstadt nach dem Berge sendet. Das alte Gebiet, »der Halt Zobten«, blieb in der Hand der Augustiner bis zur Säkularisation; noch heute erinnert an die vormalige Klosterherrschaft das völlige Vorwiegen des katholischen Bekenntnisses unter seinen Bewohnern. Das Erbe des Klosters trat der Staat an, der die herrlichen Forsten (2830 ha) der regenreichen Gebirgsinsel in sorgfältige Pflege nahm. Die Granitbrüche vor dem Nordfuß des Zobten bei Ströbel stehen an Bedeutung hinter denen von Strehlen und Striegau immer noch zurück, wiewohl die Arbeiterzahl auf 2000 stieg. Die überlegene Fruchtbarkeit der Dörfer vor der Ostseite des Zobtengebirges beruht zum Teil auf dem »Weißen Boden«, Lößablagerungen, die vortrefflichen Weizen tragen, aber auch dem Rübenbau willkommen sind.

Beim Umblick vom Scheitel des Zobten fällt zunächst der seine Südseite umfangende Bogenzug der steilen Waldhöhen ins Auge, die vom Költschenberg über den von altem Gemäuer gekrönten Geiersberg bis an den Weinberg geht und die Südabteilung des ganzes Gebirges, den Wegezug Schweidnitz—Strehlen, von der zwischen Geiersberg und Zobten über den Tampadeler Sattel hinwegführenden alten Verbindung Schweidnitz—Jordansmühl und dem hier in den Tälern von Tampadel und Silsterwitz beginnenden nördlichen Ablauf der Gewässer sondert. An diesen aber erscheint bemerkenswert der den Zobten von Südwest über West, Nord bis Nordost wie ein Wallgraben umziehende Lauf des Schwarzwassers, der in einer Folge ihm entlang gestreckter Dörfer im Landschaftsbilde sich ausspricht. Erst beim Städtchen Zobten beginnt der Bach nicht ohne starke Windungen den Lauf nordwärts gegen Kanth. Der diesem Sammelpunkt der Gewässer zustrebende gerade Wegzug kommt unweit Zobten in der Längenerstreckung des großen Dorfes Rogau-Rosenau, dessen Kirchlein die Erinnerung an die Todesweihe der Lützower jedem vaterländischen Herzen doppelt heilig macht, zu scharfem Ausdruck.

Die nur zögernd ihrer Vereinigung zustrebenden Wasser von Schweidnitz und Striegau treten, ehe sie unter dem Breitenkreis Breslaus sich vermählen, einander an zwei Stellen schon bis auf etwa 1500 m Abstand nahe, bei Mettkau und bei Kanth. Beide Punkte scheinen schon im ältesten Straßennetz Beachtung gefunden zu haben für den Übergang der Wege von dem altslavischen Markte Kostenblut — mitten auf der Neumarkter Diluvialplatte — nach Zobten und Breslau. Denn gerade die Dörfer am nördlichen (Kostenbluter)

Ufer der beiden Flußannäherungen, Viehau und Polsnitz[1]), werden ebenso früh wie Kostenblut in derselben Urkunde des Breslauer Vincenzklosters (1149) bereits erwähnt, und der Grundriß einiger Dorfanlagen der Gegend scheint die Annahme jener beiden alten Wege zu empfehlen. Der Versuch, zwischen den Landengen von Mettkau und Kanth eine Stadt Fürstenau zu begründen und emporzubringen, scheiterte am Ende des 13. Jahrhunderts. Dagegen entwickelte sich unter dem Schutze der herzoglichen Burg, »des Kanth«, Anfang des 14. Jahrhunderts ein Städtchen, das deutlich als Ersatz für das hoffnungslose Fürstenau erscheint[2]); es liegt in der buschreichen Aue am linken Ufer der Weistritz gegenüber dem alten Dorfe Schosnitz des rechten Hochufers und zielt mit seiner etwas nordwestwärts gestreckten Anlage auf Polsnitz jenseits des Striegauer Wassers. Die Beherrschung der Brücken gab dem Ort im friedlichen Verkehr als Zollstätte, in Kriegszeiten als Straßensperre Bedeutung. Im gewerblichen Leben haben nur Gerberei und Töpferei sich stärker entwickelt (1905 2910 Einw.).

Vom Ende des Mittelalters bis zur Säkularisation war der Halt Kanth im Besitz des Breslauer Domkapitels. Wir treten hier mit der Weistritz in den Bereich der Umgebung Breslaus, die im Laufe der geschichtlichen Entwicklung erstaunlich stark von kirchlichen und klösterlichen Besitzungen durchsetzt worden war. Wie ins nördliche Vorland des Zobten die Güter des Sandstifts sich erstreckten, so lag der bischöfliche Halt Kanth zwischen alten Liegenschaften des Vincenzklosters der Prämonstratenser, die um Kostenblut einen bis ans Striegauer Wasser reichenden Landstrich besaßen, und anderseits südöstlich von Kanth Krieblowitz, das nach dem Freiheitskriege Blücher als Ruhesitz und bald als letzte Ruhestatt zuteil wurde. Von den 230 Ortschaften, die Zimmermann 1795 im Kreise Breslau aufführt, hatten — auch wenn man von 7 Hospitalgütern absieht — 88 geistliche Herren. Diese Umschließung der Stadt durch einen auf manchen Seiten ihr recht knapp anliegenden Gürtel von Besitzungen der Toten Hand sollte einmal in einem Kartenbilde dargestellt und in ihrer Bedeutung für das Leben des alten Breslau gewürdigt werden. Die schwere Not des Staates sprengte 1810 diesen Ring. Wie haben sich seither die Besitzverhältnisse umgestaltet! Auch von den damaligen Adelsgeschlechtern haben nur wenige sich behauptet, die meisten anderen weichen müssen, manchmal auch neu empor-

1) Anscheinend der alte Name des Striegauer Wassers.

2) W. Schulte, Fürstenau und Kanth. Schles. Volkszeitung 1905 Nr. 1603.

gekommenen Familien der Industrie und des Handels. Das schlesische Güteradreßbuch der Gegenwart nimmt sich gerade in der Umgebung Breslaus aus wie eine Illustration zu Freytags »Soll und Haben«. Das liegt allerdings nicht ausschließlich an der erobernden Kraft des großstädtischen Kapitals, sondern ganz vorwiegend an der Umgestaltung der Landwirtschaft in diesem Gebiete. Und sie wieder ist stark abhängig von der Natur des Bodens.

Der Unterlauf der Weistritz fällt in den Bereich des Schwarzen Bodens, einer den Diluviallehm überlagernden, nur zwei bis drei Fuß mächtigen Schicht steinfreier humusreicher Erde, die als eng verwandt der südrussischen Schwarzerde (Tschernosem) erkannt ward [1]) und wohl gleich dieser entstanden ist als ein Gebilde, in welchem viele Generationen hindurch der verfallende Pflanzenwuchs eines offenen Graslandes den Humuszuschlag lieferte zu der Anhäufung des feinen, zwischen den Grashalmen sich niederschlagenden Staubes, den die Winde herantrugen. Von der Erosionsfurche des Odertales und der mit ihm vereinten Weideniederung zerschnitten, reicht das Gebiet des Schwarzen Bodens vom Rande des Zobtengebirges und der Strehlener Berge nordwärts bis an den Südfuß der Trebnitzer Hügel. Wenn dort jenseits der Weide nur ein langer, schmaler Inselgürtel Schwarzen Bodens von Kapsdorf über Hünern nach Striese sich verfolgen läßt, nimmt dies dunkle, im feuchten Zustand wirklich schwarze Erdreich südlich von Breslau an der unteren Weistritz, Lohe und Ohle einen ausgedehnten, zusammenhängenden, noch der schärferen Begrenzung bedürftigen Raum ein, der in der Geschichte der Bodenpflege Schlesiens allzeit eine bedeutende Rolle gespielt hat. Mag er als eine offene Grasinsel in weiter Waldumgebung die Zuwanderer zum Bleiben eingeladen haben oder wegen der Leichtigkeit seiner Bestellung, selbst bei unvollkommenem Ackergerät, früh voller Entwaldung verfallen sein — jedenfalls lag hier der älteste Kern fester Siedelungen in Schlesien. Hier reiften später die Ernten, die Schlesiens Hauptstadt nährten. Im 19. Jahrhundert aber beim Übergange zu intensivster Ausnutzung der Bodenkraft ist dieser schwarze Boden, durch planvolle Drainage des undurchlässigen Untergrundes vor übermäßiger Durchfeuchtung bewahrt, die Hauptgrundlage des Zucker-

1) A. Orth, Geognost. Durchforschung des Schles. Schwemmlandes. Berlin 1872. X—XIII. 49—51. Dazu ergänzend Pietrusky, in der Festschrift für die XXVII. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte (Ein Kulturbild der Provinz Schlesien) 1869, 286.

rübenbaues geworden. Wenn schon dieser Kulturzweig seinem ganzen Charakter nach zur Entwicklung von Großbetrieben hindrängte, war ihnen auch die Steinfreiheit des Bodens günstig; sie sicherte dem Dampfpflug gefahrlose Arbeit, wie sie im Geschiebelehm ihm nicht ohne weiteres beschieden ist. Wir sahen bereits im Lohegebiet, welch große Besitz- und Wirtschaftseinheiten aus diesen Verhältnissen hervorgingen. Auch zwischen Lohe und Weistritz bieten sich dafür Beispiele. Schmolz (Karl v. Wallenberg) ist der Verwaltungsmittelpunkt eines auch auf das linke Weistritzufer übergreifenden Großbesitzes (1143 ha), dessen Wirtschaftsbetrieb pachtweise auf weitere 818 ha sich ausdehnt. In der ganzen fruchtbaren Landschaft um Groß-Mochbern (1905 2180 Einw.) bis an den Rand des sandigen Odertales sind Schornsteine der Zuckerfabriken die Landmarken der Orientierung, die Ziele der privaten Schienengleise, auf denen die Rübenernte den Werkstätten zuströmt. Dies Rübenland durchzieht der Unterlauf der Weistritz von Kanth aus in nordöstlicher Richtung, um nach 10 km, nur 5 km oberhalb Deutsch-Lissa, mit dem Striegauer Wasser zusammenzutreffen; 19 km nur trennen diese Vereinigung der beiden Quellflüsse von der Mündung in den Hauptstrom. Die Benennung der Flüsse hat im Mittelalter gewechselt. Ursprünglich wurden die Unterläufe des Schweidnitzer und des Striegauer Wassers bis zu ihrer Vereinigung von den Namen ihrer Nebenflüsse Peile und Polsnitz beherrscht, und der aus diesen vier Quelladern erwachsene Fluß hieß Lesna oder Lesnitz. Diese beiden Namensformen sind auch für den wichtigsten Ort seines Ufers beglaubigt, für das heutige Deutsch-Lissa. Hier hatten Schlesiens Herzöge bis 1289 einen Hof (curia), der ihnen für den Verkehr zwischen Breslau und Liegnitz so unentbehrlich war, daß Heinrich I. ein Gelübde seines hier verstorbenen Vaters Boleslaus des Langen, der dessen letzten Aufenthaltsort dem Leubuser Kloster zusicherte, nicht durch Auslieferung dieses Hofes, sondern durch eine anderweitige Entschädigung des Klosters erfüllte. An diesen herzoglichen Hof, dem die Naturalabgaben der Umgebung zugeführt wurden, und an die Zollstätte dieses Weistritzüberganges schloß sich eine 1261 zuerst erwähnte städtische Siedelung an, die aber bei der Nähe Breslaus nicht recht aufkam, sondern zu dörflichem Dasein zurücksank. Erst die jüngste Zeit weckt hier regeres Leben. Entscheidend dafür ist nicht sowohl die Wasserkraft der Weistritz wie vielmehr die Anmut ihrer baumreichen Ufer, die Wert gewinnt durch die Nähe Breslaus. Bei der erheblichen Entfernung der Hügel des rechten Oderufers ist kaum ein Ort der Nach-

barschaft so bestimmt wie Deutsch-Lissa dazu berufen, zum Villenvorort der Großstadt sich zu entwickeln. Auf die ersten Schritte dieses Vorganges ist das rasche Wachstum der Bevölkerung (1885 : 1350, 1900 : 3360, 1905 4100) zurückzuführen.

Entsprechend ihrem Ursprung in den Bergen empfängt die Weistritz nicht nur im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze, sondern auch im Sommer nach kräftigen Niederschlägen im Bergland bedeutende Hochwassermengen, für deren schadlose Abführung die schmalen, in dürrer Zeit unterhalb von Mühlenwehren völlig trocken liegenden Betten der Wasserläufe ganz unzureichend sind; dann tritt der Fluß, dessen Tal unterhalb der letzten Berührung mit festem Gestein bei Domanze sich bedeutend verbreitert, weit über die Ufer und bildet an manchen Stellen einen bis 2,5 km breiten Wasserspiegel. Die Überschwemmungsfläche der Weistritz unterhalb Domanze mißt 3639 ha. Sie wird als Wiesenland oder für Holzwuchs benutzt; aber gerade dessen üppiges Gedeihen, die Dichte des Unterholzes wirkt hemmend auf den Abzug der Hochfluten, der auch in den zahlreichen Wehren, einzelnen engen Brückendurchlässen und in der Planlosigkeit der Deichanlagen, die manche Uferstriche ohne Rücksicht auf die Entwicklung eines leistungsfähigen Hochwasserbettes zu schützen versuchen, Hindernisse findet. So macht der Unterlauf der Weistritz vom Standpunkt der Strompflege aus keinen erfreulichen Eindruck. Das hängt zum Teil mit ihrer bedeutenden Arbeitsleistung zusammen. An der Weistritz selbst zählt man 41, am Striegauer und Freiburger Wasser 47 (30 und 17), im ganzen Flußgebiet 205 Stauanlagen im Dienste der Mühlen und mannigfacher Fabrikation. Die industrielle Regsamkeit, welche an allen Quelladern der Weistritz sich entwickelt hat, überläßt nur die obersten Wurzeln des Wassernetzes noch dem Leben der Forellen. Bald werden die Bäche durch Abfälle und saure Abwässer der Fabriken völlig verändert, und manche Anlagen, namentlich die großen chemischen Fabriken von Saarau, bereichern die Flüsse mit chemischen Stoffen, die ihr Wasser selbst für Berieselungszwecke eine weite Strecke unverwertbar machen. Auch mit den Zuckerfabriken an kleineren Wasserläufen haben deren Anlieger manchen Interessenwiderstreit. So hat das Wassernetz der Weistritz ein anderes Gesicht gewonnen. Die alten Slaven, die einst dem munteren Kinde der Berge seinen an so manchem schönen Hochlandstrom haftenden Namen beilegten, würden es heute nicht wiedererkennen, vielleicht gar eine andere Benennung passender finden.

4. Die Neumarkter Platte.

Vom Ulmenwald, dem dunklen schwermutvollen,
Der Schierlingsduft und ew'ge Kühlung haucht,
Dehnt flammengelb, in Sommersluft getaucht,
Das Kornfeld sich, glutzitternd, weltverschollen.

Das Leben lacht, auf fremden Feldern schimmert
Halmschwer das Korn; Gott geb' ihm gut Gedeihen!
Bald bringen sie den Erntesegen ein,
Durch goldnen Staub schon fern die Sichel flimmert.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Bei Laasan und Saarau liegt am Striegauer Wasser die Südspitze einer dreiseitigen Landfläche, die gegen Südosten durch diesen nördlichen Quellarm der Weistritz, im Südwesten bis Muhrau aufwärts durch diesen selben Fluß, dann von Streit bis Profen durch das Tal der Weidelache, weiterhin durch die Wütende Neiße von Jauer bis zur Mündung, im Norden aber durch die Talgründe der Oder und der unteren Katzbach begrenzt wird. Es ist ein 1100 qkm messender Raum von einheitlichem Charakter ohne große Berge, große Flüsse, große Wälder, auch beinahe ohne Städte. Während um den Außenrand die Städte Striegau, Jauer, Liegnitz, Parchwitz, Dyhernfurth, Breslau, Kanth verteilt liegen, birgt das Innere nur eine Stadt, Neumarkt; wiewohl sie nahe der nördlichen Basis des Dreiecks liegt, dessen Südspitze unweit von Striegau fällt, dürfen wir diesen Raum vielleicht einfach die Neumarkter Platte nennen. Sie hat nur längs der Südwestseite Hügel, die das Niveau von 200 m übersteigen, außer dem hart am Rande stehenden Streitberg (349 m), am weitesten die Damsdorfer Berge (285 m), der Scheitelpunkt einer vom Granit des Streitberges durchbrochenen sanften Aufwölbung alter Schiefer, die dem Diluvium entsteigt. Die von dieser Gegend nach Nordwesten und Norden auseinandergehenden Bäche (Weidelache und Leisebach) zeigen für die Westhälfte der Platte die Richtung der Abdachung an, minder deutlich für die Osthälfte der unstetere Zug des Neumarkter Wassers. Lehmiger Diluvialboden deckt mit sanftwelliger Oberfläche die Platte ziemlich vollständig, wenn auch die speziellere geologische Aufnahme künftig wohl an etwas zahlreicheren Punkten das Hervortreten der tertiären Unterlage verzeichnen wird. Südlich von Liegnitz liefern ein paar Basaltkuppen Gestein zum Wegebau, und eine kleine Insel alten Grundgebirges bei Wandris gab mit dem geringen Goldgehalt in Quarzgängen ihrer alten kristallinischen Schiefer und Gneise und in den aus ihrer Zerstörung hervorgegangenen Sanden im Mittelalter

Anlaß zu bergmännischen Versuchen. Deren einzige Hinterlassenschaft ist der Name einer 1345 voreilig gegründeten Bergstadt: Nikolstadt.

Bemerkenswerte Zierden der Diluviallandschaft sind die östlich von Liegnitz in Hohlformen der Oberfläche der nordischen Grundmoräne erhaltenen Seen bei Koischwitz (43 ha), Kunitz (97 ha), Jeschkendorf (27,5 ha) und Heinersdorf. Der Kunitzer See bietet mit seiner berühmten Möwenkolonie das vereinzelte Beispiel einer Bereicherung des Naturbildes Schlesiens im 19. Jahrhundert. Erst seit dessen zwanziger Jahren ist die nur 120 a große Insel des Sees die Brutstätte eines alljährlich im März einfallenden, Mitte August wieder südwärts ziehendes Heeres von Lachmöwen, das kundige Beobachter auf 60000 Köpfe schätzen. Ihr munteres Treiben, das vier Wochen lang betriebene Einsammeln ihrer Eier (manchen Tag bis 5000) hat Langenhan[1]) lebendig geschildert, desgleichen den winterlichen Fischfang mit Schleppnetzen unter der Eisdecke.

Die ganze Platte ist einladend zum Feldbau, wenn auch die Fruchtbarkeit von Südwest gegen Nordost entschieden abnimmt. Demgemäß ist sie früh entwaldet worden. Holzwuchs nimmt auf ihr im Durchschnitt nicht volle 6 % der Fläche (im Jauerschen Anteil nur 3, im Striegauer 8 %) ein, das Ackerland 83 % (im Jauerschen Anteil 88). Das ganze Land ist eine Grundlage erfolgreichen Ackerbaues, den ein kräftiger Bauernstand im Wetteifer mit blühenden Rittergütern betreibt. Unter den hier ansässigen Adelsfamilien stehen die Freiherren von Richthofen obenan, die auf der Platte selbst, zumeist nahe dem Westrande, über 7200 ha, im ganzen Bereiche der vier an der Platte beteiligten Kreise mit 13 getrennten Besitzen 8500 ha ihr eigen nennen, darunter den wertvollsten Großbesitz dieser ganzen Landschaft, die Gruppe von Rittergütern des Freih. Karl von Richthofen-Damsdorf auf Kohlhöhe (2542 ha), die Gutsgruppe des Schloßherrn von Brechelshof und seiner Gemahlin (500 und 558 ha) und die Gäbersdorf-Diesdorfer Rittergutsgruppe des Freiherrn Siegfried von Richthofen (772 ha). Den zweiten Platz unter den Herren dieser Landschaft nehmen die von Kramsta ein mit etwa 5500 ha in vier großen Besitzeinheiten: der Herrschaft Muhrau (1761 ha), deren Besitzerin (Marie von K.) unmittelbar jenseits des Striegauer Wassers noch die Güter Tschechen und Puschkau (799 ha) gehören, dem Majorat Frankenthal (Hans Georg von K.) von 1326 ha, der Gutsgruppe der von Kramstaschen Erben auf Frankenthal (1595 ha) und dem Besitz

1) Das Tier- und Pflanzenleben der Moränenhöhenzüge Schlesiens. Schweidnitz 1896, 21—34.

Egmonts von Kramsta auf Klein-Bresa (1437 ha). Über den Nordrand der Platte reicht zur Hälfte schon ins Odertal hinab die Herrschaft Ober-Stephansdorf (Dr. H. von Lösch, 2237 ha). Die größten anderen Besitzer sind Fürst Putbus mit dem freien Burglehn Deutsch-Lissa (1647 ha), Carl Graf Carmer auf Zieserwitz mit dem Majorat Borne (1574 ha), Fabrikbesitzer Scheibler (Lodz) mit den Rittergütern Blumerode und Dambritsch (1323 ha), die Reichsgräfin Wolkenstein-Trostburg mit den schönen Gütern in Jauers Nachbarschaft Lobris, Profen, Kalthaus (1032 ha), Walter von Wietersheim, Herr des Majorats Neuhof am Striegauer Wasser (948 ha), Graf Limburg-Stirum auf Groß-Peterwitz bei Kanth (875 ha) und Majoratsherr H. W. von Sprenger, von dessen großen Besitzungen der Hauptsitz des Majorats Malitsch mit 847 ha südöstlich von Liegnitz auf dieser Platte liegt.

Unter den Landgemeinden der Platte haben nur sechs[1]) Feldmarken von mehr als 1000 ha, aber von ihnen gehören nur zwei, der alte Markt Kostenblut (1000 Einw.) und das kräftige Dorf Järischau (1300 Einw.) bei Striegau zu den volkreicheren Orten. Deren Entstehung scheint in höherem Grade durch die Nähe von Städten[2]), bisweilen auch durch große Rittergüter[3]) begünstigt zu sein.

Recht merkwürdig ist die augenscheinlich auf eine Entwertung alter und Belebung neuer Verkehrsmittelpunkte hinarbeitende Veränderung des Wegenetzes der Landschaft im Laufe der Jahrhunderte. Vor Beginn der deutschen Kolonisation bestand im 12. Jahrhundert augenscheinlich als Schöpfung der Zeit, die aus Scheu vor den Schwierigkeiten verwilderter Flußtäler den Wasserscheiden für die Wegführung den Vorzug gab, mitten auf der Platte der Markt Kostenblut. Wie ein Relikt einer fernen Vergangenheit hat sich der Grundriß des Fleckens erhalten, der unregelmäßig begrenzte Hauptplatz, von dem die Wege nach Striegau, Zobten, Domslau und Breslau, Neumarkt, Liegnitz ausstrahlten. Heute liegt der Ort (Urkunden: Costomlot, Costmlot, Costomlat), dessen Namensvettern über das ganze slavische Sprachgebiet zerstreut sind, abseits der Verkehrslinien. Und eines gleichen Schicksals vermag auch der andere alte Hauptort der Landschaft sich kaum zu erwehren. Neumarkt ist keine Schöpfung der deutschen Kolonisation aus wilder Wurzel, sondern die Nachfolgerin eines slavi-

1) Im Kreise Striegau Järischau (1247), im Kreise Liegnitz Gr. Läswitz (1166), Nikolstadt (996), Wangten (1064), im Kreise Neumarkt Kostenblut (1080), Krintsch (1373), Peicherwitz (1057).

2) Gr. Beckern bei Liegnitz 1265.

3) Laasan 1980, Gr. Peterwitz (Zuckerfabrik) 1140, Gutschdorf (Zuckerfabrik) 1500, Kuhnern 1300 Einw.

schen Ortes Schroda (Mittwoch), dessen Name — das Gegenstück zum Sonnabendmarkte Zobten — unmittelbar an das Leben eines alten slavischen Wochenmarktes erinnert. Auch der Plan des Ortes fügt sich nicht dem Schema der Kolonistenstädte Ostdeutschlands; er liegt langgestreckt an dem verbreiterten Hauptweg zwischen Liegnitz und Breslau als Halbwegsstation[1]) zwischen beiden. Aber sehr früh empfing Neumarkt unter diesem Namen deutsches Recht und wird seit 1214 oft als vorbildlich für andere deutsche Gründungen genannt, seit 1223 ganz ausdrücklich als rechtliches Muster für Begründung oder Rechtsausstattung deutscher Städte (Ujest, Neiße, Brieg, Öls, Konstadt, Zduny, Grottkau, Mstow an der Warthe, Festenberg, Oppeln). Auch als Sitz eines Kastellans und Ort einer herzoglichen Burg wird Neumarkt seit der Mitte des 13. Jahrhunderts erwähnt. Seine Geschichte ist im Grunde die seiner Straße. Um so empfindlicher traf den Ort die Beschränkung ihres Wertes durch die 3 km nördlich von der Stadt vorüberführende, der Anziehungskraft des Oderhafens Maltsch gehorchende Hauptlinie der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn. Da auch die weitere Entwicklung des Bahnnetzes zur Aufschließung des fruchtbaren Westens der Platte von Striegau und Jauer aus wieder Maltsch zum Ziel neuer Linien nahm, ist Neumarkt derartig in Nachteil gebracht, daß der Rückgang seiner Volkszahl (1885: 5928, 1900: 5467, 1905: 5118) nicht überraschen kann. Unter den Industriezweigen ist die Tabakfabrikation hervorzuheben.

Im Gegensatz zu diesem Niedergang der alten Brennpunkte des Lebens inmitten dieses Ländchens sahen wir am Rande der Platte neuerdings Deutsch-Lissa, den Übergangspunkt der Hauptbahnlinie über die Weistritz, rasch emporkommen.

So liefert auch die Gegenwart hier und in manchem freundlichen Herrensitz, z. B. in dem neuen Schloßbau zu Klein-Bresa, ihren Beitrag zu der baulichen Ausstattung dieser Landschaft. Von den älteren Perioden ist in manch alten Kirchenbauten das Mittelalter, die behagliche Renaissance des 16. Jahrhunderts in einzelnen Schloßbauten (Wohnwitz, Gr. Pohlwitz) vertreten. Die Gegenreformation aber hat in dem fruchtbarsten Teile der Landschaft ein anspruchsvolles Klostergebäude geschaffen, Kloster Wahlstatt, seit 1838 Kadettenanstalt. Wenn auch der Name des Ortes an den Heldentod des schlesischen Herzogs erinnert, den sein Verhängnis

1) Verabredung einer Zusammenkunft der Bürgermeister von Breslau und Liegnitz in Neumarkt. Liegnitzer Urkundenbuch, herausg. von Schirrmacher S. 435.

zum Vorkämpfer Europas wider die Mongolenhorden berief, ist doch dies Kloster keineswegs eine der für Schlesiens Kultur bahnbrechenden Ordensschöpfungen des Mittelalters gewesen; vielmehr erwarben die Benediktiner von Braunau erst nach dem Aussterben der Piasten 1703 dies Gut und errichteten hier auf einer die Umgebung beherrschenden Bodenanschwellung eine weit in der Runde sichtbare Klosterkirche, die für ihren bildlichen Schmuck sich wohl der Erinnerungen der Örtlichkeit bemächtigte, aber sie fremdartig einwebte in den kalten Prunk und die gewundenen Schnörkel zügellosen Barockstils. Und heute schaut in dem Refektorium der Benediktiner das Bild des Fürsten Blücher von Wahlstatt nieder auf die militärische Jugend, die von künftigen Taten träumt. Fürwahr ein historisches Potpourri von verwirrender Mannigfaltigkeit. Und doch klingt aus jeder seiner Noten eine Erinnerung an eine große geographische Tatsache, an die Bedeutung der Lage von Liegnitz, zu der ein weiterer Schritt auf dem Boden der Heimat uns überführt.

5. Das Tal der Wütenden Neiße und der Unteren Katzbach.

Lignicia alter oculus Silesiae.
Schlesiens zweites Auge ist Liegnitz.

Von den drei Gebirgsbächen, welche, kraft der starken Niederschläge ihres Ursprungsreviers, als die für den raschen Wechsel der Wasserstände entscheidenden Wurzeln des Katzbachgebietes gelten müssen, ist die Wütende Neiße nach der Ausdehnung der Einzugsfläche (435 qkm) der bedeutendste, selbst der oberen Katzbach (324 qkm) und mehr noch der Schnellen Deichsa (277 qkm) überlegen. Nach der Neiße benannten auch die tapferen Landwehrmänner, unter deren Kolben die französischen Karrees zusammensanken, in einem derben Merkvers die Regenschlacht des Freiheitskrieges mit größerem Recht, als das in einer Mischung von Diplomatie und Bescheidenheit die Katzbach in den Vordergrund rückende Blüchersche Hauptquartier. Und wie bei solchen Wetterkatastrophen an Schnelligkeit und Fülle des Anschwellens die Wütende Neiße die Katzbach leicht überbietet, so kommt auch an Ergiebigkeit des Bodens, an Volkszahl der Dorfschaften und der führenden Städte des Hochtals wie des Vorlandes der Wütenden Neiße der Vortritt vor der Katzbach zu. Wie Schönau hinter Bolkenhain, bleibt Goldberg hinter Jauer zurück. Das erleichtert die durch die Verkehrsstellung der Bolkenhainer Pforte, wie durch die einheitliche Ausdehnung der fruchtbarsten Ackerflächen Mittelschlesiens gebotene Entscheidung, kulturgeographisch die Wütende

Neiße und die untere Katzbach im Zusammenhang mit Mittelschlesien zu behandeln.

Beim Austritt aus den Bergen durchzieht die Wütende Neiße, von langen Dörfern begleitet, zwei vor dem Bergrand sich entfaltende, aber mit einem kleineren Teile ihrer Liegenschaften ins Gebirge selbst eingreifende Großbesitze, erst die Majoratsherrschaft Hausdorf des Grafen von Schweinitz und Krain, Frh. von Kauder (1783 ha), dann die Graf Hochbergsche Majoratsherrschaft Rohnstock (2163 ha), von der allerdings ein erheblicher Anteil (Merzdorf, Wernersdorf, 738 ha) im Innern des Berglandes am oberen Bober liegt. Das große Dorf Rohnstock (1500 Einw.) umschließt, innerhalb eines Parkes, ein altes, in seinem heutigen Bau aber erst dem 18. Jahrhundert entstammendes Schloß; die ältesten Generationen des hier herrschenden Geschlechts vertreten nur noch die Grabsteine der Kirche.

Die von der Neiße nordwärts durchzogene breite Pforte zwischen dem Gebirgsrand und den Striegauer Bergen trifft bei Jauer, wo der Fluß nach Nordwesten sich wendet, mit den dies Granithügelland durchziehenden Striegauer Straßen zusammen. Zwei Bahnlinien von Rohnstock und Striegau, die gegen Maltsch und Liegnitz ihre Fortsetzung finden, kennzeichnen im heutigen Kartenbilde den Verkehrsknoten der Stadt Jauer (1905 13300 Einw.), die wenig oberhalb eines älteren, schon der Slavenzeit entstammenden Dorfes (Alt-Jauer, 1240 Einw.) am rechten Uferrand des Flusses sich erhoben hat. Die älteste Erwähnung fällt ins Jahr 1242. Vor dem 30jährigen Kriege war Jauer der Hauptsitz des schlesischen Leinenhandels. Von seinen Verheerungen schwer getroffen, blieb die Stadt dann ein halbes Jahrhundert der Vorort der Protestanten Niederschlesiens. Ehe Karl XII. die Errichtung der Gnadenkirchen zu Hirschberg und Landeshut erwirkte, war das ganze Bergland auf die Friedenskirche (1654) zu Jauer angewiesen, deren geräumiger Fachwerkbau 6000 Gläubige zu fassen vermochte. Wiewohl zu den vier Straßen, die aus den vier Toren der Stadt nach Bolkenhain, Striegau, Liegnitz, Goldberg auseinandergingen, noch eine den Breslauer Verkehrszug durch das Bergland nach Schönau und Löwenberg fortführende Straße hinzutrat — dieselbe, auf welcher 1813 die Division Puthod während der Entscheidungsschlacht die Umgehung der Verbündeten anstrebte —, ist Jauer immer nur ein untergeordneter Verkehrsknotenpunkt vor dem Bergrande gewesen. Seine bescheidene Blüte hat auch heute ihre feste Grundlage mehr in der Fruchtbarkeit der Umgebung, die der großen Zuckerfabrik Alt-Jauer einen Teil ihrer Rübenernte sendet, als in besonders regen Beziehungen mit der Ferne. Das auffallende Zurücktreten des

jüdischen Bevölkerungszuschlages ist für die geringe Entwicklung des Handels bezeichnend. Von den gewerblichen Betrieben haben Wagenbau (24 Betriebe) und Fabrikation von Patentwagenachsen und -federn besonderen Ruf; auch Spinnerei, Maschinen-, Tuch-, Leder-, Holzwaren- und Zigarrenfabrikation verdient Erwähnung. Der Jauerschen Würste würde sich auch ohne sie mancher erinnern.

Von den waldigen Höhen, die am westlichen Horizont zu erfrischenden Wanderungen einladen, ziehen gegen die Stadt stattliche langgestreckte Dörfer herab, so Poischwitz (1900 Einw.), das bis vor kurzem irrig als Verhandlungsort des Waffenstillstandes von 1813 galt, der tatsächlich viel östlicher in Pläswitz, Kr. Striegau, geschlossen worden ist, und nördlicher Peterwitz (1350 Einw.). Wenig nordwestlich von diesem Orte treten als Vorposten der Basaltdurchbrüche, die das Katzbachgebirge durchsetzen und seinen Formenreichtum erhöhen, der Weinberg (273 m) und der Breite Berg (264 m) derartig aus dem Vorland hervor, daß die Neiße den letzteren in östlich ausgreifendem Bogen umziehen muß, ehe sie den steilen rechten Talrand berührt, über dem auf welliger Platte das Siegesfeld der Schlesischen Armee sich ausbreitet. Während westlich vom Breiten Berge die langen Dörfer Seichau und Prausnitz den Zug der Straße Jauer—Goldberg bezeichnen, vollziehen in dorfleerer Aue, zuletzt parallel nördlich gerichtet, zwischen kleinen Basaltkuppen die Wütende Neiße und die Katzbach ihre Vereinigung, um 10 km weiter nordöstlich bei Liegnitz zwischen lebhaft besiedelten Ufern auch den Wasserzuschuß des Westflügels des ganzen Flußgebietes, den Flachlandfluß des Schwarzwassers samt der ihm zugeströmten Schnellen Deichsa, zu empfangen.

Die Ortslage von Liegnitz, auf einer Zunge des Diluviums zwischen den beiden zusammenstrebenden Flüssen, der Katzbach mit rasch wechselndem Spiegelstand und wilden Hochfluten und dem Schwarzwasser, das namentlich im Frühjahr seine Bruchniederung sehr anhaltend überschwemmte und dann den Grundwasserstand des Uferlandes empfindlich hob, war nicht durchaus vorteilhaft; sie gefährdete den Gesundheitszustand der Bewohner; aber sie bot im Mittelalter, der Zeit unvollkommener Fernwaffen, eine natürliche Deckung nach zwei Seiten, eine Erleichterung der Aufgaben der Verteidigung. Für sie fiel auch die Gliederung des umliegenden Geländes durch die Wasserläufe und den Kranz der Seen des Weichbildes ins Gewicht. Die meisten auf Liegnitz zielenden Wege hatten in geringer Entfernung Flüsse oder Landengen zu durchschreiten, Örtlichkeiten, die eine feindliche Annäherung erschwerten oder beschränkten.

Ähnlich wirkte im Norden und Nordwesten auch der breite Gürtel der niederschlesischen Heide. Sie erscheint dem in die Anfänge schlesischer Geschichte empordringenden Blick nur wie ein Rest des Waldrahmens, der den altbesiedelten Kern des Landes, den fruchtbaren »Schlesiergau« (Slenzane, Pagus Silensis) allseitig, auch gegen Westen und Norden abschloß[1]). Wenn auch für den alten Grenzhag, die Preseka (I 34), nur im Süden und Osten vom Eulengebirge und den Ostsudeten längs Neiße und Stober bis an die polnische Grenze klare, ausführliche Zeugnisse vorliegen, hat W. Schulte doch sicher den rechten Weg eingeschlagen, wenn er auch die Gebirgswaldungen des Waldenburger und des Katzbachberglandes, den »Hag« (indago) Reichenau, den »Hayn«, der Bolkos Namen verewigt, und das vormalige Waldland unseres schlesischen Haynau (d. i. Hagenau) an der Schnellen Deichsa als einst fest geschlossene Glieder des alten Grenzhags anspricht[2]). Wie unmittelbar dieser Wald der Berge längs des Schwarzwassers und der unteren Katzbach mit dem Oderwald zusammenhing, das erkennen wir an der späten Entwicklung der Walddörfer an jenen beiden Wasserläufen[3]). Liegnitz war also in slavischer Zeit der äußerste nordwestliche Posten des schon zusammenhängend besiedelten Schlesiergaues. Hier begannen die weiten Waldungen, die man zu durchschreiten hatte, um über die Siedelungsinsel des Gröditzberges die Lichtungen der Lausitz oder nordwestwärts den Gau der niederen Oder (Diadesisi) um Glogau zu erreichen.

Liegnitz erscheint schon bei seiner ersten Erwähnung (1149) als Vorort seiner Umgebung, allerdings erst im 13. Jahrhundert unter Heinrich I. als Kastellanei, Münzort und Marktplatz. Sicher war es schon vor dem Mongoleneinfall einer der bedeutendsten Plätze des Landes. Hier sammelte Heinrich II., als die wilde Reiterflut sich über sein Herzogtum ergoß, seine Streitkräfte. Hier harrte er, von den Feinden belagert, der erwarteten Hilfe, ehe er — unter Umständen, die sich unserer Kenntnis entziehen — sich zum Kampfe auf offener Wahlstatt entschloß. Jedenfalls ist auch nach dem Fall des Herzogs Liegnitz nicht von den Mongolen überwältigt worden; es muß eine verteidigungsfähige Feste gewesen sein. Die Zersplitterung Schlesiens seit der Mitte des 13. Jahrhunderts machte Liegnitz zum Sitze eines selbständigen Fürsten. Die Geschichte der Stadt, die um

1) Stenzel, Heinrichauer Gründungsbuch 57. Ista prescripta preseca in diebus antiquis et etiam tunc temporis, cum hec agerentur (unter Heinrich I.), circuibat totam terram Zlesie.

2) Oberschlesien IV 1905, 255.

3) Bienowitz (1279), Heinzendorf (1287).

diese Zeit (1255) im Besitze deutschen Rechtes erscheint und 1293 mit Breslaus vollen Rechten ausgestattet wurde, bewegt sich nun zwei Jahrhunderte in der Richtung beständiger Mehrung des Besitzes und steigender Festigung der Selbständigkeit gegenüber den allzeit geldbedürftigen Fürsten. Liegnitz schien 1450 dem letzten Ziele dieses Strebens, der Stellung einer nur der böhmischen Krone untergebenen selbständigen Stadt, ganz nahe, aber die Erbitterung gegen die nun als Herren einziehenden Tschechen verhalf durch eine Gegenrevolution der Bürgerschaft wider die Geschlechter den Piasten wieder auf den Liegnitzer Fürstenstuhl, und der Bürgermeister Ambrosius Bitschen büßte unter dem Richtschwert 1454 seine hochfliegenden Pläne. Als über dem letzten Piasten, dem 1675 in der Blüte hoffnungsvoller Jugend hingerafften Georg Wilhelm, die Kuppel der Liegnitzer Fürstengruft sich wölbte, ward Liegnitz eine Provinzialstadt, der freilich manches Werk seiner früheren Herrscher, so die starke Befestigung aus der Zeit des Türkenschreckens, der erst 1835 in Asche sinkende Renaissancebau des Schlosses, die Ritterakademie, eine nachträglich (1708) aus den Mitteln einer piastischen Stiftung begründete Schöpfung, einigen Glanz verliehen. Ein Glück war es für die Stadt, daß sie nach dem Übergang in preußische Hand nicht in die Reihe der festen Plätze aufgenommen, also trotz wichtiger kriegerischer Vorgänge in nächster Nachbarschaft nicht selbst Ziel der Operationen wurde. Immerhin hatte Liegnitz im 18. Jahrhundert nur eine bescheidene Bedeutung; es war mit 5100 Zivileinwohnern 1787, mit 6800 Einwohnern an der Schwelle des 19. Jahrhunderts die siebente Stadt Schlesiens, stand hinter Glogau, Brieg, Schweidnitz, Neiße, selbst etwas hinter Grünberg zurück. Die Wendung in dem Schicksal der Stadt zu höherem, alle diese Orte weit überflügelndem Aufblühen brachte die Napoleonische Zeit. In Glogau, der bisherigen Hauptstadt Niederschlesiens, saßen die Franzosen. So erschien es zweckmäßig, die Regierungsbehörden nach Liegnitz zu verlegen (1808). Und nun entfalteten die von hier ausstrahlenden Wege, die früher so manche kriegerische Entscheidung in diese Gegend verlegt hatten (I 414 m. Karte), ihre Wirksamkeit zu friedlicher Verwertung der von Natur vorteilhaften Lage der Stadt.

Der untere Katzbachlauf bezeichnet die Linie engster Annäherung zwischen Oder und Gebirgsrand. Auf diesen nordwestlichen Winkel der mittelschlesischen Ackerebene schießen von der Mitte des Landes, wie aus seiner westlichen Nachbarschaft, die Straßen, nunmehr die Schienenwege zusammen. Die Hauptverkehrsader, die »Hohe Landstraße« zwischen Breslau und Leipzig, ist von der Südseite

her durch den Gebirgsrand zwischen Bunzlau und Haynau, auf der Nordseite durch den Oderlauf Breslau—Maltsch und westlicher durch das sumpfige Schwarzwassertal derartig festgelegt, daß ihr Katzbachübergang auf Liegnitz fällt; hierher zielt auch die Gebirgstangente Neiße—Schweidnitz—Jauer, die jenseits Liegnitz in der Straße nach Glogau ähnlich ihre Fortsetzung findet, wie die Katzbachtalbahn in der Linie Steinau—Rawitsch; dieses ganze Netz von Verkehrslinien, das Gebirge und Tiefland, Fruchtgefilde und Föhrenheiden, Kohlenfelder und Fabrikorte, Gegenden überschüssiger Arbeitskraft und Gebiete lebhaften Bedarfes in Wechselbeziehung setzt, bringt Leben und Bewegung in der Kreuzung der Wege hervor und begünstigt hier jede Seite der wirtschaftlichen Tätigkeit. Liegnitz erfreut sich einer fruchtbaren Umgebung, eines besonders erfolgreich gepflegten ergiebigen Gartenlandes; seine »Kräutereien« versorgen mit ihren Gemüsebeeten, ihren Gurkenfeldern die Märkte mehr als einer Großstadt, und zu der bedeutenden Feldmark der Stadt (1684 ha, davon 818 bebaut, 371 Wiese) treten als hilfreiche Grundlage für die Erfüllung der kommunalen Bedürfnisse die schon im Mittelalter erworbenen großen Forsten jenseits des Schwarzwassers bis hinüber in den Nachbarkreis Lüben (Vorderheide 725, Hinterheide 1256 ha) hinzu. Der Bürgerschaft aber ist die alte gewerbliche Rührigkeit mit der Vervollkommnung der Verkehrsmittel weiter gewachsen. Seit dem Mittelalter ist hier Tuchmacherei heimisch; sie hat Formen und Ziele ihres Betriebes, aber nicht ihren Ruf verändert. Unter der Mannigfaltigkeit anderer Arbeitszweige stehen Möbelfabrikation, Pianofortebau, Maschinenfabrikation, Handschuhnäherei im Vordergrunde. Dies Aufblühen der Industrie und die Vereinigung von Schulanstalten und Behörden des Regierungsbezirks hat die Volkszahl von Liegnitz rasch gemehrt, und mit dem Wachstum der Stadt hat sich auch der früher ungünstige Ruf der Gesundheitsverhältnisse gebessert. Die jüngste Zählung fand hier nahezu 60000 Einwohner, und unter den wohlhabenden Dörfern des Weichbildes übersteigen mehrere die Kopfzahl von 1000 (Gr. Beckern, Liegnitzer Vorwerke). Das Stadtbild hat, da der alte Mauerkranz längst fiel und Brände die Pracht des Piastenschlosses bis auf einen schönen Torbogen verzehrten, auch die alte Frauenkirche aus einer Feuersbrunst nur die nackten Mauern rettete, nicht viel auffallende Züge aus älterer Zeit bewahrt, sich aber so mit Gärten und Baumgängen umschlungen, daß es freundlich den Fremdling anmutet.

Recht auffallend ändert sich die Ertragsfähigkeit des Katzbachtales, wenn wir nach dem gesegneten Gartenland von Liegnitz die

unterste Talstrecke bis zur Mündung durchwandern. Während der Grundsteuerreinertrag des Kulturlandes ober und bei Liegnitz selten unter 40 M. für den Hektar zurückgeht, bisweilen auf 50 M. steigt, schwanken die gleichen Werte der Feldmarken des unteren Tales um 20 und sinken gelegentlich unter 15. Die Straßen wie die Siedelungen meiden im allgemeinen die Talaue der unteren Katzbach. Die einzige Ausnahme macht der Übergang der südlichen, ganz auf dem linken Oderufer bleibenden Straße Breslau—Glogau bei Parchwitz, einem Ackerstädtchen (mit Schloßgemeinde 2150 Einw.), das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Anschluß an ein älteres Schloß erwuchs und heute mit langsam sinkender Volkszahl ein weltverlorenes, stilles Dasein führt. Das dreiflügelige Schloß, außerhalb der Stadtmauer gelegen, ist ein Renaissancebau des 16. Jahrhunderts, dem in der Größe der Anlage wenige schlesische Werke dieses baufreudigen Zeitalters vergleichbar sind.

Ehe der nächste Schritt hinab in Mittelschlesiens Odertal führt, ladet die Diluvialebene seines linken Ufers noch zu einem allgemeinen Blick ein auf den in ihrer Landwirtschaft zu eingreifender Bedeutung entwickelten Anbau der Zuckerrübe und die unter den landwirtschaftlichen Gewerben besonders hervortretende Zuckergewinnung. Der durch die Einführung der tropischen Genußmittel, Kaffee und Tee, hoch gesteigerte Zuckerbedarf Europas ward im 18. Jahrhundert von westindischem Rohrzucker bestritten, an dessen Verarbeitung die europäischen Länder sich mit eigenen Raffinerien beteiligten. Auch Schlesien hatte solche Zuckersiedereien in Hirschberg und in Breslau. Aus den Erfahrungen dieses Industriebetriebes erwuchs der Gedanke, Ersatz für den Süßstoff der Ferne in Verwertung heimischer Gewächse zu suchen. Im Jahre 1747 überreichte der Professor der Chemie Andreas Siegesmund Marggraf der Berliner Akademie seine bahnbrechende Arbeit »Chemische Versuche zur Gewinnung wirklichen Zuckers aus verschiedenen in unserer Gegend wachsenden Pflanzen«. Sie lieferte den Nachweis, daß aus dem Safte des Rübenmangold (Beta cicla) ein mit dem indischen Rohrzucker genau übereinstimmender Stoff sich ausscheiden lasse. Den bereits diese Versuche begleitenden Hinweis auf die praktische Verwendbarkeit der wissenschaftlichen Entdeckung verwirklichte erst sein Schüler und Amtsnachfolger Franz Karl Achard (1753—1821), der Begründer der

europäischen Rübenzuckerindustrie[1]). Er begann seit 1786 durch scharfsinnige Beobachtungen und unermüdliche Versuche bei Berlin die Bedingungen für den Anbau einer zuckerreichen Rübe zu ergründen und planvoll Rüben zu züchten. Das Ergebnis seiner Bemühungen war die Auswahl der Mutterpflanze aller guten, später natürlich noch weiter veredelten Rübensorten Europas. Wenn diese Spielart den Namen der »weißen schlesischen Rübe« empfing, war dafür die Wahl Schlesiens als Sitz des ersten Anbaues im großen und der ersten Fabriken von Rübenzucker entscheidend. Denn als 1799 Achard seine Versuche für Entwicklung eines praktischen Verfahrens der Ausscheidung des Zuckers aus den Rüben so weit geführt hatte, daß er als erste Probe dem König zehn Pfund Rohzucker überreichen konnte, und die Hirschberger Raffinerie mit einem schönen Zuckerhut den Beweis erbracht hatte, daß solcher Rübenrohzucker sich auch vollkommen wie Kolonialzucker raffinieren lasse, ward Achard durch die Unterstützung des Königs instand gesetzt, ein Gut zu Rübenbau und Zuckerfabrikation zu erwerben. Er wählte — nicht sonderlich glücklich — Kunern, Kr. Wohlau, und errichtete hier 1802 die erste Zuckerfabrik. In begeistertem Eifer rang er mit immer neuen Versuchen der Vervollkommnung des Verfahrens sich durch die schweren ersten Jahre hindurch und, wiewohl er tief verschuldet sein Unternehmen begonnen hatte und ihm bei allen glänzenden Gaben des Beobachters und Experimentators »der wahre esprit de fabrique«, der Sinn für geschicktes Haushalten bis ins Kleine hinab versagt war, hätte er doch schließlich sich behauptet und von der für sein Streben ganz neue, ungewöhnlich günstige Bedingungen schaffenden Weltlage der napoleonischen Kontinentalsperre Nutzen zu ziehen vermocht, wenn nicht gerade im entscheidenden Zeitpunkt, im Frühjahr 1807, eine Feuersbrunst seine Fabrik mit allen durch kostspielige Erfahrungen entwickelten Einrichtungen vernichtet hätte. Selbst völlig mittellos auf einem durch die Anforderungen des unglücklichen Krieges ganz erschöpften Gute, ohne Aussicht auf neue Hilfe des in ärgste Not versunkenen Staates, stand er am Grabe seiner Hoffnungen. Er war 1809 auf dem Punkte, nach Rußland auszuwandern. Vielleicht hätte nach Säkularisation der Kirchengüter der Staat ihm eine neue Grundlage des Daseins schaffen können. Was endlich 1811 geschah, die matte Unterstützung einer von Achard zu errichtenden Lehrfabrik in Kunern,

1) A. Rümpler, Die Rübenzuckerindustrie in Schlesien vor 100 Jahren. Eine Jubiläumsgabe. Berlin 1901. — Archivalische Studien über die Anfänge der Rübenzuckerindustrie in Schlesien. S.-A. aus der Zeitschr. »Die deutsche Zuckerindustrie«. Berlin 1903.

einer für In- und Ausländer offenstehenden Bildungsstätte für Rübenzuckergewinnung, kam zu spät, um ihm zu helfen. Diese Lehrfabrik hat auch nach dem Zusammenbruch der Kontinentalsperre noch bis 1819 in schwachem Betriebe sich erhalten. Bald nach ihr erlosch in stiller Vergessenheit das Leben Achards, das in idealer, selbstloser Hingabe dem patriotischen Kampfe für die Begründung eines neuen mächtigen Zweiges heimischer Industrie gegolten hatte. Nicht einmal ein Hoffnungsstrahl des nahen Sieges seines Gedankens verklärte versöhnend seine letzten Tage. Man war gerade am Werke, die letzten Nachwirkungen seiner Arbeit in Schlesien einzusargen.

Im Feuereifer für die große Sache, in deren Dienst er sein Leben gestellt, hatte Achard in Wort und Schrift, zuletzt 1810 mit einem größeren, seine Erfahrungen zusammenfassenden Werke, für allgemeinere Einführung der Rübenzuckerfabrikation gewirkt. Er hatte dafür 1805 den Major Frhr. v. Koppy begeistert und selbst als kundiger Berater eifrig mit Hand angelegt bei der Begründung einer Zuckerfabrik auf dessen Gute Krayn bei Strehlen. Diese Fabrik gelangte während der Kontinentalsperre, die den Zuckerpreis ins Fabelhafte emportrieb, zu wirklicher Blüte. Im Sommer 1811 brannte auch sie ab; 1814 starb ihr Begründer. Vergebens bat sein Sohn, der im Feldzuge bei Paris die von Napoleon emporgebrachten und über seinen Sturz hinaus sich behauptenden Zuckerfabriken kennen gelernt hatte, um staatliche Unterstützung für die Wiederbelebung der Krayner Fabrik. Sie bestand, hauptsächlich auf Gewinnung von Rum gestützt, noch bis 1822; da machte ihr das Unterbinden ihrer Lebensadern durch das Maischraumsteuergesetz den Garaus, und der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes bekundete in diesem Jahre sein Verständnis für die Bestrebungen der Rübenzuckerfabrik v. Koppys durch Verleihung einer ehernen Denkmünze, »obwohl man diese Fabrikation nicht mehr für zeitgemäß halte«.

Nur in einem Geschlechte lebten Achards Anregungen fort, bei den Grafen v. Magnis, von denen einer 1811 Schüler Achards gewesen war. Wohl waren die ersten Fabrikationsversuche in Eckersdorf schnell wieder erloschen; 1829 kam man von neuem auf sie zurück, zunächst ohne Erfolg. Auf der Naturforscherversammlung zu Breslau wurden 1833 heimische Zuckerproben als Neuheit herumgereicht. Erst im Herbst 1835 begann Graf Magnis auf seiner Fabrik in Eckersdorf, der ersten, die sich dauernd behauptete, die erste Kampagne. Sogleich folgte 1836 Friedrich Kopisch mit der größeren Fabrik in Weizenrodau bei Schweidnitz. Damit hatte die in Schlesien zuerst begründete, dann auf französischem Boden zu vollerer Kraft gereifte

F. Hirt, Breslau

Geogr. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig

Entw. von J. Partsch

Fabrikation von Rübenzucker festen Fuß gefaßt in der für ihre Entwicklung besonders geeigneten Schlesischen Ebene. Wie sie der Hauptsitz der Rübenzuckergewinnung im östlichen Deutschland geworden ist, das mag eine Kartenskizze am eindringlichsten zeigen[1]). Wohl beherrscht die Zuckerrübe keinen Teil Schlesiens so unbedingt wie die Magdeburger Börde, in der manche Kreise ihr 23% der Ackerfläche einräumen. Immerhin steigt dieser Prozentsatz in den Kreisen Breslau und Nimptsch auf 13,5 und 12,1 — Zahlen, die ihre rechte Bedeutung erst durch die Erinnerung empfangen, daß innerhalb eines fünfjährigen Umlaufs des Fruchtwechsels demselben Boden in der Regel nur einmal Rüben abgefordert werden. Um die beiden genannten Kreise, von deren gesamter Fläche mehr als 10% von Zuckerrüben bedeckt sind, scharen sich mit nächst bedeutendem Anbau die Kreise Striegau (8,6), Strehlen (6,0), Schweidnitz (5,5), Neumarkt und Jauer (4,9), Liegnitz (4,2). Wenn schon der Anteil im Kreise Jauer durch dessen Übergreifen ins waldige Hügelland herabgedrückt wird, werden auch die Kreise Ohlau (3,5) und Brieg (2,6) wesentlich dadurch auf einen niederen Rang herabgesetzt, weil ein großer Teil, bei Brieg die Hälfte, der Fläche auf die Oderwaldungen und das ärmere rechte Oderufer entfällt. Diese 10 Kreise (mit Zurechnung der 3 Stadtgebiete) umfaßten 1900 31135 ha, d. h. etwa 52% der ganzen Zuckerrübenfläche Schlesiens, die in kräftiger Entwicklung durch den fruchtbaren Streifen des linken Oderufers bis Ratibor, in den Vorhügeln der Landesmitte bis an den Gebirgsrand, längs der Hügel des Landrückens von Öls bis Guhrau und Glogau sich ausdehnt. Demgemäß kommen auch in Mittelschlesiens Ackerebene am vollsten die Einwirkungen dieser Anbauart auf Steigerung der Intensität der Bodenkultur (sorgsam erwogene Fruchtfolge, tieferes Pflügen, ausgiebigere Düngung) und auf die Ernährung eines kräftigen Viehstandes bei beschränkten Wiesen- und Weideflächen zur Geltung, auch der Einfluß auf das Zusammenschließen des Besitzes oder mindestens der Bewirtschaftung zu ausgedehnten Großbetrieben. Dem aufmerksamen Beobachter wird selbst bei flüchtiger Bahnfahrt zwischen den langen, regelmäßigen Furchenzügen des Schwarzen Bodens schon das Bild der Kulturlandschaft mit den rauchlosen Schloten der großen Zuckerfabriken, die der Herbstarbeit harren, manches erzählen von der Größe und dem Wesen der Kräfte, die dies Arbeitsleben im Gange erhalten, — solange der Weltmarkt seine Erzeugnisse willig aufnimmt.

1) Die Grundlage bot Alb. Rathke, Bibliothek für Zuckerinteressenten. I. Verzeichnis der Rübenzuckerfabriken und Zuckerraffinerien im Deutschen Reiche. XXI. Kampagne. 1904/05. Magdeburg 1905.

Das mittelschlesische Odertal.

Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.
Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet.

Goethe.

Die Talstrecke der Oder zwischen den Mündungen von Neiße und Katzbach zerfällt in zwei recht verschiedene Abschnitte, deren Grenze auf die einander gegenüberliegenden Mündungen von Weide und Weistritz trifft. Den oberen kennzeichnet eine beständige Zwiespältigkeit der Abflußrinne. Überall steht dem Hauptstrom, der sich an den einen Talrand zu halten pflegt, am anderen eine von kleineren Wasserläufen durchzogene Furche gegenüber, tief genug, um bei Hochfluten Wasser aus dem Hauptstrom aufzunehmen und die Mitte der Talsohle in einen Schwarm von Inseln aufzulösen, die nur durch einen Kranz von Deichen der Überflutung sich erwehren. Gegenüber dem Hochufer von Brieg und Linden übernehmen von der Gegend der Stobermündung an Moselache und Smortawe an dem großen Dorfe Peisterwitz (1905 2440 Einw.) vorüber die Rolle eines zweiten Hochflutgrabens bis nach Jeltsch. Und dem von hier ab bis gegen Breslau dem nördlichen Talrand sich anschmiegenden Laufe der Oder zieht in einem vom Hauptstrom selbst vorbereiteten Bett am Südrand der Stromaue die Ohle parallel. Bei Breslau liegt ihre schon bei Ohlau erwartete Mündung. Aber schon hat auf dem rechten Oderufer ein neuer Begleiter des Stromes sich eingestellt, die bei Schwoitsch durch einen Niederungspaß mit ihr Hochfluten tauschende Weide. Viel ein-

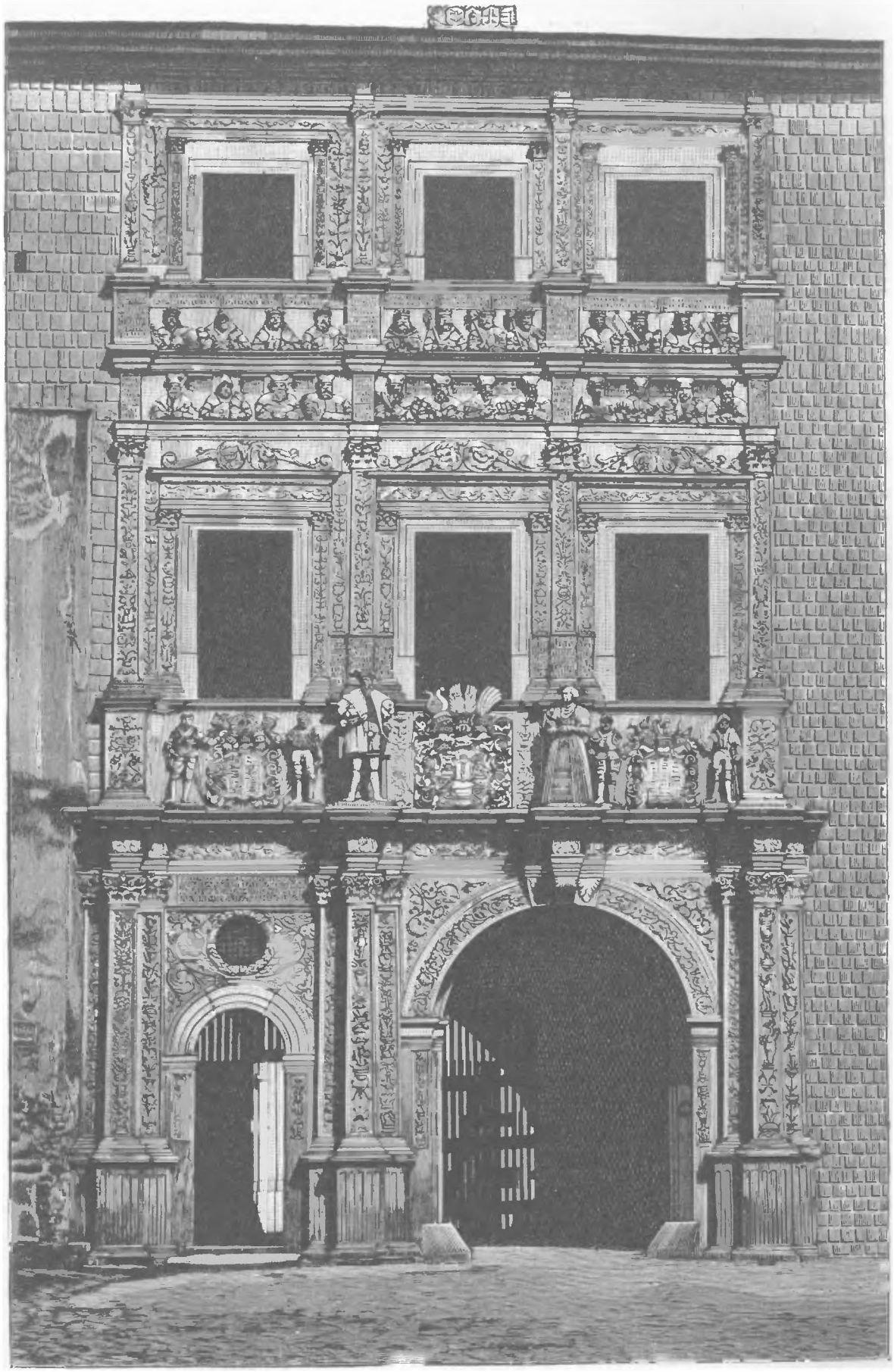
facher und schärfer begrenzt ist der Stromlauf von Auras bis Leubus, wiewohl auch hier sein Zug nicht überall, wie bei Dyhernfurth, dem rechten Talrand folgt, sondern bei Maltsch das linke Hochufer berührt, das bisher von der Niederung der Nimkauer Moore begleitet war.

Die verwickelte Gestaltung des Hochflutbettes in den Kreisen Brieg und Ohlau erschwert noch heute die Pflege des Stromes. Bald wechselt rasch seine Breite, bald seine Richtung, oder es tritt eine Verzweigung ein; in all diesen Fällen liegt die Gefahr hartnäckiger Eisversetzungen, des Ausweichens des gestauten Stromes aus seinem Bett besonders nahe. Der Kalte Winkel oberhalb der Stobermündung, wo der Strom aus einer Enge heraustritt und in plötzlicher Erweiterung der Stromaue bei Pramsen Geschwindigkeit und Stoßkraft des Hochwassers sich mindern, ist in dieser Beziehung ebenso berüchtigt wie die Stromwindungen bei Margareth. Unverkennbar wirken auch die Wehre von Brieg, Ohlau, Breslau hemmend auf den Abfluß, fördernd für frühe Bildung und langes Ausharren einer Eisdecke. Aber im ganzen geben die Schwierigkeiten, die in dem baulich entwickelten Strome bestehen, doch kaum einen schwachen Anhalt für die Vorstellung von der Unbändigkeit des verwilderten Stromlaufs der Vorzeit, von dem hier und da ein abgesondertes Altwasser als träumerischer Seespiegel im Rahmen des Eichenwaldes der Oderaue sich erhalten hat. Kein Wunder, daß die älteste Ansiedelung die Stromniederung im allgemeinen mied, höchstens ein Fischerdörfchen oder eine Sumpfburg sich zwischen den unsteten Wasserarmen einnistete. Die lockenden Plätze für gesichertes Wohnen und vorwärtsstrebende Arbeit waren die hochwasserfreien Hochufer der Oder. Das spricht der Name einer bedeutenden Stadt an dieser Talstrecke unmittelbar aus.

Brieg, die »Stadt zum Briege« (brzeg, vysoki brzeg) ist in seiner Gründungsurkunde die »civitas in alta ripa«, die Stadt auf dem Hochufer, also ein schlesisches Hannover (honovere). Die tertiären Tone, die zu beiden Seiten der unteren Neiße vielfach zutage kommen und bei Lossen den Kern von Hügeln bilden, in denen die Landestriangulation einen Stützpunkt des Dreiecknetzes I. Ordnung fand, treten bei Brieg unmittelbar an den Strom heran und geben den Untergrund für eine zur Ansiedelung einladende, vor Überschwemmung völlig sichere Höhenplatte. Diesen natürlichen Brückenkopf empfahl die Fruchtbarkeit der Diluviallehme der Umgebung, der Eichenwald der Stromaue, der Schwarzwald des rechten Gegenufers, ein herrlicher Jagdgrund, der Strom selbst, reich an Fischen, allzeit

kräftig und dienstbereit für Mühlenbetrieb und Wasserverkehr, auch nicht zu unterschätzen als Deckung gegen Norden und Osten. Kurz vor 1250 als deutsche Stadt begründet, ward Brieg 1311 Residenz einer eigenen Herzogslinie, Vorort eines Gebietes von etwa 2700 qkm, das ostwärts bis Kreuzburg und Pitschen, südlich bis Strehlen und Nimptsch, westlich bis Ohlau sich ausdehnte. Milde, kunstsinnige Herrscher brachten es empor und machten es zu einem bevorzugten Sitz der schlesischen Renaissance. Namentlich die lange Regierung Georgs II. (1547—1586) hob den Kulturzustand des ganzen Herzogtums und verlieh seiner Hauptstadt einen unvergleichlichen Schmuck in dem Prachtbau des Schlosses, den ein Mailänder Meister aufführte. Es ist beklagenswert, daß dies Bauwerk, das 1642 glücklich die Belagerung der wehrhaften Stadt durch Torstenson überdauert hatte, bei der preußischen Beschießung 1741 fast ganz in Asche gelegt wurde. Wie ein Glück müssen wir nun den Zufall preisen, daß dieser Katastrophe wenigstens das Hauptportal entging, über dessen Torbogen die würdevolle Gestalt des Bauherrn und seiner Gemahlin fremdartig in ein nüchternes, modernes Stadtbild dreinschaut. In den ersten Jahrzehnten preußischer Herrschaft blieb Brieg noch eine Vorzugsstellung vor den meisten Städten des Landes vergönnt. Es ward der Sitz der Verwaltung seiner oberen Hälfte. Erst der Schluß der Napoleonischen Kriege brachte eine neue Organisation, in der Brieg nur noch die Rolle einer Kreisstadt zufiel.

So blieb der Stadt im 19. Jahrhundert keine andere Triebkraft neuen Aufblühens als die Entwicklung ihrer Verkehrslage und industriellen Regsamkeit. In ersterer Beziehung war nur ein einseitiger Erfolg erreichbar durch die — man könnte sagen in Erneuerung eines alten Straßenzwanges (1310) — hierher gelenkte erste Verbindung Neißes mit dem Bahnnetz der Provinz. Dagegen blieb der Stadt, wiewohl der größere Teil ihres ansehnlichen Grundbesitzes (1103 ha), der Brieger Stadtwald, auf dem Gegenufer liegt, die wirksame Verbindung mit der Städtereihe des rechten Oderufers versagt. Zwischen ihr und Brieg klafft bis jetzt eine der breitesten Lücken des schlesischen Bahnnetzes. Als Namslau Anschluß südwärts suchte, fand es ihn trotz größerer Entfernung leichter in Oppeln; bei Brieg hätte die Überbrückung des Stromes durch den Schienenweg besondere Opfer gefordert. Hier zeigt sich die lähmende Kraft einer einseitigen Uferlage, naturgemäß verschärft durch die Armut der Stromaue und des rechten Gegenufers. Im Gegensatz zu den fruchtbaren Gefilden der linken Oderseite voll kräftiger Dörfer blieb das Stromtal schwach bevölkert, so daß Friedrich der Große gerade hier



Portal des Piastenschlosses in Brieg.

freien Raum für seine Kolonisationsbestrebungen vorfand. Auch den 8 Dörfchen, die er auf dem Landstreifen zwischen der Oder und der Moselache ins Leben rief[1]), ist kein sonderliches Gedeihen beschieden gewesen. Korbflechterei ist hier die bodenständige Industrie. Brieg hat naturgemäß die Wurzeln seines Arbeitslebens immer mit Vorliebe in das ergiebige Ackerland des Südens hineingetrieben. Dorther kommt der Rohstoff für die zwei großen Zuckerfabriken der Stadt, dort liegt das nächste Absatzgebiet für ihren Maschinenbau, ihre Mühlstein- und Kunststeinfabrikation. Wie eine Krönung des Gartenbaues auf einladendem Boden nimmt sich die berühmte große Kunstgärtnerei von Haupt aus, die allerdings in ihren fein ersonnenen, kunstvoll ausgeführten Gewächshäusern gerade in der Erhebung über die Naturbedingungen der Örtlichkeit das Äußerste leistet. Andere in Brieg blühende Zweige der Industrie sind die Fabrikation von Leder, Dachpappen, Posamenten, Zigarren. Einen besonderen Beweis der Freude an nicht unmittelbar gewinnsicherer, aber doch wichtiger und verdienstlicher Tätigkeit bietet die gerade in Brieg bedeutende Entwicklung der Brieftaubenzucht. So ist Brieg in mannigfacher Tätigkeit zu einer ansehnlichen Mittelstadt von 27500 Einw. herangewachsen, die nun als eigener Stadtkreis den größeren Plätzen der Provinz sich anreiht.

Wenn wir Brieg als Mündungsstadt des Verkehrs aus dem im Gebirge wurzelnden Neißegebiete betrachten können, spiegelt sich die bescheidenere Bedeutung des nur von den Vorhügeln gespeisten Ohlegebietes in seiner Mündungsstadt Ohlau (9230 Einw.). Nur 500 m trennen heute die Ohle von dem Hauptstrom an dem Punkte, wo sie dessen Tal betritt und scharf umbiegend in einem gewiß nicht erst von ihr gegrabenen Bett der Richtung des Haupttales sich anpaßt, um erst 20 km weiter bei Breslau ihre Selbständigkeit aufzugeben. In jener Enge zwischen beiden Flüssen, an deren Trennung oder Verbindung ernste Interessen sich knüpften, war eine für die Kriegskunst des Mittelalters auch recht widerstandsfähige Stadtlage vorgezeichnet. Schon vor der Zersplitterung Schlesiens scheint sie verwertet worden zu sein. Wenn ursprünglich Ohlau engere Beziehungen mit Breslau verbanden, erscheint es später als ein Trabant von Brieg, als Grenzplatz und Zollstätte des Land- und Wasserverkehrs. Für den Stromübergang gewann es selbständige Bedeutung erst durch den Brückenbau von 1544, und die Wichtigkeit dieses

1) Neu-Limburg, Louisenfeld, Louisenthal, Neu-Moselache, Piastenthal, Klein-Piastenthal, Charlottenrode, Neu-Leubusch.

Übergangspunktes steigerte sich in kriegerischen Zeiten, wenn Breslau und Brieg in fester Hand waren und zwischen ihnen eine gegnerische Macht über den Strom setzen wollte. Für die friedliche neuere Entwicklung war die Fruchtbarkeit des südlichen Hinterlandes wichtig. An den Tabakbau des Kreises knüpfte sich die Entwicklung der Tabakfabrikation, die unter tropischem Deckblatt auch dem heimischen Gewächs Geltung zu verschaffen weiß. Der Landwirtschaft dienen sowohl eine Fabrik künstlicher Düngemittel wie Mühlen, Brauereien, Maschinenwerkstätten. Die Erhöhung der Mannigfaltigkeit der gewerblichen Tätigkeit durch Zufuhr neuer Rohstoffe auf Wasser- und Schienenwegen veranschaulicht das Zinkwalzwerk in Tiergarten und die bedeutende Bleiweißfabrik.

Dem heutigen Leben, das mit schnurgerade gestreckten Bahngleisen den Fernverkehr über Brieg und Ohlau auf der Diluvialplatte des linken Ufers nach Breslau führt, steht in starkem Gegensatz zur Seite die Ruhe des Eichenwaldes, der das andere Ufer des Stromes säumt. Die beiden Kgl. Oberförstereien Ohlau und Peisterwitz messen 6984 ha, und die westlich an sie stoßende Majoratsherrschaft Jeltsch, der Kern der großen Graf Saurmaschen Besitzungen, zählt unter ihrer Gesamtfläche von 2181 ha auch 1384 ha Holzungen. Diese Waldungen der Oderaue gehören zu den schönsten der Provinz (I, S. 274). Und doch fehlt diesem weiten Waldgebiet, das den Beschauer wie ein geschontes Stück alter Landesnatur anmutet, auch nicht ein eigentümliches historisches Interesse. Wenn einmal die Hochfluten den Deich überspülen, um den Eichenwald mit ihrem Schlick frisch zu düngen, dann flüchten die Rehe auf den einzigen hochwasserfreien Punkt, auf den Ritscheberg, einen hochgeschütteten Ringwall im Oderwald gegenüber dem Dorfe Linden (zwischen Brieg und Ohlau). In dieser alten Burg der Slavenzeit erkannte Stenzel den Sitz der in Schlesiens ältester Geschichte wiederholt genannten Kastellanei Reczen oder Rechen und trug dadurch schlichte, lebendige Anschauung in Vorgänge dämmeriger Vorzeit. War ihre Rolle ausgespielt, als die Städte des mittleren Oderlaufes als deutsche Gemeinwesen kräftig aufblühten, so hat zwischen diesen in lichter geschichtlicher Zeit bald in der Hand des Bischofs, bald in der des Landesherrn oder einer Adelsfamilie oft den Schauplatz denkwürdiger Ereignisse oder das Ziel von Heeresbewegungen gebildet die Wasserburg Jeltsch. Je länger die Oder von der Neißemündung ab dem rechten Talrand sich ferngehalten hatte, desto wichtiger war für den Verkehr über den Strom die Tatsache, daß er von Ohlau aus, wenn auch nicht in so geradem Strich wie heute, sondern in 9 eng aneinander ge-

rückten Windungen, quer durch die buschige Aue nordwärts hinüberzog, um mit einer Schleife zwischen zwei größeren das Südende der auf der festen Diluvialkante stehenden Dorfflur von Jeltsch so zu umfangen[1]), daß es vor dem Zeitalter der Feuerwaffen eine überaus feste Lage für eine Burg darbot. Der von ihr beherrschte Übergang führte hinüber auf die Dünenhügel der Kieferberge, den höchsten Punkt inmitten des Stromtales, der die Wahl des weiteren Überganges über die Ohle erleichterte. Seit 1245 wird Jeltsch wiederholt genannt. Dem häufigen Wechsel des Besitzers machte erst 1508 der Übergang in die Hand eines reichen Breslauer Handelsherrn Konrad Sauermann ein Ende, des Begründers der Familie, die, später geadelt und in den Grafenstand erhoben, noch heute unter dem Namen der Grafen von Saurma von und zu der Jeltsch im Besitze dieser Majoratsherrschaft ist. Sie hat auf ihr auch in den schweren Zeiten des 30jährigen Krieges ausgehalten, in dem Jeltsch als Stützpunkt des Überganges über die Oder, ebenso wie Ohlau, lebhaft umstritten war. Der gegenwärtige Majoratsherr vereint mit Einschluß einiger benachbarten Güter einen ziemlich geschlossenen Besitz von nahezu 3300 ha in seiner Hand[2]). Nördlich benachbart liegt in dem stillen Winkel zwischen Oder und Weide der ebenso bedeutende Besitz einer anderen Linie desselben Hauses, die Fideikommißherrschaft Laskowitz (2245 ha) und das Allodialgut Mühlatschütz, Kr. Öls (1103 ha). Lange war diese Gegend zwischen den beiden gegen Breslau hin zusammenstrebenden Flüssen völlig vom Verkehr gemieden, so daß in diesem Winkel polnische Sprache noch 1815 bis Schwoitsch vor Breslaus Tore vordrang. Die Chaussee Breslau—Namslau hat dann dies Gebiet mehr aufgeschlossen. Jetzt aber legt man eine Bahn hindurch, freilich keine Schnellverkehrstraße, sondern eine dem Personenverkehr nur nebenbei dienstbare Güterschleppbahn (91 km), die den überlasteten Gleisen der Oberschlesischen Eisenbahn den Transport der Massengüter zwischen Groschowitz jenseits Oppeln und dem Breslauer Vorort Brockau abnehmen soll. Während diese Linie von Meleschwitz am Ostende des Landkreises Breslau sich der Oder zuwendet, um sie unterhalb Tschirne mit einem großen Brückenbau zu überschreiten, soll eine Linie Meleschwitz—Schottwitz (21,5 km) den Anschluß an die Rechte Oderuferbahn gewinnen, der Hauptstadt aus 20 Ziegeleien der tonreichen Gegend Millionen von Ziegeln, den großen Zuckerfabriken des Weichbildes ganze Rübenzüge zuführen und den Kohlen-

1) »Das slosz Jeltsch yn der Oder gelegen«. Urkunde von 1452. Zeitschr. des Ver. f. Gesch. u. Altert. Schl. XXV 1891, 200.

2) Mit einem Gut Suckau bei Glogau im ganzen 3514 ha.

und Kalkladungen Oberschlesiens, die für die rechte Oderseite bestimmt sind, wiederholte Stromübergänge ersparen. Ohne Frage wird diese Linie einen bisher vom Verkehr ganz stiefmütterlich behandelten Ausschnitt der Umgebung Breslaus erst zu rechtem Leben erwecken, die Landwirtschaft heben, der Mühlenindustrie aufhelfen, die reichen Tonlager des Ziegelstreicherlandes für wertvollere keramische Erzeugnisse verwertbar machen.

Aber überlegenes Verkehrsgetriebe wird doch immer auf dem linken Oderufer sich regen. Hier wird die neue Güterbahn weiter die Bedeutung von Brockau steigern. Das war ein kleines, altes, schon in Breslauer Parochien eingepfarrtes Dörfchen, halbwegs zwischen Kattern und Breslau, auf dem Rande der Diluvialplatte, nahe der Oder-Ohleniederung. Lange führten die Dampfwagen den modernen Verkehr nur vorüber an der in idyllischer Stille verharrenden Dorfstraße. Erst das Bedürfnis der Entlastung der Breslauer Bahnhöfe und der dadurch geweckte Entschluß einer Umgehungsbahn, die von der Gegend der Kreuzung der Posener, der Märkischen und der Freiburger Bahn vor Breslaus Westseite weit ausholend die westlichen und südlichen Vororte Breslaus umgehen und in Brockau die Stränge der Oberschlesischen Bahn erreichen sollte, berief 1896 Brockau zu höherer Bedeutung. Die Volkszahl verzehnfachte sich binnen 10 Jahren (1905 5500 Einw.). Die Menge von Arbeitern, kleineren und mittleren Beamten der Eisenbahn schuf hier ein neues Bevölkerungszentrum, das schon in seiner äußeren Erscheinung, in der Dissonanz des alten Kräuterdörfchens, der längs der Bahnstrecke erwachsenen Kolonie von gleichförmigen, villenartig einzeln stehenden Arbeiter- und Beamtenhäusern und den von der privaten Bauspekulation geschaffenen Zeilen vierstöckiger städtischer Mietskasernen seine absonderliche Unfertigkeit zur Schau trug. Diese schnell wachsende und keineswegs kapitalkräftige Volksansammlung war nun mit einem Male vor die Aufgabe gestellt, in kürzester Zeit eine Fülle kommunaler Bedürfnisse zu befriedigen, für Wasserversorgung mit großen, die Grundwasserschätze erschließenden Bohrungen und Leitungen, für Kanalisation, Pflasterung, Beleuchtung, Schulenanlage, Kirchenbauten Vorsorge zu treffen, die Verkehrsbeziehungen zur Großstadt zu vervollkommnen, — das alles unter unvermeidlichen Interessenkämpfen zwischen Alteinheimischen und Neuzugezogenen, zwischen Gemeinde und Privaten, namentlich Unternehmergesellschaften, zwischen Fiskus und Steuerzahlern, zwischen Stadt, Vorort und Land. So ist die Geschichte dieses jungen Ortes inhalt- und lehrreicher als die manches uralten Städtchens, und bewundernde Teilnahme gebührt der Arbeit der tatkräftigen Männer, die

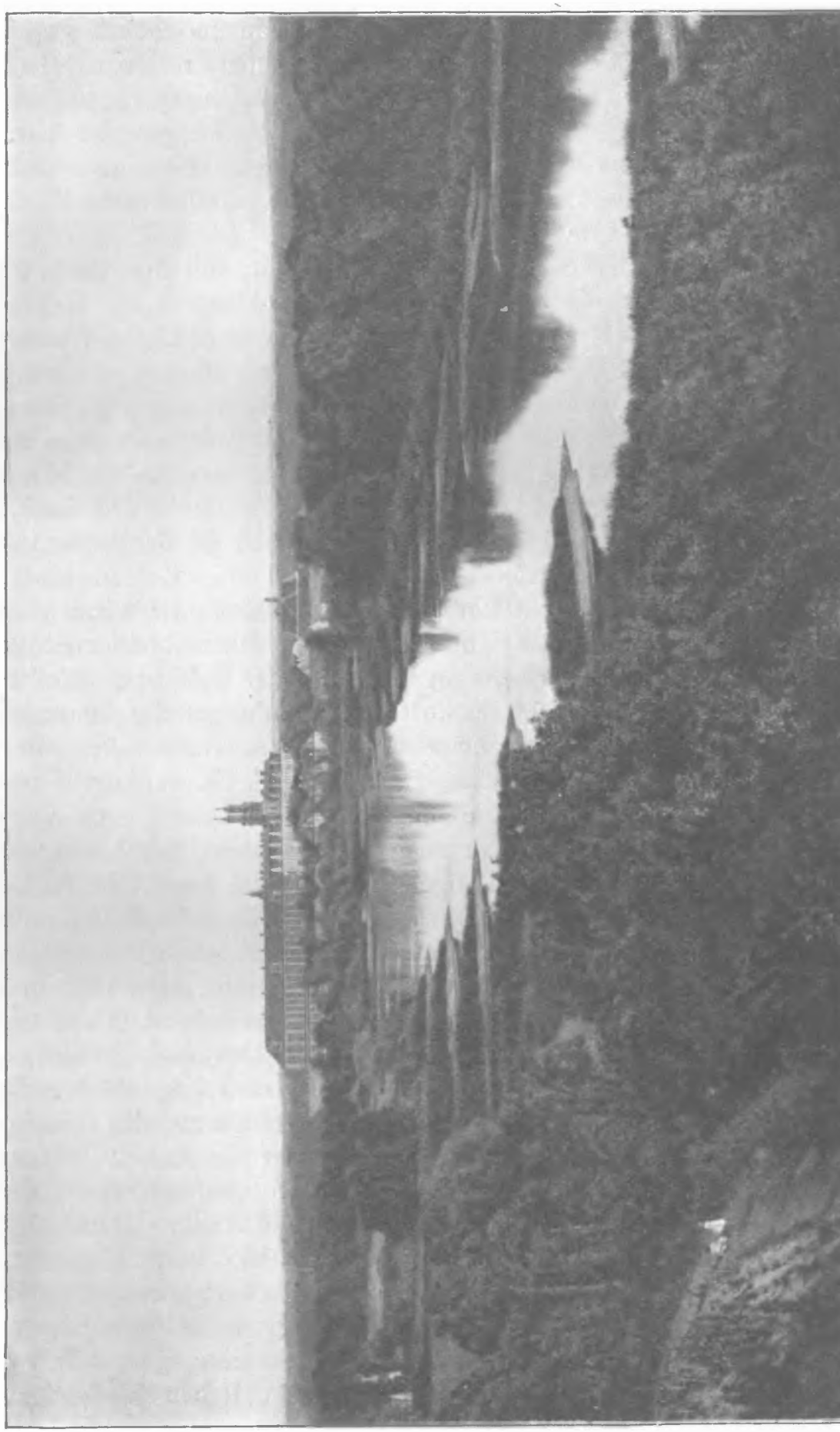
durch die Schwierigkeit einer stürmischen Jugend ein so eigenartiges, zwischen dörflichem und städtischem Dasein schwankendes Gemeinwesen hindurchzusteuern berufen sind. Der Staat wird sich der Verpflichtung nicht entziehen, mit seinen Mitteln helfend einzugreifen in die Entwicklung einer Ansiedelung, die seine Verkehrsanstalten ins Leben riefen.

Wenn an der Oderstrecke oberhalb Breslau reges Leben und städtische Siedelung sich ganz auf dem Diluvialrande des linken Oderufers hält, gestalten sich die Verhältnisse unterhalb der Hauptstadt ganz anders. Auch dort fiel den Slaven ein Hochufer, ein brzeg, als natürlicher Stützpunkt des Überganges in die Augen. Aber dies Brieg (in Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts brzig, brcziegk, przick, noch im 17. Jahrhundert Persig), 30 km unterhalb Breslau, lag rechts vom Stromlauf; es ward erst 1663 auf Antrag seines Besitzers Frh. v. Dyhrn zur Stadt erhoben und nach ihm Dyhernfurth benannt. Der Ort hatte schon früher Aufmerksamkeit erregt. Von 1345 bis 1761 lag hier der Judenkirchhof für Breslau. Die eigentümliche Bedeutung des jüdischen Elements hob sich weiter durch die von dem nächsten Grundherrn hier errichtete jüdische Druckerei (1688—1834). Aber auch das auserlesene Handelsvolk vermochte auf der Kante der ärmlichen sandigen Diluvialplatte des Wohlauer Herzogtums kein reges Handelsgetriebe hervorzuzaubern, so daß am Anfang des 19. Jahrhunderts ernstlich erwogen wurde, ob das Städtlein seinen Rang behalten oder lieber bei dörflichem Dasein sich bescheiden solle. Richtiger als der Stadtbegründer hatte der Minister von Hoym, der langjährige Leiter der Geschicke Schlesiens (1769—1807), den wahren Wert der Örtlichkeit erfaßt. Er baute auf dem von seiner Gemahlin erworbenen Besitz ein neues Schloß im Rokokostil und umgab es mit einem ausgedehnten Park (42 ha), der das Städtchen halb umfangend, seine Anlagen französischer Gartenkunst vortrefflich mit dem Bauwerk in Einklang bringt und die rechte Stimmung schafft zum behaglichen Genuß der wechselvollen Landschaft. Frei öffnet sich vor der Front des Schlosses, das vom Hochufer beherrschend niederschaut, der Blick auf den belebten Strom, die von ernstem Nadelwald gesäumte jenseitige Niederung und blau aus der Ferne herüberschimmernde Berge. Das Schloß ist jetzt der Mittelpunkt einer auch auf das Gegenufer etwas übergreifenden Majoratsherrschaft (2619 ha) einer Gräfin Saurma-Jeltsch geb. Gräfin d'Abzac-Hoym. Daneben nimmt das Städtlein mit seiner sinkenden Volkszahl (1905 1290) sich nur wie eine Beigabe aus. Auch die dies Hochufer erfassende Eisenbahn hat hierher keinen lebhafteren Betrieb gebracht, nur den anmutigen Ort in den Bereich der Ausflüge der Großstädter, namentlich der studierenden Jugend gerückt.

Abseits von der Bahnlinie, die von Breslau möglichst gerade dem Dyhernfurther Stromübergang zueilt, bleibt nun, 10 km oberhalb Dyhernfurth, das etwa gleich große Städtchen Auras (1905 1345 Einw.), dessen vom Strome beschirmtes Schloß der Nachfolger der alten Kastellanei Auras (Uwraz) des 13. Jahrhunderts ist. Wie eine weithin kenntliche Landmarke der hiesigen Fähre ragt nördlich von Auras der Warteberg bei Riemberg empor.

So bescheiden dies Städtepaar sich ausnimmt, fällt ihm doch die Führerschaft unter den Orten dieser Strecke des Odertales zu. Gegenüber am Talrand des Kreises Neumarkt liegt eine von trägen Wasserfäden durchzogene Bruchniederung, ein Gürtel von Mooren mit etwas dürftigem Wald, dazwischen Dünenhügel, der Kern der Kgl. Oberförsterei Nimkau (etwa 1500 ha), — die kräftigen Dörfer erst oben auf der Diluvialplatte. Das Neumarkter Wasser führt den dunkeln Moorerguß dieser Niederung westwärts ab gegen ein Stück des Oderlaufes, das den nördlichen Talrand verließ, um bei Maltsch die Berührung mit dem südlichen zu gewinnen. Dies große blühende Dorf (1905 2400 Einw.) an dem Stromknie vor dem Eintritt der nun nordwärts wendenden Oder zwischen die Hügel des Schlesischen Landrückens bezeichnet die größte Annäherung des Stromes an den Rand des Gebirges. Hierher richteten sich naturgemäß die Blicke des Waldenburger Bergbaues bei dem Gedanken an einen weitgreifenden Absatz in einer straßenarmen Zeit. Hierher zielte die schon unter Friedrich d. Gr. in Angriff genommene, auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch sorglich gepflegte Kohlenstraße, die erst in den jüngsten Jahrzehnten von der Bahnlinie Striegau—Maltsch abgelöst wurde, auf der mit der Kohle auch der Granit der Striegauer Brüche und ein Teil der Ernte einer fruchtbaren Landschaft dem Oderhafen zufließen. Auch Jauer ist an diese Bahnverbindung angeschlossen. Der Zuzug von Rohstoffen und die Berührung des mittelschlesischen Bahnnetzes mit dem Strome wecken auch industrielle Tätigkeit. Die größte Zuckerfabrik Schlesiens, Fabriken von Stärke, Nudeln und Makkaroni, eine Sägemühle, die nicht nur der Oderwald, sondern auch heranschwimmendes fremdes Holz ernährt, ein Elektrizitätswerk vereinen hier ein Leben, wie es zwischen Breslau und Steinau nirgends am Strome auftritt. Auch der Verkehr von Ufer zu Ufer ist an der Oderfähre von Maltsch so lebhaft, daß man seit lange erwägt, ob hier nicht eine Brücke notwendig wäre.

Die Oderbiegung, deren Scheitel in Maltsch liegt, umschließt ein besonders prächtiges Stück alter Oderwaldung, vollkräftige Rieseneichen, dichtes Unterholz, dazwischen ab und zu eine üppige Wiese. Es ist eine Lust, im Frühling durch dies frische Leben hindurchzu-



Kloster Leubus.

schreiten oder auf dem Nachen den Strom hinabzugleiten, dessen Spiegel das Bild der hohen Eichenwipfel verdoppelt. In solcher Umgebung auf einem Eichenstumpf, der die versunkenen Jahrhunderte mit durchlebte, wäre der rechte Platz, die Monumenta Lubensia aufzuschlagen: die knorrigen kräftigen Verse zu lesen, in denen ein Cisterziensermönch den Eintritt seines Ordens in den Oderwald, den elenden Zustand des umliegenden Slavenlandes, die Größe der Arbeit des Klosters besungen hat, das als ein Pionier der Kultur in Waldeinsamkeit sich eine Stätte weitgreifenden Wirkens bereitete. Wer diese Bilder ferner Vorzeit heraufbeschworen, empfindet überwältigt den Wechsel der Zeiten, wenn er aus dem Walde tretend auf dem rechten Ufer den Prachtbau des Klosters den Strom überragen sieht, ein mächtiges Denkmal der letzten Blütezeit klösterlicher Macht und Kunstübung vor dem Ende der habsburgischen Herrschaft. Die heiteren Schwärme allegorischer Figuren, die unruhigen Umrisse und die Farbenschwelgerei des Barock in den Deckengemälden des Fürstensaales sind Kinder eines recht anderen Geistes als die ungelenken mönchischen Hexameter von schnurrigem Bau, die in der Klosterkirche die Reliefplatten der alten Herzogsgräber umziehen. Die üppige Pracht der Klosterräume, die dem an sparsamen Haushalt gewöhnten Preußenkönige die erstaunte Frage entlockte, ob die Apostel auch solche Säle gehabt hätten, mahnt an den ausgedehnten Besitz von Kloster Leubus, der nicht auf den festen Kern um das mittelschlesische Oderknie beschränkt war, sondern von Kasimir i. O/S. verstreut lag bis an das Nordende des Kreises Guhrau und namentlich zwischen Jauer und Schönau bedeutende Reste mittelalterlicher Erwerbungen festhielt bis zur Aufhebung des Klosters. Sie machte die weiträumigen Gebäude frei für eine wichtige gemeinnützige Verwendung, für die Aufnahme der Provinzial-Irrenanstalt. Von dem ausgedehnten Erbe des Klosters hat der Staat die herrlichen Oderwaldungen in eigener Pflege behalten, die, von der Oberförsterei Schöneiche verwaltet, in den Kreisen Wohlau und Steinau 4471 ha umfassen. Zwischen ihnen liegt 2 km stromabwärts vom Kloster an dem von Weinpflanzungen bedeckten Höhenrand das Städtchen Leubus. Es ist viel kleiner als das Dorf am Kloster; aber auch seine Kirche bewahrt noch einen Abglanz alter Klosterpracht.

Die freie Machtentfaltung von Kloster Leubus, die Erhaltung der weiten Eichenwaldungen auf fruchtbarem, sehr wohl auch intensiverer Kultur zugänglichem Aueboden hier ähnlich wie zwischen Brieg und Ohlau, das sind Erscheinungen, die als naturgemäße Gegensätze zu der nahen Hauptstadt Schlesiens hinzugehören, wie Schatten zum Licht, wie die Schale zum Kern.

Breslau.

1. Lage und Bedeutung[1]).

Auch an den Ufern der Oder ragt eine stolze Stadt,
Die deutsche Macht und Ehre gar treulich gehütet hat:
Doch zieht der Strom der Wandrer an Breslau nur vorbei,
Als ob die deutsche Feste nicht wert des Grußes sei.

Wohl hat kein Herrscherwille den Stempel ihr aufgedrückt
Und sie mit Prachtgebäuden verschwenderisch geschmückt:
Vom Fleiße ihrer Bürger ist sie ein stolzes Mal,
Von fürstlicher Gnadensonne traf selten sie ein Strahl.

Theodor Schmidt 1894.

Die Aufgabe der Länderkunde, die Abhängigkeit der Verteilung und der Bedeutung menschlicher Schöpfungen von der Natur der Örtlichkeit zu ergründen, an der sie sich erhoben haben, ist kaum je in bestimmterer Fassung gestellt als bei der Würdigung der Lage einer großen Stadt. Gewiß ist keine ein reines Erzeugnis des Bodens, auf dem sie erwuchs; nicht in ihm liegt die schöpferische Kraft, sondern in den Forderungen eines schon zur Arbeitsteilung und zum Austausch der Arbeitsergebnisse fortgeschrittenen Kulturlebens. Aber die Erfüllung dieser Forderungen bewegt sich nicht in völlig willkürlichen Bahnen, sondern gehorcht bald einer hemmenden, bald einer einladenden Einwirkung der Landesnatur und wird von ihr auf besonders geeignete Stellen hingeleitet, die bisweilen trotz aller Stürme der Zeiten eine unverwüstliche Nährkraft für das Gedeihen städtischen Lebens bewähren. Für die Hauptstädte unseres Erdteils hat ein anziehendes Werk die Wurzeln ihrer Blüte mit bewundernswertem, bisweilen vielleicht allzu feinfühligem Scharfsinn aufzudecken versucht[2]). Darf man dies auch bei einer Stadt zweiten Ranges in so offener gleichförmiger Landschaft wagen, wie sie Schlesiens Vorort umschließt? Wir wollen sehen.

---

1) Verkürzte Umarbeitung eines Kapitels der Festgabe für den XIII. Deutschen Geographentag: Breslau, Lage, Natur und Entwicklung. Breslau 1901. In Komm. bei Ferdinand Hirt.

2) J. G. Kohl, Die Lage der Hauptstädte Europas. 1873.

Wie alt Breslau ist, weiß niemand. Seine erste geschichtliche Erwähnung im Jahre 1000, die Begründung des Bistums Breslau bei Kaiser Ottos III. Pilgerfahrt zum Grabe Adalberts in Gnesen, weist ihm schon den ersten Platz unter den alten slavischen Siedelungen des Landes an. Daß aber an seine Oderinseln schon viel früher ein belebter Stromübergang sich knüpfte, machen merkwürdige Funde wahrscheinlich, der Schatz von Sacrau aus der Zeit der Völkerwanderung nicht minder als die Münzfunde im Grunde der Stadt. Römische Münzen sind sowohl bei Scheitnig wie in besonders ansehnlicher Zahl am Südende der Stadt, im ehemaligen Dorfe Neudorf-Commende, ausgegraben worden, und in der Schweidnitzer Vorstadt ward eine der wenigen griechischen Münzen entdeckt, welche ostdeutscher Boden bisher geliefert hat: eine Silbermünze der Insel Thasos[1]). Die Karte der schlesischen Altertumskunde läßt erkennen, wie Breslau mitten inne lag in dem früh besiedelten Landstrich zwischen Neiße und Katzbach, zwischen dem Rande der Berge und den Trebnitzer Hügeln.

Das hohe Alter der menschlichen Wohnstätten in diesem Kernland unserer Provinz, in dem Pagus Silensis der beginnenden geschichtlichen Überlieferung, erklärt sich aus den Bodenverhältnissen. Als offene Grasinsel inmitten weiter Waldreviere lud der mittelschlesische Schwarze Boden besonders früh Zuwanderer zu seßhaftem Dasein ein. Hier bot sich eine fruchtbare Ebene, deren Erdreich auch für unvollkommenes Ackergerät unschwer zu bewältigen war. Erwuchs dieser großen, von weiter Waldeinöde allseitig umschlossenen Oase ein Mittelpunkt ihres inneren Verkehrs, so konnte er kaum anderswo liegen, als an dem großen Strome, der sie durchzog. Die Oder durchfließt, seit sie den festen Rahmen der Oppler Kreide verlassen, in breit ausgewaschener Aue das Flachland des schlesischen Diluviums. Meist trennt eine Entfernung von 7—9 km die von Lehm oder Sand gebildeten, sanft ansteigenden Ränder des Tales, dessen Eichenwälder der Strom — ehe ein Kulturvolk ihn in Pflege nahm — in vielen Windungen und Verzweigungen mit veränderlichen Wassersträhnen durchflocht. Je verworrener dies Netzwerk von Stromarmen war, desto bestimmter war der das Tal quer überschreitende Verkehr auf die wenigen Punkte angewiesen, an denen die Oder unmittelbar den vor Überflutung sicheren Talrand berührte. Die Hochufer von Brieg und Dyhernfurth erscheinen in dieser Beziehung besonders begünstigt. Wenn vor beiden Punkten schon früh die Anziehungskraft der Breslauer Oderinseln überwog, so können dafür nicht absolute

1) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift I, 5. 1866, 29.

örtliche Vorzüge entscheidend gewesen sein, sondern nur die relative Lage des Ortes, seine Stellung in dem Wassernetz des mittelschlesischen Odergebietes und seine Beziehung zu dem von der Natur einigermaßen vorgezeichneten Zuge der wichtigsten Handelswege.

Breslau liegt an einer bemerkenswerten Strecke des Oderlaufes innerhalb des Bereiches, den vier ihm zustrebende Nebenflüsse Weide, Ohle, Lohe und Weistritz umschließen. Die Ohle tritt schon bei Ohlau ein in die Aue des Oderstromes und nähert sich ihm auf 500 m. Ihr hier beginnender noch 30 km langer Unterlauf folgt einem alten, verlassenen Oderbett und vermehrte durch die sumpfige Beschaffenheit seiner Ufer und gelegentlich durch die seeartige Ausbreitung seines bis an den Hauptstrom heranreichenden Hochwassers die Schwierigkeit der Überschreitung dieser Talstrecke. Aber nicht nur dadurch war die Ohle für Breslaus Entwicklung wichtig. Sie war ein guter, leichter als der Hauptstrom zu beherrschender Mühlgraben und übernahm, seit Heinrich V. sie 1291 in künstlich ausgehobenem Bett um die Stadtmauer zu einer weiter stromabwärts gelegenen Mündung geführt, auch den Schutz der Bürgerstadt gegen Süden und Westen.

Wie die Ohle, trat im Mittelalter auch die Weide schon oberhalb Breslau der damals nördlicher über Schwoitsch und Kawallen fließenden Oder außerordentlich nahe (bis auf 1 km Entfernung) und gewann mit ihr Verbindung durch einen Graben, in dem die Strömung je nach den Wasserständen bald nordwärts, bald nach Süden zog. Nur einzelne beschränkte Inseln hochwasserfreien Diluviallandes trennen weiterhin die wiederholt frei in Verbindung kommenden Niederungen beider Flüsse, deren Vereinigung sich noch 18 km weit verzögert. Der Weide gegenüber mündet die Weistritz, nahezu 5 km weiter oberhalb (bei Masselwitz) die Lohe.

Der Zuschuß, den die Oder auf einer nur 16 km langen Strecke durch diese vier Nebenflüsse erfährt, ist nicht unbeträchtlich; er ist der Abfluß eines Gebietes von 5600 qkm, der die Stromfülle so weit erhöht, daß gegenwärtig bis Breslau die Oder ohne Stauwerke für Kähne von 8000 Zentner Tragfähigkeit fahrbar ist. Das Wachstum des Stromes erreicht also gerade hier den unteren Grenzwert, an welchen die Gegenwart das Normalmaß für die vollkommenste Schiffbarkeit norddeutscher Ströme geknüpft hat. Aber das ist natürlich erst ein Ergebnis moderner Strombaukunst. Für die ältere Zeit fiel die Steigerung der Wassermenge des Stromes hauptsächlich ins Gewicht durch die Erhöhung der Schwierigkeit seiner Überschreitung.

Sie drängte den Verkehr auch von dieser unteren Stromstrecke nach den Breslauer Brücken.

Für die ruhige Entwicklung des an ihnen aufkommenden Handelsplatzes war aber ferner von Wert die allseitige Umschließung seines Gebietes durch Wasserläufe. Weide, Weistritz und Lohe waren nicht nur die von der Natur vorgezeichneten Zollschranken, sondern auch die Verteidigungslinien Breslaus, und ganz besonders erhöhte im Mittelalter der Oderstrom mit der vor der Ostseite der Stadt von einem Talrand zum anderen ziehenden, quer gegen den Talzug gerichteten Strecke und mit seiner vielfachen Teilung im Stadtgebiete selbst deren Verteidigungsfähigkeit. Kaum eine Stadt Deutschlands war von einem dichteren Geflecht von Wasserläufen umhegt. Die Niederländer, welche der Handel hierher führte, mußte das alte Breslau anmuten wie ein Traumbild ihrer fernen Heimat.

Dem Zusammenstreben der Gewässer Mittelschlesiens entsprach naturgemäß ein Zusammenstreben der auf trockenem Lande zwischen den Flußtälern heranziehenden Straßenzüge in der Richtung auf Breslau. Aber für die meisten hier zusammentreffenden Handelswege lag der entscheidende natürliche Grund, der sie hierher lenkte, in weiterer Ferne. Der wichtige Verbindungsweg des unteren Weichselgebietes mit Schlesien ward durch den Militscher Strompaß der sonst weithin versumpften Bartschniederung gerade auf diesen Teil des Oderflusses gewiesen. Von den Pässen des Gebirges waren der von Jablunka und die Mährische Pforte selbstverständlich dazu geeignet, den Stromufern der Oder ihren Verkehrszug folgen zu lassen; sie begünstigten jeden ihrer Uferplätze ohne Unterschied. Die Pässe des Oppalandes wiesen seinen Straßen bestimmtere Ziele. Richtete sich von Olmütz aus die Grätz-Troppauer Straße auf Ratibor, so zielte die höhere Hauptstraße des Gesenkes hart am Ostrande des Altvatergebirges auf Neiße und Brieg, ließ aber von Neiße auch ohne Hindernis über die Halbwegstation Wansen sich auf Breslau leiten. Besonders bestimmt aber trafen hier den Oderlauf die böhmischen Straßen.

Der Verkehr Böhmens ward, wenn er die Grafschaft und den Wartha-Paß vorzog, zwischen den Torpfeilern der Strehlener Berge und des Zobten längs Ohle und Lohe derartig in die Schlesische Ebene eingeführt, daß er bei Breslau die Oder erreichen mußte; und eben dahin zielten durch die im Gebirge selbst ihnen aufgenötigte Richtung die von Braunau durch das Weistritztal nach Schweidnitz heraustretende Gebirgsstraße, wie die westlichere, welche von der Landeshuter Pforte zum Striegauer Wasser niederstieg. Vor allem

wichtig aber war es, daß die dem Hügellande der Lausitz und Niederschlesiens entlang ziehende »Hohe Landstraße«, die Tangente an dem nördlich vorspringenden Bogenzug des Gebirgsrandes, von Görlitz über Bunzlau, Liegnitz, Neumarkt gerade bei Breslau die Oder erreichte. Unzweifelhaft lag in dieser von der Landesnatur vorgezeichneten Kreuzung mehrerer Handelswege bei Breslau eine günstige Vorbedingung für die Erhebung dieses Platzes zum bedeutendsten Verkehrsmittelpunkte des Landes. Diesem Ziele ward das Streben der in Breslau zusammenströmenden deutschen Ansiedler rasch nähergeführt durch die Unterstützung des Landesherrn. Heinrich IV. verlieh 1274 der Stadt das Niederlagsrecht. Der Verkehr ward durch den Willen des Landesherrn an die nach Breslau zielenden Straßen gebunden und zum Verweilen in diesem Platze genötigt. Auf der Ausübung und Verteidigung dieses Rechtes ruhte 240 Jahre lang der schnell sich steigernde Vorrang des Breslauer Handels. Aber dieses die Landstraßen Breslaus belebende Privileg trug anderseits viel dazu bei, einen natürlichen Vorzug der Stadt zu entwerten: seine Lage an einer leistungsfähigen Wasserstraße. Der freie Verkehr auf der Oder schien jener Zeit nicht recht vereinbar mit den Handelsvorrechten der Stadt. So hat Breslau selbst im Mittelalter die Anstrengungen der böhmischen Könige, die Oder für den Verkehr frei zu machen, nicht unterstützt, sondern durch passiven Widerstand sie lähmen helfen. Breslau, ein Mitglied des Hansabundes, suchte die Fühlung mit der Ostsee nicht auf dem Wege der Oderschiffahrt, sondern auf den Landhandelsstraßen nach Thorn und Danzig. Vergleicht man das mittelalterliche Handelsleben von Leipzig und Breslau, so wird die Ähnlichkeit der beiden Verkehrsmittelpunkte der sächsischen und der schlesischen Tieflandsbucht durchaus nicht beeinträchtigt durch den Unterschied, daß nur einem von beiden der natürliche Vorzug eines schiffbaren Stromes vergönnt ist. Das Handelsleben beider bewegte sich damals so, als hätten sie beide auf dem Trockenen gesessen, abseits der großen Wasserwege. Erst als die mittelalterlichen Privilegien beim Anbruch der Neuzeit entwertet werden, erkennt Breslau den vollen Wert des Stromes und tritt in den Kampf für dessen Verkehr ein.

Die Bedeutung der Handelswege, auf deren Kreuzung Breslaus Aufblühen beruhte, hing ab von dem Warenaustausch, in dessen Dienst sie traten. Er konnte nur dann lebhaft und ergebnisreich werden, wenn Breslaus Lage ihm die Vermittelung zwischen verschiedenen Wirtschaftsgebieten übertrug. Das war in doppelter Richtung wirklich der Fall: zwischen Süd und Nord, zwischen Ost und West.

Breslau liegt selbst in dem Tieflande des deutschen Ostseegebietes, das von diesem Meer die Ernte seiner Fischereigründe und die Erzeugnisse seiner Uferländer empfängt. Zugleich aber liegt Breslau vor dem Rande des mitteleuropäischen Berg- und Hügellandes, welches aus den Quellen seines Reichtums an nutzbaren Gesteinen, des Sonnenglanzes seiner Weingelände und des Gewerbfleißes seiner Bevölkerung zu allen Zeiten Ströme wertvoller Waren niedersendete in das einförmigere Vorland. Der Handel mit Salzfischen war im Mittelalter, als die Heringsfischerei ihren Schwerpunkt noch in der Ostsee hatte, in ihrem Umkreise besonders lebhaft, zumal die Fastenordnung der Kirche den Fischen eine viel wichtigere Stellung unter den Volksnahrungsmitteln anwies, als sie heute besitzen. Breslau übernahm die Verteilung dieser Fischwaren über sein südliches Hinterland. Aus diesem aber wurden ungarisches Kupfer und Gold, galizisches Salz, oberschlesisches Blei, Silber und Zinkerz, steirisches Eisen, die mannigfachen Metalle des schlesischen und sächsischen Gebirgsrandes auf den Breslauer Markt gebracht. Ja im Mittelalter erstreckte sich dieser von Breslau vermittelte Warenaustausch zwischen Nord und Süd durch die ganze Breite des Festlandes hindurch von Danzig bis Venedig. Breslau ward ein wichtiger Vorposten des von Venedig aus sich verzweigenden Handels mit den Gewürzen des Orients, den feurigen Weinen des Mittelmeergebietes, den Werken der dort blühenden Kunstfertigkeit. Die erstaunlich entwickelte, fruchtbare Verkehrsbeziehung mit Venedig trug wohl am meisten dazu bei, dem Handelsgetriebe Breslaus im Mittelalter einen großen weltmännischen Zuschnitt zu geben und die Formen des Handelslebens dem Muster der vorangeschrittenen Entwicklung der italienischen Großhandelsplätze anzupassen. So kehrte damals auch das Innere des Erdteiles bis weit über die Wasserscheide der Meere hinaus dem im Mittelpunkte des Welthandels stehenden Mittelmeergebiete sein Angesicht zu. Breslau versendete damals indische und arabische Erzeugnisse nach Norden.

Aber so hoch man auch den Wert aller der Mittagslinie folgenden Verkehrsbeziehungen Breslaus anschlagen mag, weitaus wichtiger ist für sein Emporkommen doch seine Lage auf der Grenze zwischen dem Westen und Osten des Erdteiles gewesen. Der wirtschaftliche Unterschied beider war im Mittelalter viel schärfer als heute, und deshalb war auch das Bedürfnis nach dem Austausch dessen, was im Osten die rohe Naturkraft, im Westen der Menschen Witz und Kunst erzeugte, viel größer und dringender. Das hat vortrefflich bereits die erste Schilderung Breslaus aus der Feder des Humanisten Barthel Stein (1512) hervorgehoben. Sie bezeichnet die Wurzeln der Be-

deutung Breslaus so treffend, daß ihre Worte heute noch der Erinnerung wert erscheinen. »Hierher brachte man aus dem fernsten Norden und Osten Europas, was Wertvolles und Nützliches das ganze sarmatische Tiefland erzeugt; hierher führten Ruthenen, Walachen, Litauer, Preußen, Masuren, Polen die Waren zusammen, welche die Natur, nicht eigene Betriebsamkeit ihnen bereitet, und anderseits strömte hierher aus ganz Deutschland, was die Kunstfertigkeit schuf zu Nutz und Zierde des Lebens, namentlich Stoffe zur Kleidung.« Er betont, daß trotz des Aufstrebens Krakaus damals im allgemeinen die Oder die Grenzlinie der beiden Wirtschaftsgebiete gebildet habe, und versichert: »So halte ich es für eine ganz unzweifelhafte Wahrheit, daß die ganze Kultur Schlesiens, aller Wohlstand und alle Bildung begonnen hat von Breslau, wo zuerst eine lebhafte Handelsbewegung der umwohnenden Völker sich einstellte; nachher sind auch andere Städte emporgekommen.« Stein hat vollkommen recht. In der Vermittelung eines großen Weltverkehrs liegt Breslaus Blüte begründet, sein Aufschwung ist nicht eine Folge der Eroberung Schlesiens für die abendländische Kultur, sondern ging dieser voran und half sie fördern. Breslau war sicher ein bedeutender Handelsplatz lange vor dem Mongolenbrande; die Handelsbeziehungen, welche Breslauer Kaufleute 1245 im Geleit Plan Carpins nach Kiew führten, sprechen unzweideutig dafür. Die bei dieser Gelegenheit bezeugte Straße über Krakau verlor seit dem selbständigen Emporstreben dieses Handelsplatzes für den Fernverkehr Breslaus nach Kleinrußland entschieden an Bedeutung, wenn sie auch für den Handel mit Krakau, namentlich für die Zufuhr polnischen Salzes, wichtig blieb. Endeten so die südlichen Strahlen des von Breslau nach östlichen Richtungen sich verzweigenden Straßenfächers, die »Salzstraßen« über Oppeln—Beuthen—Oswiecim und über Namslau—Kreuzburg—Czenstochau für den Breslauer Verkehr später schon in Krakau, so zielte mehr ins Weite »die polnische Bunzelstraße« Öls—Wartenberg—Boleslawice (Poln. Bunzlau)—Wielun—Radom—Lublin—Wladimir—Kiew. Dazu traten die drei nordostwärts gegen Thorn und Danzig führenden Wege Öls—Kalisch—Konitz, Militsch—Jarotschin—Peisern, Kosten—Posen—Gnesen—Inowrazlaw (jetzt Hohensalza).

Mit den auf diesen Wegen nach Breslau zusammenströmenden Naturerzeugnissen Salz, Pottasche, Vieh, Leder, Pelzwerk, Wachs, Honig, Flachs trafen hier an der Grenze des deutschen Wirtschafts- und Sprachgebietes die Waren des Westens zusammen, besonders flandrisches Tuch und die mannigfachen Ergebnisse süddeutschen Gewerbfleißes. Nach den Niederlanden als fernstem Ziel strebten

sowohl die »Niedere Landstraße« (Parchwitz—Lüben—Glogau—Frankfurt—Hamburg), wie die »Hohe Landstraße« nach Leipzig. Von der dort stattfindenden Straßenverzweigung waren nur die nach Nordwesten und westwärts durch Thüringen nach Frankfurt führenden Wege für Breslaus Verkehr von hoher Wichtigkeit. Denn mit Nürnberg und dem übrigen Süddeutschland verkehrte das mittelalterliche Breslau lieber über Prag.

Von der Geschichte der Handelsbewegung auf all diesen Straßen würde ein farbenreiches Bild der Öffentlichkeit vorliegen, wenn es Prof. Markgraf vergönnt gewesen wäre, seine reichhaltigen, vom Verfasser mit Bewunderung und Dank, aber natürlich nur mit Zurückhaltung benutzten Aufzeichnungen über den Handel Breslaus im Mittelalter abzuschließen. Er übersah vollkommener als irgend ein anderer, welche weitgreifende Bedeutung Breslau als Vermittlerin eines ganz Mitteleuropa und den wertvollsten Teil des Ostens umfassenden Handels damals besessen hat.

Aber Breslau trat früh auch mit eigener Gewerbtätigkeit ein in den Wettbewerb mit den fernen Ländern, deren Erzeugnisse es vertrieb. Es übernahm nicht nur die Verarbeitung der Rohprodukte des Ostens, sondern suchte namentlich dessen starke Nachfrage nach Tuch möglichst durch eigene Fabrikation zu befriedigen. Im Jahre 1333 zählte die Tuchmacherzunft Breslaus 900 Köpfe. Am Ende des 15. Jahrhunderts führte Schlesiens aufkommende Leinenindustrie dem Handel Breslaus neue Nahrung zu. Weiten Rufes erfreute sich auch Breslaus Brauerei. Schlesien war im Mittelalter für einen weiten Umkreis eine so gefeierte Quelle des beliebten Volksgetränkes wie heute Bayern.

So kam Breslau im Mittelalter rasch zu Reichtum und Macht empor. Es trieb sogar, allerdings mit großen Opfern, doch nicht ohne nachhaltige Wirkung und sicher dem deutschen Volk zum Heile eine eigene Politik. Ihm ist es zu danken, daß Schlesien nicht willenlos zu einem Schauplatz böhmischer Willkür herabsank. War auch der von Breslau herbeigeführte Anschluß Schlesiens an die Länder der ungarischen Krone ein keineswegs wohltuender Abschnitt in der Entwicklung des Landes, den einen Vorteil brachte er doch, die Einwirkung böhmischer Herrschaft auf einige Zeit zu unterbrechen.

Aber gerade in jenen Jahrzehnten, in denen Breslaus Vorangehen für die politischen Geschicke seiner Umgebung entscheidend ward, begannen die Grundlagen seiner mittelalterlichen Handelsstellung ernstlich zu wanken. Im Westen ward Breslaus Handelswirksamkeit eingeengt durch das Emporkommen Leipzigs und der großen süddeutschen

Handelsplätze Nürnberg und Augsburg, welche die Vermittelung der Beziehungen Deutschlands mit dem neuen Weltmarkt Lissabon viel vollkommener in der eigenen Hand vereinigten, als es ihnen je gegenüber Venedig gelungen war. Verhängnisvoller aber war für Breslau das Ankämpfen der aufstrebenden polnischen Handelsstädte wider seine alten Vorrechte. Als der Tag von Petrikau 1511 die volle Handelssperre Polens gegen Breslau aussprach, blieb diesem nichts übrig, als den Frieden durch förmlichen Verzicht auf sein Niederlagsrecht (1515) zu erkaufen. Diesen Sieg der Gegner, die mit ihrem Gebiet Schlesien im Osten und Norden umklammert hielten, erleichterte die Eifersucht anderer Oderstädte, namentlich Glogaus, das sich längst bestrebt hatte, einen Haupthandelszug von Krakau über Kalisch, Kosten, Fraustadt zu seinem Oderübergang und von da weiter nach Görlitz und Leipzig zu führen. Da gleichzeitig im Lande selbst das wieder aufgeschossene Raubrittertum wichtige Landstraßen gefährdete, schien Breslaus Lage damals überaus trostlos. Seine Bürger überkam die Empfindung, an einem Wendepunkt des Schicksals zu stehen, am Grabe einer großen Vergangenheit. Das war die Stimmung, welche Barthel Stein 1512 die Feder in die Hand drückte zur Abfassung der ersten Beschreibung Breslaus. Das Schriftchen sollte, wenn Breslau verarme und sinke, der Nachwelt ein Denkmal dafür sein, was für eine Stadt und wie groß Breslau einst gewesen.

Die schlimmsten Befürchtungen erfüllten sich nicht. Die Breslauer Handelswelt wußte elastisch auch den veränderten Verhältnissen sich anzupassen. Breslau blieb auch im 16. Jahrhundert wohlhabend und mächtig und durch die feine Bildung und den Kunstsinn seiner Patriziergeschlechter ein Brennpunkt höherer Gesittung. Es schien in steigendem Grade das Lob verdienen zu wollen, das 1505 im Stiftungsbrief der geplanten Universität Breslau König Wladislaw ihm gezollt hatte. »Ganz Schlesiens Metropole, übertrifft Breslau durch wunderbar glückliche Ortslage, Stattlichkeit der prächtigen Bauwerke, überdies durch Bildung der Bürger wohl alle Städte Deutschlands.« Der Wohlstand der Stadt war es, der ihr in einer Zeit, welche die Habsburger zur Rücksicht auf ihre hilfsbereite finanzielle Leistungskraft sehr nachdrücklich nötigte, den ungehinderten Anschluß an die Reformation möglich machte. Vertrauen in die eigene Kraft und der Wille, sie zielbewußt zur Geltung zu bringen, spricht sich auch aus in dem 1530 zu vorübergehendem Gelingen durchgeführten Versuche, in östlicher Richtung längs der Weide einen bis zu dem festen Vorposten des Breslauer Fürstentums, Namslau, reichenden großen Territorialbesitz

zu gewinnen und dadurch der seit 1424 festgehaltenen Hauptmannschaft des Fürstentums gesteigerten Wert und Inhalt zu geben[1]).

Für den Rang, den Breslau am Beginn des 17. Jahrhunderts unter Deutschlands Städten einnahm, ist das Urteil Philipp Clüvers beachtenswert. Wenn ihm Köln als die volkreichste, Nürnberg als die machtvollste und stolzeste Stadt Deutschlands erscheint, erkennt er den Preis der Schönheit drei anderen zu: München, Leipzig und Breslau. Für die Kraft der Stadt spricht es auch, daß es ihr gelang, die schwersten Leiden des Dreißigjährigen Krieges von sich fern zu halten, sich kaiserlichem ebenso wie schwedischem Kriegsvolk zu verschließen. Aber der frische Aufschwung des Mittelalters hatte doch schon im 16. Jahrhundert sein Ende erreicht. Es trat ein merklicher Stillstand in der Mehrung der Volkszahl und der räumlichen Entwicklung ein. Jeder neu erzielte Erfolg erschien nur wie ein Ersatz für einen Verlust auf anderer Seite.

Die wichtigste Errungenschaft der beginnenden Neuzeit war die schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts versuchsweise, seit dem Dreißigjährigen Kriege endgültig gelingende Öffnung der märkischen Oder für die schlesische Schiffahrt. Sie setzte, seit 1668 der Friedrich-Wilhelms-Kanal Oder und Spree verband, Breslau in wirksame Wasserverbindung mit einem dem freien Meere nahen Seehandelsplatze. Als im März 1669 zum ersten Male Breslauer Güter in 25 Tagen nach Hamburg schwammen und Hamburger Schiffer in Breslau Anker warfen, da empfand diese Stadt mit verständnisvollem Jubel die Bedeutung des Augenblicks, der einer bisher unterbundenen Arterie ihres Verkehrs einen Pulsschlag freien Lebens versprach. Die große Wasserdiagonale des norddeutschen Tieflands war gezogen, der wirtschaftliche Zusammenhang der von ihr durchschnittenen Länder angebahnt, lange ehe man an die Möglichkeit ihrer politischen Vereinigung zu denken wagte. Wie schnell die Wirkung dieser folgenreichen Wendung sich geltend machte, lehrt ein bemerkenswertes Aktenstück aus jener Zeit, eine Schilderung der nunmehrigen Handelsstellung Breslaus in einer Vorstellung seines Rates gegen die drohende Gefahr eines neuen Elbzolls in Glückstadt (1678)[2]). Von den drei wichtigsten Richtungen des schlesischen Handels war die nach Ungarn, das früher viel Tuch, Leinwand, Kolonialwaren aus Schlesien für den eigenen Bedarf oder zur Versorgung Rumäniens

1) H. Wendt, Breslaus Streben nach Landbesitz im 16. Jahrhundert. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens. XXXII 1898, 215—228.

2) K. Wuttke, Die schlesische Oderschiffahrt in vorpreußischer Zeit. Cod. Dipl. Sil. XXII. Breslau 1896, 198—200.

und Bulgariens bezogen hatte, durch die Türkenkriege und die Unsicherheit der Straßen nahezu erloschen; auch der Handel nach Polen hatte durch die Auswanderung vieler Tausende schlesischer Tuchmacher, Weber, Parchner, Färber nach diesem Nachbarlande und die dort vollzogene Begründung einer eigenen Industrie, die durch Schutzzölle gekräftigt wurde, schweren Abbruch erlitten; über die Weichsel hinaus ließen Krakau und Thorn den Breslauer Handel überhaupt nicht mehr vordringen; so gewann die Beziehung zu Hamburg und dem Meere für Schlesien immer höhere Bedeutung. Dorthin ging aus Schlesien ein Hauptstrom seiner eigenen Waren (Garn, Leinwand, Wolle, Färberöte) und der Rohprodukte Polens und Ungarns (Felle, Leder, Unschlitt, Honig, Wachs), auch steirische Stahlwaren; und von jenem Seeplatz kamen Kolonialwaren, portugiesisches Seesalz, spanischer und französischer Wein, Industrieartikel aus Frankreich, den Niederlanden und England, Fischwaren und russisches Pelzwerk ins Binnenland empor. Als Hauptartikel des Welthandels tritt hier nach jeder Richtung schlesische Leinwand auf.

Die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts brachte Weltereignisse, die für Breslaus Handelsaussichten die Zukunft weiter verdüsterten. Der Übergang der polnischen Krone auf den Kurfürsten von Sachsen (1697) knüpfte Leipzigs Beziehungen mit dem polnischen Handel enger; zu dieser unmittelbaren Schmälerung der vermittelnden Handelsstellung Breslaus trat die endgültige Ablenkung des russischen Handels durch die Begründung von Petersburg (1704); Rußland hatte nun eigenen Zugang zum Meere und damit unmittelbare Fühlung mit den Industriestädten und den Märkten des europäischen Westens. Das war eine Tatsache, welche wesentlich dazu beitrug, dem schlesischen Gewerbfleiß den Wettbewerb mit anderen Ländern freierer Verkehrslage zu erschweren. Die schlesische Tuchmacherei namentlich geriet schon am Anfang des 18. Jahrhunderts in ernste Bedrängnis, sie mußte die Zahl ihrer Arbeitskräfte bedeutend einschränken.

Viel tiefer aber als alle jene Fernwirkungen griff in Schlesiens Schicksal der Übergang unter preußische Herrschaft ein. Die Grundlagen der Handelsstellung Breslaus wurden dadurch schwer erschüttert und nachhaltig umgestaltet. Für die Sperrung des bisher der schlesischen Industrie offen stehenden österreichischen und ungarischen (seit 1772 auch des galizischen) Absatzgebietes konnte die dürftige, schmale Verbindung mit der Mark und Pommern nicht entfernt einen Ersatz bieten. Die alte Verkehrsvermittelung zwischen West und Ost kam zeitweise völlig zum Stillstand, da Friedrich der Große, von der Idee geleitet, der Leipziger Messe eine Breslauer gegenüberzu-

stellen, durch einen Transitzoll von 75 % den polnischen Handel geradezu zwang, seine Fühlung mit Sachsen nun auf einem Umwege durch österreichisches Gebiet zu suchen. Die Handelsgrundsätze des Merkantilsystems fielen mit erdrückender Schwere gerade auf die beinahe rings von fremden Staatsgebieten umschlossene Provinz Schlesien. Nur der Leinwandhandel kam durch überseeische Beziehungen zu einer höheren, aber unverkennbar von jeder Wendung der Weltereignisse mit rascher Vernichtung bedrohten Blüte. Auch Breslau hatte daran Anteil. Im übrigen aber verspürte es von dem Regiment des großen Königs neben den Vorzügen auch die unleugbaren Härten[1]). Friedrich ließ gegenüber Breslau nicht so unbeschränkt die Grundsätze landesväterlicher Fürsorge walten, von denen er gegenüber den Städten seiner altererbten Provinzen sich leiten ließ, sondern hat sich hier — nach den Worten eines klassischen Zeugen, des Ministers für Schlesien Grafen Hoym — »ganz Dero sonstigen Gewohnheit zuwider der strengen Forderungen eines Eroberers bedient«. Schon die Form der staatlichen Lasten wirkte verstimmend. Die Kämmereien der schlesischen Städte wurden als königliche Domänen angesehen. Die königliche Kriegs- und Domänenkammer hatte das entscheidende Wort über die Aufstellung des städtischen Etats und hatte diesen so einzurichten, daß ein jährlicher Überschuß sich ergab, der an die königliche Kasse zur Disposition Sr. Majestät abgeführt werden mußte. Eine Menge städtischer Grundstücke wurden ohne jede Entschädigung einfach vom Staat eingezogen, wenn dieser die bisher von der Stadt geführten Verwaltungen, denen sie dienten, in eigene Hand nahm. Gelegentlich wurden direkt von obenher Veräußerungen städtischen Besitzes angeordnet, um die verlangten »Überschüsse« herauszubringen, und da anderseits bei schweren Katastrophen, wie den Hochwasserschäden der 80er Jahre, bei denen der König anderwärts helfend und mildernd eingriff, der empfindlich geschädigten Stadt nicht die geringste Erleichterung zuteil wurde, stand Breslau nach 40 Jahren friderizianischen Regiments vor der vollendeten Tatsache einer Zerrüttung seines städtischen Haushaltes. Als das Auge des strengen Herrn sich für immer schloß, sah man mit Hoffnung und Vertrauen dem Wirken des Nachfolgers entgegen. »Nova spes regni« war die Aufschrift der Denkmünze, mit

1) Markgraf, Finanz- und Verfassungsgeschichte Breslaus unter Friedrich Wilhelm II. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens. XXVIII 1894, 1—18. Reicheres Material für die Prüfung der oben fest gehaltenen Auffassung bringt die dagegen gerichtete Darstellung C. Grünhagens, Breslau unter Friedrich d. Gr. und Friedrich Wilhelm II. in derselben Zeitschr. XXXVIII 1904, 1—70. XXXIX 1905, 1—51.

der die huldigenden Breslauer den neuen Herrscher begrüßten. Wenn Breslaus Bürger heute unter den Baumgruppen des Scheitniger Parkes ihre Erfrischung suchen, streift manchmal wohl ein verwunderter Blick oder die Frage eines überraschten Fremdlings das Standbild Friedrich Wilhelms II., das auf dem freundlichen Rasenplatz zwischen den mächtigen Eichen eine schlanke Säule krönt. Nur wenige wissen es, wie wohlverdient dies Denkmal des milden Herrschers ist, bei dem die Bürgerschaft einer jahrzehntelang unsanft behandelten Stadt endlich Gehör für ihre begründeten Klagen, den aufrichtigen Willen zu helfen und schließlich wirklich eine gewisse Linderung des harten Druckes fand, unter dem sie bisher gehalten worden war.

Bald kam die schwere Zeit der Napoleonischen Kriege, in ihrem Gefolge die Kontinentalsperre, die alle überseeischen Verbindungen zerriß. Es schien, als wolle der Anfang des Jahrhunderts alle aus der Vergangenheit überkommenen Grundlagen des schlesischen Handels vernichten. Breslau hatte seine Geschichte als Festung mit der Übergabe an die Truppen des Rheinbundes beschlossen. Der alten Bollwerke entkleidet, sah es fast einer zerstörten Stadt gleich (H. Steffens). Aus diesen Ruinen erhob sich auf des Königs Ruf an sein Volk das neue Preußen. Und als Freiheit und Friede ehrenvoll erstritten waren, begann für Breslau nach ein paar matten, hoffnungsarmen Jahrzehnten allmählich eine neue Zeit, deren wirtschaftliches Getriebe mit den Überlieferungen früherer Jahrhunderte wenig gemein hatte.

Das 19. Jahrhundert stellte neue, früher nie geahnte, noch weniger in ihrem Wert gewürdigte Kräfte in den Dienst des Menschen und gab unter den Segnungen eines nur durch kurze Kriegsgewitter unterbrochenen Friedens dem wirtschaftlichen Leben Europas einen gewaltigen Aufschwung. Die gesteigerte Herrschaft über die Natur erhöhte die Schöpferkraft jedes Zweiges der Arbeit und beflügelte den Verkehr zwischen ihren Werkstätten und den Absatzgebieten. Auch Schlesien hat die Triebkräfte dieses Zeitalters empfunden und sich durch sie umgestalten lassen. Aber die Lage dieser Provinz tief im Binnenlande, eingekeilt zwischen fremde Staaten, hat doch erschwerend auf die Entwicklung, beschränkend auf ihr Ergebnis gewirkt. Wer das Breslau der Gegenwart richtig beurteilen will, muß erst die Widrigkeiten kennen, aus denen diese Stadt sich emporzuringen hatte — ein Gestrüpp, dessen dornige Ranken immer wieder hemmend ihren Schritt umklammern.

Schlägt man um Breslau einen Kreis von etwa 120 km Radius, so trifft seine Peripherie bei Marklissa und bei Peisern an der Warthe die Grenzen des Staates. Der Winkel zwischen den Ver-

bindungslinien Breslaus mit diesen Grenzpunkten oder mit den größeren Städten Dresden und Bromberg, ein Winkel von 115°, umschließt die Verkehrsstrahlen, welche ungehemmt durch Zollgrenzen zwischen Köln und Danzig die Fühlung mit dem Seeverkehr suchen können. Schon die Luftlinien nach Chemnitz und Thorn führen durch ausländisches Gebiet, das in geringer, zwischen 70 und 200 km schwankender Entfernung 245° des Umkreises der schlesischen Hauptstadt einnimmt. Davon fallen 91° auf russisches, 154° auf österreichisches Gebiet. Breslau sieht also auf mehr als zwei Drittel seines Umkreises seinen Handelsverkehr abhängig von dem Willen fremder Staaten.

Es gab eine vom Breslauer Handel noch nicht vergessene Zeit, da zwischen den Zollgrenzen der beiden großen Nachbarn eine 20 km breite Lücke klaffte. Die Wiener Verträge hatten zwischen der Weichsel und der Weißen Przemsa den Freistaat Krakau an den Grenzmarken der drei östlichen Großmächte geschaffen als ein Freihandelsgebiet, das für Schlesien eine unschätzbare offene Pforte nicht nur zur Ausfuhr seiner Erzeugnisse, sondern auch zum Betrieb eines regen Durchgangshandels mit Kolonialwaren darstellte. Breslau beherrschte diesen Handel, der Krakau zu einem lebhaften Stapelplatz machte, von dem aus diese Waren dann großenteils mit Umgehung der Zollstellen in die Kaiserreiche weiterbefördert wurden. »Von 92 000 Zentnern Durchgangsgut, welche 1844 die schlesische Grenze überschritten, gingen fast 78 000 über Neu-Berun nach Krakau, von der gesamten schlesischen Ausfuhr etwa die Hälfte; ein einziges großes Breslauer Handelshaus berechnete seinen jährlichen Umsatz in der Republik auf 900 000 Taler[1]).« Es ist ein beschämendes Blatt in der Geschichte der preußischen Politik, auf dem der Vorgang verzeichnet steht, wie leichtherzig und willensschwach 1846 die damaligen Leiter der Geschicke unseres Staates sich darein fügten, daß dies Luftloch, durch das der schlesische Handel nach Südosten noch atmen konnte, vernagelt wurde durch die bedingungslose Einverleibung Krakaus in die Österreichische Monarchie. Diese Vernichtung eines Freihandelsgebietes, das die Wiener Verträge eingesetzt hatten, war nicht nur an sich ein schwerer Verlust, den unsere Provinz bei Begründung ihrer wirtschaftlichen Ansprüche dem preußischen Staate zu Lasten zu schreiben hat, sondern die damit vollzogene Verletzung der Wiener Verträge rächte sich noch weiter. Rußland konnte daraus das Recht herleiten, an jene Verträge sich nicht mehr gebunden zu halten, und

1) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. V. Leipzig 1894, 547.

seinerseits Kongreß-Polen, das bisher ein eigenes Zollgebiet gewesen war, in die russische Zollinie aufzunehmen. Das geschah 1851; an die Stelle der wenig sorgfältigen Bewachung der polnischen Zollgrenze trat nun die chinesische Mauer der russischen Zollinie. So hat, ohne daß der Staat auch nur eine ernste Gegenanstrengung gemacht hätte, erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts der fremde Zollgürtel sich fest geschlossen, der Schlesien beengt und den Pulsschlag wichtiger Adern des alten Breslauer Verkehrs zum Stillstand verurteilt hat.

Das Russische Reich hat — mit Ausnahme der Zeit des Krimkrieges, in welchem die Zufuhr von Deutschland her die Hauptquelle unentbehrlicher Bedürfnisse war — die Zölle an seiner westlichen Festlandsgrenze immer sehr hoch gehalten. Das hing teils mit seinem Finanzsystem zusammen, in welchem die Zölle eine besonders hohe Rolle spielen, teils mit dem Wunsche eines wirksamen, den Zutritt fremden Wettbewerbes ausschließenden Schutzes für seine erst allmählich sich hebende Industrie. Aber es hat außerdem auch — teils aus militärischen, teils aus wirtschaftlichen Gründen — seinen Vorteil darin gesucht, den Grenzverkehr auf möglichst wenige Übergänge zu beschränken und auch an diesen oft geflissentlich zu lähmen. Zwischen Thorn und Myslowitz überschritt lange keine Bahnlinie die westliche Grenze. Vergebens hat Breslau seit mehr als 40 Jahren nach einer geraden Verbindung mit Warschau gestrebt. Breslau verkehrte bis vor kurzem mit Warschau über Myslowitz, und dieser Anschluß an die Wien-Warschauer Bahn verlängerte nicht nur den in der Luftlinie 367 km betragenden Abstand auf 507 km, sondern bei der geringen Rücksicht der genannten Hauptlinie auf den Breslauer Anschluß waren für diese Reise im günstigsten Falle 14 Stunden notwendig. Der Güteraustausch auf dieser künstlich verlängerten Strecke war selbstverständlich sehr beschränkt.

Als eine Folge dieser planmäßigen Absperrung Rußlands gegen Breslau, die auch durch den neuen Anschluß von Lublinitz an Czenstochau und den für Breslau unbequem erreichbaren Grenzübergang bei Kalisch nicht in voll befriedigender Weise beseitigt ward, ist das Emporkommen einer ansehnlichen Industrie- und Handelsstadt auf russischem Gebiete zu betrachten, die teilweise in die Stellung eintrat, welche früher Breslau in der Vermittelung der Beziehungen zwischen Deutschland und dem Osten ausgefüllt hatte. Lodz ist ein auf russischem Gebiet aufgestellter Spiegel, der Verkehrsstrahlen auffängt und wieder reflektiert, die ehemals Breslau erreichten. Trotzdem hat Breslau andauernd nach Möglichkeit Beziehungen mit dem

Weichsel-Gouvernement weiter gepflegt und die häufigen Änderungen der Handelsbedingungen mit den östlichen Nachbarn mit empfinden müssen, zuletzt den Zollkrieg von 1893 und den ihn beendenden Handelsvertrag[1]).

Freundlicher und vielseitiger sind allzeit die Beziehungen zur Österreich-Ungarischen Monarchie gewesen. Aber aller gute Wille, durch gegenseitiges Entgegenkommen sich zu verständigen, schloß feste Wahrnehmung der Sonderinteressen nicht aus, und diese führte das Donaureich naturgemäß zu Entschließungen, die Schlesiens und insbesondere Breslaus wirtschaftlichen Wünschen entgegenwirkten. Seit 1857 die Südbahn die nördlichen Kronländer an Triest knüpfte, suchte Österreich in seiner eigenen Seepforte den Anschluß an den überseeischen Verkehr, und soweit immer noch sein Bedarf an Kolonialwaren oder sein eigenes Ausfuhrbedürfnis mit deutschen Seeplätzen rechnete, bestrebte er sich mit diesen direkte Beziehungen anzuknüpfen und Breslaus Vermittelung auch bei einem Schlesien durchziehenden Güterverkehr zu überspringen. Anderseits legten die österreichischen Eisenbahnen Wert darauf, die Erzeugnisse der Monarchie möglichst weit auf ihren eigenen Linien zu befördern und brachten — selbst mit zeitweiligen Opfern — einen von der Natur wenig begünstigten Verkehrszug längs der Südgrenze Schlesiens, am Südsaum der Sudeten, in Aufnahme, von Galizien nach Nordböhmen zur Elbumschlagsstelle Laube bei Bodenbach. Die Absperrung Russisch-Polens gegen Breslau brachte selbst polnisches Getreide in diese Bahn. So trat Österreich bei dem von der Natur gegebenen Wettbewerb der Oder- und Elblinie im diagonal nordwestwärts strebenden Verkehr immer mit seinem Einfluß für die westlichere Route ein, für die außer anderen Vorzügen der Ursprung dieses Wasserweges im Herzen Böhmens sprach. Die von der Natur aufgerichtete Scheide der Karpaten und der Sudeten zwischen den Weltwegen Hamburg—Breslau—Odessa und Hamburg—Dresden—Wien—Pest ward so zu ungunsten Breslaus durch den österreichischen Bahnverkehr entkräftet. Eine Änderung der Interessen Österreichs bei der Wahl zwischen Oder und Elbe ist indes in naher Zukunft möglich, wenn der Donau-Oder-Weichsel-Kanal, dessen Aussichten sich merklich bessern, wirklich zustande kommt. Dann würde der Verkehr Schlesiens einen wirksamen Anschluß an die östlichen Kronländer der Österreichischen Monarchie, an das March- und Weichselland gewinnen, und es würde eine gewaltige Güterbewegung um die Mährische

1) Nähere Charakteristik der Handelsbeziehungen Breslaus zu Rußland bietet die Denkschrift im Jahresbericht der Handelskammer für 1893, 67—93.

Pforte sich entwickeln, an der dem Breslauer Handel unfehlbar ein reicher Anteil zufallen müßte. Aber vorläufig schwebt die Verwirklichung dieser hochfliegenden Hoffnungen doch noch im Ungewissen.

Eine Lage wie die Schlesiens zwischen zwei fremden Mächten erscheint aussichtsvoll für einen lebhaften Durchgangsverkehr. Auch er verlor für Schlesien nach Krakaus Einverleibung in den Kaiserstaat sehr an Bedeutung. Nicht nur Rußlands Kontinentalzölle widerstrebten ihm, sondern lange Zeit auch die ansehnlichen Transitzölle des Zollvereins.

Wenn so der feste Rahmen fremder Gebiete, der Schlesien von Nordost über Ost und Süd bis Südwest umspannt, sehr merklich ablenkend auf Verkehrsströmungen einwirkt, die vormals ihren Weg nach Schlesien nahmen, muß die Hoffnung dieses Landes und seiner Hauptstadt sich ganz vorwiegend auf die Belebung der ihnen offenstehenden Verbindungen mit dem übrigen Deutschland richten. Hatte schon 1815 die Vereinigung großer Teile der Lausitz mit Preußen den Zusammenhang der Provinz mit dem Staate erheblich verbreitert, so hob der Anschluß Sachsens an den Zollverein 1834 auch die Zollschranken in der seit alter Zeit wichtigen westlichen Richtung hinweg. Aber damit war doch erst eine Vorbedingung für die engere wirtschaftliche Verknüpfung Schlesiens mit dem übrigen Deutschland gewonnen. So begeistert die Schlesier die Entwicklung des Zollvereins verfolgten, so hoffnungsvoll sie den Augenblick begrüßten, da er 1851 die Fühlung mit der Nordsee, mit dem offenen Weltmeer gewann, war ihnen noch manch entsagungsvolles Jahr, manch fruchtloses Ringen vorbehalten, ehe sie des Zusammenhanges mit dieser aufblühenden wirtschaftlichen Gemeinschaft uneingeschränkt froh werden konnten. Lange blieb der Zustand der Verkehrswege, die diesen entlegensten, der Nordsee fernsten Zipfel des Zollvereinsgebietes an dessen Gesamtheit knüpften, unvollkommen; und namentlich die Auswertung der Verkehrsmittel war beherrscht von Gesichtspunkten, denen eine besondere Rücksicht auf Breslaus hergebrachte Handelsstellung und sein künftiges Wohl durchaus fremd war.

Bei einem Blick auf die Karte muß die Oder als die von der Natur gebotene Verbindung Schlesiens mit dem märkischen Wassernetz und seinen beiden Ausmündungen in Ostsee und Nordsee erscheinen. Die Pflege dieser Wasserverbindungen war doppelt verlockend, seit die gerade für die fernsten Anwohner des ganzen schiffbaren Wassernetzes besonders empfindlichen Elbzölle — ein Jahrzehnt bevor sie 1874 ganz verschwanden — erheblich ermäßigt und der dänische Sundzoll 1857 abgelöst wurde. Aber das alles half Schlesien

nichts, solange sein Oderlauf in trauriger Versandung der Schiffahrt sich verschloß. Erst der von 1868 bis 1876 tatkräftiger ausgeführte Ausbau der Stromrinne erzielte bis Breslau aufwärts einen befriedigenden Erfolg, eine Normaltiefe von 1 m, die Schiffen von 400 t (8000 Ztr.) Ladefähigkeit soweit aufwärts zu dringen gestattete, wenn auch einen großen Teil des Jahres über nicht mit voller Ladung. Breslau war dadurch Endstation des Großschiffahrtsverkehrs geworden, der im letzten Viertel des Jahrhunderts sich mit raschem Aufschwung entwickelte, nachdem der vorhergegangene Rückgang der Schiffahrtstätigkeit im Jahre 1874 seinen tiefsten Punkt erreicht hatte. Dadurch gewann der Umschlagsverkehr zwischen den nach Breslau zusammenführenden Eisenbahnlinien und dem Strome hohe Bedeutung, und der jahrzehntelang aus kurzsichtiger Interessenpolitik von der wichtigsten Eisenbahnverwaltung verzögerte Anschluß an den Strom trat am linken Ufer unterhalb der Stadt bei Pöpelwitz endlich 1882[1]) in Wirksamkeit, als der Anschluß der Konkurrenzbahn auf dem rechten Oderufer bereits im Werke war. Aber erst allmählich kamen die Umschlagseinrichtungen beider Ufer und die dafür festgestellten Tarife mit den Wünschen des Breslauer Handels in Übereinstimmung.

Eine Verschiebung dieser Stellung Breslaus als obersten der Großschiffahrt erreichbaren Oderhafens brachte die Kanalisierung der Oder zwischen Kosel und der Neißemündung (1891—1895) und der Anschluß dieses neuen Schiffahrtsweges an das Breslauer Unterwasser durch den Kanal, der Breslaus Nordseite umgeht (1897). Wenn Breslau für dies Bauwerk selbst große Opfer gebracht hat, so hat es damit einen weiten, nicht nur den nächstliegenden Vorteil erfassenden Blick bewiesen. Wohl gleiten, ohne zu verweilen, heute an Breslaus Nordseite die großen Eisenkähne Berliner Kohlenkönige vorbei, die im Koseler Hafen sich mit der Ausbeute oberschlesischer Gruben füllten, und ein Teil des Verkehrs, der früher Breslaus Umschlagsstellen belebte, sucht heute weit höher den Strom auf. Aber das Pflichtbewußtsein der Hauptstadt einer aufstrebenden Provinz hat doch den richtigen Gedanken in den Vordergrund gerückt, daß alles, was dem Hinterlande Breslaus, dem oberschlesischen Industrierevier nutzt, auch das Leben in den Adern des Breslauer Handels steigert. Immerhin verdient die Freiheit und Größe der Gesichtspunkte, von denen die Stadt sich in dieser Angelegenheit leiten ließ, um so bestimmtere Betonung, da manche der übrigen Faktoren, welche auf ihr Wirtschaftsleben entscheidenden Einfluß übten, nicht immer auf gleicher Höhe der Auffassung sich gehalten haben.

1) In Kosel 1860, in Oppeln 1858.

Da erst im letzten Abschnitt des 19. Jahrhunderts die Oder den Wert eines Großschiffahrtsweges gewann, war Schlesien für seinen Verkehr mit dem übrigen Norddeutschland mehrere Jahrzehnte lang fast ausschließlich angewiesen auf seine Schienenwege[1]). Ihr Netz hat seit 1842 nicht ohne Stockungen sich so entwickelt, daß nach 40 Jahren die Hauptlinien vollendet waren und gegenwärtig ein Stern von acht Strahlen nach allen Richtungen die Hauptstadt der Provinz in Beziehung setzt mit der näheren und weiteren Umgebung. Man sieht es diesem schönen, heute ganz vom Willen des Staates beherrschten Stern nicht an, wie schwer es manchen seiner Strahlen geworden ist, ihr Ziel zu erreichen. Die gewinnreiche Monopolstellung der ältesten Linien (O. S. E. und N. M. E.), die zu dem Hauptverkehrszug, zum Rückgrat des schlesischen Verkehrslebens sich zusammenfügten, war stark genug, den längst als erforderlich erkannten Bau der Parallellinien (R. O. U. E. und Breslau—Stettin) in schwer zu rechtfertigender Weise zu verzögern. Die Eisenbahnen stellten naturgemäß sich nicht als selbstlose Werkzeuge in den Dienst des Verkehrs, sondern waren gewinnbringende Unternehmungen, die sehr zielbewußt, aber oft mit recht engen Gesichtspunkten ihre eigene Interessenpolitik trieben. Liefen deren Bestrebungen schon bei der Entwicklung des Verkehrsnetzes den Wünschen der Handelswelt oft gerade zuwider, so gerieten beide auch in immer erneuten Kampf bei der Regelung der Tarife. Den roten Faden in der Arbeit der Breslauer Handelskammer, die in den 55 Bänden ihrer Jahresberichte niedergelegt ist[2]), bildet die nie rastende Abwehr der Schläge, welche der ewige Wechsel der Bahntarife dem Breslauer Handel versetzte. Allerdings handelte es sich dabei keineswegs immer um eine willkürliche Nichtbeachtung berechtigter örtlicher Forderungen, sondern sehr oft um die großen Grundfragen der Umgestaltung des Güterverkehrs beim Ausreifen des Zeitalters der Eisenbahnen.

Breslau war früher ein großer Zwischenhandelsplatz. Es nahm die Rohprodukte des Ostens auf und erntete Gewinn bei ihrer Verteilung an westlichere Absatzgebiete. Insbesondere im Getreidehandel hat Breslau zeitweilig für den ersten Platz des Kontinents gegolten. Diese Stellung geriet naturgemäß ins Wanken, als der moderne Schnellverkehr sich bemühte, die Produktionsgebiete mit fernen

1) Dazu vgl. Marie Krauske, Breslaus Stellung im Schnellverkehr. Festschrift des Geograph. Seminars zur Begrüßung des XIII. Deutschen Geographentages. Breslau 1901.

2) Der 50. Bericht für 1899 wird eingeleitet durch eine kenntnisreiche Übersicht der Handelsbewegung der letzten 50 Jahre.

Märkten in möglichst direkte Verbindung zu bringen. Die Beobachtung, wie vorteilhaft man eine Ware, wenn sie einmal auf der Achse war, ohne Umladung auch in recht weite Ferne befördern könne, und der Wunsch der Bahnen, möglichst viel Güter auf ihre Linien zu ziehen und sie auf möglichst weite Strecken an diese zu fesseln, führte unvermeidlich zur Entwicklung der Differentialtarife, welche die Fracht nicht proportional nach der Entfernung abstuften, sondern wichtigen Handelsplätzen in großer Ferne, die bedeutende Gütermengen an sich zogen, dafür stark ermäßigte Frachten bewilligten. Das ergab die Ausschaltung der Zwischenhandelsplätze. Für Breslau war es eine eingreifende Erschütterung altbegründeter Handelsbeziehungen, wenn die Kolonialwaren, welche es einst nach Österreich weitergab, nun zu niedriger Fracht durch seine Bahnhöfe hindurch direkt ins Nachbarland gingen und die höheren Tarife für den in Breslau unterbrochenen, hier verweilenden Verkehr derselben Güter den Ort von einem Anteil an der Handelsvermittelung ausschlossen. In derselben Weise ward dem Getreidehandel Breslaus der Boden beschränkt durch die billige direkte Beförderung der Ernten der Karpatenländer nach Stettin. Eine solche Umwandlung des ganzen Handelsbetriebes war zweifellos begründet in der Änderung der Verkehrsmittel. Aber eine unerträgliche Schärfe, gegen die man mit aller Kraft sich auflehnen mußte, gewann sie doch erst durch die unberechtigte Willkür der Bahnverwaltungen, die zu ungunsten Breslaus — wie die Kommission des Abgeordnetenhauses für Handel und Gewerbe 1861 einstimmig anerkannte — »so exorbitante Unterschiede in Frachtsätzen« walten ließ, daß »die größten Nachteile für den inländischen Verkehr herbeigeführt werden mußten«[1]. Es hieß einen wichtigen Zweig Breslauer Handels wider jedes Recht lahm legen, wenn der Doppelzentner Getreide von Pest nach Dresden über Breslau um 3 Pfennig[2], von Jassy nach Stettin über Breslau um 26 Pfennig[3] billiger gefahren wurde als nach Breslau selbst.

Diese Tarifentwicklung mußte — auch wenn es gelang, hier und da eine ihrer schärfsten Spitzen abzubrechen — die einst im Vordergrunde stehende Bedeutung Breslaus als Vermittlerin des Handels entfernter Gebiete immer stärker einengen. Wenn ein Teil des Getreideverkehrs noch bis über die Einführung der Kornzölle hinaus Breslau erhalten blieb, so wirkte darauf wesentlich die Tatsache hin, daß für die Backfähigkeit des Mehles eine Mischung des weichen,

1) Jahresbericht der Handelskammer 1861, 95.
2) Ebenda 1882, 36.
3) Ebenda 1875, 65. Andere Beispiele 1863, 113. 1867, 26. 1868, 33.

viel Mehl gebenden stärkereichen Weizens deutscher Herkunft mit dem kleberreichen, roten, harten Weizen des Ostens als wertvoll erkannt worden ist. Darin lag ein förderlicher Umstand für Breslaus Getreidehandel wie für seine Mühlenindustrie.

Im allgemeinen aber nahm die Entwicklung des Breslauer Handels im 19. Jahrhundert den Gang, daß immer stärker in ihm die Vermittelung der Bedürfnisse und des Absatzes des Lebens und der Arbeit von Provinz und Stadt vorwaltete. Dieselben Naturbedingungen also, welche in ganz Deutschland den Außenrand der Berglandschaften derartig belebten, daß von 35 Großstädten des Reiches heute 18 in diesem Landgürtel liegen, — die Vereinigung der Fruchtbarkeit und Verkehrsfreiheit der Ebene mit der Nähe der Bodenschätze und Industrieerzeugnisse des Berg- und Hügellandes fester Gesteine — haben auch für Breslau die Entscheidung seines Wachstums und seines Wohlstandes im 19. Jahrhundert hauptsächlich begründet. Auch dabei traten wieder die Tariffragen als besonders schwierig und entscheidungsvoll hervor. Bei der Lage der Provinz am äußersten Ende des freien deutschen Marktes, fern von den Seeplätzen, kommt alles darauf an, daß sie — um den Wettbewerb mit günstiger gelegenen Landschaften auszuhalten — billig arbeitet und billig verfrachtet. Aber ein verständnisvolles Entgegenkommen zur Erleichterung dieser Lage war von den Bahnen, solange einzelne eine tatsächliche Monopolstellung einnahmen, nicht zu erlangen. Die Frachten der O. S. E. und der N. M. E. hielten sich lange unverhältnismäßig hoch. Es war eine starke Besteuerung der schlesischen Arbeit, wenn die letztere Eisenbahn aus dem bescheidenen Verkehr der 60er Jahre jährlich etwa 2 Millionen Taler Überschüsse herauswirtschaftete. Die Industrie Schlesiens wurde durch die Bahntarife unter einem künstlichen Druck erhalten, der ihre Entwicklung verzögern mußte. Mildernd fiel nur ins Gewicht die Tatsache, daß der Handel damals noch mit erheblich höherem Gewinn arbeitete als im Drange des scharfen heutigen Wettbewerbes. Besonders erschwerend wirkten hohe Tarife für diejenigen Industrien, welche auch ihr Rohmaterial aus der Ferne zu beziehen hatten. Schlesiens Baumwollindustrie hatte noch 1892 für die Zufuhr von Rohbaumwolle mit einem Tarifsatze zu rechnen, der höher gegriffen war als der für die blühende Industrie Süddeutschlands geltende.

Schlesiens Wirtschaftsleben und der dadurch beherrschte Handelsbetrieb seiner Hauptstadt hat im 19. Jahrhundert starke Veränderungen durchgemacht. Die Forsten Oberschlesiens haben nun durch den musterhaft geregelten Betrieb der Bewirtschaftung und durch den

modernen Verkehr eine so weittragende Leistungsfähigkeit erlangt, daß sie trotz des starken Bedarfs des oberschlesischen Bergbaues auf dem Wasserwege und den Schienen eine bedeutende Holzmenge, zum Teil schon verschnitten, den Breslauer Holzhöfen, Bauplätzen und Werkstätten zuführen, die auch aus Galiziens Wäldern zeitweilig stark versorgt wurden. Die Landwirtschaft, welche in den ersten Jahrzehnten durchaus den Getreidebau in den Vordergrund stellte und schon deswegen, aber auch wegen der schwächeren Bevölkerung des Landes ständig eine Quelle für den starken Getreideabfluß aus Schlesien bildete, deckt nur durch die intensive Steigerung ihrer Erzeugungskraft in der Gegenwart noch überschüssig den Roggenbedarf des Landes, aber nicht immer den an anderen Feldfrüchten. Erloschen ist der einst weit berühmte Breslauer Wollmarkt. Dafür steht der Rübenbau und die Zuckerindustrie nun voran unter den Betriebszweigen der Mittelschlesischen Ebene. Auf dem Schwarzen Boden um Breslau liegt der östliche Kernsitz des deutschen Zuckerhandels, der größte nächst Magdeburg. Reges Leben ist aufgeblüht auf den Kohlenfeldern Oberschlesiens. Das ist das wertvollste Hinterland Breslaus, dessen immer noch sich steigernde Leistungskraft und Aufnahmefähigkeit die Wurzeln des Breslauer Handels neu stärkt, wenn auch mancher seiner alten Äste verdorrte. Im Wetteifer mit der Arbeit, die Oberschlesiens Bodenschätze hebt, und mit dem mannigfachen gewerblichen Leben des Gebirges ist auch Breslau der Sitz einer bedeutenden Industrie geworden.

Der alte Mühlenbetrieb, der an die beiden Staustufen des Oderstroms sich knüpfte, hat sich in steigender Vervollkommnung behauptet, wenn auch die Absatzgebiete etwas beschränkt oder verschoben wurden und für den Verlust des österreichischen Marktes in Süddeutschland Ersatz gesucht werden mußte. Von vorübergehender Bedeutung war die nach der Mitte des 19. Jahrhunderts blühende Ölmüllerei, der bald das Aufkommen der Erdölverwertung und der Gasfabrikation engere Grenzen zog. Dagegen hat in den letzten Jahrzehnten — dank dem gesteigerten örtlichen und provinziellen Bedarf — die Brauerei einen gewaltigen Aufschwung genommen, während die Spritfabrikation, welche nach der Mitte des verflossenen Jahrhunderts emporkam und glänzende Jahrzehnte erlebte, der Verengung des ausländischen Marktes und der Veränderung der Produktionsbedingungen nicht ohne Mühe sich anpaßt. Sind so zahlreiche Werkstätten der Provinzialhauptstadt tätig für die Verbreitung der Erzeugnisse der Landwirtschaft, so sorgt für den Ersatz der Pflanzennährstoffe, die sie dem Boden entzieht, die ausgebreitete

Fabrikation künstlicher Düngestoffe, — ein Hauptzweig der chemischen Industrie Schlesiens, welcher einst sicher noch eine höhere Entwicklung bevorsteht, wenn erst die Technische Hochschule Breslau ihre Wirksamkeit entfalten wird.

Dieser Herd der technischen Wissenschaften wird sicher auch gesteigertes Leben in den schlesischen Maschinenbau hineintragen, den schon jetzt in Breslau eine Reihe großer Werke mit beständig fortschreitender Entwicklung betreibt. Namentlich die Landwirtschaft der Schlesischen Ebene und auch die Russisch-Polens ist ein Abnehmer, dessen Kauflust der Mangel an Arbeitskräften in den letzten Jahren unverkennbar gemehrt hat. In einem Zweige, dem Eisenbahnwagenbau, nimmt Breslau nicht nur der Menge nach, sondern auch in der Vollkommenheit der Einrichtung einen hervorragenden Platz ein. Es baut alle Arten von Fahrzeugen, von den einfachen Güterwagen an bis zu den elegantesten Salonwagen des kaiserlichen Hofzuges.

Unter den übrigen Gewerbszweigen, deren volle Überschau hier unmöglich versucht werden kann, nimmt die Bekleidungsindustrie eine bedeutende Stelle ein. Die umfängliche Verwendung weiblicher Arbeitskräfte hat der sogenannten »Konfektion« von Damenmänteln, Herren- und Damengarderobe, auch von Arbeiterwäsche eine Entwicklung gegeben, die nicht nur für die Bedürfnisse der Großstadt selbst sorgt, sondern für die fernsten Teile des deutschen Arbeitsmarktes erfolgreich in Wettbewerb tritt. Die Hauptgrundlage dieser Industrie ist die Arbeitswilligkeit und Genügsamkeit eines Heeres von Arbeiterinnen, dessen Vorhandensein allein schon daran erinnert, daß Breslau, im großen genommen, doch keine reiche Stadt ist, sondern eine Stadt mühevoller, um bescheidenen Lohn ernst ringender Arbeit.

Auch das Gebiet, das die Stadt mit ihrem Handel zu beherrschen und zu versorgen zunächst berufen erscheint, die Provinz, die in ihr den Mittelpunkt ihrer Verwaltung und ihres geistigen Lebens findet, wird ihrer wirtschaftlichen Pflege zum Teil entrückt durch die überlegene Anziehungskraft der Reichshauptstadt. Nach ihr verlegt Niederschlesien und sein Gebirge um so bestimmter seinen wirtschaftlichen Anschluß, je mehr die Gestaltung der Verkehrsverhältnisse es dazu anleitet. Die trotz allen Andringens und trotz der offenliegenden Möglichkeit unterbliebene Herstellung einer kurzen geraden, für Schnellzüge brauchbaren Verbindung mit Hirschberg weist das obere Bobergebiet bestimmter, als es die Natur getan, darauf hin, sein Verkehrsgesicht dem Westen zuzuwenden: Dresden und Berlin. Ja selbst in Oberschlesiens Arbeitsleben kann man erkennen, daß neuerdings die

höhere Entwicklung der Verkehrsmittel dahin zielt, das provinzielle Zentrum vielfach auszuschalten und die fernsten Werkstätten des Landes unmittelbar mit der Reichshauptstadt in Beziehung zu setzen. Seit der Telephondraht das beflügelte Wort zwischen Berlin und der Dreikaiser-Ecke hin und wieder trägt, kann der Wink der Berliner Geschäftsstelle das Getriebe eines oberschlesischen Werkes lenken. Dem Zentrum des Reiches strömt alles zu: der im Glanze höfischen Sonnenlichtes sich wohl fühlende Edelmann der Provinz, der seinen alten Breslauer Familiensitz in ein Mietshaus oder ein Hotel verwandeln läßt, wie der aus Galizien zugewanderte Emporkömmling, der in Breslau sich heraufgearbeitet hat und als gesättigte Existenz dann in der Großstadtluft seinen Überfluß ausstrahlen möchte.

Aber so zweifellos die Hauptstadt Schlesiens der Anziehungskraft der Metropole des Reiches unterliegt und den eigenen Wirkungskreis durch sie beengt sieht, bleibt ihr doch noch eine sehr gewichtige selbständige Bedeutung im Bereiche der wirtschaftlichen Arbeit und der nationalen Kraftentwicklung des deutschen Volkes. Gewöhnt, auf einem Vorposten der deutschen Kultur zu stehen, hat Breslau kraft unverwüstlicher Vorteile seiner natürlichen Lage, trotz mancher Ungunst der politischen Witterung es immer verstanden, auch schwierigen Verhältnissen sich anzupassen und sich mit elastischer Spannkraft gegen jeden Druck, mochte er kommen woher er wollte, zu behaupten. In oft geprüfter, reifer Kraft trat Breslau über die Schwelle des 20. Jahrhunderts. Es kann getrost in die Zukunft schauen, weil jeder Rückblick über seine wechselvolle Geschichte ihm lehrt, daß es sein Emporkommen zur heutigen Größe und Blüte nicht unsteter Gunst äußerer Gewalten zu danken hat, sondern der tüchtigen Arbeit des deutschen Bürgertums.

2. Das Stadtbild im Wandel der Zeiten.

Ad orientem super Oderam Vratislavia iacet, urbs latericia, non minus decora quam potens, cuius olim episcopatum aureum appellavere.

Im Osten an der Oder liegt Breslau, eine Stadt des Ziegelbaues, nicht minder schön als mächtig; ihr Bistum hieß einst das goldene.

Aeneas Silvius.

Wo Natur und Menschenkraft zu einer Kulturschöpfung sich vermählen, trägt diese die Züge ihrer Erzeuger. Man muß erst den Eltern ins Antlitz sehen, ehe man ihres Sprößlings Erscheinung mit vollem Verständnis erfassen kann. In Anlage und Entwicklung der

Brückenstadt Breslau hat der Strom, der sie belebend durchzieht und wohltuend durchlüftet, entscheidende Bedeutung. Wie er von Natur aus war und wie er unter der Herrenhand der Anwohner geworden, — das ist ein Hauptstück der Ortsgeschichte, zum Glück schon geklärt durch eindringende Forschung[1]). Die hochwasserfreie Sandinsel war der natürliche Stützpunkt des ersten Brückenschlages. Nur ein schmaler, aber ungewöhnlich tiefer, wohl seit jeher die Hauptmasse des Wassers führender Arm[2]) des Stromes trennte sie im Süden vom festen linken Ufer; breiter war ihr Abstand vom rechten an dem Punkte, wo zwei die östlichere Dominsel umfangende Arme sich wieder zum nördlichen Hauptarm vereinigten. In dem flachen, durch Hochfluten gefährdeten Gelände rechts der Oder war wohl schon im 12. Jahrhundert in geringer Entfernung noch ein schwacher Nebenarm des Stromes, die Vincenzoder, vorhanden[3]), die aber als abgekürzter, ziemlich gerader Wasserweg gegenüber den Krümmungen des Hauptstromes eine unverkennbare Entwicklungsfähigkeit besaß. Diese Arme der Oder und zwei gegenüber den beiden Inseln einfallende Mündungsarme der Ohle waren die Fäden, an die — wie Kristalle — die ältesten Siedelungen sich hefteten[4]).

Man hat lange auf den Inseln den ältesten Kern Breslaus gesucht in stillschweigender Verknüpfung der beiden durch anderthalb stürmische Jahrhunderte getrennten Tatsachen, daß Breslau im Jahre 1000 Bischofssitz war und dessen Kathedrale um die Mitte des 12. Jahrhunderts auf der Dominsel sich erhob. Ganz sicher ist dieses Zurückdatieren der Örtlichkeit nicht; vielleicht führt es ebenso irre wie die früher verbreitete Annahme, die Burg der Landesherren habe ihren Platz schon ursprünglich auf der Dominsel gehabt, wo wir sie tatsächlich erst nach dem Mongoleneinfall finden. Bedenken weckt

---

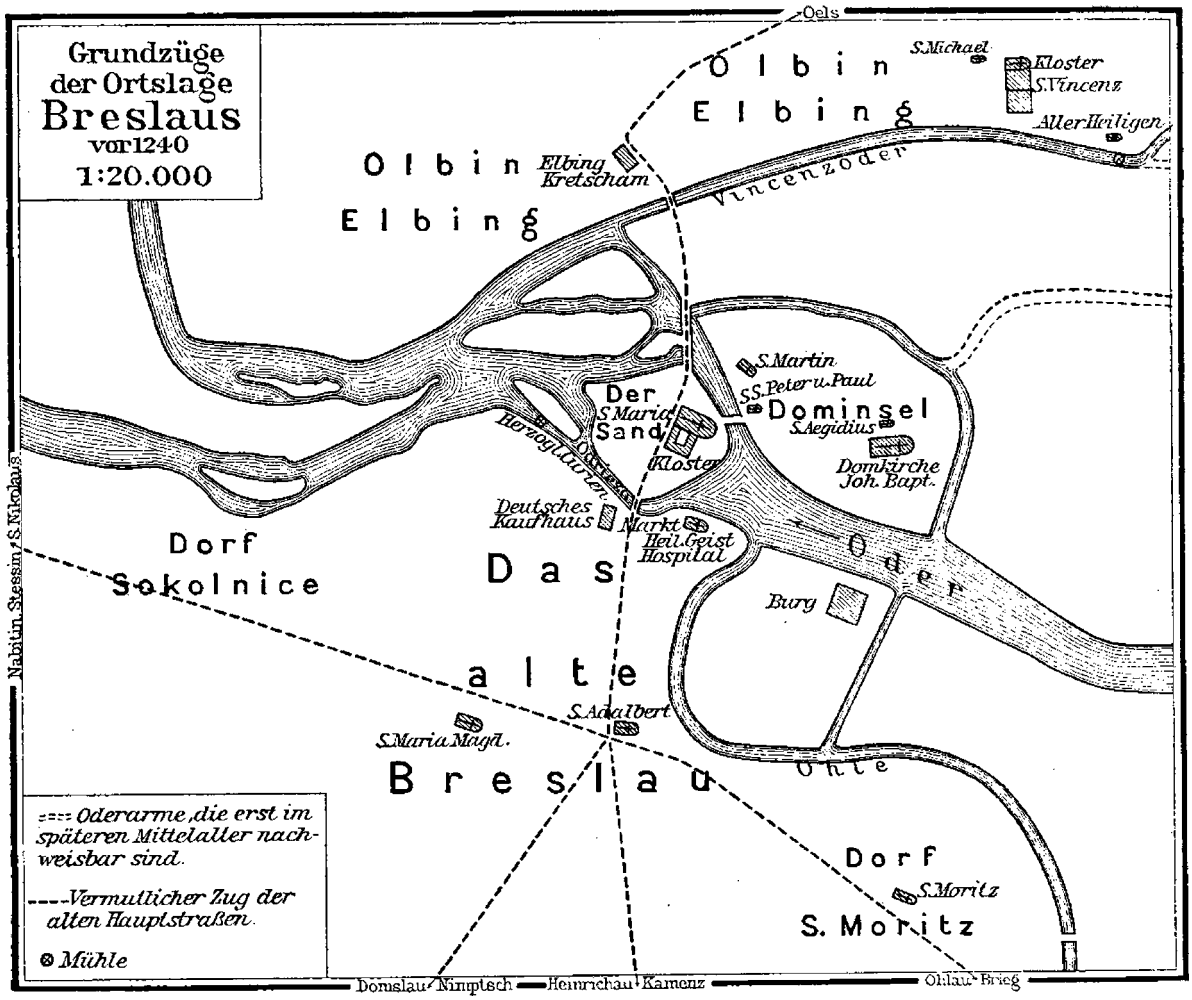
1) Rich. Leonhard, Der Stromlauf der mittleren Oder. Inaug.-Diss. Breslau 1893, darin S. 44—53. 61—70. Die Entwicklung der Stromlage bei Breslau, mit 4 Kartenskizzen und genauem Nachweis der urkundlichen und kartographischen Quellen.

2) 1214 und 1226 Odricza. G. Korn, Breslauer Urkundenbuch 1870, Nr. 1 und 5.

3) Anders R. Leonhard S. 47. 64 Anm. 22.

4) Aus der Literatur über das älteste Breslau ragen hervor C. Grünhagens Beiträge zur ältesten Topographie Breslaus. Abh. der Schles. Ges. 1866, 67—90 und die einschneidenden Forschungen Wilh. Schultes, Die Martinsabtei und die älteste Burg in Breslau. Schles. Zeitung 1897 Nr. 538. 541. Die Anfänge des St. Marienstiftes der Augustiner-Chorherren auf dem Breslauer Sande. (Kritische Studien I.) Groß-Strehlitz 1906. Das schönste Gesamtbild bot für diese, wie für alle späteren Perioden Aloys Schultes fein durchdachte Studie: Die räumliche Entwicklung Breslaus, eine wahre Zierde der Festgabe für den XIII. Deutschen Geographentag: Breslaus Lage, Natur und Entwicklung 1901. (In Komm. bei Ferdinand Hirt.)

namentlich ein Umstand. Die für den Verkehr wichtige Brückeninsel war der Sand. Für ihn aber wird eine sehr frühe Bebauung durchaus unwahrscheinlich nicht nur durch den Namen, den die Bewohner des festen Gegenufers einem noch unveränderten Stück des Naturbildes der Ortslage anhefteten, sondern durch die jeder Kritik standhaltende Überlieferung, daß kurz vor der Mitte des 12. Jahrhunderts der Sand noch frei verfügbar war für die Begründung eines großen



Klosters und seiner Kirche. Ebensowenig ist für die Inseln die Spur eines alten Marktverkehrs erkennbar, wie ihn auf dem Elbing jenseits der Vincenzoder das alte Vincenzkloster bis 1214 festgehalten hat.

Die Wahl Breslaus zum Sitze des kurz vor dem Jahre 1000 begründeten Bistums wird nicht einer treffenden Würdigung seiner Lage allein entsprungen sein, sondern gewiß der bereits sich entwickelnden Bedeutung des Platzes in Handel und Verkehr. Deren Hauptschauplatz ist aber schon in slavischer Zeit das linke Oderufer gewesen, das die Straßen der Ebene aus den Tälern des Gebirgs-

vorlandes nach dem Breslauer Oderübergang zusammenstrahlen ließ. Löscht man im Planbilde Breslaus das regelmäßige Häuserschachbrett der deutschen Kolonistenstadt aus, wie sie in großer kraftbewußter Anlage nach dem Mongolenbrande erwuchs, und achtet man auf die Richtungen, in denen die alten Hauptstraßen aus weiter Ferne in Breslaus Weichbild eindrangen, so erkennt man deutlich die Sandbrücke als ihren Zielpunkt. Ihr streben die Dorfstraßen der alten Dörfer Gräbschen, Gabitz, Woischwitz zu, namentlich der in der slavischen Zeit wichtige Weg Nimptsch—Domslau—Gabitz—Breslau, auch der vielleicht in so frühe Zeit hinaufreichende Schweidnitzer Straßenzug, dessen Richtung die Kaiser Wilhelm-Straße wahrt. Noch im 13. Jahrhundert liegt am Zugang zur Sandbrücke der Brennpunkt des Breslauer Handelslebens, der Marktplatz. Die Grundstücke des Stromufers zu beiden Seiten des Marktes waren in des Herzogs Hand geblieben. Über eins an der Ostseite des Marktes verfügte er 1214 zugunsten eines vom Sandstift zu errichtenden Hospitals zum Heiligen Geist, das einem gerade durch den Fremdenverkehr eines Handelsplatzes dringend gewordenen Bedürfnis entsprechen sollte. Gegenüber an der Westseite war dem Deutschen Kaufhause ein Platz eingeräumt, der nach dem Mongolenbrande zur Vergrößerung des 1240 von Heinrich I. begründeten Minoritenklosters St. Jakob und seines Hofraumes verwendet ward. Da dieses Klosters Stelle jetzt vom Oberlandesgericht eingenommen wird, mag das Suarezdenkmal auf dem Grunde des alten Deutschen Kaufhauses stehen. Die östliche Grenze des ältesten Breslau bezeichnete die Herzogsburg, etwa in der Lage der späteren Ziegelbastion (Holteihöhe), umfangen von den beiden Mündungsarmen der Ohle. Westlich vom Markt erstreckte herzoglicher, wohl nur teilweise bebauter Grund sich vorüber an einer Mühle der späteren Matthiasinsel bis in die Nähe des nächsten noch ganz unbesiedelten Werders. Wie weit hinter diesem herzoglichen Uferstreifen die alte Slavenstadt, die schon 1102 im Testament eines Polenkönigs neben Krakau und Sandomierz als eine Hauptstadt (civitas principalis) seines Reiches hervorgehoben ward, süd- und westwärts sich erstreckte, dafür gibt es nur schwache Anhaltspunkte.

Den wichtigsten bietet die Nachricht über die älteste Pfarrkirche Breslaus: St. Adalbert; sie soll um 1130 geweiht worden sein; 1148 ward sie den Augustinern des Sandstiftes übergeben. Das ist ein Punkt, den vielleicht künftige Forschungen in helleres Licht setzen werden. Es ist doch undenkbar, daß Breslau erst im 12. Jahrhundert eine Kirche bekommen habe. Mehrere Möglichkeiten bieten sich dar.

Lag im 11. Jahrhundert etwa die Domkirche auf dem linken Ufer? [1]) oder gilt das Zeugnis über die Einweihung der Adalbertkirche nur der Aufrichtung eines steinernen Gotteshauses, das eine weit ältere Holzkirche ersetzte? Merkwürdig bleibt es doch, daß drei sehr alte Orte Mittelschlesiens, Nimptsch, Breslau, Militsch, den Mittelpunkt ihres religiösen Lebens in einer Adalbertkirche finden. Nehmen wir hinzu, daß auch in der Pfarrkirche von Glatz eine besondere Erinnerung an das Gebet des Apostels der Preußen festgehalten wurde, so steigt vor uns das Bild einer Pilgerstraße von Böhmen nach Gnesen auf, deren Hauptstationen mit Stätten der Verehrung des böhmischen Märtyrers die Pilgerzüge empfingen. Solange sein Leichnam in Gnesen lag (997—1038), war diese Stadt das Ziel frommer Wallfahrt nicht nur für einen schwärmerischen Kaiser, sondern für Tausende namentlich aus Adalberts böhmischer Heimat. Das scheint die Zeit der lebhaften Verbreitung der Verehrung St. Adalberts gewesen zu sein. Vielleicht schuf sie auch die schlesischen Adalbertkirchen. Wohl hielten die Polen, auch als 1038 der Böhmenkönig Bretislav die Reliquien Adalberts aus dem Gnesener Dome entführt und in Prag der Verehrung seines Volkes dargeboten hatte, an dem Glauben fest, die echten Gebeine des Heiligen seien den Plünderern nicht in die Hände gefallen und ruhten weiter im Gnesener Dom. Aber wenn es ihnen auch gelang, aus nördlicheren Slavenländern den Pilgerverkehr dort festzuhalten, fielen doch die böhmischen Pilgerzüge nach Gnesen weg. Diese allgemeinen Erwägungen empfehlen weiterer Prüfung die Frage, ob nicht die Begründung der Adalbertkirche in Breslau in die ersten Jahrzehnte des 11. Jahrhunderts zurückzurücken ist. Das wäre ein Lichtstrahl in die Dämmerung der Anfänge Breslauer Topographie.

Jedenfalls lag der Kern des slavischen Breslau weiter ostwärts als später der Schwerpunkt der deutschen Bürgerstadt. Erst 1226 ist das Wachstum der Stadt so weit gegen Westen fortgeschritten,

---

1) »Die Anfänge des Breslauer Dombaues« behandelte am 21. Jan. 1907 W. Schulte in einem Vortrage, den ich nur aus einem Referate von anderer Hand (Schles. Ztg. 1907 Nr. 55) bei der letzten Druckrevision kennen lerne. Es schien mir für rechte Betonung des Fortschritts, den diese neue Untersuchung bezeichnet, geboten, meinen Text und die ihm angepaßte Karte völlig unverändert zu lassen, nur hier anhangsweise auf Schultes bevorstehende Veröffentlichung hinzuweisen. Sie wird dartun, daß der älteste Dom auf dem linken Oderufer nahe der Burg lag, erst Bischof Walther (1158) den ersten steinernen Dom auf der Dominsel, aber auf ihrer westlichen Hälfte erbaute. Den heutigen, also dritten Platz der Domkirche wählte erst Bischof Thomas I. nach der Mitte des 13. Jahrhunderts. Neben diesen Aufstellungen bleibt vollkommen Raum für die Vermutung eines hohen Alters der Adalbertkirche.

daß — als Ersatz für die den Predigermönchen übergebene Adalbertkirche — die neue Pfarrkirche St. Maria Magdalena entsteht. Die Stadt muß also damals von der Ohle bis in die Gegend des späteren Ringes gereicht haben. Getrennt von ihr lagen im Stadtbereich der Gegenwart noch einige Dörfer, östlicher an der Ohle die Wallonenkolonie Sankt Moritz, im westlichen Teil der heutigen inneren Stadt das Falknerdorf (Sokolnice) und noch westlicher um eine Kirche des Schutzpatrons der Fischer S. Nikolaus, nahe einem weit südwärts greifenden Bogen des Stromes das Dorf Nabitin, später Stessin in der heutigen Nikolaivorstadt, der noch lange im Volksmunde der Name »die Tschepine« verblieb.

Einen klaren Gegensatz zu diesem Gebiete wirtschaftlich rühriger Siedelungen am linken Oderufer bildete schon im 12. Jahrhundert das Inselpaar, das die Gegenwart wohl unter dem Namen der »Heiligen Erde« (terra sancta) zusammenfaßt. Auf der Sandinsel erhob sich kurz vor der Mitte des 12. Jahrhunderts das reich ausgestattete Kloster der Augustiner und neben ihm bald seine vom Sohne Peter Wlasts († 1153) begründete Marienkirche. Abseits von dem Verkehr, der diese Insel überschritt, lag östlich eng benachbart die damals schon zum Sitze des Bischofs erkorene Dominsel. Außer der Kathedrale Johannes des Täufers, dessen Haupt die Stadt Breslau noch heute als ernste Wappenzier führt, kannte hier die Zeit der ersten schlesischen Herzöge schon die Kirchen Peter und Paul, sowie St. Ägidius, und schon 1155 wird als Besitz der Breslauer Domkirche hier urkundlich eine Abtei St. Martin erwähnt.

W. Schulte hat mit scharfsinniger Verknüpfung trümmerhafter Überlieferungen die Erkenntnis erschlossen, daß wir in ihr den ältesten Sitz der Prämonstratenser zu erkennen haben, die 1190 nach Vertreibung der polnischen Benediktiner Herren des großen Vincenzklosters wurden, das den Kern einer abgesonderten Gruppe alter Siedelungen vor der Nordostseite Breslaus bildete, denn neben ihm standen auf dem Elbing (Olbinum) jenseits der Vincenzoder augenscheinlich schon vor dem Mongoleneinfall zwei Kirchen, St. Michael und Allerheiligen. Nur kräftige Dammbauten konnten diese in die rechtsuferige Niederung vorgerückten Stiftungen gegen die dringende Gefahr weit sich ergießender Überschwemmungen sichern. Erst am Anfange des 14. Jahrhunderts schufen sie durch den Neuen Damm, unseren Lehmdamm, sich eine hochwasserfreie Verbindung mit der Stadt. Die weiten Überflutungen wertlosen Buschlandes, die jenseits des Klosters bisweilen Oder und Weide in Verbindung setzten, bedrohten namentlich auch die Polnische Straße, die nach Überschreitung

aller Oderarme auf dem Elbing an der Schenke des Vincenzklosters (dem »Russischen Kaiser« der Neuzeit) die östliche Richtung gegen Hundsfeld einschlug. Für die nicht seltenen Fälle der Unterbrechung dieses Verkehrsweges hatte das Sandkloster sich das Recht gesichert, eine Überfähre bis über die Weide hinüber zu unterhalten.

So nimmt das Bild des slavischen Breslau sich recht zerstückelt aus; und auch der zerfaserte Fluß wirkte mehr trennend als einigend auf die auseinanderfallenden Teile, solange noch keine Notwendigkeit einheitlicher Behandlung aller seiner Zweige hervortrat. Wohl begann man schon mit der Ausnutzung der Wasserkraft und setzte Mühlen in den Südarm und wohl auch in die Vincenzoder, aber man schritt noch nicht zur einheitlichen Anlage voller Wehre, die zur Ausbildung einer durch alle Arme quer hindurchgehenden Staustufe hätten führen können. Sie war erst das Werk einer neuen Zeit, die anbricht, nachdem 1241 der Mongoleneinfall verheerend über das alte Breslau hinweggeschritten war. Nur die Oderinseln, auf die das Volk aus der wehrlosen, offenen Stadt geflüchtet war, blieben, mannhaft verteidigt, unbezwungen von der asiatischen Reiterflut. Die Stadt des linken Ufers sank in Asche, um aus ihr dann in völlig neuer Anlage als deutsche Stadt wiederzuerstehen. Für die Entfaltung ihres Straßennetzes war ihr indes eine folgenreiche Beschränkung auferlegt. Sie blieb von der ihr nächstliegenden, für ihre Entwicklung wertvollsten Uferstrecke getrennt durch einen alten Streifen landesherrlichen Besitzes, der allmählich mit einer fest geschlossenen Reihe klösterlicher Stiftungen sich bedeckte. An das Minoritenkloster (1240), dem auch der Grund des Deutschen Kaufhauses zufiel, schloß sich als Gründung der Herzogin Anna, der Witwe des Helden der Mongolenschlacht, das Klarenstift (1256), daran das Matthiasstift der Kreuzherren mit dem Roten Stern (1253); dann folgten herzogliche Kurien. In ihnen residierte nach Verschenkung der Burg am Westende der Dominsel, die nach den Erfahrungen des Tatarensturms angelegt war, die letzten Piasten, dann die Luxemburger. Karl IV. begann hier den Bau eines geräumigen Schlosses, der »Kaiserlichen Burg«. Seit sie 1670 den Jesuiten überantwortet wurde, war die einheitliche Klosterfront vollendet, die den Kern der Bürgerstadt maskierend wie ein Übergriff der Bischofsstadt auf das linke Ufer sich ausnahm. In einem vom Strom umspülten Bogenzuge von beinahe 500 m sich entrollend, hat sie durch monumentale Bauten der Barockzeit dann ihr im heutigen Stadtbild noch eindrucksvoll hervortretendes Gepräge empfangen. Die Neuzeit konnte wohl den gefälligen Quai der Burgstraße längs des Stromes schaffen, Zugangsstraßen aus der Stadt zu ihm öffnen;

aber den Eindruck der Abschließung des Stadtkerns vom Strome hat sie nicht ganz zu verwischen vermocht. Der Name der »Oderstraße« bleibt ein Denkmal, wie kümmerlich die Bürgerschaft des 13. Jahrhunderts mit Umgehung des herzoglichen Grundes mit dem Strome Fühlung zu gewinnen hatte. Nicht ihm kehrte sie ihr Angesicht zu, sondern ihrem inneren Lebenszentrum, dem Ringe [1]).

Selten ist der regelmäßige Grundplan, der die Kolonistenstädte des östlichen Deutschland auszeichnet, in so großzügiger, zukunftssicherer Anlage zur Ausführung gelangt, wie beim Abstecken des Marktplatzes, der die kommende Entwicklung des vorher schon weitgreifenden Handelsverkehrs von Breslau aufnehmen sollte. Volle 3,64 ha mißt der nicht streng quadratisch begrenzte, auch nur annähernd nach den Himmelsrichtungen orientierte Platz, der schon vor der Schuttanhäufung der Jahrhunderte wohl als eine etwas höhere Fläche nicht nur vom Stromufer, sondern auch binnenwärts sich abgehoben haben mag. Die stolze Freiheit seiner Ortswahl nahm keine Rücksicht auf das ältere Wegenetz, nur auf die am alten geweihten Platz wiedererstehenden Kirchen. Von S. Maria Magdalena rückte man den Ring im Interesse seines ungestörten Lebens ausreichend ab, öffnete nur durch ausnahmsweise breite Unterbrechung seiner Ostseite einen Zugang gegen dies Gotteshaus. Zu S. Adalbert nahm man in der Weise Stellung, daß die in der Verlängerung der nördlichen Ringseite ausstrahlende Straße an der Südseite dieser Kirche und des Klosters vorbeikam. Umgekehrt mußte nach des Ringes Grenzen sich die Ortswahl für die neue Kirche der wenige Jahre vorher erst heilig gesprochenen Elisabeth richten, für die nordwestlich vom Ringe ein besonderer Platz ausgespart wurde, während ein anderer, an der Südwestecke des Ringes anschließender, der Salzring, einen Teil des Handelslebens, namentlich die Wagenzüge des Ostens aufzunehmen hatte. Auf dem Ringe selbst waren nicht nur die Häuser der Großkaufleute, die durch die große Tiefe ihrer Grundstücke für das Bergen beträchtlicher Vorräte Raum hatten, Sitze des Handels, sondern in der Mitte des Platzes breitete sich ursprünglich wohl ein Schwarm loser Verkaufsstätten aus, dann, in allmählicher Festigung ihrer Reihen in schiefer Front erwachsen, ein vielgliederiges Kaufhaus,

1) Die Darstellung bewegt sich hier auf dem Boden, den Herm. Markgrafs gründliche Forscherarbeit bereitet hat. Nur an sein Werk über den Ring und die Straßen Breslaus (Mitt. aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek. Heft 1 und 2. 1894. 1896) sei hier erinnert und an die mustergültige Ausgabe, Übersetzung und Erläuterung, durch die er 1901 Barthel Steins vortreffliche Beschreibung Breslaus (1512) der Gelehrtenwelt wie der Bürgerschaft erst recht erschlossen hat.

in dem gruppenweise vereint Tuchkammern, Reichkrame, Leinwandbauden, Schuh- und Lederbänke, Brotbänke sich anordneten. Während vor der Westseite des Kaufhauses, an der Stadtwage, die dem Stapelrecht unterworfenen Durchfuhrwaren auf freiem Platze sich häuften, belebten sich die anderen Seiten im Laufe der Zeit wieder mit »Buden« des Kleinhandels (Partkrämer). Erst seit dem 14. Jahrhundert wuchs über den Häuserblock des Kaufhauses als jüngerer Anbau das Rathaus empor.

Das um den Ring allseitig sich entfaltende Straßennetz gliederte sich durch die rechtwinklige Kreuzung der Hauptverkehrsadern (Schweidnitzer Straße—Schmiedebrücke und Nikolaistraße—Albrechtstraße) in Viertel, von denen jedes seine besondere wirtschaftliche Bedeutung hatte in vollster Durchführung der jenem Zeitalter geläufigen räumlichen Vereinigung der Berufsgenossen jedes Handelszweiges und jeder wichtigen Zunft. Das vornehmste war das südwestliche, das Kaufmannsviertel. Als im Fortschritt der Entwicklung den Kaufherren der Wohnraum der Ringhäuser zu eng wurde, wählten manche auch in den Parallelstraßen, denen die Rückseiten der Häuser der südlichen und westlichen Ringfront sich zukehrten, ihren Wohnsitz; seither kamen die Namen der Junkerngasse und der Herrengasse auf. An den starken Zustrom aus dem Handelsgebiete Kleinrußlands erinnerte die an den Salzring sich schließende Reußische oder Reusche-Straße. Das südöstliche Viertel zu beiden Seiten der Kürschnerbrücke, der heutigen Ohlauerstraße, war das Kürschnerviertel, dem ein blühender Pelzhandel Arbeit und Nahrung zuführte. Die beiden nördlichen Viertel waren der Sitz mannigfacher Gewerbe, deren Verteilung die Straßennamen bekunden. An die Nordwestseite der Stadt, den Abzug des Stromes aus ihr, waren naturgemäß Fleischer und Gerber verwiesen. Den Namen des Fleischerviertels entschieden die alten Fleischbänke in der Nähe der Elisabethkirche. Die der nördlichen Ringseite parallelen Straßen nahmen Metallarbeiter ein: Nadler, Kupferschmiede, Messerschmiede, Klempner, verteilt zu beiden Seiten der Schmiedebrücke, östlicher die Schuhmacher und Schuhflicker (Altbüßer). Dieses nordöstliche Viertel empfing bald nach Begründung der deutschen Stadt einen eigenen Marktplatz, den Neumarkt, der für den Handel mit Holz, Böttcherwaren, aber auch Rauch- und Salzfischen allmählich selbständige, den Ringverkehr ergänzende Bedeutung gewann; auch besondere Fleischbänke wurden in seiner nächsten Nachbarschaft errichtet. Dieser Platz blieb nicht lange an die Außengrenze der Stadt vorgerückt. Schon 1263 ward auf der Insel zwischen den beiden Niederungsarmen der Ohle, zwischen S. Adalbert

und Heiligem Geist von Herzog Heinrich III. eine Neustadt begründet, die bis zum vollen Anschluß an die Altstadt 1327 ein Sonderleben führte, in dem — wie der Name der Polnischen Gasse (jetzt Basteigasse) andeutet — die polnischen Fischer und Flößer stärker hervortraten. Aber auch eine Menge Weber waren hier ansässig.

Das Jahr 1291 brachte der Stadt Breslau, die bisher nur mit Mauer und trockenem Graben sich gegen die Landseite geschützt hatte, in bedrohlicher politischer Lage, eine Verstärkung ihrer Schutzwehr und eine scharfe, noch für die Nachwelt klar erkennbare Umgrenzung dadurch, daß Heinrich V. den Ohlefluß, der bisher oberhalb der Stadt mündete, um ihre Mauern herum und erst jenseits von ihr in die Oder führte. Gleichzeitig mit diesem Ohlebett oder nicht viel später ward in reichlich 300 m Abstand ein ihm paralleler äußerer Graben ausgehoben, der nachmals erheblich verbreiterte und vertiefte Stadtgraben. Er zeichnete eine spätere Stadtgrenze vor, die das Wachstum der Besiedelung erst mit Gärten, dann mit radialen und halbringförmigen Gassen sehr allmählich erreichte. Es war der mit Befestigungen in zeitgemäßer steter Umgestaltung beschirmte Gürtel, der den Stadtgrund vom 16. bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts zu umfangen hatte. Die Altstadt am Ende des 13. Jahrhunderts deckte 61 ha, die erweiterte innerhalb des Stadtgrabens 133 ha. Auch für die Zukunftsentwicklung der Stadt hatte schon die erste Zeit ihres Bestehens eine wichtige Vorbedingung gesichert. Die Landesherren schenkten 1261 der Stadt die Viehweiden auf beiden Ufern, eine Fläche, die im Süden, Westen und Norden der Stadt zusammen über 600 ha ausmachte[1]). Das war doppelt wertvoll, weil die bedeutenden Erwerbungen von Kirchen und Klöstern den Lebensraum der Stadt schon damals merklich einzuengen begannen.

Wie schwierig unter Umständen die Interessen der Bürgerschaft und der geistlichen Stiftungen zu versöhnen waren, und welch ernste Lebensfragen bei ihrem Gegensatz auf dem Spiele standen, davon geben die in dieser Zeit beginnenden Eingriffe in den Wasserhaushalt des Oderstromes ein bemerkenswertes Beispiel. Die Zersplitterung Schlesiens in kleine Fürstentümer verminderte in jedem einzelnen das Gefühl der Verantwortlichkeit für die durchgehende Schiffbarkeit des einheitlichen Stromes und stärkte die Neigung zu rein örtlicher Ausnützung mit fest geschlossenen Mühlenwehren. Die Breslauer Mühlenordnung von 1314[2]) zeigt uns die erste Staustufe der Oder zu beiden

1) Plan der Viehweiden mit eingehender Erläuterung bei H. Wendt, Die Breslauer Stadt- und Hospitallandgüter I, Breslau 1899 (Mitt. aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek IV).

2) G. Korn, Breslauer Urkundenbuch Nr. 97.

Seiten der Sandinsel vollendet und sichert deren gleichmäßige Ausgestaltung. Sie gibt auch einen Blick in das Streben der Klöster, diese Staustufe und ihre Mühlen voll in die Hand zu bekommen. Wie 1253 die Mühle eines gewissen Hermann für die Neubegründung des Matthiasstiftes der Kreuzherren mit dem Roten Stern erworben wird und die Arnoldsmühle gegenüber der Herzogsburg der Dominsel schon 1268 in die Hand der Klarissinnen kommt, um fernerhin Klarenmühle zu heißen, so geht die ihr gegenüber am Elbing liegende Zindelmühle 1332 in den Besitz des Vincenzklosters über, und 1333 wird für den Namen der Leichnamsmühle der Grund gelegt durch Erwerbung eines Teiles der Mühle der Sandinsel für das Hospital von Corpus Christi. Die Stadt sieht dieser Entwicklung ruhig zu, neben der die Entstehung mehrerer Mühlen an der Ohle hergeht, deren Wasserkraft durch Abzweigung von Wasser aus dem Oderstrom gestärkt wird. Sie verhält sich auch anscheinend teilnahmslos gegenüber den wiederholten Mahnungen der luxemburgischen Herrscher (1337, 1349, 1355), die geschlossenen Mühlenwehre zu beseitigen und eine Fahrrinne von 16 Ellen und 1 Spanne Breite für die Schiffahrt freizumachen. Der passive Widerstand der Stadt ist begreiflich; die Wehre der Klöster waren ja durch die städtische Mühlenordnung nicht nur anerkannt, sondern vorgeschrieben! Bei dieser Ordnung ist eins auffallend. Sie erstreckte sich nicht mit auf die Vincenzoder und ihre Stiftsmühle[1]). Deshalb liegt die Möglichkeit sehr nahe, daß diese Mühle einen schwächeren Stau hatte, und die von jedem Interessenten zuerst nach eigenem Ermessen angelegten, erst durch die Vereinbarung von 1314 in Einklang gebrachten Stauwerke der städtischen Hauptarme die Wirkung übten, ein stärkeres Abströmen des Wassers in die Vincenzoder zu begünstigen. Sicher zeigte sich gerade am Anfang des 14. Jahrhunderts eine Veränderung der Wasserverteilung in diesem Sinne. Schon 1305 ist die Stadt beschäftigt mit Strombauten, um ihren Flußarmen das entweichende Wasser zu sichern, und 1352 gedenkt ein königlicher Erlaß der opfervollen Anstrengungen der Bürgerschaft »für die Erhaltung des Wassers in der Oder«. Im 15. Jahrhundert kam es zu einem wahren Kampfe um den Strom zwischen der Stadt und dem Vincenzkloster. Die Bürgerschaft sperrte 1425 gewaltsam 19 Wochen lang den Vincenzarm durch einen auf Klostergrund errichteten Damm. Der Erzbischof von Gnesen verhängte über die Stadt das Interdikt. Wohl endete dieser Streit mit einem Vergleich. Aber die Zwistigkeiten erneuerten sich, bald

1) S. R. 2328.

zwischen Stift und Bischof, bald zwischen Stadt und Kloster[1]). Die üble Stimmung der Bürgerschaft gegen das Stift hielt an und war nicht unbeteiligt an der Eile, mit der man 1529, als die Türken vor Wien standen, um die Verteidigungsfähigkeit Breslaus zu sichern, zu voller Zerstörung des alten Klosters und der nahen Kirchen S. Michael und Allerheiligen schritt. Die Stadt aber schaffte sich Sicherheit gegen die Wiederkehr derartiger Gefahren für ihre Stromlage mit einer durchgreifenden Änderung des Oderlaufes, welche das alte, bei Schwoitsch der Weide nahekommende Bett außer Tätigkeit setzte und südlicher einen 5 km langen, durchaus neuen Oderlauf in ziemlich gerader Richtung der Gegend der heutigen Ohlemündung zuführte. Die Wasserstraße, auf der heute die Breslauer Bürger behaglich zum Nachmittagskaffee nach Wilhelmshafen hinausdampfen, ist kein alter Naturweg, sondern eine sauer errungene Schöpfung der Tatkraft ihrer Vorfahren.

Sie hatten inzwischen der in dem Besitz der Klöster arbeitenden ersten Staustufe des Stromes weiter abwärts eine zweite hinzugefügt in der Gegend, wo unterhalb der Kaiserburg die Bürgerstadt gegenüber dem Werder an einer neuen Teilung der Gewässer den Strom erreichte. Mit der weiteren Ausdehnung der Stadt nach Westen war auch ein neuer Brückenschlag unentbehrlich geworden. Der vom Ringe nordwärts strebende Verkehr erreichte durch das Kaisertor oder das Odertor den Zugang zu der zwischen beiden ansetzenden langen Oderbrücke, vielleicht lange vor deren erster urkundlichen Erwähnung (1369). Sie fand eine Stütze am Ostende der Werderinsel und führte zu der Straßenverzweigung des rechten Ufers, wo die Wege nach Trebnitz und Öls, nach den Weidebrücken von Hünern und Hundsfeld auseinandergingen. Hier entwickelte sich langsam die Odervorstadt. Der spät aufkommende Name der Matthiasstraße, der sie mit dem Vincenz-Elbing in Fühlung brachte, erinnert daran, wie eng auch hier Klosterbesitz den Raum städtischer Entwicklung einschränkte. Unmittelbar unterhalb der langen Oderbrücke querte die untere Staustufe den Strom; die von ihr gesammelte Wasserkraft trieb am Anfang der Neuzeit eine Lohmühle, eine Papiermühle, eine Tuchwalke und eine Getreidemühle. Welche Höhe diese Staustufe ur-

---

1) Henricus Pauper, Rechnungen der Stadt Breslau 1299—1358. Cod. Dipl. Sil. III S. 16 obstacula pro Odera ad civitatem reducenda. 21. obstaculum circa Sanctum Vincentium. 32. Wer prope Olvin. Dazu G. Korn, Breslauer Urkundenbuch Nr. 209 (1352). Brief des Rates an Matthias Corvinus (1485). Script. rer. Sil. XIV. S. 94. 95. R. Leonhard a. a. O. 47. 65. Ausführlicher Görlich, Urkundliche Geschichte der Prämonstratenser I 115 ff.

sprünglich hatte, läßt sich ebensowenig angeben, wie bei der oberen; die später gültige Verordnung, kein Stau dürfe höher als 18 Zoll schles. Maßes (0,4 m) sein, gibt für den wirklichen Tatbestand der alten Zeit nur einen höchst unsicheren Anhalt. Gegenwärtig wird bei mittlerem Wasserstand der Stau zwischen Ober- und Mittelwasser auf 1,10 m, zwischen Mittel- und Unterwasser stetig wachsend auf 3,47 m, die gesamte in den beiden Stufen konzentrierte Fallhöhe des Stromes also auf 4,57 m angegeben. Der Einschnitt in der natürlichen Entwicklung der Stromrinne ist also mit der Zeit sehr empfindlich geworden. Die Oder-Ohleniederung leidet unter dem Rückstau des Stromes. Hohe Deiche müssen die Siedelungen schützen, das Wiesenland erfährt häufige und anhaltende Überflutungen.

Das Zeitalter, das so kräftig den Lauf und das Gefäll des Stromes nach seinem Willen zu meistern sich erkühnte, hat auch dem Bilde der Stadt unverwischbare Züge aufgedrückt. Der Mangel von schönen, die Kunstübung ermutigenden Bausteinen hat »der Backsteinstadt« ein Streben nach charaktervoller Entwicklung ihrer vornehmsten Bauten nicht verwehrt[1]). Wohl macht sich in den Kirchenbauten, auch den mächtigsten, eine derbe, schlichte Nüchternheit geltend, ein Mangel an originaler Schöpferkraft, wie er auf einem Vorposten der abendländischen Kultur nicht gerade überraschen kann. Aber wer kann der Dominsel sich nähern, ohne von dem schlanken Aufstreben der Kreuzkirche, ihrem Gegensatz zu dem massiger angelegten, durch eine Fülle nachträglicher Zutaten beschwerten Bau des Domes wohltuend überrascht zu werden, — wer zu den beiden alten Pfarrkirchen in der Nachbarschaft des Ringes aufsehen, zumal zu der Elisabethkirche, die für den auf dem Markte stehenden Beschauer hinter dem glücklich erhaltenen niedrigen Torbogen des einst vollständiger umrahmten Kirchplatzes stolz emporwächst, ohne des kraftbewußten, hochstrebenden Bürgersinnes sich zu freuen, der darin verkörpert ist und mahnend zur Nachwelt redet. Überdies ist bei der Wertung der Leistung des mittelalterlichen Kirchenbaues in Breslau die Erinnerung an das geboten, was verloren ging. Die erhaltenen Reste lassen keinen Zweifel, daß mit der Kirche des Vincenzklosters das großartigste Bauwerk romanischer Kunst in Schlesien der Zerstörung anheimfiel. An den erhaltenen Gotteshäusern aber mahnen uns jüngere Hauben oder gar kümmerliche Notdächer auf verstümmelten Türmen nur zu oft daran, daß das schöne Bild der turmreichen

1) Eine vortreffliche Würdigung der Bauten Breslaus bietet Max Semrau in der Festgabe für den XIII. Deutschen Geographentag: Breslau, Lage, Natur und Entwicklung 1901. In Komm. bei Ferdinand Hirt.

Stadt, wie es vor dem an der oberen Oder Wandernden auf dem Goldgrund des Abendhimmels mit fesselnder Silhouette sich abhebt, doch nur ein abgeschwächter Nachklang der Pracht des 15. und 16. Jahrhunderts ist. Wie königlich überschaute einst die achteckige gotische Spitze des Elisabethturmes in 128 m Höhe das weite Flachland und den Kranz der blauen Berge! Wieviel prächtiger nahm noch am Anfang des 18. Jahrhunderts von der Ziegelbastion über den breiten Strom hin betrachtet das Bild der Inseln sich aus mit den hochragenden Türmen des Domes und der Sandkirche, die dann vom Wetterstrahl entzündet in Asche sanken!

Das Rathaus in Breslau, von Osten aus gesehen.

Aber außer diesen in die Ferne winkenden Zeugen der alten Zeit birgt Breslaus Inneres ein edles Kleinod mittelalterlicher Baukunst in seinem Rathaus. Dies durch die malerische Gesamtwirkung seiner Gliederung und seiner Einzelformen unübertroffene Werk der Spätgotik ist ein würdiges Denkmal der Zeit, da Breslau in drangvoller Lage des Landes zu einer selbständigen Politik sich erhob, deren nationale Frucht der harten Opfer würdig war, die gebracht werden mußten und in freudiger, gehobener Stimmung gebracht wurden. Nur ein unverzagter Sinn wahrt sich auch in so ernsten Tagen Kraft

und Lust zu solchem künstlerischen Schaffen. Wenn schon in die Formen des Rathauses Gedanken der Renaissance sich mischen, und der Turm erst von einer späteren Generation in der ihr genehmen Gestalt aufgeführt wurde, war die Renaissance durchaus entscheidend für die Privathäuser, in denen der Wohlstand der Bürgerschaft im 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts seinen künstlerischen Niederschlag hinterließ. Noch bis in das 19. Jahrhundert hinein hat eine Reihe alter, teils aus jener Blüte Breslaus herübergeretteter, teils vom 18. Jahrhundert mit zielbewußtem Streben eingefügter Häuser, denen die jüngeren Bauten anspruchslos sich unterordneten, dem Breslauer Ringe einen zu seinem beherrschenden Kunstwerk wohltuend stimmenden Charakter gegeben; mit unbeirrter Anhänglichkeit halten die alten Breslauer in der Erinnerung dies ihnen noch vor der Seele stehende Bild fest, in dessen Harmonie kein gellender Mißton aufdringlicher Marktschreierei sich mischte.

Bieten im Breslau der Gegenwart nur einzelne Bauwerke noch einen Anhalt für das Bemühen, das Bild der Stadt aus der langen Friedenszeit des 16. Jahrhunderts wieder auferstehen zu lassen, so helfen dazu wirksamer die großen Plandarstellungen jener Zeit, namentlich die älteste von Barthel Weiner (1562), die einem nach Treue strebenden Grundrißentwurf (etwa 1 : 1400) die Zeichnung der Gebäude im Aufriß einfügt. Beim Anblick des stolzen, von etwa 50 Türmen gekrönten Mauerkranzes, der mit teilweise künstlerisch wirkenden Toranlagen das regelmäßige Gitterwerk der Straßen, die geräumigen Plätze und hochragenden Kunstbauten in scharfer Begrenzung umgibt, erwacht unwillkürlich der Wunsch, für das Leben, das hier sich heimisch fühlte, ein festes Zahlenmaß zu gewinnen. Das ist bei dem weiten Zurückgehen der Breslauer Statistik der Bevölkerungsbewegung (Geburten und Todesfälle bis 1555) und bei den noch älteren Aufzeichnungen der Zahl der Zechenmitglieder (bis 1470) der kritischen Forschung unserer Tage erreichbar geworden. Franz Eulenburg[1]) konnte aus diesen Grundlagen, gegenüber verwunderten Zweifeln, die aus Unkenntnis der alten Bedeutung der Stadt erwuchsen, Breslaus Volkszahl mit großer Wahrscheinlichkeit auf 21000 i. J. 1470, auf 23500 i. J. 1550 anschlagen, — auf 30000 i. J. 1618, an der Schwelle des 30jährigen Krieges. Das war ein Scheitelpunkt der Wachstumskurve. Wohl hat die Bürgerstadt Breslau, hinter starken Werken ein neutrales Sonderdasein führend, nicht unmittelbar durch die Wildheit

1) Zur historischen Bevölkerungsstatistik in Deutschland, Jahrb. f. Nat. u. Stat. (3) 1905, 519—527.

des Kriegsvolkes gelitten; nur das rechte Ufer und die Inseln haben Kaiserliche und Schweden als unholde Gäste gesehen. Aber die schweren Leiden des Landes spiegelten sich auch in einem Rückgang der Hauptstadt. Die Zahl ihrer selbständigen Gewerbtreibenden sank von 1617 bis 1640, dem Jahre, nach dem erst Breslaus ernstere Drangsal begann, von 2004 auf 1490; sie wird am Ende des Krieges noch wesentlich tiefer gestanden haben; erst nach drei Jahrzehnten erreichte sie wieder die frühere Höhe.

Als nach diesem Zeitalter, das in der äußeren Erscheinung der Stadt einen Stillstand, in ihrer Wohlfahrt einen starken Rückschritt bedeutete, wieder eine baufreudige Epoche begann, war es ein anderer Geist, der sie beherrschte. Wie in ganz Schlesien beweisen auch in Breslau die Klöster ihre aufsteigende Macht in monumentalen Gebäuden. Namentlich die Umgebung der Sandbrücke gewann durch breite Entfaltung der von den Jesuiten besonders gepflegten katholischen Barockarchitektur eine ganz neue, bis ins heutige Stadtbild nachwirkende Physiognomie. Den letzten 50 Jahren österreichischer Herrschaft entstammen auf der Sandinsel das Jakobskloster (1711 bis 1715, jetzt kath. Lehrerseminar) und seine Kirche (1688), das Sandstift der Augustinerchorherren (1709—1715, jetzt Universitätsbibliothek), am linken Gegenufer das Vincenzkloster (1678—1697, jetzt Oberlandesgericht), das Klarenkloster nebst Kirche (1701, jetzt Ursulinerinnenstift), das Matthiaskloster der Kreuzherren mit dem Roten Stern (1710—1720, jetzt katholisches Gymnasium), die Jesuitenkirche (1689 bis 1698, jetzt Pfarrkirche zu St. Matthias) mit dem zierlichen Türmchen und der berauschenden Farbenschwelgerei der inneren Ausmalung, das Jesuitenkollegium (1728—1736, jetzt Universität), dessen stolze Front die Stadtansicht der großen Oderbrücke beherrscht. So hat gerade diese Periode einen starken Einschlag in das Gewebe der Jahrhunderte getrieben, das der Besucher Breslaus zu durchschauen hat.

Die Schlesischen Kriege brachten wieder eine schwere Prüfungszeit und starke Schwankungen der Volkszahl, die seit 1747 statistisch festgestellt wurde[1]). Die preußische Bautätigkeit galt zunächst der Ausgestaltung des Bürgerwerders zum Militärviertel (Kasernen 1787 bis 1789). Unter den größeren Bauwerken werden das Königliche Palais (nach 1760) und die fürstbischöfliche Residenz (1791) entschieden

1) 1747: 49986, 1751: 47128, 1756: 54774, 1763: 42114, 1770: 51522, 1800: 59399.

überragt von dem Hatzfeldtschen Palais (jetzt Oberpräsidium), mit dem der ältere Langhans, nach der Zerstörung eines älteren Barockbaues bei der Belagerung von 1760, für Schlesien eine neue, zu ruhigeren antiken Formen zurücklenkende Periode des vornehmen Profanbaues eröffnete. Eifrig gebaut wurde auch an den durch die Erfahrung als unvollkommen erwiesenen Festungswerken; man verstärkte die Bastionen des linken Ufers, verfolgte aber auch das Ziel, die Stadtteile der rechten Oderseite wirksam in den Schutz der Festungsanlagen mit hereinzuziehen. Die Sternstraße hat ihren Namen von der damaligen Sternbastion, dem Hauptwerk vor der Sandvorstadt. Aber gerade diese weite Ausdehnung der Werke erschwerte die Verteidigung; sie waren für eine schwache Garnison unhaltbar.

Dem Falle der Festung Breslau 1807 folgte unmittelbar die Zerstörung der Befestigungen. Selbst die Eroberer waren nicht ohne Empfindung dafür, was Breslau durch die Sprengung des Gürtels, der es bisher beengend umfangen hatte, gewinnen könne. Jerome Bonaparte begann mit der Einebnung des Geländes vor dem Schweidnitzer Tore und steckte dort um das Grabmal, für das Breslaus tapferer Verteidiger (1760) General Tauentzien sich selbst einst die Stelle eines heißen Ausfallsgefechtes erkoren hatte, den Platz ab, der als Zierde einer Vorstadt den Namen dieses Helden ehrend verewigen sollte. Auch der König dachte nicht an die Erneuerung der großenteils zerstörten Festungswerke. Was sollte aus ihnen werden? Die Bürgerschaft erinnerte sich recht wohl, daß sie ursprünglich Eigentümerin dieses Geländes gewesen sei und nur den Ansprüchen des staatlichen Interesses gewichen war. Hörte dieses auf, dann schien es um so mehr billig, das alte kommunale Eigentumsrecht wieder aufleben zu lassen, da der Stadt Breslau durch die Belagerung, die Kriegskontribution, die Erhaltung fremder Truppen und Verpflegung der östlicher vorgedrungenen Heere des Feindes schwere Opfer auferlegt worden waren. Der König sagte dem ihm vorgetragenen Gesuche um Überlassung der Werke an die Stadt freundliche Gewährung zu (3. Sept. 1807). Diese Zusage erfuhr allerdings, als es an ihre Ausführung ging, erhebliche Einschränkungen. Der Staat behielt sich außer zahlreichen, für militärische Zwecke brauchbaren Gebäuden den Exerzierplatz, das ganze fiskalische Terrain des Bürgerwerders und ein geräumiges Gelände an der Dominsel für die Errichtung eines botanischen Gartens der Universität vor. Immerhin gingen 133 ha, davon 89 ha links der Oder, in den Besitz der Stadt über mit der besonderen Bestimmung, daß die Anlage eines Gürtels von Promenaden ein Hauptziel für die Verwertung bleiben müsse. Erst im April 1813,

bei Beginn eines neuen Krieges, ward die Schenkungsurkunde ausgefertigt[1]).

Es war eine entscheidungsvolle Zeit für die Entwicklung der Stadt. Gleichzeitig mit den Festungswällen wurde der bisher die Stadt einengende Gürtel kirchlicher und klösterlicher Besitzungen gesprengt durch die Säkularisation (Ende 1810). Und diese Befreiung von den bisherigen räumlichen Schranken trat ein, als gerade der Erlaß der Städteordnung 1808 die Kräfte der Bürgerschaft entfesselt und zur Mitarbeit an der Leitung der Stadtgemeinde berufen hatte.

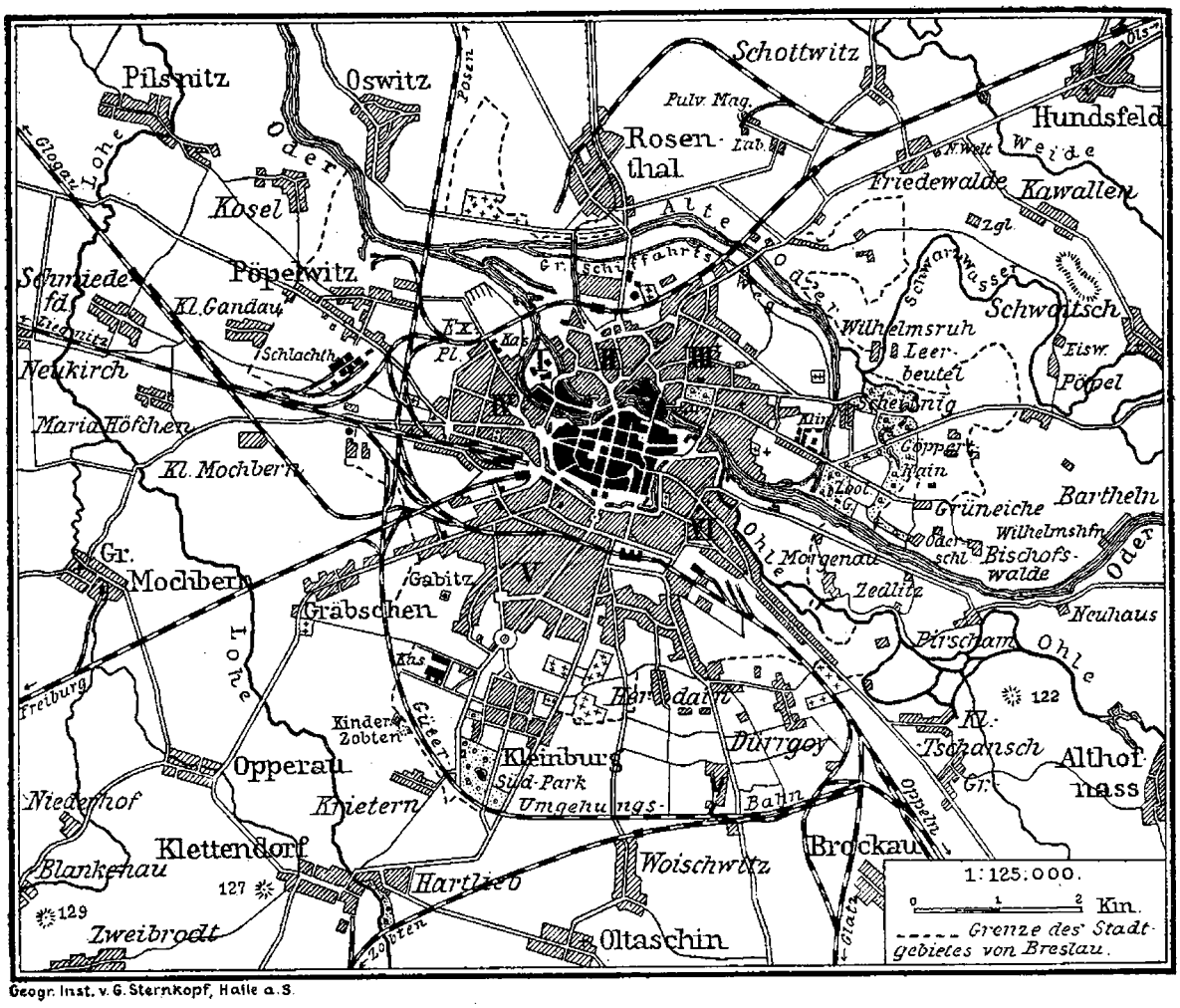
Das war viel auf einmal, — zuviel in einem Augenblicke, wo der letzte Hauch der durch schwere Jahre erschöpften Volkskraft an den Freiheitskampf gesetzt werden mußte. Als er siegreich durchgerungen war, überwog das Gefühl der Ermüdung, der Verarmung in einem Grade, der bei aller Freude über den erstrittenen ehrenreichen Frieden keinen rechten Unternehmungsgeist, kein frisches Zutrauen in die Zukunft aufkommen ließ. Mit vollstem Rechte hat man bemerkt[2]), daß die Städte, die auch nach den Napoleonischen Kriegen Festungen blieben und spät erst dazu kamen, ein um so größeres Festungsgelände für städtische Zwecke zu verwerten — so Köln, Straßburg, Mainz, Magdeburg —, glücklicher daran waren, als jene, die früh ihre Ummauerung verloren. Gerade bei Breslau findet die Frage, was die Stadtgemeinde aus ihrem Festungsgelände gemacht, nur in dem Punkte, den der König geradezu vorgeschrieben, in der Anlage der Promenaden, eine völlig befriedigende Antwort. Die 20 ha einnehmenden schattigen Baumgänge, die um die Innenseite des Stadtgrabens und um die Schutthügel der alten Bastionen sich in anmutiger Verzweigung herumwinden mit wechselvollem Ausblick auf das Gegenufer der Oder mit seinen Kirchen, oder des Stadtgrabens mit seinen freundlichen Häuserzeilen und einzelnen Villen, sind wirklich ein entzückender Schmuck der Stadt, eine Bereicherung der Lebensfreude ihrer Bewohner. Von den großen, der Stadt zugefallenen Flächen außerhalb des Grabens — so wertvoll sie für den Entwurf des Straßennetzes der neu aus der Zerstörung emporwachsenden Vorstädte waren — ist viel planlos verzettelt und in ungün-

---

1) Über die schwierige Entwicklung der Angelegenheit H. Markgraf, Zeitschr. d. Gesch. Ver. XXI, über die Verwertung des Geschenkes durch die Stadt E. Kieseritzky, Das Gelände der ehemaligen Festung Breslau 1813—1870. Breslau 1903, mit 2 Karten (Mitt. aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibl. Heft VII).

2) Corn. Gurlitt, Der deutsche Städtebau, in dem von Rob. Wuttke herausgeg. Werke »Die deutschen Städte, nach den Ergebnissen der Städteausstellung zu Dresden«. Leipzig 1904, 31.

stiger Zeit wirtschaftlichen Druckes verschleudert worden, um nachher in anderer Hand erst hohen Wert zu gewinnen und bisweilen für schweres Geld wieder in den Besitz der Stadt zurückzukehren. Von einem planvollen Angreifen des klar vorliegenden Problems, der bisher durch die Oder und den Graben isolierten Stadt lebendige Verbindungen mit den Vorstädten und dem Lande zu eröffnen, war jahrzehntelang wenig zu spüren, und für viele schwere Versäumnisse



Geogr. Inst. v. G. Sternkopf, Halle a. S.

Plan von Breslau.

I Bürgerwerder. II Odervorstadt. III Sandvorstadt. IV Nikolaivorstadt. V Schweidnitzer Vorstadt. VI Ohlauer Vorstadt. (Die Häuserviertel der Altstadt sind schwarz ausgefüllt.)

und Mißgriffe der ersten Generation nach den Freiheitskriegen haben die folgenden nachträglich zu büßen gehabt. Wer hätte aber auch damals die Entwicklung ahnen können, die das von der überraschten Welt nur zaghaft und zaudernd aufgenommene Zeitalter der Eisenbahnen auch für Breslau heraufführte?

A. Schulte bemerkte mit treffender Schärfe, das mittelalterliche Breslau habe wohl dafür gesorgt, daß der Bürger seine Wege nach Thorn, Lemberg, Krakau, Prag und Leipzig fand, aber es habe sich

nicht im geringsten um die Bauern der Nachbardörfer gekümmert. Die Festung der Neuzeit ließ auch nur ein Paar Tore offen, die mehr vom Fernverkehr als von der Rücksicht auf die Nachbarschaft vorgeschrieben waren: das Nikolaitor (W.), das Schweidnitzer Tor (S.), das Ohlauer Tor (O.). Aus ihnen strahlten die Lebensadern dreier Vorstädte aus, die voneinander auch nach dem Fall der Festung in divergierender Entwicklung schärfer getrennt blieben, als es notwendig war. Lediglich der lange still ertragene Mangel von Brücken über den Stadtgraben, die zwischen den drei Hauptlinien Leben hätten wecken können, schuf zwischen ihnen zwei tote, ins Stadtgebiet einspringende Winkel. Ihnen führte dann das Zeitalter der Eisenbahnen deren Leben zu, das nirgends näher an den Stadtkern heran konnte als gerade hier. So haben sich zwischen die drei Vorstädte einerseits die breit entwickelten Anlagen des Oberschlesischen und Posener Bahnhofes, dem später auch die Linien von Strehlen und Zobten zustrebten, anderseits in engem Verein die des Freiburger und des Märkischen eingeschoben; nur der Schweidnitzer Vorstadt hat auf ihrer Westseite das Zusammentreffen der Gräbschener Chaussee mit der Graupenstraße zu einem ansehnlichen, durch eine besondere Brücke an die innere Stadt angeschlossenen Nebenzweig verholfen. Aber auch er hatte, ähnlich den an die Stadt allmählich anwachsenden Dörfern Gabitz und Neudorf (zu Seiten der Schweidnitzer Chaussee), eine die radiale Entwicklung des Stadtwachstums begünstigende Richtung. Den Querverbindungen der Tauentzien- und Gartenstraße versprach die Lage zwischen den beiden Bahnhofsgruppen eine Anregung lebhafteren Verkehrs. Aber früh, schon 1846, ward ein Verbindungsgleis zwischen dem Märkischen und dem Oberschlesischen Bahnhof eng anliegend um die Südseite der Stadt herumgeführt. Das wurde, da das Wachstum der Stadt schnell über den Eisenreif hinwegsprang, ein unerfreulicher Grenzstreifen zwischen der inneren Vorstadt und der äußeren, die mit der stattlichen Kaiser Wilhelm-Straße dem Villenvorort Kleinburg allmählich näher rückte, in dem viele wohlhabende Bürger die Annehmlichkeiten der nahen Großstadt mit der niedrigeren Besteuerung des Landkreises wohltuend zu verbinden wußten. Der von ihnen keineswegs ersehnte Anschluß an die Stadtgemeinde wurde vorbereitet durch einen Vertrag zwischen Breslau und dem Besitzer des Rittergutes Hartlieb, in welchem dieser der Stadt 30 ha an der Südgrenze Kleinburgs zur Anlegung eines öffentlichen Parkes überließ (1891) gegen die Verpflichtung des Baues mehrerer Verbindungsstraßen zwischen dem Park und Kleinburg und des Anschlusses bestimmter Teile Kleinburgs an die Wasser- und Gasleitung,

wie an die Kanalisation der Stadt. Bei gesteigerter Bautätigkeit mehrte sich der Zustrom wohlhabender Breslauer nach Kleinburg derartig, daß seine Eingemeindung nun vom öffentlichen Interesse zweifellos gefordert wurde. Sie wurde auf gesetzlichem Wege 1897 herbeigeführt. Kleinburg hat sich seither steigend entwickelt und besitzt in seinem rasch emporgediehenen Südpark schon jetzt eine Anziehungskraft, der die Bevölkerung selbst entfernter Stadtteile freudig gehorcht. Nur die hochgetriebenen Grundstückspreise verzögern sein Zusammenwachsen mit der Stadt. Schon ehe diese Entwicklung sich ganz entschied, griff das Verkehrsleben der Großstadt über den erst geplanten Südpark hinaus mit dem Bau einer neuen Verkehrslinie, der Umgehungsbahn, die seit 1896 den durchgehenden Güterverkehr um die der Entlastung dringend bedürftigen städtischen Bahnhöfe vom Westen der Stadt in weitem Bogen nach Brockau herumführt (s. S. 371).

Von diesem Vorort bleibt das Ende der langsamer sich entwickelnden Ohlauer Vorstadt noch erheblich entfernt. Ihr Gedeihen war zum Teil durch natürliche Umstände verzögert worden: durch die unter dem Rückstau der Breslauer Wehre erschwerte Entwässerung der Oder-Ohleniederung und durch den erst allmählich zu einer klaren, festen Entscheidung geführten Wechsel in dem Endschicksal des Ohleflusses. Das von Heinrich V. 1291 um den ganzen Kern der Altstadt geführte Flußbett der Ohle war schon im Mittelalter, seit es, beiderseits umbaut, mitten zwischen die Rückseiten von Stadthäusern zu liegen kam, immer schlammiger, seichter und unreiner geworden, dabei absonderlich anzusehen unter den Vorbauten, Söllern und Simsen, die aus den verschiedenen Stockwerken vorsprangen. Namentlich eine Stelle der alten Ohle, eine nur auf schmalen Brücken zugängliche Insel, voll zusammengedrängter alter Holzhäuschen, zwischen zwei kleinen Armen des Grabens in der Nähe der Christophorikirche, war noch 1860 eine merkwürdige Vereinigung malerischer Wirkungen und peinlicher Düfte. Gustav Freytag hat ein westlicheres Stück dieses alten Ohleufers in »Soll und Haben« packend geschildert. Trotz aller Erwägungen, wie diese doch nicht mehr haltbare Hinterlassenschaft einer hygienisch anspruchsloseren Vorzeit zu beseitigen sei, würde die »Schwarze Ohle« wohl noch einige Jahre ihr Dasein gefristet haben, wenn nicht 1865 ein heißer Sommer die Übelstände so grell gestaltet hätte, daß die Polizeibehörde der Stadt die schleunige Zuschüttung dieses absterbenden Wasserlaufes zur Pflicht machte. Die Ohlemündung lag nun östlich der Ziegelbastion, wo heute noch ein Bootshafen als letzter Rest von ihr erhalten wird. Endlich aber (1882) entschloß man sich den Stadtgraben, den lange die Ohle

speiste, von ihr unabhängig zu machen durch Einführung von Oderwasser und die Ohlemündung 600 m aufwärts zu verlegen in die Nähe der Mauritiusbrücke. Damit erst wurde die freundliche Entwicklung der Straße des Ohlauufers möglich. Der herrliche Uferstreifen der Oder oberhalb der alten Ohlemündung hat nun durch den prächtigen Bau des Regierungsgebäudes eine der Lage würdige Ausgestaltung bekommen, und auch die weite, heute von der Gasanstalt bedeckte Fläche wird gewiß einmal eine ansprechendere Bebauung erfahren. An den Dämmen, die zwischen Oder und Ohle feuchte Wiesen gegen allzu häufige und langwierige Überflutung schützen, erhebt sich das hohe, massige Gebäude des städtischen Wasserwerkes, 1870 errichtet, um die Stadt mit filtriertem Oderwasser zu versorgen und von ihren meist nicht mehr einwandfreien Brunnen unabhängig zu machen. Aber auch das Stromwasser erschien nicht mehr vertrauenswert, seit unmittelbar gegenüber dem Wasserwerk die Zugangsschleuse des Großschiffahrtsweges zum Sammelpunkt wartender Schiffe wurde. Deshalb entschied man sich dafür, zur Grundwasserversorgung überzugehen, dem städtischen Wasserwerke über einen 7 km langen, nicht ohne Schwierigkeit erworbenen Landstreifen das Grundwasser zuzuführen, das nach einem Projekt von Baurat Thiem (Leipzig) durch ein Pumpwerk am Schwentniger Berge bei Tschechnitz in der Ohleniederung an die Oberfläche gehoben wurde. Leider scheinen die festen Hoffnungen, die man auf dies große Unternehmen setzen durfte, durch unvorhergesehene Störungen, die im Gefolge eines Hochwassers auftraten und noch nicht sicher aufgeklärt sind, ernstlich in Frage gestellt. Im ganzen geben die Vergnügungs- und Erholungsstätten, die jenseits dieses Wasserwerkes, namentlich innerhalb des Deichringes von Morgenau, in der Niederung verteilt sind, das Vorwalten der Personendampfer und Ruderboote im Verkehr des Breslauer Oberwassers, die Klarheit des stillen, Eiswerke und Badeanstalten anlockenden Ohleflüßchens und in der Klosterstraße selbst die großen Krankenhäuser der Barmherzigen Brüder und Bethaniens der Ohlauer Vorstadt den Charakter größerer, zu idyllischer Ländlichkeit allmählich überführender Ruhe.

Ein wesentlich verschiedenes Bild bietet im Westen Breslaus die Nikolaivorstadt; sie ist besonders reich an großen Werkstätten industrieller Tätigkeit, empfängt allerdings mit einer großen Infanteriekaserne, Militärwerkstätten und Schießständen auch einen Anteil an dem militärischen Leben, das den gegenüberliegenden Bürgerwerder fast ganz erfüllt. Der vorwaltende Zug aber ist die lebendige Fühlung mit dem regen Güterverkehr des Unterwassers. Unterhalb der Königsbrücke, die

als unterste der Wohnstadt die Verbindung mit dem Bürgerwerder herstellt, reihen sich am linken Oderufer Packhöfe, Speicher, Werften in 2 km langer Folge eng aneinander[1], und dichtgescharte Kähne löschen oder nehmen hier ihre Ladung. So blieb hier für die neue städtische Hafenanlage gar kein Raum; sie mußte auf das Gegenufer verlegt werden. Mit dem auf dem Strome auf- und abgleitenden Verkehre kreuzt sich hier die Verbindungsbahn, welche die Linie des rechten Oderufers und den Hafen an das Verkehrsgetriebe der linksseitigen Stadtteile anschließt. Wo die Bebauung der Ufer sich lockert, liegen zu beiden Seiten des Oderviadukts der Posener Bahn die großen Anlagen der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft und jenseits der Umschlagstelle, die das Bahnnetz des linken Ufers in Fühlung mit dem Wasserverkehr bringt, Hafen und Werft der Frankfurter Gütereisenbahn-Gesellschaft. Hier sind wir schon auf der Flur des 1897 eingemeindeten Pöpelwitz, dem längs der Berliner Chaussee, vorüber an den großen Schlachthofanlagen, die Nikolaivorstadt näher und näher rückt. Noch weit jenseits Pöpelwitz liegt als äußerster Vorposten des Breslauer Arbeitslebens beim Dorfe Kosel die große Werft von Caesar Wollheim, die um ein eigenes Hafenbecken von 220 m Länge ihre mannigfachen, mit elektrischer Kraft betriebenen Werkstätten verteilt. Als ein Knotenpunkt der Schienenwege, der zunächst die nach Liegnitz und Glogau gerichteten Bahnen, durch ihre Vermittelung aber das ganze Netz der anderen Linien mit der Bahn des rechten Oderufers verknüpft, hat südlich von Pöpelwitz der Bahnhof Klein-Mochbern Bedeutung gewonnen. Im ganzen macht gerade diese Westseite Breslaus mit dem verwickelten Geflecht ihrer nach der Altersfolge einander überschreitenden Gleise, mit den großen Fabriken, die zwischen ihnen den freien Raum eifrig ausnutzen, den Eindruck hastiger unermüdlicher Tätigkeit. Dennoch fügen auch hier Schöpfungen der Nächstenliebe, Kranken- und Siechenhäuser ihre friedlichen Anlagen ein, und immer weiter hinaus ins freie Land rücken, je mehr Raum das rührige Leben fordert, die Ruhestätten der Toten.

Von der lebhaften Entwicklung der alten Bürgerstadt, die immer vollkommener den Charakter der Wohnlichkeit abstreift, ihre Bevölkerung an die Vorstädte abgibt und sich zum Geschäftszentrum, zur City einer Halbmillionenstadt ausbildet, ist ziemlich unberührt geblieben das Inselpaar von Sand und Dom. Aber der heilige Frieden, der namentlich der Dominsel, ihren Ufergärten, ihren Kurien, ihren Straßen

1) Die beste Übersicht gibt der Plan der Wasserstraßen Breslaus (1 : 10000) in der prächtigen, vom Magistrat 1901 herausgegebenen Denkschrift »Hafenanlagen zu Breslau«.

einen stillen Zauber verleiht und ihr auch nach dem festen Anschluß an das rechte Oderufer einen sozialen Inselcharakter bewahrt, war anderseits nicht dazu angetan, der Umgebung förderliche Antriebe zu zeitgemäßem Aufschwung zu geben. So war es doppelt bedauerlich, daß auch die Stadt lange nichts leistete für die Erschließung des Hinterdoms, der östlichen Nachbarschaft des Domviertels. Das 19. Jahrhundert ist hier lange hinter dem 15. zurückgeblieben, das 1462—1512 im Interesse der Verteidigung zwischen der Neustadt und dem Ostende der Dominsel eine nur der Abneigung des Bischofs gegen das Übergreifen städtischen Verkehrs wieder erliegende Brücke unterhielt. Die Neuzeit kam lange ohne irgendwelche feste Verbindung oberhalb der Sandbrücke aus; 1855 baute ein Privatunternehmer einen Laufsteg, die »Pfennigbrücke«; erst 1874 raffte die Stadt viel zu spät sich auf zum Bau der Lessingbrücke, als bereits die Scheitniger Vorstadt ihr ärmliches Gepräge erhalten hatte, das durch nachträgliche Anstrengungen für die freundliche Anlage der Tiergartenstraße, durch das Emporwachsen des ganzen Viertels der staatlichen Kliniken und die Ortswahl für die Technische Hochschule sich nicht völlig wieder verwischen ließ. Breslau bleibt durch einen wenig erfreulichen Vorstadtgürtel getrennt von seiner nordöstlichen Villenkolonie und seinen schönsten Erholungsorten, dem Scheitniger Parke und dem Zoologischen Garten.

Recht langsam schritt viele Jahrzehnte auch die Entwicklung der Sand- und Odervorstadt vor. Bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts behielt hinter der Michaeliskirche, deren alter Fachwerkbau erst 1868 durch einen gotischen Neubau ersetzt wurde, Polnisch-Neudorf sein ärmlich dörfliches Aussehen. Jenseits der großen Oderbrücke trennte bis in die siebziger Jahre ein freier Ackerplan, das Matthiasfeld, die beiden umsiedelten Straßen nach Trebnitz und Hundsfeld. Es wäre naturgemäß und vollkommen möglich gewesen, hierher die Neubauten der naturwissenschaftlichen und klinischen Institute in wertvolle Nähe zur Universität zu verlegen. An einsichtigen Mahnern hat es nicht gefehlt. Vergebens! Man mußte froh sein, daß ein Unternehmer nicht gewöhnlichen Schlages, Georg von Drabizius, dieser wichtigen Gegend seine Arbeit zuwendete; er ist der Schöpfer des schönen Matthiasplatzes und der verständigen Straßenverzweigung seiner Umgebung. Leider war es ihm nicht vergönnt, die noch großartigeren Pläne für die Ausgestaltung der äußeren Odervorstadt jenseits der Bahnlinie in Wirklichkeit überzuführen. Für den Westen der Odervorstadt, der im Schießwerdergarten einen entwicklungsfähigen Anfang zu einem Nordwestpark besitzt, war die Eröffnung

einer Verbindung über den Bürgerwerder zur Nikolaivorstadt von Bedeutung. Zwei kurze Brücken genügten dafür; aber auch sie kamen erst 1875/76 zustande.

Das entscheidendste Ereignis für die ganze rechte Oderseite und die vollere Ausgestaltung ihrer Besiedelung war Ende September 1897 die Eröffnung des neuen Großschiffahrtsweges, der die Stadt im Norden umgeht (I, S. 201). Für seine Anlage war leitend die sogenannte Alte Oder, ein an Scheitnig, Karlowitz, Rosenthal herantretender, von den Breslauer Oderbrücken etwa 2 km entfernt bleibender Arm, dessen Vorgeschichte sich schwerlich mehr ganz aufklären läßt[1]). Daß schon im Mittelalter der Strom die Neigung zeigte, weit nordwärts abzubiegen, und daß tote Arme in jener Gegend als Reste vorübergehend eröffneter Hochwasserbetten bestanden, scheint sicher. Ganz irrig wird der schon auf Wielands Karte auftretende Name Alte Oder nicht gewesen sein, wenn auch die dem 19. Jahrhundert bekannte Ausbildung, der Abschluß gegen den städtischen Lauf durch das nur bei Hochfluten überströmte Strauchwehr, erst Werke der preußischen Strombautätigkeit sind. »Der Großschiffahrtsweg benutzt auf etwa 4 km Länge den Flutlauf der Alten Oder und geht dann als Seitenkanal, welcher zugleich einen etwa 3 km langen gesicherten Liegehafen für den Winter und bei Hochwasser bildet, neben der Alten Oder her. Schleusen stellen am oberen und unteren Ende die Verbindung mit der Stromoder her. Die Erhaltung genügender Wassertiefe bewirkt ein in der Alten Oder hinter der Abzweigung des Seitenkanals angelegtes Nadelwehr, welches die niedrigen Wasserstände der Alten Oder bis zu 1,5 m Wassertiefe anhebt und bei Hochwasser gänzlich niedergelegt wird, um die wichtige Funktion der Alten Oder als entlastender Vorflutarm für die Stadt Breslau ungeschwächt aufrecht zu erhalten«[2]). Eine Reihe von Umschlagstellen mit Schiffsliegeplätzen haben Interessenten sich schon an dem Südufer des Kanals eingerichtet. Ein staubfreier, durch die Bauwerke des Kanals, auch die neuen Brückenbauten der Stadt doppelt anziehender Spaziergang, der Hatzfeldtweg, führt an dem Kanal entlang. Wie dieser mit einem Schlage die Ausdehnung der Stadt nordwärts vorgerückt hat, das zeigt die schon in lebhaften Gang gekommene Besiedelung des nördlicheren Geländes. Merkwürdigerweise sind drei Klöster, das neu errichtete der Franziskaner in Karlowitz, ein Pensionat

---

1) R. Leonhard a. a. O. 49–51.

2) Aus der amtlichen Festschrift der Oderstrombauverwaltung »Zur Einweihung des Großschiffahrtsweges Breslau-Kosel« 1897.

der Ursulinerinnen und weiter nördlich auf Gut Lilienthal das Rekonvaleszentenheim des Klosters der Barmherzigen Brüder damit vorangegangen. Es nimmt sich aus wie eine Wiederholung der mittelalterlichen Sachlage, der isoliert nach Nordosten vorgeschobenen Stellung des Vincenzklosters gegenüber der Stadt! Das Wichtigste aber für Breslau bleibt seine neue Hafenanlage (1901) auf der Landspitze, welche die sich wieder vereinenden Stromläufe der Oder und der Alten Oder trennt, am sogenannten Zehndelberge. Dort verfügte die Stadt über eine Fläche von 33,7 ha zwischen dem Odertorbahnhof und den beiden Stromarmen, ausreichend für drei Hafenbecken, von denen zunächst nur eins (750 m lang, 50 m breit, 4,2 ha) mit dem Ausgang nach dem Hauptstrom ausgeführt und an den Bahnhof angeschlossen wurde. Die Speicher für Zucker, Korn, Dungmittel, Fette und Öle und mannigfache Güter, sowie die Lagerplätze für Freilagergut sind reichlich bemessen und der Erweiterung fähig, wenn eine Verkehrssteigerung die Aushebung der übrigen Hafenbecken fordert. Der Zehndelberg, an dem der neue Hafen sich öffnet, spielte schon früher in den gemeinnützigen Unternehmungen der Stadtverwaltung eine bedeutende Rolle. Er trägt die Pumpstation, das wichtige Mittelglied zwischen dem Kanalnetz der Breslauer Straßen und den Rieselfeldern von Oswitz und Ransern. Auch das ist ein Werk, dessen näheres Studium uns Breslau im Ringen mit den Schwierigkeiten seiner natürlichen Lage zeigen könnte.

Den Aufgaben, die unter den natürlichen Bedingungen seiner Örtlichkeit und seiner Weltlage die verschiedenen Zeitalter für Breslau stellten, hat die Stadt nur mit starker Veränderung ihrer Ausdehnung und ihres Antlitzes gerecht zu werden vermocht. Wir sahen, wie aus dem locker gefügten Zusammenhange der im Wesen verschiedenen Siedelungen der Slavenzeit um die älteste Oderbrücke die Bischofsstadt und die Bürgerstadt des deutschen Mittelalters erwuchsen; wie die Entwicklung von Jahrhunderten diesem Kerne nur schwache, zu unsicherem Dasein berufene Vorstädte anfügte, die bei jedem Feindesangriff Zerstörung nicht nur durch ihn, sondern gerade durch die Verteidiger zu gewärtigen hatten; wie dann der Fall der Festungswerke einer freieren Entfaltung Raum gibt, Breslau namentlich auf dem linken Ufer, später auch auf dem rechten, die lange gefesselten Glieder ausstreckt, in die Vorstädte das Schwergewicht der Bevölkerung sich verlegt[1]), ihr Wachs-

1) Was in den Bänden der Breslauer Statistik ihr langjähriger verdienter Leiter Prof. Dr. Neefe niedergelegt hat, das faßt in knapperem, die Haupttatsachen zu rechter Wirkung bringendem Rahmen 1901 sein vortrefflicher Aufsatz über Breslaus Bevölkerung in der Festgabe für den Geographentag »Breslau, Lage, Natur und Entwicklung«

tum erst unter Widerstreben der Stadtleitung selbst[1]), dann endlich unter weitblickender, zielbewußter Leitung benachbarte Dorfschaften aufnimmt und zu Teilen des städtischen Organismus umarbeitet. Noch immer ist das Leben in vollem Fluß. Aber bei allem Zutrauen in die weiter steigende Kraft der Stadt lehrt ein Blick auf die Karte, daß ihr kein namhafter Zuwachs mehr von außen her bevorsteht; sie besitzt, wenn erst Gräbschen (1905 2500 Einw.) eingemeindet sein wird, nur noch einen volkreichen Vorort, Brockau, der sichtlich auf dauernde Selbständigkeit sich einzurichten bestrebt ist. Breslau ist also sicher endgültig von der lange behaupteten dritten Stelle unter des Deutschen Reiches Städten hinter München, Dresden, Leipzig auf den sechsten Platz zurückgetreten und wird auch diesen vielleicht nicht für immer behaupten können. Manch andere Großstadt hat noch tiefere und stärkere Wurzeln und dazu freiere Lebensluft. Anderseits aber dürfen wir getrost erwarten, daß auch die seit lange still erwogenen und schon in das Stadium der Vorbereitung gerückten Gedanken an eine erneute zeitgemäße Befestigung Breslaus der Stadt nicht wieder die Atmung beengen, sondern den Sitz reicher Hilfsquellen, den Knoten wichtiger Verbindungen, nur vor Überraschungen sichern werden, die bei der Nähe der Reichsgrenze nicht außer aller Möglichkeit liegen. Für die innere Entwicklung hat die Zukunft noch wichtige Aufgaben zu lösen: die Vermehrung der Brücken zu festerem Zusammenschluß und regerer Wechselwirkung beider Ufer wird nicht mehr lange aufgeschoben werden können. Die Höhe der unteren Staustufe Breslaus wächst durch Tieferlegen der Stromsohle des Unterwassers weiter; die Zukunft hat hier noch einmal die Zeche des Mittelalters zu bezahlen, an der Unterkante des Stromes, wie am leise sich verflachenden Oberwasser in der immer schwieriger werdenden Entwässerung der Ohle-Oderniederung. Auch die Anforderungen der Schiffahrt an die Wasserstraße wachsen weiter. Zunächst kann man wohl die Leistungsfähigkeit des Kanals durch die schon vorgesehene Vorvollkommnung der Schleuseneinrichtungen, durch

S. 106—122 zusammen. Dort wird für die Zeit von 1871—1900 gegenüber einer durchschnittlichen jährlichen Volksvermehrung der ganzen Stadt um 8666, der Schweidnitzer Vorstadt um 3409, selbst der Ohlauer Vorstadt um 856 Köpfe, für die innere Stadt eine entsprechende jährliche Abnahme um 595 berechnet. Diese Abnahme der Bevölkerung der inneren Stadt (1871 68073, 1900 53798) ist seither weiter fortgeschritten (1905 48524).

1) Nur durch die Drohung, sich zu einer eigenen Stadtgemeinde zusammenzuschließen, erzwangen die Dörfer Gabitz, Höfchen, Neudorf-Kommende, Lehmgruben, Huben 1868 den von den Stadtverordneten Breslaus früher abgelehnten Anschluß an die Hauptstadt.

ununterbrochenen elektrischen Tag- und Nachtbetrieb erhöhen; aber dahinter kommt dann doch wieder das, wovor die jüngste Zeit zurückgewichen ist, die Verbesserung des Schiffahrtsweges durch die Stadt, die vielleicht eine erhebliche Neugestaltung mancher Uferstrecken bringt. Auch die Trinkwasserversorgung und die Frage eines großen Hauptfriedhofs, fern von der Stadt, werden der Bürgerschaft noch künftig zu denken geben, nicht minder das Eintreten für das noch keineswegs erschöpfend entwickelte Fernverkehrsnetz. So ist dafür gesorgt, daß kein Geschlecht die Hände müßig in den Schoß legen darf und jedes Jahrhundert die Summe der Erfahrungen mehrt. Von den Städten, wie dem Einzelnen, gilt gleichermaßen das »Altwerden in nimmer endender Schulung«.

Den Schluß dieses nur zu flüchtigen Blickes über den Werdegang des wichtigsten Lebenszentrums des ganzen Oderstromgebietes mag die Vergegenwärtigung der Hauptpunkte der Wachstumskurve der Bevölkerung der Stadt vom 15. Jahrhundert bis zur heutigen Größe bilden.

Zivilbevölkerung:

1470	24000	1648	kaum 24000	1756	54800
1544	25500	1675	28000	1763	42100
1617	33000	1747	50000	1800	59400

Gesamtbevölkerung:

1763	47100	1840	97700	1890	335200
1800	64500	1852	121100	1900	422700
1810	68100	1861	145600	1905	470900
1820	78900	1871	208000	1907	482000
1831	89500	1880	272900		

Wenn auch erst eine tiefer eindringende Betrachtung klar zu stellen vermag, wie stark an dieser Zunahme die natürliche Volksvermehrung, die Zuwanderung und anderseits der Zuschlag einverleibter Nachbarorte beteiligt war, der am 1. Januar 1868 auf einen Schlag 14420, am 1. April 1897 5460 Einwohner zubrachte, erkennt man doch deutlich die entscheidende Wendung der Kurve nach aufwärts, die Beflügelung einer lange nur schwach fortschreitenden Entwicklung mit dem Beginn des Zeitalters der Eisenbahnen, etwa 1840, nicht minder das Aufblühen deutscher Volkskraft nach der Einigung des Vaterlandes. So spiegelt sich im Bilde des Schicksals der einzelnen Stadt das Los der ganzen Nation. Daß wir mit ihr stehen und fallen, ist jedem denkenden Menschen die heilsamste Mahnung.

Das rechte Oderufer Mittelschlesiens.

1. Das Flachland vom Stober bis über die Weide.

> Die Weisen lehren seit mehr als hundert Jahren, in den Gebirgen müsse man schöne Landschaften aufsuchen, und das Flachland will niemand rühmen. Wer schauen will, mag in die Berge wandern, aber wer sich wohlfühlen will und heiteres Licht für sein Leben begehrt, der findet es auch dort, wo der Himmel von allen Seiten so tief hinabsteigt, daß der Wechsel seiner Lichter alles wird und die Formen der Erde wenig.
>
> Gustav Freytag.

Die Oder, der alte Grenzgraben des Polnischen Reiches, wurde zur Mittellinie für das Bistum Breslau erwählt, das ihr oberes Becken einte, dann auch für das nach diesem kirchlichen Muster abgegrenzte Herzogtum Schlesien. Sie ward die Hauptader für

> »... das weite Land,
> Das von der Oder Quellen bis zur Mündung
> Des Bobers, wie ein Eichenblatt, der Schöpfer
> An Deutschen Reiches Grenzen hingeworfen«.
>
> (Karl Weinhold.)

Aber sobald das alte Herzogtum zu zerfallen begann, machte sich die trennende Kraft des Stromes bald wieder geltend. Die Gebiete des rechten Ufers traten seit 1296 mit Teilen Großpolens auf mehrere Jahrzehnte in enge politische Verbindung, und ihre Herzöge entsagten auch nach der Unterordnung unter böhmische Lehnshoheit keineswegs dem Anteil an den politischen Bewegungen im Nordosten. Focht Konrad der Weiße an der Seite der Ordensritter bei Tannenberg, so folgten bald andere Piąsten aus der Ölser Herzogslinie den polnischen Fahnen. Fraustadt ward 1343 völlig von Schlesien getrennt und dem polnischen Gebiete angegliedert, und auch in den bei Schlesien verbleibenden Landschaften war in der Zusammensetzung des Volkes bis in das innere Leben der Klöster ein selbst-

bewußter polnischer Einschlag zu spüren[1]). Polnisches Wesen war auf dem rechten Oderufer kräftiger und widerstandsfähiger, weil die Germanisierung hier später einsetzte und unvollständiger durchdrang; dem früh erlöschenden Nachschub deutscher Zuwanderung stand hier der unmittelbare Zusammenhang der Polen mit dem großen Rückhalt ihres geschlossenen Volkstums gegenüber. Damit hängt es zusammen, daß schon die Ortsnamen slavischen Ursprungs hier nicht so wie auf der linken Oderseite mundgerecht für die Deutschen umgestaltet wurden, sondern namentlich in den Endungen ein deutlich slavisches Gepräge behielten. Die Menge der Namen auf -awe, -ewe, -öwe, -owe, -ine, -ke ist so bezeichnend für das rechte Oderufer Mittelschlesiens, daß jeder Schlesier einen einzelnen Namen dieser Art, auch wenn er ihn vorher nie gehört hat, mit Sicherheit dort und nirgend anders suchen wird[2]). Unverkennbar wirkte lähmend auf den Fortgang und auf das Tieferdringen der deutschen Kolonisation auch die Natur der Landschaften des rechten Oderufers, namentlich ihre entschieden geringere Fruchtbarkeit. Sie war mehr als der Mangel an guten Bausteinen maßgebend für das Vorwalten von Holz- und Fachwerkbau, von Schindel- und Strohdächern, nicht nur in den Wohngebäuden, sondern ursprünglich auch in den Kirchen, für die durchschnittlich ärmlichere Erscheinung der Ortschaften, auch

---

1) K. Wuttke, Nationale Kämpfe im Kloster Trebnitz. Zeitschr. f. Gesch. Schl. XXIV 1890, 1—30. XXV 1891, 42—69.

2) Eine Zusammenstellung wird das auch anderen deutlich machen:

-awe. Duchawe, Tschachawe, Wischawe. Paradawe, Schwiebedawe. Drungawe, Nisgawe, Norigawe, Prosgawe, Wersingawe. Belkawe, Donkawe, Dziatkawe, Jantkawe, Liatkawe, Pischkawe, Tschunkawe, Wallkawe, Wilkawe. Wangersinawe. Ostrawe. Kasawe, Rogosawe. Brustawe.

-ewe. Kadlewe, Kodlewe (2), Wanglewe.

-öwe. Koschnöwe. Pavelschöwe, Sackerschöwe.

-owe. Grochowe. Gollkowe, Lauskowe, Lilikowe, Willkowe, Woidnikowe. Buckolowe. Borsinowe, Goidinowe, Kainowe, Klenowe. Kommerowe.

-ine. Beschine, Breschine, Gräschine. Brockotschine, Domatschine, Marentschine, Pinkotschine, Pollentschine, Sapratschine, Schlabotschine, Schwentroschine. Dziewentline, Grebline, Tschepline, Wikoline, Zychline. Karmine. Skotschenine. Mersine, Piskorsine, Skarsine. Bu(c)kowine (2). Borzenzine, Kotzine, Luzine. Schawoine.

-ke. Grabofke, Sielonke, Kotzerke, Tworsimirke. Biadauschke, Karoschke, Peadauschke. Lassisken, Pomorske, Sandeborske, Wioske. Goitke.

Manche dieser Namen haben unverkennbare germanisierte Verwandte auf dem linken Oderufer (Belkau, Wilkau). Aber es gibt auch Namen des rechten Oderufers, die jedem Versuch einer Vergleichung oder gar einer Deutung zu widerstreben scheinen, namentlich eine Namengruppe des Wohlauer Herzogtums: Akreschfronze, Sandfronze oder Wehlefronze, Zweckfronze.

wo noch keineswegs Unterschiede des Volkstums einen Rückgang von Sauberkeit und Ordnung bedingen. Selbst auf den Märkten Breslaus vermag man am Schlag der Pferde, an Wagen und Geschirr die Leute des rechten Ufers, mindestens seiner entfernteren Ortschaften ziemlich sicher zu unterscheiden.

Für die Physiognomie der Siedelungen ist die Wahl und Verwendungsweise des Baustoffes von besonderer Bedeutung. Bei ihrer Beurteilung bleibt man nicht auf den allgemeinen Eindruck und den Vergleich subjektiver Erinnerungsbilder angewiesen. Amtliche Aufnahmen geben darüber sicheren Bescheid. Die der Jahre 1878 und 1893 [1]) lassen den Fortschritt zu festerer, feuersicherer Bauweise überall erkennen. Immerhin bleibt auch 1893 das rechte Oderufer in dieser Hinsicht noch wesentlich zurück. Der Anteil der massiven Gebäude an der Gesamtzahl sinkt, wenn man von den fünf ganz links der Oder liegenden Kreisen der Ebene (Grottkau, Strehlen, Nimptsch, Schweidnitz, Neumarkt) ausgeht, von 75½ % schon in den drei Landkreisen, welche die Oder in Mittelschlesien durchschneidet, unter 73%, nicht tiefer, weil der Schwerpunkt des Raumes und der Siedelungen aller drei Kreise noch dem linken Ufer angehört; der Schritt über die Oder hinüber ändert sofort das Bild. In den vier nächsten Kreisen (Namslau, Öls, Trebnitz, Wohlau) sinkt der Anteil der massiven Gebäude auf 55%, schließlich in den vier Grenzkreisen zwischen Kreuzburg und Guhrau auf 42%. Am niedrigsten steht er in den Kreisen Wartenberg (36%) und Militsch (37%). Und zwar zeigt der Kreis Wartenberg, wie Kreuzburg und der Osten des Kreises Namslau, ein entschiedenes Überwiegen des Holzbaues, bildet also den Übergang zwischen den Landkreisen des oberschlesischen rechten Ufers und den gleicher Bauweise anhängenden Kreisen im Südostwinkel der Provinz Posen (Kempen, Schildberg, Adelnau, Ostrowo). Dagegen weist der Kreis Militsch als einziger in Schlesien dem Fachwerkbau die absolute Mehrheit seiner Baulichkeiten zu; er schließt sich in dieser Beziehung an die Posener Kreise Rawitsch, Koschmin, Gostyn, Schrimm an.

Die Bedeutung der eben unterschiedenen vier Landgürtel in der Abstufung der Verbreitung massiver Bauten findet ihre volle Bestätigung in der nordostwärts sich mindernden Feuersicherheit der Bedachung. Dächer aus Holz und aus Stroh tragen in den fünf Kreisen der Ebene des linken Oderufers 1,3 und 8,7% aller Gebäude, in den drei Oderkreisen 2,9 und 12,8%, in den vier nächsten Kreisen des rechten Oderufers 2,6 und 15,1%, in den vier Grenzkreisen des

1) Preuß. Statistik 103. 146, 2.

Nordostens 5,6 und 39,6 %. Die Summen beider Zahlen bilden eine stark ansteigende Reihe 10, 15,7, 17,7, 45,2.

In diesem Falle spricht die Statistik unzweideutig. Aber auch in vielen anderen, in denen wir ihrer Hilfe entraten müssen, häufen sich Einzelwahrnehmungen zu dem Gesamteindruck einer gewissen Rückständigkeit großer Teile des rechten Oderufers, eines minder vollständigen Durchdringens der deutschen Kultur. Diese bestimmte, keineswegs auf bloßem Vorurteil beruhende Empfindung prägte im Volksmunde den Sprachgebrauch, der das Land rechts der Oder als »die polnische Seite« bezeichnete. Diese Ausdrucksweise läßt sich bis ins Mittelalter zurück verfolgen und gewinnt im 18. Jahrhundert in Zimmermanns Werke über Schlesien geradezu offiziösen Charakter. Sie war auch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts in Breslau noch völlig lebendig, so bestimmt, daß sie selbst in trivialer Übertragung auf ganz andere Dinge Anwendung fand. Jetzt dürfte sie im Aussterben begriffen sein, wenigstens an Ort und Stelle. In Gegenden, welche von den Wellen geistiger Bewegungen erst mit einiger Verspätung erreicht werden, kommt nun noch nachträglich der Niederschlag früherer Generationen deutscher Bücher zur Geltung. Vor wenigen Jahren las ich in einem nagelneuen neugriechischen Lehrbuch der Geographie, daß die Oder Deutsche und Polen scheide.

Aber die »Polnische Seite« Mittelschlesiens ist dem Volksbewußtsein doch nie als eine strenge Einheit erschienen. Immer empfand man einen in der weiten Ebene auffallenden Reliefunterschied. Schon die ältesten Urkunden des 12. Jahrhunderts heben zur Bezeichnung von Orten in den Trebnitzer Hügeln hervor, sie lägen »in montibus«, im Bergland. So geringfügig dem an kräftigere Höhenunterschiede gewöhnten Beobachter dies Katzengebirge erscheinen mag, treten in seinem Geleit doch so wesentlich abweichende Grundzüge der Bodenbeschaffenheit, des Pflanzenkleides, selbst des Klimas auf, daß auch diese Darstellung von dem schlesischen Landrücken und seinem merkwürdigen Längstal das Flachland vom Stober bis über die Weide hinaus zu scheiden haben wird.

Um den noch heute großenteils erhaltenen alten Grenzwald des Stober schließt sich auf dessen rechtem Ufer eine ergiebige Ackerbaulandschaft, der östliche Teil des alten Herzogtums Brieg. Seine fernste Grenzlandschaft, die Weichbilde Pitschen und Kreuzburg, wurden mit dem Konstadter Ländel des Herzogtums Öls zu einem landrätlichen Kreise Kreuzburg vereint, der 1816 dem Reg.-Bezirk Oppeln

angeschlossen wurde. Aus der Decke des Diluviums treten an der Ostgrenze des Kreises zwischen ihm und dem Landsberger Ländchen, das dem südlichen Kreise Rosenberg angehört, in sanften Hügeln tonige Sandsteine des Keuper und des Braunen Jura hervor, wichtig nur durch die Führung von Eisenerzen, die bei Goslau, Ludwigsdorf, Bankau abgebaut werden. Gerade dieser östliche Teil des Kreises hat ungünstige Ertragsfähigkeit, vielfach kalten, nassen Boden auf undurchlässiger Unterlage. Kleine Kolonien aus Friedrichs d. Gr. Zeit führen hier ein kümmerliches Dasein. Weiter westlich erst bessern sich die Bedingungen des Anbaues. Im Gegensatz zu dem Nachbarkreise Rosenberg, der 44 % seiner Fläche unter der Walddecke birgt, ist der Kreis Kreuzburg sehr waldarm (16 %). Nennenswerte Forsten haben außer der Kgl. Oberförsterei Kreuzburg, von deren 3987 ha aber kaum 1000 ha in den Kreis fallen, nur die Großgrundbesitzer, im Osten das Rittergut des Grafen von Bethusy-Huc auf Bankau (von 2406 ha 1473 Holz) und im nordwestlichen Teil des Kreises das Rittergut Reinersdorff (von 2434 ha 1493 Holz), der Kern eines Familienfideikommisses (von Paczensky und Tenczin), der durch die Güter Ober-Stradam und Görnsdorf im Kreise Wartenberg auf eine Gesamtfläche von 4094 ha erweitert wird.

Die Eigentümlichkeiten der Grenzlage des Kreises und die ganze Stimmung des Lebens auf dem Vorposten deutscher Kultur in den deutschen Städten zwischen ganz vorwiegend polnischer, hier aber meist protestantischer Landbevölkerung hat eindrucksvoll des Kreises größter Sohn, Gustav Freytag, wiedergegeben, — selber mit seiner ganzen Geistesart ein unsterblicher Zeuge dafür, wie am äußersten Rande deutscher Erde das Bewußtsein der nationalen Zugehörigkeit, die Empfindung für das Werden, das Wesen und den Wert deutscher Gesittung sich vertieft und den besten Inhalt eines reichen Lebens zu bilden vermag. Am vollsten herrscht dieser Eindruck des Grenzlandes in dem Städtchen Pitschen (1905 2310 Einw.), dessen wellige Höhenplatte großenteils umschlossen ist von Wasseradern, die zum Grenzfluß Prosna hinabziehen. Die Erinnerung an den schlichten, schmucklosen Ort verknüpft sich mir mit dem Andenken eines pflichttreuen Seelenhirten, eines würdigen Gliedes der hochverdienten Pastorenfamilie Koelling. Zwei Schriften aus seiner Feder, die den Aufgaben der Örtlichkeit entsprangen, habe ich in der Breslauer Stadtbibliothek niedergelegt: ein historisches Festspiel »Die Schlacht von Pitschen« (1588), bestimmt, bei der deutschen Bürgerschaft Teilnahme für die Vergangenheit ihres Ortes und zugleich das rechte Bewußtsein für den Gegensatz zwischen dem Wirrsal jener schutzlosen Zeiten und

der heutigen Zugehörigkeit zu einem machtvoll den fernsten Grenzsaum schirmenden Reiche deutscher Nation zu wecken, und dann ein paar Hirtenbriefe, halb deutsch, halb polnisch, an die Sachsengänger, die fern von der Heimat beim Streben nach Besserung ihrer Lebenslage einen wertvollen Halt fanden an den Mahnungen und Ratschlägen des unermüdlich die Verbindung weiter spinnenden Seelsorgers. Pitschen war die älteste Städtegründung dieser Gegend (vor 1230) halbwegs zwischen Namslau und Wielun auf trockener Höhe vor dem Prosna-Übergange einer alten Straße, die noch später wichtig blieb und hierher die vernichtende Niederlage eines habsburgischen Prätendenten um die polnische Thronfolge i. J. 1588 verlegte. Von Krakau über Krzepice, Wielun nach Schlesien weichend, ward er hier von den nachsetzenden Polen ereilt; das unschuldige Städtchen büßte für seinen Ehrgeiz und seine Unfähigkeit.

Entschieden jünger ist Kreuzburg. Das Recht zu seiner Begründung als Stadt ward erst 1253 den Kreuzherren mit dem Roten Stern im St. Elisabeth-Hospital zu Breslau verliehen, gleichzeitig mit der Schenkung ausgedehnter Besitzungen zu beiden Seiten des Stober. Eine Urkunde von 1283 zeigt bereits den raschen Fortschritt deutscher Siedelungen in diesem Gebiete; es erscheinen darin schon die Namen der Dörfer, die heute in Kreuzburgs Nachbarschaft durch die Größe ihrer Feldmarken und ihre Volkszahl ins Auge fallen (Kuhnau 1000 ha, Lowkowitz 1288 ha, Ob.-Kunzendorf 1292, Nied.-Kunzendorf 951 ha). Aber diese Grundlage künftiger kräftiger Entwicklung der Stadt kam in drangvollen, an ernsten Prüfungen reichen Zeiten lange nicht recht zur Geltung. Noch beim Übergang in Preußens Hand war Kreuzburg nicht viel größer als Pitschen und erschien 1777 dem Könige, »weil es da wohlfeil sei und es in der Gegend auch viel Arme gäbe«, als rechter Platz für ein großes Armenhaus der Provinz. Die Bildung des Kreuzburger Kreises erhöhte schon damals Kreuzburgs Bedeutung, noch mehr aber die Verkehrsentwicklung des 19. Jahrhunderts, die diese Stadt zum Kreuzungspunkt der von Posen, Breslau, Oppeln, Tarnowitz zusammenstrahlenden Eisenbahnlinien machte, zum bevorzugten Sitz der Industrien, die zur Verwertung der Erzeugnisse der Umgebung sich auftaten. Dampfsägen, Mühlen, Brauerei, Zuckerfabrik, Lederfabrik, Maschinenwerkstätten vereinen sich hier mit höheren Bildungsanstalten zur Bildung des unbestrittenen Vorortes für den Nordosten der Provinz. Die Bewohnerzahl stieg 1905 auf 10920.

Der landwirtschaftlich am besten beanlagte Westen des Kreises findet in Konstadt (1905 3560 Einw.) seinen Mittelpunkt. Es ward 1261 an der Brinitze, einem rechten Nebenbach des Stober, begründet, »in

dem großen Walde«, der damals als Rest der alten Preseka noch Namslau von Pitschen und Kreuzburg trennte. Statt des ursprünglich ihm zugedachten Namens Fürstenthal drang der Name Kunzenstadt durch, anknüpfend an die Person des Vogtes, der im Auftrage des Herzogs die Aussetzung der Stadt vollzogen hatte. Bei seiner Kleinheit hat Konstadt keine selbständige, sondern mehr eine leidende Rolle im Laufe der Jahrhunderte gespielt. Als es preußisch wurde, war Schuhmacherei der Haupterwerbszweig der Bewohner. Seither ist die Verwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse in den Vordergrund getreten. Hohen Rufes erfreuen sich noch bis heute die Flachsmärkte der Stadt, die immer unmittelbar den für Breslau angesetzten voranzugehen und die erste Entscheidung über das Geschäft in diesem Handelszweige zu geben pflegen.

Der Mittellauf des Stober fällt in den Südosten des Kreises Namslau, der Unterlauf in den Nordosten des Kreises Brieg. Es sind die minder fruchtbaren Teile beider Kreise; waldreich, meist von großem Grundbesitz und staatlichen Forstflächen eingenommen, kein Boden für städtische Siedelungen. Die Namen Städtel und Karlsmarkt, ein 1712 von Karl VI. zum Marktflecken erhobenes Dorf, dem erst die Bienenzucht des Pfarrer Dzierzon weiten Ruf erwarb, deuten auf mißlungene Anläufe, hier städtisches Leben zu wecken. Von dem Rittergut Poln.-Würbitz (1732 ha, Frh. von Reiswitz und Kaderžin), das westlich von Konstadt auf dem rechten Ufer der Brinitze noch im Kreuzburger Kreise sich ausbreitet, trennt die Teichlandschaft von Bachowitz den großen, von Noldau bis Sterzendorf reichenden Gutsverband (3010 ha, Graf Saurma); es folgen, beide Ufer der Stoberniederung umspannend, das waldreiche Rittergut Dammer (1864 ha, v. Spiegel) und die bis Hönigern weiträumig (mit 2863 ha) in den Kreis Namslau herübergreifende Majoratsherrschaft Karlsruhe O.-S. Jenseits der Rittergüter Gülchen und Bankwitz (1999 ha, Frau Marg. Willert geb. v. Koppy) nimmt zur Rechten des unteren Stober besonders ausgedehnte Flächen der königliche Forst Stoberau (4845 ha) im Kreise Brieg ein. Er eröffnet, unmittelbar an die ungeheuren Staatswaldungen des Oppler Gebietes (Poppelau) anschließend, den breiten Waldgürtel, der durch den Brieger Stadtwald (740 ha) und die königlichen Forsten Rogelwitz (4403 ha), Peisterwitz (4457 ha), Ohlau mit Scheidelwitz (2527 ha), den herrschaftlichen Forst Jeltsch (1384 ha) die mittelschlesische Oder rechtsseitig begleitet und seine letzten Vorposten im Walde von Margareth und in der Strachate bei Breslau hat, dem über die Oder herübergreifenden Teile der großen Waldungen der königlichen Oberförsterei Kottwitz (3837 ha) in der Oder-Ohleniederung.

Dem Nordrande dieser großen Waldzone schließen ferner vom Strome sich die Holzungen des Rittergutes Eckersdorf (v. Garnier, von 1907 ha 718) und des Majorates Minkowsky (Graf v. Wartensleben, von 1431 ha 586) an, in dem des ritterlichen Helden Seydlitz sterbliche Überreste ruhen, ferner der waldige Süden des vormaligen Fürstentums Öls (Wilhelminenort, Bernstadt) und die Forsten (1615 ha) der Graf Saurmaschen Besitzungen Mühlatschütz und Laskowitz. Dieses mehr als 200 qkm große Waldgebiet schiebt sich wie ein trennender, nur allmählich gegen Westen sich zuspitzender Keil zwischen die Oder und das mittlere Gebiet der Weide ein, das dadurch besonders bestimmt darauf hingewiesen wird, für seinen Verkehr den Anschluß ans Odertal erst in Breslau zu suchen. Das ist das Ziel, dem alle Gewässer nördlich und südlich dieses Waldkeiles zustreben.

Die fernsten nordöstlichen Quelladern des Weidegebietes liegen an der merkwürdigsten Talwasserscheide Schlesiens im Braliner Luch. Dies Moor (173 m), das seine trägen Gewässer ohne scharfe Scheidung ostwärts im Schummerwasser gegen Kempen zur Prosna, südwestwärts im Trembatschauer Bach zu der von den Hügeln im Westen Groß-Wartenbergs niederrinnenden Weide entläßt, ist eine lange unterschätzte wichtige Naturgrenze. Von Süden her treten an die Braliner Niederung die sanftwelligen Höhen der Diluvialplatte heran, deren feste Gesteinsunterlage, das äußerste Endglied des oberschlesischen Hügellandes, zum letzten Male in der Nähe von Pitschen zutage trat; im Norden dagegen erheben sich mit raschem Anstieg landschaftlich recht eindrucksvoll die hier scharf begrenzten Höhen des schlesischen Landrückens, tertiäre Hügel, überstreut von Blockzügen der Moränen der jüngeren Eiszeit. Wer dies Hügelland bewandert und von den Scheiteln seiner Braunkohlenquarzitrücken zwischen tertiären Tonlagern und jungen Moränen niedergesehen hat auf die flachen Bodenwellen der südlicheren altdiluvialen Landschaft, der wird ohne Zögern der altüberkommenen Verknüpfung des Landrückens mit den Trias- und Jurahügeln Oberschlesiens (s. I, S. 131) entsagen und die Braliner Niederung als Südgrenze des Landrückens anerkennen. Der Paß des Braliner Moors war ein wichtiger natürlicher Abschnitt der Straße Öls—Wartenberg—Kempen—Wieruszow, und darin lag wohl die Entstehung des Ackerstädtchens Bralin (1480 Einw.) begründet. Neuerdings wählte die in voreiliger Hoffnung benannte Breslau-Warschauer Bahn diesen Weg. Noch ist es nicht sicher, ob sie je über die Grenzstation Wilhelmsbrück ins Innere Polens ihre Fortsetzung finden wird.

Längs des Laufes der Weide, deren Quelladern sämtlich südwärts in der Richtung gegen Namslau zusammenstreben, macht sich beson-

ders auffallend die im allgemeinen den Kreisen des rechten Oderufers — im Gegensatz zur fruchtbaren Ackerebene des linken — eigene Erscheinung geltend, daß die Wiesenflächen weit, bisweilen zwei- und drei-, selbst vier- und fünffach wertvoller sind als gleiche Flächen Ackerlandes. Demgemäß wächst das Areal der Wiesen, das in den gesegnetsten Kreisen des linken Ufers auf $^1/_{12}$ des Ackerlandes herabging, in den Weidekreisen auf $^1/_6$ und $^1/_5$; wir nähern uns merklich dem in der Bartschniederung eintretenden Verhältnis 1 : 4,4. Erfolgreiche Viehzucht bildet demnach hier einen wichtigen Teil des Landwirtschaftsbetriebes auf bäuerlichen Fluren wie auf den großen Gütern. Der Nordostwinkel des Weidegebietes fällt schon in die Freie Standesherrschaft Wartenberg hinein. Das Haupttal der oberen Weide durchzieht die Flur des langen, vielteiligen Dorfes Stradam (1500 Einw.), von dessen vier Rittergütern das v. Reinersdorff-Paczenskysche (1024 ha) das bedeutendste ist. An der Genossenschafts-Molkerei des Ortes sind mehrere große Güter beteiligt. Im Kreise Namslau hat unter allen Orten des oberen Weidelaufs Schmograu den verbreitetsten Namen; er steht auf der ersten Seite der schlesischen Regesten, dank einer sehr fragwürdigen Überlieferung über eine frühe Verlegung des schlesischen Bischofssitzes nach diesem in keiner Weise bemerkenswerten Ort. Schmograu ist neben Skorischau und Wallendorf eine der königlichen Domänen (683, 1612 und 784 ha) des Kreises, an die der recht zersplitterte Forstbesitz (4092 ha) der Königl. Oberförsterei Namslau wenigstens teilweise sich anschließt. Im Osten dieses von der oberen Weide bis an den Rand des Stobergebietes ziehenden Gürtels von Domänen liegt mitten auf der Diluvialplatte zur Linken der oberen Weide das offene Städtchen Reichthal (1905 1080 Einw.). Von den Großbesitzen, die um das Weideknie bei Namslau über die fruchtbarste Gegend des Kreises sich verteilen, ist besonders ausgedehnt der des Grafen Joh. Edgar Henckel von Donnersmarck, das Majorat Grambschütz und das Rittergut Kaulwitz (zusammen 2638 ha); beide sind voneinander getrennt durch die Frau Anna v. Willertschen Güter Giesdorf, Buchelsdorf, Haugendorf (zusammen 1621 ha).

Der Punkt, an dem die Weide nach südlichem Oberlauf scharf westwärts umwendet in die Richtung gegen Breslau, an dem also der an diesem Flußtal emporziehende Verkehr der schlesischen Hauptstadt die lange festgehaltene Fühlung mit diesem Fluß aufgab, war berufen für eine Stadtanlage. Ein linker Seitenbach der Weide und diese selbst umgrenzten eine leicht zu verteidigende Halbinsel. Das Krakauer Tor an ihrer offenen Ostseite bezeichnete die Hauptrichtung des mittelalterlichen Verkehrs, aber auch die Richtungen Pitschen—Wielun,

Reichthal—Kempen—Kalisch hatten ihre eigene Bedeutung. Namslau war sicher einer der ältesten Plätze schon im slavischen Schlesien und behauptete sich auch, seit etwa 1270 im Besitze deutschen Rechtes, in ansehnlicher Bedeutung als Vermittlerin des Handels und fester Straßenhort. Im Jahre 1347 von Karl IV. käuflich erworben und mit dem Fürstentum Breslau verbunden, ward es in geschickter Ausnutzung der Ortslage stark befestigt und hat in stetem engen Verhältnis zur Landeshauptstadt gegen Hussiten und Polen mit rühmlicher Wehrhaftigkeit sich behauptet. Erst der Dreißigjährige Krieg stellte die Widerstandskraft der Stadt auf allzu harte Proben; sie hat sich seitdem nicht recht erholen können, den Wettbewerb mit Kreuzburg und Öls im 19. Jahrhundert nicht mit Erfolg aufzunehmen vermocht. Auch die nahezu vollendete Kreuzung der Nebenlinien, die der Oppelner Linie eine Fortsetzung über Reichthal nach Kempen sichert, wird die Verkehrslage nicht entscheidend aufbessern. Der Stadt (1905 6180 Einw.) ist nur die bescheidene Stellung der Verwertung der Ernten der Umgebung und ihres Austausches mit den Erzeugnissen der Ferne, namentlich Oberschlesiens vergönnt, das Kohle, Kalk, künstliche Dungmittel sendet gegen Getreide. An der Spitze ihrer gewerblichen Unternehmungen steht eine bedeutende Brauerei.

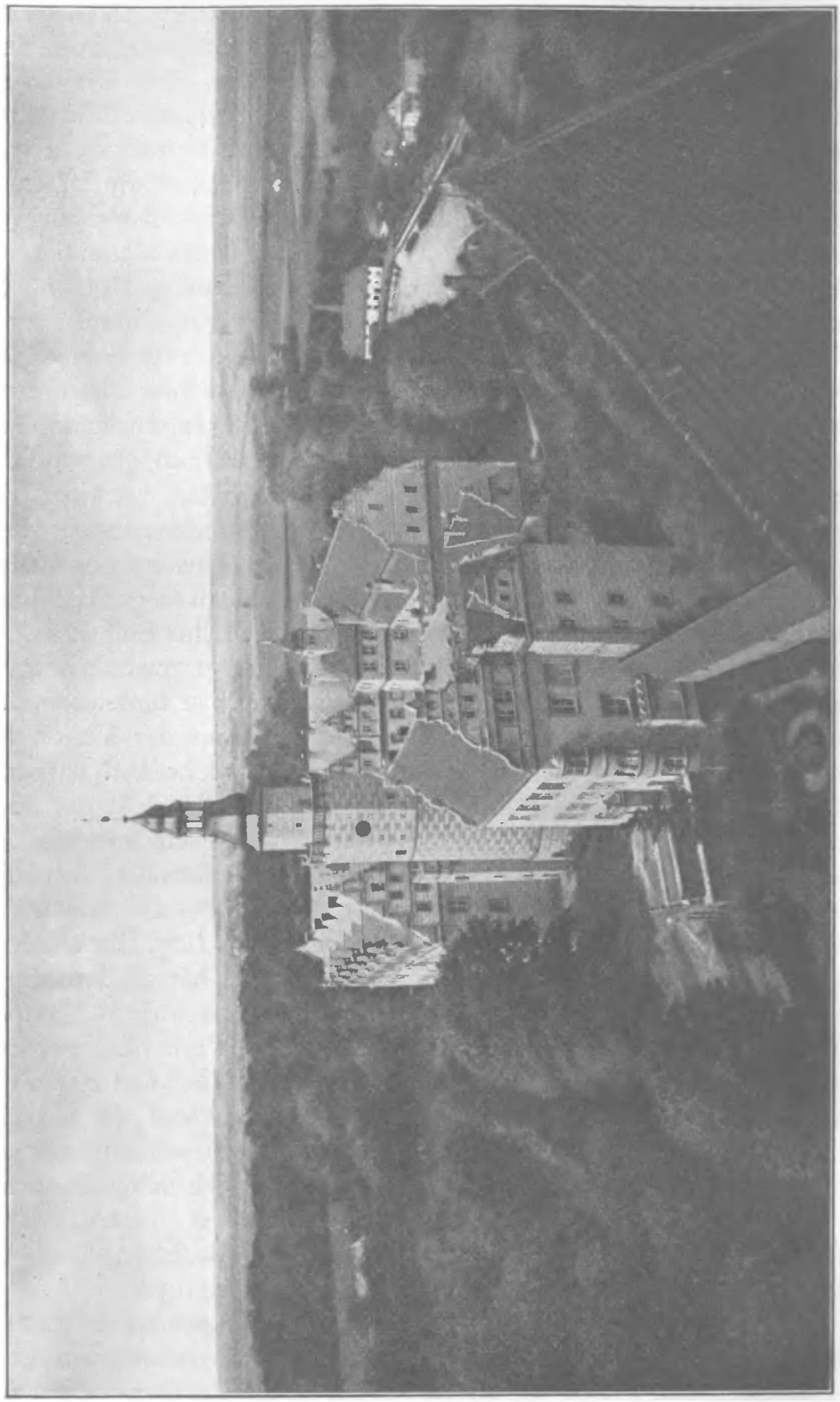
Wie zwei einander entsprechende neue Stützen der durch Namslau allein nur unzulänglich gesicherten Krakauer Straße nehmen sich zu beiden Seiten dieser alten Stadt die jüngeren, etwa gleichzeitig begründeten Städte aus, denen die verwandten Namen Fürstenwald und Fürstenthal zugedacht waren: Bernstadt (1266) und Konstadt (1261). Bei Bernstadt überwog ebenso wie bei der östlicheren Schwester der Name einer für die frühesten Geschicke der Stadt bedeutenden Persönlichkeit; ursprünglich hatte der Platz Ligniza geheißen. Die Lage an einer Krümmung der Weide, an der Trennung der Wege von Namslau nach Breslau und Öls, war geeignet für die Vermittelung des Verkehrs der drei ansehnlicheren Städte, aber gerade durch deren Nachbarschaft zu beengt für eine selbständige Entwicklung, zumal den südlichen Horizont unmittelbar große Wälder abschlossen. So ist Bernstadt, wiewohl das alte Schloß in wunderlichen Erweiterungsbauten allmählich zu ansehnlicher Größe sich entwickelte und öfter als herzogliche Residenz diente, immer eine bescheidene Stadt geblieben (1905 4190 Einw.). Seine wichtigsten Industrien (Zuckerfabrik, Brauerei, Mühle, Dampfsäge, Maschinenfabrik) stehen im Dienste der Landwirtschaft, die einen Boden von mäßiger Güte bebaut. Das westlich benachbarte Patschkey hat eine Flachsgarnspinnerei und Leinenfabrik.

Bis wenig unterhalb von Bernstadt bleibt das Tal der Weide

schmal und so fest begrenzt, daß nur für kleine Verzweigungen und Inselbildungen Raum bleibt. Dann aber tut sich die Stromaue, von veränderlichen Armen durchflochten, zu beträchtlicher Breite auf und verschmälert die trennende Zunge diluvialen Landes, die zwischen Weide und Oder sich vorstreckt, derartig, daß bei Schwoitsch 6 km östlich von Breslau beide Täler in Verbindung treten und weiterhin nur noch Inseln diluvialen Bodens an die vormals kräftigere Scheidung zwischen beiden erinnern. Wohl hat die Anstrengung der Breslauer Bürgerschaft den im Mittelalter in gewundenem Zuge wiederholt der Weide stark sich nähernden Oderlauf von Schwoitsch weiter südwärts verlegt. Aber auch jetzt trennen kaum 3 km den vom neuen Großschiffahrtswege begleiteten Seitenarm der Alten Oder, der die Nordseite der Großstadt umzieht, von der Weide bei Hundsfeld. Der von diesem Ort eingenommene Vorsprung des durchaus hochwasserfreien Diluviallandes war der natürliche Brückenkopf der »Polnischen Seite« zum Übergange nach Breslau. Hier an der Ölser Straße und in Hünern an der Trebnitzer Straße waren die besten Plätze für Zollstätten, mit denen die Ölser Herzöge vom Handelsverkehr Breslaus ihren Nutzen ziehen konnten. Wiewohl Breslau auf sein Privileg sich berief, daß seine Umgebung bis auf zwei Meilen Entfernung frei von fremden Zollstätten bleiben sollte, erlangten die Ölser Herzöge doch nach den Hussitenkriegen auf längere Zeit (1434—1491) das früher ihnen stets bestrittene Recht, ihren Ölser Zoll, »der leicht umfahren werden konnte«, an die beiden nicht umgehbaren Weideübergänge vorzuschieben. In dieser Bedeutung als natürlicher Übergangs- und Brückenplatz, deren älteste Andeutung schon in der Völkerwanderungszeit die Sacrauer Funde (s. I, S. 338) bieten, lag der Grund für die Erhebung von Hundsfeld zum Range eines Städtchens. Ein Nachklang dieser Hauptvorbedingung des Daseins ist noch die Führung der Eisenbahnlinie Breslau—Trebnitz über die Hundsfelder Weidebrücke. Wenn aber ehemals Hundsfeld als Grenzort des Ölser Herzogtums seine Front gegen Breslau kehrte, empfängt es heute umgekehrt von der nahen Großstadt die Hauptantriebe seines Lebens. Hundsfeld (1905 2170 Einw.) und das eng benachbarte, durch seine großartige Papierfabrik rasch aufgeblühte Sacrau bilden vereint nun einen wichtigen nordöstlichen Vorposten Breslaus.

Unterhalb Hundsfeld empfängt die Weide einen für kleine Kähne fahrbaren rechten Seitenbach, das Juliusburger Wasser. Nicht weit nordöstlich von Sacrau kommen seine beiden Quellbäche zusammen, der eine, die Dobra der alten Slaven, von Juliusburg aus den Hügeln des Landrückens, der andere, östlicher an dessen Fuß entspringend,

ist ein echtes Kind der Ebene, ein »Erlenbach« Ölse (olesnica). Seinen Namen führt auch die freundliche Stadt, deren Nordwestseite er beschirmen half. Schon 1215 als Marktplatz genannt, noch vor der Mitte des Jahrhunderts beschützt von einer eigenen herzoglichen Burg, ward Öls 1255 eine Stadt mit deutschem Recht, 1312 Hauptort eines eigenen Herzogtums, das bis zum Aussterben seiner Piastenlinie (1492) den größten Teil Mittelschlesiens rechts der Oder umfaßte, dann erst durch die Abzweigung der freien Standesherrschaften Wartenberg, Trachenberg, Militsch und die Abtrennung des Wohlauer Fürstentums etwa auf die heutigen Kreise Öls und Trebnitz samt dem Konstädter Ländel zusammenschmolz. Aber erst aus dieser jüngeren Zeit der Podiebrads stammt der Renaissancebau des Schlosses (1559—1616). Am äußersten Westende der Stadt, auf niedrigem Höhenrande über der reizvoll und schirmend zugleich zu breiten Teichspiegeln gestauten Ölse erhob sich sein allmählich und doch nicht planlos entwickeltes hohes Häuserviereck, davor das kleinere zuerst (1559—1562) errichtete, den Zugang von der Stadt her mit dem Torbogen seiner schmuckreichen Fassade überwölbende Vorschlößchen, nach Vollendung des Hauptbaues der Witwensitz der Herzoginnen, so nahe der Hauptkirche, daß zu ihr ein hochschwebender verdeckter Gang hinüberführte und das Gotteshaus der Gemeinde zugleich Schloßkirche wurde. Von den alten Residenzschlössern schlesischer Teilfürsten ist das Ölser das einzige, das in der äußeren Ansicht wie in der Innenanlage mit den Arkaden des Schloßhofes und dem in einer seiner Ecken vorspringenden runden alten Burgturm noch einen würdigen Gesamteindruck macht. Die volle Erhaltung des wenig veränderten Kunstbaues ist der langen Fortdauer einer kleinen Hofhaltung zu danken. Durch Erbgang und Lehnsübertragung fiel das Ölser Fürstentum mit seinen ausgedehnten Liegenschaften von den Podiebrads 1647 an die Herzöge Württemberg-Weitlingen, dann 1768 an die Herzöge von Braunschweig. Der schwarze Herzog, der seine Heldenlaufbahn 1815 auf dem Schlachtfelde von Quatrebras beschloß, war der letzte Herzog von Braunschweig-Öls, der im Ölser Schloß anhaltend residiert hat. Dann kam eine Periode des Verfalls für das Gebäude, das lange für Verwaltungszwecke und Beamtenwohnungen der Grundherrschaft verwertet wurde. Namentlich der letzte Welfe der Braunschweiger Linie, der zwei Meilen westlicher 1851—1867 das alte, nach einer Württemberger Herzogin 1692 benannte Lustschloß Sibyllenort in modernisiertem Tudorstyle mit einer 100 m langen Fronterstreckung und 50 m langen Querflügeln am Ost- und Westende großartig ausbaute, hat Öls geradezu gemieden. Als er



Schloß Öls.

1884 die Augen schloß, fielen nur die Allodialbesitzungen samt diesem neuen Schloß an seinen Erben, den König von Sachsen, die Lehnsgüter des Fürstentums Öls an den Lehnsherrn, den Träger der Krone Preußens, der sie als Thronlehn Öls dem Kronprinzen Preußens überwies. Mit dem Heranwachsen des jetzigen Kronprinzen begann für Schloß Öls eine neue Zeit. Man beschloß 1900 die Räumung des Schlosses durch die Mieter und die allmähliche Einrichtung der Räume für den kronprinzlichen Haushalt. Die verschlämmten und versumpften Teiche um das Schloß wurden trocken gelegt und dadurch die Gesundheit und Annehmlichkeit des von Sumpfluft und Mückenschwärmen bisher behelligten Wohnplatzes ungemein erhöht. Die Erneuerungsarbeiten am Witwenstock, in dem zwei Zimmer von der Provinz Schlesien als Hochzeitsgabe dem kronprinzlichen Paar altertümlich und behaglich zugleich hergerichtet wurden, gingen denen des Hauptgebäudes voran. Einen ernsten Schatten warf auf dies Bemühen, der Hinterlassenschaft früherer Jahrhunderte neues hoffnungsvolles Leben einzuhauchen, 1905 der jähe Einsturz der Schloßkirche, an der man ebenfalls mit Renovationsbauten begonnen hatte. Das war ein schwerer Schlag für die protestantische Gemeinde, die schon an den Kosten dieser Arbeiten mit $^{8}/_{15}$ beteiligt gewesen war und nun in gleichem Verhältnis durch den Wiederaufbau belastet wird.

Öls ist keine reiche Stadt, wenn es auch an der Verwertung der Vorzüge der Lage nicht ganz ohne Erfolg gearbeitet hat. Zwischen den waldigen Hügeln des Landrückens und den Niederungswäldern an und jenseits der Weide bleibt ein durch den Fortschritt des Anbaues überwiegend dem Pfluge unterworfener Landstreifen, seit lange die natürliche Bahn des von Breslau ostnordostwärts strebenden Verkehrs. Im fruchtbarsten Teile dieses Landstreifens liegt Öls an einem Punkte, den die Neuzeit für zweckmäßig erachtet hat als Trennungspunkt der Linien Namslau—Kreuzburg, Wartenberg—Kempen, Militsch—Gnesen. Trotz dieser Kreuzung des Verkehrs, der nun auch die Verbindung Breslaus mit Kalisch (Groß-Graben—Neumittelwalde—Adelnau—Ostrowo) neues Leben zuführen wird, ist Öls eine stille Stadt geblieben (1905 10940 Einw.). Zu den von der Landwirtschaft genährten Industrien und der Papierfabrik des nahen Schmarse ist nur eine stärkere Entwicklung der Möbeltischlerei getreten, die seit lange in Festenberg blühte und teilweise der Anziehungskraft der günstigeren Verkehrslage von Öls nachgegeben hat.

Die Pflege der mannigfach ertragsfähigen Umgebung ist großenteils Aufgabe des Großgrundbesitzes, der das Bauernland weit überwiegt; 62 % der Fläche des Kreises entfallen auf die Gutsbezirke, und

von deren Areal waren vormals $^2/_5$ vereinigt in der Hand der Herzöge von Braunschweig-Öls. Jeder der beiden Teile, in die der alte Fürstentumsbesitz zerfiel, ist so ausgedehnt, daß er mit großen Nadelwaldungen auf den Höhen des Landrückens im Norden des Kreises fruchtbares Ackerland seiner Mitte, Wiesenniederungen an den Wasserläufen und wiederum Waldungen auf den Sandflächen zwischen Weide und Oder verbindet. Das Thronlehen Öls (10094 ha), das im Schloß Öls seinen Mittelpunkt findet, hat für seinen hohen Besitzer eine ewig junge Anziehungskraft durch die herrlichen Jagdgründe zu beiden Seiten der Weide; mitten in ihnen liegt das neue Jagdschloß des Kronprinzen im Klein-Ellguter Forst. Noch ausgedehnter sind die dem König von Sachsen erblich zugefallenen Fideikommiß- und Allodialgüter des alten Fürstentums (13111 ha); sie erstrecken sich nordwestwärts in den Kreis Trebnitz hinüber und umschließen das Schloß Sibyllenort; in ihm hat der unvergeßliche Held des großen Krieges, König Albert, hochbetagt eine Linderung der letzten Leidenstage gefunden.

Auch der nächstbedeutende Großbesitz des Kreises, die Majoratsherrschaft Briese (4639 ha, Graf Kospoth) umschließt neben ansehnlichen Waldungen am Südhang des Landrückens vortreffliche Landbauflächen in der Nähe der Kreisstadt. Entlang dem rechten Weideufer verteilen sich die Fideikommisse Reesewitz (1797 ha, Graf Tiele-Winckler), Raake (750 ha, v. Kessel und Zeutsch), Schleibitz (1234 ha, York von Wartenburg) und die Rittergüter Hundsfeld und Sacrau samt Pawelwitz (Kreis Trebnitz, 1044 ha, Konstantin v. Schweinichen). Stärkere Waldanteile haben die Rittergüter Zessel (1173 ha, v. Scheliha) an der Warschauer Bahn und Lampersdorf (946 ha, Frh. v. Stosch) im südlichen Zipfel des Kreises. Unter den Landgemeinden erreichen in der fruchtbaren Mitte des Kreises zwischen Öls und Bernstadt nur drei (Ob.-Schmollen, Gr.-Zöllnig, Herzogl. Buchwald) eine Größe der Feldmark von etwa 1000 ha.

Mit dem Übergange in den Kreis Trebnitz wird das flache Vorland, das der fruchtbaren Lößfront der Hügel im Süden vorgelagert ist, immer schmaler, um in der Gegend von Auras sich völlig auszukeilen und den Höhen ein unmittelbares Herantreten an das Odertal zu gestatten.

Einige Züge des Gegensatzes zwischen dem eben überblickten Flachlandstreifen und dem wechselvolleren Gebiet der nördlich darüber anschwellenden Landrücken bringt schon die statistische Gesamtübersicht zur Geltung, die hier zwischen beider Darstellung ihren Platz finden mag.

	Fläche qkm	Wald qkm	Bewohner 1890	auf 1 qkm
Flachland vom Stober bis über die Weide	2516	512	179550	71
Die Landrücken und das Bartschtal	3689	1008	202700	55

2. Die Landrücken Mittelschlesiens und das Längstal der Bartsch.

Es rollt
Sich aus den Lüften niederwärts ein Bild.
Drauf siehst du Breslaus Türme ragen, all
Die Dörfer bis zum Kirschberg und den Sitten,
Und all die Büsche, drin der Holtei Dohnen
Gestellt, darin er Stecken schnitzte und
Wo er so manchen Traum vom Leben träumte.
Das ist die Heimat, drin »des Waldes Stimmen«
Verlockend schallen; das die alte Heimat,
Die ihm von oben ward gegeben, daß
Er drin den Liedern Dohnen stelle und
Von Heimatslaub ein Reis sich winde um
Die Stirn, das grüner bleibt und duftiger
Als aller welsche Lorbeer.

Karl Weinhold.

Den Abschluß Schlesiens im Norden, die Gewähr seiner Selbständigkeit gegenüber dem von der Warthe durchzogenen Großpolen boten die sanften Hügelwellen, welche in den heutigen Kreisen Schildberg, Adelnau, Ostrowo im Südostwinkel der Provinz Posen beginnen und die Teichlandschaften der Bartsch mit wechselnder Höhe westwärts begleiten, bis die niederschlesische Oder die Beherrschung desselben Tales übernimmt. In Mittelschlesien tritt der südliche dieser beiden Landrücken landschaftlich bedeutsamer hervor. Je verwilderter die Flußläufe in breiten Talzügen die Wegsamkeit beschränkten, desto anziehender waren die trockeneren festeren Höhen für die frühesten Ansiedelungen und für die Wahl der zuverlässigsten, nie völlig versagenden Wege. Gewiß hat gerade der Ostflügel des Landrückens, das von diluvialen Geschiebestreifen gekrönte tertiäre Hochland des Schildberger Kreises, das bei Kobylagora Höhen von 284 m Höhe umschließt, eine derartige Anziehungskraft auf den Handelsweg Breslau—Kalisch ausgeübt, lange bevor das Braliner Luch wegsam wurde und einen Verkehrszug um den Südfuß der Hügel eröffnete. Wo Urkunden fehlen, müssen die Stadtpläne reden. Fragen wir den von Groß-Wartenberg, — ein Name, der ebenso rein relative Berechtigung hat wie der altübliche, nun außer Kraft gesetzte, der die Stadt von dem niederschlesischen Flecken Deutsch-Wartenberg, unweit Neusalz, unter-

schied; denn Groß-Wartenberg (1905 2300 Einw.) ist eine der kleinsten Kreisstädte Schlesiens. Es liegt in einem Grunde zwischen tonreichen Tertiärhügeln und schließt sein Straßennetz zusammen in einem Oval, dessen nordöstlich gerichtete Längsachse, vom deutschen zum polnischen Tore, ein Stück der Straße Öls—Schildberg ist. Die Lage des vormaligen Mauerkranzes, der übrigens nicht aus der Gründungszeit der Stadt[1]), dem Ende des 13. Jahrhunderts, sondern erst aus den Tagen der Türkenfurcht (1577) stammte und durch vorliegende Sumpfwiesen und Teiche mehr als durch den Graben gesichert wurde, ist noch genau erkennbar. Der Stadt ist im allgemeinen der alte Mauerring nicht zu eng geworden; nur im Nordosten schließt sich ein kleiner Vorort Wioske an, der Sitz großer Töpfereien, die aus den Tonlagern der nahen Gerberberge schöpfen. Der schönste Schmuck des Städtchens liegt am deutschen Tore: der Park des Prinzen Biron von Kurland mit dem Schlosse, das der Herrensitz der freien Standesherrschaft Wartenberg ist. Sie ward 1490 aus dem östlichsten Teil des Ölser Herzogtums durch Matthias Corvinus gebildet, 1656 durch die Abtrennung der Minderherrschaft Goschütz verkleinert, umschließt aber auch jetzt noch eine Fläche von 18305 ha im südöstlichen Viertel des Kreises Wartenberg. Etwa ein Drittel sind Forsten. Seit 1764 sind die Prinzen Biron ununterbrochen im Besitz der Standesherrschaft, die sie schon 1734 käuflich erworben hatten. In die Wirren der Zwischenzeit (1742—1763), in denen der Staat die Verwaltung der Standesherrschaft wegen Unsicherheit der Besitzverhältnisse übernahm, fällt ein merkwürdiger staatlicher Eingriff, die Begründung der tschechischen Kolonie Groß- und Klein-Friedrichs-Tabor (1749) am Baldowitzer Walde auf der Südseite der Höhen, die von Wartenberg ansteigend die Schildberger Straße erklimmt. Die enge Nachbarschaft der Kolonie erwies sich so unerwünscht für die Forstverwaltung der Standesherrschaft, daß 1877 Prinz Biron die Verlegung der ganzen, inzwischen erheblich gewachsenen Kolonie mit beträchtlichen Opfern durchführte. Die Kolonisten erhielten neue Häuser, bessere Felder unten in der Ebene auf dem bisherigen Vorwerk Gohle, ganz nahe dem Bahnhof Bralin. Das alte Dorf ward abgebrochen, sein Boden aufgeforstet.

Wenn hier der Höhenrand des Schildberger Hochlandes die Provinzgrenze trägt, verschwindet weiter nördlich ihre scharfe Betonung im Gelände, und an die großen Waldungen der Herrschaft Antonin (Fürst Radziwill) schließen sich unmittelbar die Forsten in der Nord-

1) Der alte polnische Name der Örtlichkeit war Suczow.

ostecke des Wartenberger Kreises: die vormals Buddenbrockschen, nun in polnische Hand gegebenen Rittergüter Ossen, Niefken und Honig (1670 ha), die weiten Wälder (4572 ha) der Herrschaft Mojawola (5410 ha, Frh. v. Diergardt-Roland), die Forsten von Konradau bei den Rittergütern der Breslauer Domkirche Tscheschen und Tscheschenhammer (von 2656 ha nicht weniger als 2226 Holzungen). Hier beginnt das große Waldland, welches den nördlichen Teil des Landrückens der Trebnitzer Hügel nordwärts bis hinab gegen die Teichlandschaften der Bartsch und westwärts bis in den Winkel zwischen ihr und der Schätzke einst in vollem Zusammenhange erfüllte, auch nördlich von Öls die sanfte Südabdachung bis in die Nähe von Juliusburg in großer Breite überspannte. Noch heute nehmen sich die Ackerstädtchen Medzibor oder Neu-Mittelwalde und westlicher Festenberg samt den großen Dorffluren von Goschütz (566 ha), Gr. Graben (1099 ha) und Frauenwaldau (Ob.-Fr. 1751, Nd.-Fr. 170 ha) nur wie Inseln aus in dem unabsehbaren Waldmeer, das in seiner Gesamtheit etwa 6 Geviertmeilen deckt und teils in der Hand von Großgrundbesitzern liegt, teils im Besitz des Staates, der hier die Erbschaft reicher Klöster antrat. Die Umrahmung der geräumigen und mannigfach zusammengesetzten Wälder gab dem Städtchen Medzibor (seit 1886 Neu-Mittelwalde) und dem westlicheren Badeort Bukowine nicht nur den Namen, sondern auch den einzigen landschaftlichen Reiz und ihren Bewohnern Quellen des Erwerbes; die alkalischen Eisensäuerlinge von Bukowine, seine seit 1787 gerühmte Trinkquelle, seine Stahl- und Moorbäder werden, auch wenn die neue Eisenbahn Gr. Graben—Ostrowo den Verkehr steigern wird, zumeist kraft der herrlichen Waldwege eine Anziehung zu üben vermögen. Diese Orte stehen schon in Fühlung mit dem nächst westlicheren Waldgebiet der 1656 von der freien Standesherrschaft Wartenberg abgezweigten Minderherrschaft Goschütz, die 1741 auch zu einer freien Standesherrschaft erhoben wurde und seit 1727 im Besitz der Grafen von Reichenbach ist. Die von Friedrich d. Gr. angeregten Kolonisationsbestrebungen schufen auch hier manche kleine Ansiedelungen, beschränkten aber nur wenig die Ausdehnung der Wälder, die noch heute die größere Hälfte der Standesherrschaft (9898 ha) einnehmen. Wie Vorboten der Landschaftsbilder des Bartschtales treten schon hier einige größere Teiche auf. Die Ostgrenze der Herrschaft, deren Mittelpunkt das 1750 im Rokokostil erbaute, 1887 umgestaltete Schloß Goschütz mit geräumigen Parkanlagen ist, fällt nahezu mit der deutschen Sprachgrenze zusammen.

Um die großen Wälder dieser Herrschaft schließen sich im Süd-

osten die der Rittergüter Rudelsdorf (mit Radine 1729 ha, Majoratsherr Dr. v. Korn) und Schollendorf (1019 ha, v. Graeffendorf), im Süden der Forst der Herrschaft Briese (Kr. Öls), im Südwesten die Forsten des Königs von Sachsen (Zucklau, Juliusburg, Grüneiche, Gr. Graben), an die wieder die kronprinzlichen (Weißensee, Bartkerei) unmittelbar anstoßen. Durch dieses Waldgebiet zog seit alter Zeit die Straße zwischen Öls und Militsch; sie lichtete die dunklen Forsten durch die Entwicklung kräftiger Siedelungen. Inmitten des Dreiecks der älteren Städte Öls, Militsch, Wartenberg ward 1293 das Städtchen Festenberg zu deutschem Rechte ausgesetzt. Seine Entwicklung ward in früheren Jahrhunderten wesentlich durch die Fürsorge der Grundherrschaft bestimmt. Wenn die Herzogin Eleonora Charlotte von Öls (1676—1712) mit reger Bautätigkeit die äußere Erscheinung des Städtchens umgestaltete, wirkte unter Friedrich d. Gr. Graf Leopold v. Reichenbach (1743—1775) auf das Wirtschaftsleben kräftig ein durch Hebung der Tuchmacherei. Am Ende der Regierung Friedrichs d. Gr. zählte man unter 1175 Seelen hier 150 Tuchmacher, 1 Tuchscherer und 6 Tuchwalker. Auch am Anfange des 19. Jahrhunderts war Festenberg noch der Sitz einer regen Tuchfabrikation (1810: 326 Tuchmacher), bis Rußlands Zölle 1823 die Absatzwege sperrten. Auch nachher hat dies Gewerbe hier zäh sich behauptet. Neben ihm aber kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Möbeltischlerei erfolgreich empor. Für das Landvolk der Umgebung sind die Schwarzviehmärkte Festenbergs wichtig. Aber bei aller Rührigkeit der Bevölkerung war ihre Zahl (1905 2340) eine Zeitlang im Rückgang, und man darf zweifeln, ob daran die neue Bahnverbindung, die wesentlich der Ziegelei und der Dampfsäge zugute kommen wird, viel zu ändern vermag. Bisher war Festenberg auf die Bahnstation Gr. Graben angewiesen (5,5 km), die nun zum Ausstrahlungspunkt der Linie nach Ostrowo gewählt ist, mit welcher Breslaus Ansprüche auf eine leistungsfähige Verbindung mit Kalisch und Lodz mehr beschwichtigt als befriedigt werden sollen. Das kräftigste unter den Dörfern, die Kloster Trebnitz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts zu deutschem Rechte aussetzte, ist (Ober-) Frauenwaldau, in der Lichtung eines alten Buchenwaldes auf nicht sonderlich gutem Boden begründet, heute eine Gemeinde von 1100 Einw. Hier öffnet sich über Gr. Perschnitz im Militscher Kreise gegen das Bartschtal eine breite Lücke zwischen den Goschützer Forsten und dem alten großen Klosterwald, den heute der Staat in Pflege hat.

Das sind die drei königl. Oberförstereien Donnerswalde (3342 ha), Kuhbrück (2899 ha) und Kath. Hammer (4011 ha) zu beiden Seiten

der Grenze der Kreise Trebnitz und Militsch. Sie decken zwischen den Tälern von Schätzke und Bartsch, die etwa 100—120 m hoch liegen, ein sanftwelliges Hügelland, dessen Scheitel die Höhe von 180 m selten ein wenig übersteigen. Auf frischem Sande stehen hier weit vorwiegend (über 80 %) Kiefernbestände, aber auch ein geschlossener großer Buchenwald, wohl der größte in Schlesien. Manche besonders alte, planvoll geschonte Waldstücke sind das Entzücken jedes Naturfreundes. Eins, das sogenannte Paradies, gewährt einen seltenen Anblick überjährigen Holzes; 180jährige Kiefern treiben den schlanken Baumschaft zu 34 m Höhe empor, und da auch zahlreiche hochstämmige Buchen und ein stolzer Eichenhorst sich einmischen, bietet sich auf engem Raum ein Musterbild dessen, was ungestört waltende Natur auf diesem unscheinbaren Boden zu leisten vermag. In der Pracht dieser Wälder wird es nicht schwer zu verstehen, daß dieses Waldgebiet die Heimstatt der deutschen »Forstästhetik« geworden ist. Die Schönheitslehre des deutschen Waldes nicht nur theoretisch zu entwickeln, sondern ihr auch ein besonderes Recht im wirtschaftlichen Betriebe zu sichern, das ist das ideale Ziel, für welches ein Edelmann dieser Gegend, Heinrich v. Salisch auf Postel, mit opferfreudiger Begeisterung eintritt. Sein Rittergut (907 ha, davon 667 Wald), seit 1826 im Besitz der Familie, seit 1874 in der wirtschaftlichen Pflege des gegenwärtigen Besitzers, erstreckt sich an der nördlichen Abdachung des Trebnitzer Hügellandes über ein stark zerschnittenes, an wechselnden Formen und Blicken reiches Hügelgelände, das beherrscht wird von der nach der Mutter des Gutsherrn benannten Johannahöhe (230 m), dem Mittagskogel von Schloß Militsch. Von ihrem Aussichtsturm beherrscht man weithin das wellige Waldland der drei königl. Forsten und erkennt die beiden sie von Militsch und von Sulau aus in der Richtung auf Trebnitz durchschneidenden Wegzüge: die Straße Melochwitz—Katholisch-Hammer und die sog. Eisenstraße Protsch—Ujeschütz. Den Boden bildet unter einer meist wenig mächtigen Hülle von Decksand Geschiebelehm mit gewaltigen Blöcken, von denen aber nur wenige an der Oberfläche sich erhalten haben, ein stattlicher, mehr als 6 cbm groß, am Friedhof von Postel. Da die Menge von Steinen die Feldbestellung erschwert, auch der kalte, feuchte Boden meist nur für Roggen, Hafer, Kartoffeln, selten für anspruchsvollere Feldfrüchte sich eignet, stellt der Besitzer die Forstnutzung in den Vordergrund und hat nach eigenen Gedanken die Umwandlung alter Kiefern- und Birkenbestände in wertvolleren, an Eichen und Buchen reicheren Mischwald durchgeführt. Sein Park ist eine mit feinsinnigem Ge-

schmack angelegte, planvoll gepflegte Vereinigung der verschiedensten, durch den Farbengegensatz ihres Laubes oder ihrer Nadeln zu reizvollen Bildern sich einenden Bäume. Aus den Eindrücken des eigenen Parkes und des eigenen Forstes und aus genauer Beobachtung der überaus mannigfaltigen benachbarten Waldungen des Staates erwuchs dann 1885 als Frucht langer, fein durchdachter Erfahrung die Forstästhetik des Herrn von Salisch, ein Werk, das unter den Forstmännern hoher Achtung sich erfreut, aber weit allgemeinere Verbreitung verdient.

In vollem Gegensatz zu dem waldigen Norden des Landrückens steht sein südlicher Teil, die Umgebung von Trebnitz und die Südabdachung gegen das Weidegebiet. Hier erstreckt sich aus dem Westen des Kreises Öls durch die Mitte und den Süden des Kreises Trebnitz der fruchtbarste Strich des rechten Oderufers: das Lößland der Trebnitzer Hügel mit Grundsteuerreinerträgen von 30—40 M. für den Hektar. Die Vorzüge dieses Hügellandes wurden früh erkannt. Die Fülle der vorgeschichtlichen Funde legt dafür Zeugnis ab; hier eröffnete am »Töppelberge« von Massel nordöstlich von Trebnitz der Pastor Leonh. Hermann die prähistorische Forschung für Schlesien. Auch im slavischen Schlesien gehörte dieses Hügelland zu den dichter besiedelten Teilen. Schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts war der Talgrund von Trebnitz zwischen den höchsten Hügeln der Schauplatz des Marktverkehrs dieser Landschaft. Er trat dann um 1150 diese Stellung an das östlichere Zirkwitz ab, das der Bischof von Breslau als Halbwegsstation auf dem Wege nach seiner Burg Militsch emporzubringen versuchte. Aber an der Schwelle des 13. Jahrhunderts entschied sich der Vorrang von Trebnitz durch das Wirken des größten Herrscherpaares, das der Piastenstamm Schlesien geschenkt hat: Heinrichs I. und seiner Gemahlin Hedwig, der in einem fränkischen Kloster erzogenen Tochter des Herzogs von Meran. Der Einfluß Hedwigs mag 1202 entscheidend gewesen sein für den Entschluß ihres Gatten, in Trebnitz das erste Frauenkloster in Schlesien zu errichten und es mit Benediktinerinnen aus Bamberg zu besetzen. Erst die Unterordnung des Klosters unter die Oberaufsicht und die wirtschaftliche Führerschaft des Abtes von Leubus (1205) führte 1218 zum vollen Anschluß der Neugründung an den Orden der Cisterzienser. So gewann dessen Streben nach Hebung der materiellen Kultur ein neues weites Wirkungsfeld auf den gewaltig anwachsenden Besitzungen dieses Klosters, dessen Äbtissinnen mehrere Jahrhunderte hindurch regelmäßig Prinzessinnen des Piastenhauses waren, das kaum eine Generation ohne neue Zuwendungen zur Mehrung des Kloster-

besitzes verstreichen ließ. Wir übersehen ihn in den Urkunden mit einer Genauigkeit, die zur Darstellung im Kartenbilde geradezu einlädt. Sein Kern umfaßte die für verständige Pflege besonders dankbare Umgebung von Trebnitz. Wohl ist von den Weinbergen, die der Mönche Hand hier pflanzte, nur der Name übrig geblieben, aber die Obsthaine, deren Blütenpracht die anmutigen Hügel in ein herzerfreuendes Frühlingskleid hüllt, haben alle die Katastrophen überdauert, die der Mongolensturm, hussitische Bosheit und die Raubsucht ungarischer, polnischer, schwedischer Plünderer im Laufe der Jahrhunderte über das Kloster und seine Fruchtgelände verhängten. Was aber dem Kloster, solange es bestand, trotz aller Prüfungen immer neues Aufblühen und frisches Auferstehen seiner Bauten aus der Asche der Verwüstung sicherte, das war nicht allein die breite Grundlage seines Besitzes, sondern in höherem Grade noch die anhängliche Verehrung, mit der die Schlesier auf die Grabstätte der Begründer des Klosters, namentlich auf das Andenken Hedwigs sahen, die 1267 heilig gesprochen wurde und fortan als Schutzpatronin des Landes galt. Die große kirchliche Feier, mit welcher vor einer ungeheuren Menschenmenge unter Anwesenheit vieler schlesischen und polnischen Herzöge und des mächtigen Böhmenkönigs Ottokar 1268 die Leiche der Herzogin aus ihrer Gruft gehoben und in einer besonderen ihr geweihten Kapelle wieder beigesetzt wurde, war nur die Vorbotin zahlloser Prozessionen, die seither bis auf die Gegenwart nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus polnischen Gebieten die Ruhestatt der Heiligen zum Ziele nahmen.

Diese Pilgerscharen steigerten die Verkehrsbedeutung des Ortes. Sein Marktrecht hatte er schon bei der Begründung des Klosters zurückerhalten, und 1250 ward diesem vom Herzog gestattet, Trebnitz als Stadt zu deutschem Rechte auszusetzen. Wiewohl die Stadt dem Kloster gehörte, haben in ihr auch die Herzöge, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts vor ihrer Nordwestseite auf dem Rahmberge eine Burg unterhielten, bis 1480 gewisse Rechte ausgeübt. Erst der Anfang des 19. Jahrhunderts stellte das der Klosterherrschaft enthobene Städtchen auf eigene Füße. Sein von dem landesüblichen Schema durchaus abweichender Grundriß ist ein Spiegel seiner Geschichte. Von dem Platz um die Stiftskirche geht als Sitz des heutigen Geschäftsgetriebes die Lange Straße südwestwärts; an ihrem Ende liegt der augenscheinlich erst nachträglich angefügte Ring, auf einer Höhe ganz exzentrisch, ein Handwerkerplatz mit geringem kaufmännischen Leben. Von diesem Stadtende, dem die Auraser Landstraße entstrahlt, trennten vormals ein paar Teiche, jetzt ein Schmuckplatz, ein

Friedhof, Gärten den südlich vom Kloster ausgehenden Straßenzug in der Richtung auf Breslau, mit Abzweigung eines Weges zum Bahnhof. Im Osten bildet wieder eine Anlage für sich das Hedwigsbad nahe dem Buchenwalde, der die Erfrischung suchenden Großstädter so freundlich in seinen lichten Schatten aufnimmt. Man sieht es dem Städtchen unmittelbar an, daß es nicht das Ergebnis einer einfachen Entwicklung ist, sondern wechselnder, nacheinander einsetzender und nicht dauernd fortwirkender Anregungen. Im Zeitalter der Landstraßen trennte sich hier die von Breslau gerade nordwärts strebende Straße, in zwei nordöstlich auf Militsch, nordwestlich auf Trachenberg, die beiden Hauptübergangspunkte des Bartschtales, gerichtete Wege. Der westliche hatte noch eine besondere Stütze in dem auf freier Ebene, ohne jede natürliche Anlehnung im Gelände begründeten Städtchen Prausnitz (1790 Einw.), das schon 1253 als Wochenmarkt, 1287 als Stadt erwähnt wird. Waren so Trebnitz und Prausnitz bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts Stationen der Chaussee Breslau—Posen, so blieben sie erheblich abseits der Eisenbahn, die seit 1858 den Verkehr dieser Straße an sich zog. Da auch Militsch seine Bahnverbindung mit Breslau über Öls fand, war Trebnitz aus den Hauptverkehrszügen ausgeschaltet. Daran haben auch die Nebenbahnlinien Trebnitz—Hundsfeld und die Kleinbahn Breslau—Trebnitz—Prausnitz—Trachenberg wenig geändert. Die Stadt (1905 6850 Einw.) ist auf ihre örtliche Anziehungskraft angewiesen. Diese ist zum Glück nicht gering. Jeder Schlesier wird mit ehrfürchtiger Aufmerksamkeit die Stiftskirche in Trebnitz betreten, die Barockzutaten des 18. Jahrhunderts im Geiste entfernen und dann in der dreischiffigen, gewölbten Kreuz-Pfeilerbasilika den im Übergange vom romanischen zum gotischen Stile gehaltenen ältesten erhaltenen Kirchenbau des Landes bewundern, das alte liegende Steinbild der Gattin des größten Piasten, der Mutter des in der Mongolenschlacht gefallenen Herzogs, sich aufsuchen und neben dem weißen Marmorgrabmal der Heiligen (1680), vor dem die Pilger knien, auch das etwa derselben Zeit entstammende Doppelmonument ihres Gatten und des Hochmeisters Konrad von Feuchtwangen nicht übersehen. Und mit dem ehrwürdigen Zauber einer großen Vergangenheit paart sich in Trebnitz die ewig junge Anmut einer erfrischenden Natur.

Diesen Vorzug teilt Trebnitz allerdings mit Orten an der Südfront seines Hügellandes. In Zeiten unvollkommenen Verkehrs auf schlechten Landstraßen zog die Breslauer der ihnen am nächsten gerückte Teil dieses Höhenrandes besonders an. Das waren die Hügel von Skarsine, halbwegs zwischen Trebnitz und dem heutigen Bahnhof

Sibyllenort. Wer kennt heute noch die langatmigen, schwülstigen Ergüsse der Breslauer Lokalpoeten des 18. Jahrhunderts, die dieses Ortes Reize verherrlichten? Nur selten verirren sich wanderfreudige Breslauer noch in die ungepflegten Wandelgänge, zu den verfallenen Tempelchen und Holzmonumenten, die als Hausrat der sentimentalen Schwärmerei jener Tage unentbehrlich schienen. Diesem Lieblingsort verwichener Zeiten stellt die Gegenwart westlich von Trebnitz, an der Posener Bahn, die Entwicklung Obernigks gegenüber, eines alten Dorfes, das allmählich in eine Villenstadt sich verwandelt. Angeschmiegt an den sonnigen Südhang der von duftigen Föhrenhainen bedeckten Hügel »der Sitten« schaut der Ort nieder in die Weite des Odertales, aus der die Türme der Hauptstadt ragen; in der Ferne begrenzt den Horizont die sanfte Umrißlinie des blauen Zobtengebirges. Die Einfachheit, in der Holtei hier lebte, ist einer höheren Lebenshaltung gewichen. Sanatorien, Pensionen, Sommersitze wohlhabender Bürger einen sich zu einem anspruchsvolleren Gemeinwesen, das den Vorzug der Abgeschiedenheit vom Geräusch der Großstadt mit den Vorteilen eines schnellen und billigen Vorortsverkehrs verbunden sehen möchte.

Wenn zu den Annehmlichkeiten Obernigks schon der Baumreichtum der Landschaft, der Wechsel von Laub- und Nadelgehölzen namentlich in der Richtung gegen das östlich benachbarte Heidewilxen mit dem Gneisenauhügel zu rechnen ist, nehmen unmittelbar westlich der Posener Bahn ansehnliche Wälder wieder bedeutendere Räume ein. Hier stößt an die Holzungen der Rittergüter Obernigk und Groß-Leipe der Riemberger Forst der Stadt Breslau auf blockreichen Diluvialhöhen. Mit dem Warteberg treten sie bei Auras hart an die Stromaue der Oder heran. Anderseits schwellen sie jenseits der Wälder nordwärts des Rittergutes Heinzendorf (1181 ha, E. Büsing) derartig an, daß die Posener Bahn ihre Scheitelstrecke erst zwischen Obernigk und Gellendorf erreicht. Nur $2^1/_2$ km westlich von diesem Bahnhof liegt auf freier Höhenplatte, weit in die Runde sichtbar, das alte, schon 1253 als Markt erwähnte Städtchen Stroppen (1905 630 Einw.), nach des Volksmundes Scherz »der Mittelpunkt der Welt«. »Der Mittelpunkt der Welt?« fragt ein sinniger Feuilletonist[1]. »Welcher Welt? Einer Welt für sich. Ein hoher gotischer Kirchturm, der hochgelegen mit seiner roten Pyramide weithin über die Gegend scheint, ist ihr Mittelpunkt. Um ihn drängt sich, von einigen Hügeln überragt, ein kleines, sehr kleines Städtel, in weiterem Kreise im Grün

1) Hugo Kretschmer, Schlesische Zeitung 16. Mai 1905.

gebetteter Dörfer. Ein Kranz bewaldeter oder kahler Hügel umschließt das Ganze. So liegt sie da, wie ein farbenreiches Spielzeug in unseres lieben Herrgotts lenzesfrohem Kindergarten, im Hügelland der rechten Oderuferseite, wo der Hügel zum Berge, der Teich zum See, das Rinnsal zum Bache wird, wo selbst das Kleinste Größe erhält, weil es nichts Größeres gibt in dieser kleinen, freundlichen Welt, in dieser sonnigen Welt des Kleinen.« Im nahen Striese und bei Peruschen treten Braunkohlenflöze der Tertiärformation, zur Ausbeutung ladend, nahe an die Oberfläche. Aber sie bringen doch kein dauerndes Leben in dies Ländchen, das seine ärmlichen, von Birken- und Kiefergehölzen gekrönten Hügel aus den Graf Dankelmannschen Besitzungen (2303 ha) an der Grenze der Kreise Trebnitz und Wohlau durch die Herrschaft Glumbowitz (2531 ha, Graf v. Pourtalès) nordwestwärts weiterstreckt gegen Winzig. Das ist wiederum ein durch freie Höhenlage mit seinem Kirchturm einen weiten Umkreis beherrschendes Städtchen, doppelt auffallend, weil die Dörfer oft in Mulden zwischen den blockreichen, windigen Höhen sich bergen. Zahlreiche Ziegeleien verwerten den Geschiebelehm, aber nur die von Akreschfronze gewinnt ein weiteres Absatzgebiet dank der Nebenbahn Steinau—Herrnstadt, die unmittelbar nördlich von Winzig einen Sattel der Höhen zum Übergange benutzt. Der vom Namen und vom Wappen der Stadt bezeugte Weinbau gehört ganz der Vergangenheit an. Das 1285 mit der Verleihung deutschen Rechtes beginnende städtische Leben hat nur die Tuchmacherei an der Wende des Mittelalters und der Neuzeit zu kurzer Blüte gebracht. Schuhmacherei und Strumpfwirkerei stehen heute voran (1905 1810 Einw.).

Noch nordwestlich von Winzig treten die Höhen des großen Gutes Hünern (937 ha, J. Grosse), auf denen die Landesaufnahme einen Dreieckspunkt erster Ordnung (Todtenberg, 178 m) wählte, recht wirksam im Landschaftsbilde hervor. Ihre äußersten Vorposten im Südzipfel des Kreises Guhrau treten hinaus in die Niederungswaldungen des Rittergutes von Lübchen und Corangelwitz (1968 ha, Graf v. Francken-Sierstorpff), mit denen die Landzunge zwischen Oder und Bartsch beginnt, die beide Flüsse mit ihren Hochfluten bedrohen.

Das Winziger Hügelland, das den nördlichen Teil des Kreises Wohlau bis an die Bartschniederung erfüllt, hebt sich recht scharf ab von den flachen Gründen um die Kreisstadt, die in früheren Jahrhunderten noch auffallender sich geltend machten, solange breite Teichspiegel in ihnen sich ausspannten. Zwischen stehenden und stockenden Wassern, Sümpfen und kleinen Seen, denen der Jüseritz-

Bach nordwestwärts nur trägen Abfluß gewährte, ist südlich von zwei älteren Dörfern gleichen Namens (Alt-Wohlau und Krummwohlau) wohl erst nach 1250, sicher vor 1288 die Stadt Wohlau begründet worden an der kürzesten Verbindung zwischen Breslau und Glogau als Stützpunkt des Verkehrs zwischen Breslau und dem Steinauer Oderübergang, aber auch zwischen den in lebhafter Beziehung stehenden Klöstern Leubus und Trebnitz; die alte Oderfähre von Koitz (Urkunde von 1202) zwischen Maltsch und Leubus erinnert auch an die auf Wohlau zielende Verbindung von Liegnitz mit dem rechten Oderufer. So ist, ehe Wohlau selbst entstand, schon die hierher fallende Wegekreuzung erkennbar, um deren Wiederbelebung die Gegenwart noch ringt. Mit dem Zerfall Schlesiens ward Wohlau seit 1309 Residenz eines Teilfürsten, erst in Verbindung mit Öls, seit 1524 im Anschluß an Liegnitz und Brieg. Unter den Zünften der Stadt war im 15. und 16. Jahrhundert die der Tuchmacher besonders kräftig entwickelt; sie hat auch nach dem Dreißigjährigen Kriege, der für die Stadt gerade wegen ihrer starken Befestigung und ihrer die Verteidigung erleichternden Lage schwere Prüfungen brachte, fortbestanden, aber die alte Blüte nicht wieder erreicht. Verheerende Brände haben die äußere Erscheinung der Stadt im 18. Jahrhundert stark verändert, einem Modell kleiner sauberer Häuser, hier ähnlich wie in anderen Städten des rechten Oderufers, zur Herrschaft über den Ring verholfen. Das alte Herzogsschloß aus dem baufreudigen Ende des 16. Jahrhunderts ist als Kreisständehaus völlig umgestaltet, der Mauergürtel der Stadt verschwunden, auch die alte evangelische Pfarrkirche nur mit starken Veränderungen erhalten. Seit die Garnison von dannen zog, belebt nur ein Gymnasium, das vor seiner Übernahme durch den Staat den früher ziemlich sorgenfreien Haushalt der mit einigem Land- und Waldbesitz (Rittergut Rendchen, 732 ha) gesegneten Gemeinde merklich belastete, außerdem eine Unteroffiziervorschule und eine Gendarmerieschule die saubere kleine Stadt (1905 5310 Einw.), unter deren Gewerben Tonwarenfabrikation und Färberei am ehesten genannt zu werden verdienen.

Unter den Landgemeinden des Kreises zeichnet sich eine auf der Höhenplatte zwischen Wohlau und Leubus angeordnete Reihe durch die Größe der Feldmarken aus, die auch meist zu den fruchtbareren des Kreises gehören. Das sind die Dörfer Gr. Kreidel (1427 ha), Kl. Kreidel (1139 ha), Mondschütz (976 ha), Stuben (1085 ha). Unter den Adelsfamilien des Kreises treten durch ausgedehnten Besitz die Glieder der Familie v. Köckritz hervor mit dem Majorat Mondschütz (994 ha), dem Rittergut Sürchen (824 ha), dem Rittergut Pathen-

dorf (850 ha, in der Hand des Besitzers von Jagatschütz, 380 ha, bei Prausnitz).

Nördlich von den Hügeln von Gr. Wartenberg, Trebnitz und Winzig entfaltet sich der Talzug der Bartsch, ein überaus eigenartiger Teil Mittelschlesiens. Hier fehlen große Unterschiede der Höhenentwicklung; wir sind im vollsten Flachland; aber das überaus zart modellierte Basrelief der Landschaft übt einen weittragenden Einfluß auf die Verteilung, das Ansammeln und Verweilen oder die Richtung und Schnelligkeit des Abströmens der Gewässer. Diese Seite des Naturbildes ist von so gebieterischer Bedeutung für Bewohnbarkeit, Wegsamkeit, wirtschaftliche Verwertung des Landes, daß ihr die menschliche Fürsorge sich um so mehr zuwenden mußte, je fügsamer die Natur des flüssigen Elementes deren Eingriffen nachgab. Es war kein geräuschvoller Heldenkampf, wie der gegen den Wogenandrang des Meeres an den Deichen der Niederlande, kein Ringen, das so kühne stolze Worte prägt wie das vom Bataver, der zu Gottes Meer die Strandgrenze geschaffen habe; aber auch hier gibt es eine rühmliche Geschichte geduldiger, stiller Arbeit, die ein von Natur arg verwildertes Gebiet für freundliche Wohnstätten zugänglich, für mannigfache Ernte nutzbar gemacht und doch den reizvollen Zauber der absonderlichen Natur nicht völlig abgestreift hat. Es liegt im Wesen der Dinge, daß nur einheitliches, planvolles Verfahren auf weiten Räumen in der Beherrschung des Wassers Erfolge zu erzielen vermochte. Der Großgrundbesitz wird für die Niederung hier die naturgemäße Wirtschaftsform. Es kann nicht überraschen, daß hier im Kreise Militsch-Trachenberg die Gutsbezirke nahezu doppelt so viel Raum einnehmen wie die Landgemeinden. Auf dem vorwaltenden armen Boden erzielt der Feldbau nur sehr mäßige Erträge. Die besondere Form der Teichwirtschaft, die dem Boden Zeiten der Ruhe und vorteilhafter Stoffzufuhr gönnt, ist nur dem großen Besitzer vorbehalten. Er kann auch allein Versuche unternehmen, das, was das Land bietet, industriell zu verwerten. Die zahlreichen Ortsnamen Hammer geben Kunde von den im 17. und 18. Jahrhundert vielfach wiederkehrenden Anläufen der Grundherren, dem Raseneisenstein der nassen Wiesen ein geringwertiges Eisen zu entlocken und damit sich zugleich eine Holznutzung zu sichern, die durch Abfuhr des Holzes auf den unvollkommenen Wegen nur in unzureichendem Grade möglich war. Das gleiche Ziel verfolgte (neben Tscheschenhammer) auch eine vereinzelte Glashütte. Die Gegenwart errichtet statt solcher Werke Dampfsägen an den Schienenstraßen und landwirtschaftliche Industrie-

betriebe, deren Verteilung allerdings von der Güte des Bodens abhängig bleibt.

Doch werfen wir zunächst, um die Farbenverteilung des Bildes an feste Linien zu binden, einen Blick auf den das Tal beherrschenden Flußlauf. Von den 5526 qkm des Bartschgebietes fällt der weitaus größte Teil auf die Provinz Schlesien, nur die Quellgebiete der Bartsch und der Horle in die Provinz Posen. Da die Talwasserscheide zwischen Bartsch und Prosna im Bruch östlich von Adelnau nur 126 m hoch, die Mündung der Bartsch knapp 76 m hoch liegt, hat der ganze 139 km lange Flußlauf nur 50 m Fall. Diese verteilen sich schon von Natur so ungleich, daß der Mittelwert von 37 cm für 1 km unterhalb der Trachenberger Teiche nur abwärts von Rützen ausnahmsweise erreicht, dagegen zweimal bedeutend überschritten wird, im Oberlauf zwischen Przygodzice und Adelnau (81 cm), im Mittellauf zwischen Sulau und Hammer-Trachenberg (77 cm auf 1 km). So zerfällt das schlesische Bartschgebiet deutlich in zwei Stufen, die als Beckenlandschaften auch eine bedeutende Breitenentwicklung des Tales und einen engen unteren Abschluß zeigen: die Militscher beim Städtchen Sulau, dessen große Wehranlage mit der größten Stauhöhe von 3,8 m den Rand der oberen Stufe noch besonders betont, und die Trachenberger, die sich länger abwärts streckt, bis in die Talverengerung unterhalb Herrnstadt. Da mit dem schwachen Längsgefälle des Bartschtales auch ein sehr geringes Quergefälle sich vereint, sind beträchtliche Strecken des Flußgebietes (75 qkm) versumpft, und in den weiten Becken sind Teichwirtschaft und Wiesenkultur erfolgreicher als ständige Feldwirtschaft. Als echter Flachlandfluß hat die Bartsch die häufigsten Hochwasser im Frühling, namentlich im März zur Zeit der Schneeschmelze, aber bei der schwachen Neigung des Talbodens vermögen auch anhaltende Sommerregen gefährliche Hochfluten zu bringen, die durch ihre lange Dauer mehr noch als durch die Höhe die Landeskultur schädigen. Wenn dann das Bartschbruch bei Adelnau und das obere Tal der Horle sich auf Wochen in weite Seen verwandeln, erwächst auch für die schlesischen Bartschniederungen eine bedenkliche Lage, zumal wenn die Teichdämme brechen und ein Überfluß von Wasser das Land überwältigt. Trifft dann die Bartschhochflut noch mit einem großen Oderhochwasser zusammen, wie 1854, dann erschwert auch der Rückstau des Hauptstromes noch den Abzug der Gewässer. Es ist begreiflich, daß man schon seit dem 17. Jahrhundert (Bartschordnung von 1678) bemüht war, den schon von Natur aus wenig gewundenen Lauf der Bartsch und ihrer Nebenflüsse Horle und Schätzke, die aus

höherem Quellgebiet rascher ihre Flutwellen herbeizuführen pflegen, möglichst gerade zu strecken und dem Wasserbett eine ausreichende Breite zu sichern, namentlich aber die Stauwerke zu vermindern. Besonders wirksam griff Friedrich d. Gr. 1777—1781 die Regulierung der unteren Bartsch an; er erzielte nach Beseitigung von vier Wehren eine wirksame Entwässerung des Bartschbruchs zwischen Trachenberg und Herrnstadt und schuf die Vorbedingung für seine Besiedelung. Auch neuerdings ist für die Bartschregulierung in Schlesien viel geschehen. Schon werden Stimmen laut, daß diese Arbeiten den Grundwasserspiegel so stark gesenkt haben, daß seit 30 bis 40 Jahren die Wiesenerträge auf die Hälfte herabgegangen seien. Demgemäß schreitet man nun oberhalb Militsch schon dazu, acht Nadelwehre anzulegen, um den mittleren Sommerwasserstand auf eine für die Wiesenkultur erwünschte Höhe zu heben.

Es fällt uns schwer, dem Zustand der Gegenwart, die den Naturgewalten so bis ins einzelne die Bahnen ihres Wirkens vorzuzeichnen versucht, das Bild des ungepflegten Tales vor 1000 Jahren gegenüberzustellen. Damals war das Bartschtal gewiß ein wildes, der Tierwelt frei überlassenes Sumpfgebiet, durch das nur wenige Pfade hindurchführten. Der erste Punkt im Wasserlabyrinth des Bartschtales, der als fest besiedelt ins Licht der Geschichte tritt, ist die Burg Militsch (1136), gleichzeitig Besitz des Bistums Breslau und Landesburg mit einem herzoglichen Kastellan. Damals waren die Orte nördlich der Bartsch noch dem Gnesener Erzbistum zehntpflichtig. Das Zurückweichen der Bistumsgrenze nordwärts war wohl eine Vorbedingung für die Entwicklung eines Marktes bei der Burg, der wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu einer Stadt deutschen Rechtes wurde. Die Bedeutung der Burg als Grenzfeste gegen Polen bestimmte 1339 Johann von Böhmen, da Verhandlungen mit dem Bischof Nanker nicht zum Ziele führten, sich ihrer zu bemächtigen. Den darüber entbrannten Streit zwischen Staat und Kirche legten erst die Nachfolger bei durch eine Verständigung, die dem Bischof sein Eigentum zurückstellte. Aber derselbe Karl IV., der dazu sich entschloß, trug 1358 dafür Sorge, beim Verkauf der Burg Militsch an den Herzog von Öls, diesem die Bedingung aufzuerlegen, daß die Burg den Königen von Böhmen offen und samt ihrem Herrn zu Dienst verpflichtet sein sollte. Nach dem Aussterben der Herzöge von Öls begann die Zerteilung ihrer dem Lehnsherrn zugefallenen Hinterlassenschaft, ein Vorgang, der grundlegend wurde für die Entwicklung der Besitzverhältnisse bis zur Gegenwart. König Wladislaus gab 1494 Militsch als freie Standesherrschaft an seinen Kämmerer Siegis-

mund von Kurzbach, der schon seit 1492 Herr von Trachenberg samt Prausnitz war. So wurde dies kräftige Adelsgeschlecht am Anbruch der Neuzeit Herr des größten Teiles der Bartschniederung. Es hat für die Hebung ihrer Kultur Bedeutendes geleistet. Schon 1521 trennte die Erbteilung der Söhne Siegismunds wieder die Standesherrschaften Trachenberg und Militsch. Letztere kam 1590 durch Heirat der letzten Erbin aus dem Kurzbachschen Hause Militsch an den Freiherrn von Maltzan, den Begründer der heute noch im Schloß zu Militsch gebietenden standesherrlichen Familie. Aber der Umfang der Standesherrschaft minderte sich schon 1595 durch den Verkauf von Sulau, das 1654 zur freien Minderherrschaft erhoben wurde, ferner aber durch die Erbteilung des Jahres 1628, welche Freyhan und Neuschloß abzweigte, Gütergruppen, die durch Erbfolge bald an andere Familien übergingen, nachdem sie 1660 als freie Minderherrschaften anerkannt waren. Aber noch jetzt steht in diesem östlichen Teile des Kreises die freie Standesherrschaft Militsch dem Umfang (11255 ha) und dem Wert des Ertrages noch allen anderen Großbesitzen weit voran. Sie erstreckt sich von der Nordgrenze der Provinz quer über das Bartschtal bis gegen den Fuß der Hügel seines Südrandes, anderseits an der Bartsch empor bis in die Nähe der Grenze, und vereint in inniger Verschränkung ansehnliche Wälder (4615 ha) mit Feldern, Wiesen und großen Teichflächen (1647 ha), unter denen die Grabofnitze auf der Südseite des Bartschbruchs in enger Nachbarschaft mit den Teichen von Neuschloß die bedeutendste ist. Den Mittelpunkt der 17 Rittergüter bildet das in einem prächtigen Park zwischen Armen der Bartsch vor der Westseite der Stadt gelegene Schloß, ein niedriger, antiken Mustern nachstrebender Bau, der überaus anmutig in das umfangende Grün sich einschmiegt. Den patriotischen Sinn verkörpert ein Triumphbogen zum Gedächtnis der Freiheitskriege, das Pflichtgefühl gegenüber den im Schatten des eigenen Wohlstandes wohnenden in selbstgewählter Begrenzung der über dem Parkeingang stehende Spruch »Semper bonis pater«. Die Stadt Militsch hat entsprechend ihrer Lage in dem nordwestlichen Winkel des deutschen Sprachgebietes, dessen Grenze hier recht scharf mit der Schlesiens zusammenfällt, nur eine bescheidene Entwicklung genommen (1905 3690 Einw.). Mit ihrer Stellung im Kern eines Vorpostens deutscher Kultur hing es zusammen, daß auch sie neben bedeutenden Orten der Provinz 1706 ausersehen wurde zur Aufnahme einer der sechs Gnadenkirchen, die Karls XII. Verwendung beim Kaiser den schlesischen Protestanten auswirkte; noch heute steht der alte Fachwerkbau, in seiner schmucklosen Bescheidenheit ein

geschichtliches Denkmal. Auch die neueste Zeit hat Militsch nicht wesentlich emporgebracht. Zu dem alten Hauptverkehrszuge im Sinne des Meridians, dem die Bahn Öls—Gnesen folgt, ist in der Längsrichtung des Bartschtales nur eine bis zum Posener Grenzstädtchen Sulmirschitz (Kreis Adelnau) fortgeführte Kleinbahn hinzugetreten.

Nach Militsch zieht der Neigung des Geländes entsprechend der Lauf der Gewässer und der Verkehrszug des ganzen östlichen Kreisteiles, der mit breiterer Entfaltung zu beiden Seiten des Bartschtales auf die begrenzenden Höhen hinaufgreift. Besonders merkwürdig machen im Norden des Kreises Schlesien und Posen gegeneinander Front mit den beiden eng benachbarten Marktflecken Freyhan und Zduny. Das Schloß Freyhan ist der Verwaltungssitz der heute nur noch den Nordsaum des Kreises einnehmenden freien Minderstandes- und Fideikommißherrschaft (2794 ha); früher umfaßte sie auch den östlichen Grenzstrich, namentlich die nunmehr Mitschke-Kollandeschen Güter Kollande, Bartnig, Wildbahn (1517 ha), zwischen denen die Bartsch nach Schlesien eintritt. Wo ihr Teichgebiet in besonders breiter Entfaltung die Niederung füllt, da verschränkt sich mit den Besitzungen der Herrschaft Militsch in etwas zerstückelter Lage die freie Minderstandes- und Fideikommißherrschaft Neuschloß (6417 ha, ohne die 421 ha des Rittergutes Tworsimirke, Reichsgraf von Hochberg auf Rohnstock) zu beiden Seiten der Bartsch. An der Entwicklung dieses noch gegen Ende des Mittelalters stark bewaldeten Geländes haben nach den Kurzbach und nach den Maltzan, die während des Dreißigjährigen Krieges auf einer Insel der Bartsch das Neuschloß anlegten, auch spätere Geschlechter eifrig gearbeitet, namentlich unter Friedrich d. Gr. Chrn. Hrch. Graf Reichenbach. Gegenstand seiner besonderen Pflege war das südlichste der Güter Wirschkowitz, das mit seinen Forsten an das Hügelland der großen königlichen Forsten heranreicht. Dorthin zog er württembergische Kolonisten, die mit rasch vorübergehendem Erfolge den Weinbau, mit dauerndem die Obstbaumzucht heimisch machten und hier eine Kulturoase schufen, die bei den Zeitgenossen hohe Bewunderung erregte. Bei Heinrichsdorf, einer Maltzanschen Gründung, rief er eine polnische Kolonie Wilhelminenort ins Leben. Im Osten der Wirschkowitzer Hügel reicht ein Gürtel periodischer Teiche südwärts bis an die große Herrschaft Goschütz. Auf dem die Eisenbahn Militsch—Öls leitenden Strich Landes zwischen Wald und Wasser entfalten sich die großen Güter Kraschnitz (1272 ha, Graf von der Recke von Volmerstein) und Brustawe (1745 ha, Reichsgraf zu Stolberg-Stolberg). Der Name von Kraschnitz ist in weitem Umkreis bekannt geworden durch seine

Wohltätigkeitsanstalten, das Samariterinnen-Ordensstift und das Rettungshaus.

Während Militsch den Grund eines geräumigen Talbeckens beherrscht, engen die sanften Höhenränder weiter stromabwärts das Bartschtal mehr ein. Dort liegt zwischen dem Militscher und dem Trachenberger Teichgebiet auf dem rechten, etwas bestimmter sich heraushebenden Talrande das Städtchen Sulau (1905 1085 Einw.), mit lebhaften Viehmärkten und häuslichem Kleingewerbe (Schuhe, Holzwaren). Die von dem Schloß Sulau beherrschte freie Minderstandesherrschaft (4141 ha, Graf von Schweinitz und Krain) vereint mit dem Ackerland der von Norden bis Sulau vorspringenden Halbinsel hohen Diluviums ein beträchtliches Niederungsgebiet, nicht nur einen großen Wald im Bartschtal, sondern nördlich davon das von Sulauer Gütern (Hammer, Grabofke, Ollsche) umfangene östlichste Stück der gegen Trachenberg sich ausweitenden Teichlandschaft (Sprenitze und Grabofke, über 900 ha).

Nur ein Zwischenraum von etlichen hundert Metern trennt von diesen Sulauer Teichen den östlichsten des Fürstentums Trachenberg, den Teich von Nesigode. Von ihm dehnt sich bis an die Bartsch und eine größere westliche Teichgruppe der Tiergarten von Nesigode aus, ein Waldheiligtum, in dessen Schatten niemand ohne tiefen Eindruck eindringen wird. Ein Jagdschlößchen bietet dem Fürsten bei vierzehntägigem Aufenthalt hier die Wahl zwischen der Wasserjagd, für die ein Dutzend Jagdkähne bereit stehen, und der Jagd in der überaus merkwürdigen Bruchwaldung. Ihr eigentümlichster Teil ist der von der Nesigoder Bartsch durchzogene Erlenbruch der »Luge«. Auf flachgehendem Nachen befährt man eine 15—20 m breite Wasserbahn, beschattet von Laubholz, das seine Äste weit über den stillen Wasserspiegel überhängt. Im Gegensatz zu dem geräuschvollen Vogelleben der Teiche herrscht hier volle Stille. Wie Dreßlersche Bilder ziehen hier in raschem Wechsel immer neue Baumgruppen, deren Bild das Wasser verdoppelt, vorüber: bald würdige Eichen, dann wieder schlanke Buchen, aber allmählich durchaus vorwiegend hoch aufgeschossene Erlenstämme. Hie und da sieht man Rotwild durch den Sumpfwald schreiten, über einen Boden, dessen Festigkeit man nach der größeren oder geringeren Zahl umgestürzter Bäume beurteilen kann; ausgewühlte schlammige Uferstellen verraten das Behagen von Wildschweinen, deren Jagd auch mit den Waffen der Gegenwart nicht ungefährlich ist. Allmählich beginnt der feste Zusammenhang des Waldbodens sich zu lockern; er löst sich auf in kleine, oft nur 2 m Durchmesser haltende Inseln, die ganz aus dicht verschränktem

Wurzelwerk einer vier- oder fünfstämmigen Erlenkolonie bestehen. Der Kahn gleitet durch ein Labyrinth von Wasseradern zwischen diesen Inseln dahin. Hie und da gewahrt man ein auf solch einer wasserumfangenen Baumgruppe geborgenes Nest von Wildgänsen; gelegentlich fliegt ein Schwarm von ihnen geräuschvoll auf. Ihnen nachsehend, blicken wir an den Erlen empor und erfreuen uns an ihrem schlanken, geraden Wuchs, bisweilen auch an ihrer Stärke. Sie sind keineswegs — wie anderwärts — minderwertiges Strauchwerk, sondern hochgeschätztes Nutzholz der Möbeltischlerei. Nie hatte ich mir vor der Fahrt durch die Luge eine Vorstellung von einem derartig harmonischen Verein von Wald und Wasser gemacht. Heinrich von Salisch hat ihn sinnig gewürdigt und sein Werk durch einige herrliche Abbildungen aus diesem Sumpfwald geziert. Sie geben einen durch Worte gar nicht zu erzielenden Eindruck. Nur muß der Beschauer ergänzend sich gegenwärtig halten, daß der photographische Künstler lichte Stellen und eine laubarme Zeit wählen mußte; das feierliche Dunkel der dichteren Laubhallen übt einen besonderen, nur an Ort und Stelle zu empfindenden Zauber. Er wirkt doppelt, wenn mit ihm in einer Stunde knapper Frist die Eindrücke des Lebens auf den sonnigen Teichflächen der engsten Nachbarschaft in überwältigendem Gegensatz sich zusammendrängen.

Eine Befahrung des Alt-Teiches bei Radziunz (nordwestlich von Nesigode) bot mir 1905 am selben unvergeßlichen Pfingstnachmittag das Bild eines Teiches, der — nachdem er drei Jahre entleert und ein Schauplatz erfolgreichen Feldbaues gewesen — zum ersten Male wieder unter Wasser stand und mit Karpfen besetzt war. Schon das Landschaftsbild war eigentümlich genug. Man darf sich unter den Trachenberger Teichen nicht weite Wasserspiegel mit scharf begrenztem Uferrahmen vorstellen, sondern von der bedeutenden Fläche des Alt-Teiches (400 ha) war ein beträchtlicher Teil eingenommen von grünen Rohrfeldern, ein anderer erschien vom Ufer als ununterbrochene, von dicht sich drängenden weißen Blüten bedeckte Wiese, aus der nur vereinzelt breite Wasserstraßen und ganze Wasserspiegel aufblitzten. Fährt der flache Nachen in dies Blütenmeer hinein, so erkennt man, daß es nur aus der Ferne betrachtet perspektivisch zu einer fest gewebten weißen Decke sich zusammenschiebt. In Wirklichkeit sind die weißen Hahnenfußblüten nur in langen parallelen Streifen dicht geschart, dazwischen liegen blanke Streifen Wassers, durch die man hinabsieht auf den überspülten dichten Pflanzenteppich des im allgemeinen nur 1 m tief liegenden Teichgrundes. Das Oberflächenbild spiegelt so überraschend die verhüllten Ackerfurchen der Tiefe wieder,

die in ungewöhnlicher Breite zur Zeit landwirtschaftlicher Nutzung das Erdreich durchschneiden, bestimmt, die Feuchtigkeit zu sammeln, um den dazwischen liegenden höheren Streifen, den Kornbeeten, das Übermaß der Bodennässe abzunehmen. Die in den Kornbeeten wurzelnden Hahnenfußstauden wachsen nun, wenn der Teich wieder bewässert wird, als Wasserpflanzen aufwärts und entfalten über den oft 1 $^1/_2$ m langen, durch das Wasser empordringenden Stengeln auf dem Teichspiegel ihre fünfteiligen Blüten, dicht millionenweise zu langen Streifen geschart. Hie und da treten Binsen hoch aus der Blütenfülle heraus, daran erinnernd, daß bei längerem Bestehen des Teiches, in dessen zweitem und drittem Jahre, das matte Grün ihres Röhrichts immer vollere Herrschaft gewinnt. So überrascht bei der Kahnfahrt schon der Farbengegensatz der sich ablösenden Flächen. Von einer breiten Wasserbahn, deren freier Spiegel das Himmelsblau zurückstrahlt, sieht man hinüber auf einen weiß schimmernden Blütenplan, jenseits auf stumpfgrüne Rohrfelder. Niedrige Dämme säumen das Bild, überragt hie und da von hochwüchsigen kräftigen Eichen, zwischen denen nur der Kirchturm von Radziunz und in entgegengesetzter Richtung die Windmühle von Goitke die Nähe menschlicher Siedelungen verraten.

Aber still ist dies Naturbild keineswegs. Es ist nur der Untergrund für ein regsames lärmendes Leben der in dem Röhricht nistenden Vogelwelt. Wiewohl ich mit meinem unscharfen und gerade für diese Beobachtung ungeübten Auge nur die Hälfte von dem sah, was die Ausrufe der Gefährten mir verkündeten, war ich doch erstaunt über dies muntere beschwingte Leben. Bald horchte man dem klagenden Rufe des Regenpfeifers, bald dem Kreischen der Möwen oder dem gurgelnden Kollern des Krontauchers. Die Aufmerksamkeit des Auges teilte sich zwischen den absonderlichen Flugbahnen der Vögel, dem Zickzack des Kiebitz, dem geradezu stoßenden strammen Zielbewußtsein der Wildente, den eleganten Bogenzügen der Möwen und anderseits dem, was auf dem Wasser vorging. Ruhig segelnde, aber dann beim Nahen des Bootes emporschwirrende Wildgänse, Taucher, die nur einen Moment den schwarzen Kopf über Wasser steckten, um sofort wieder zu verschwinden, Wasserhühner ängstlich ihr deutlich aus einer milchweißen Blütenfläche hervortretendes Schilfnest umflatternd, in dem sechs überraschend große, gesprenkelte Eier lagen — jeden Augenblick gab es etwas Neues zu sehen. Besonders lebhaft ging es her über einem »Möwenberge«, einer knapp den Wasserspiegel erreichenden Stelle des Teichbodens, wo die Möwen ihre Nester gebaut hatten. Der Kahnführer trat mit seinen hohen Wasserstiefeln in den flachen Teichgrund, schob unseren

Nachen an einen hohen, betretbaren Bodenstreifen und holte ein Paar sauber gebaute Vogelnester mit ihrem Gelege (meist drei Eiern). Wir nahmen so einen Einblick in die Heimstatt der Vogelkolonie, die über uns lärmend in dichtem Schwarm ihre wiegend auf und nieder schwebenden Bahnen beschrieb. Dann lenkten wir vorüber an einer hohen Stelle des Grundes, einem »Bergel«, wo sonst Hafer und Kartoffeln gebaut zu werden pflegen, über besonders tief liegende, auch zur Feldbauzeit versumpft bleibende Flächen den Binsenfeldern des Ufers zu und landeten, von Unkenrufen begrüßt, an einem dem Teichboden gemach entsteigenden Kornfeld, das den Wert der breiten Furchen unmittelbar ersichtlich machte. Unvermerkt schnell war die Stunde der Teichfahrt verrauscht.

So überraschend der Genuß der Eindrücke solch eines einzelnen Teiches im Zustande der Bewässerung ist, so anziehend ist ein Einblick in den ganzen Plan und Betrieb der Teichwirtschaft, die hier erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zur gegenwärtigen Vollkommenheit erhoben wurde, wenn sie auch schon in früheren Jahrhunderten, so unter den Kurzbach des 16. Jahrhunderts, die drei Fische im Wappen führten, hier als naturgemäße Nutzung der ausgedehnten, leicht überfluteten Niederungen der Bartsch erkannt war. Zu beiden Seiten der Bartsch liegen gegenwärtig innerhalb des Fürstentums Trachenberg an 1900 ha der Teichwirtschaft unterworfenen Landes. Die in dreijährigem Wechsel von Feldbau und Fischzucht sich ändernde Verwertung der einzelnen Flächen wird — mit Ausnahme weniger von der Schätzke gespeister Teiche — von der Bartsch aus geregelt durch die Hammerschleuse bei Biadauschke. Die der Fischzucht überantworteten Teiche empfangen ihre bestimmte Rolle im Gange der Entwicklung der Fische. Man unterscheidet Laichteiche zum Laichen des Mutterkarpfens und zur Entwicklung des Fisches aus dem Ei, Brutstreckteiche für seine Pflege im ersten, Streckteiche für die im zweiten Lebensjahre, Abwachsteiche für das Auswachsen zum Speisefisch. Die Hauptbrutanlage befindet sich in Kainowe, die große Teichverwaltung in Radziunz. Im Oktober wird das Abfischen der Teiche, deren Ertrag herangereift ist, vorgenommen. Etwa 15—1600 Zentner gelangen zur Versendung, zumeist auf den Breslauer Markt.

So bietet die Landschaft zu seiten der hohen Dammwege ein überaus wechselndes Bild je nach dem Stande des Turnus im Wechsel der Nutzung. Immer aber sind es Eindrücke von für Schlesien einziger Art, die den Wanderer begleiten, wenn er durch die Teichlandschaft seinen Weg von Sulau gegen Trachenberg verfolgt.

Die Stadt Trachenberg (1905 3360 Einw.) ist 1253 auf der Landzunge zwischen der Bartsch und der ihr aus Südosten zuströmenden Schätzke begründet worden, nicht viel später vor ihrer Nordseite, von Armen der Bartsch umfangen, die Burg. Wie Militsch auf der Straße nach Gnesen war Trachenberg auf der nach Posen der gegebene Bartschübergang. Der Verkehr zwischen Norden und Süden ist auch hier die Hauptlebensader des städtischen Daseins gewesen, allerdings auch der Quell der ernstesten Gefahren. Als Brückenkopf der Bartsch war Trachenberg namentlich im Dreißigjährigen Kriege Gegenstand lebhafter Kämpfe. Dies Zeitalter war auch von entscheidender Bedeutung in der Geschichte der um diesen Mittelpunkt erwachsenen Herrschaft. Als die Piastenlinie von Öls ausstarb, war 1492 die Standesherrschaft Trachenberg begründet worden. Aus der Hand des kräftigen, für die Kultur ihres Besitzes eifrig tätigen Geschlechts der Kurzbach war sie durch Kauf 1592 übergegangen an die Schaffgotsch. Die Katastrophe des in Wallensteins Untergang verwickelten Freiherrn Ulrich von Schaffgotsch brachte die Herrschaft wieder in des Kaisers Hand, der 1641 damit einen verdienten Feldherrn belohnte, den Grafen Melchior von Hatzfeldt. Sein Bruder Hermann war der Stammvater des heute noch in Trachenberg waltenden Hauses, das 1742 in den Fürstenstand erhoben wurde. An der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts wurde Hermann Fürst von Hatzfeldt, Oberpräsident der Provinz Schlesien, zum Herzog zu Trachenberg ernannt. Das Fürstentum Trachenberg (18 411 ha) nimmt den Westen des Kreises Militsch-Trachenberg ein vom Weichbild der Posenschen Stadt Rawitsch südwärts bis an die Stadt Prausnitz, deren schlichte Pfarrkirche außer dem Monument Sigismund Kurzbachs († 1503) auch das prächtige Alabastergrabmal des Grafen Melchior v. Hatzfeldt († 1658) birgt, die Denkmäler der beiden Helden, die ihren Geschlechtern im Bartschtal eine Heimstatt inhaltreichen Wirkens bereitet haben. Es umschließt wesentlich verschiedene Striche: südlich und westlich von Trachenberg vollkommen entwässerte Diluvialflächen mit Feldbauerträgen von 15—25 M. Grundsteuerreinertrag für den Hektar, meist in der Pflege von Pächtern; im Bartschtal selbst einen von Waldungen mit mächtigen Eichen durchflochtenen Wechsel von Teichen und Wiesen, nördlicher große Wälder unterbrochen von Lichtungen mit kargen Feldbauernten. Auf Forsten entfallen 8500 ha, die in sorgsamer Wirtschaft immer höheren Wert gewonnen haben, seit die Entwaldung der Provinz Posen Zufuhr schlesischen Holzes forderte. Das eigenartigste Stück des Wirtschaftslebens des Fürstentums bilden aber die Teiche.

Die Dörfchen, die zwischen den Wäldern und Teichen der Bartschniederung eine enge Feldmark bebauen, verraten in dem Vorwalten des Lehmbindwerkbaues den Mangel festen Baustoffs; den Wegen kann bisweilen nur die Zufuhr von Schlacken die nötige Festigkeit geben. Ganz auffallend ist, wenn man einen Schritt über die Provinzgrenze hinweg nach dem Posenschen vordringt, der rasche Wechsel des Volkstums, des Menschenschlages, seiner Tracht, der Bauart der Höfe; keine Naturschranke trennt hier auf tischgleicher Ebene Deutsche und Polen, und doch stehen sie, scharf gesondert, wie Öl und Wasser nebeneinander. Diese durch viele Jahrhunderte währende Gewöhnung hat die Wirkung der Grenze auch in die Zeit politischer Vereinigung weiter erhalten und gibt Trachenberg doch etwas vom Charakter einer Grenzstadt, eine feste Beschränkung des wirtschaftlichen Wirkungsbereichs. Es ist eine kleine Stadt geblieben trotz aller hier vertretenen landwirtschaftlichen Fabrikationszweige, unter denen die beiden großen Zuckerfabriken voranstehen. Das Städtchen wird merklich überschattet von der beherrschenden Kraft des nördlich etwas abgerückten Schlosses, das in einem natürlichen Park, wie in einer eigenen Atmosphäre, sich erhebt. Es ist ein behaglicher Bau des 18. Jahrhunderts; heitere Pracht strahlt nieder von der Decke des hellen, hohen Festsaals. Die historische Stunde des Schlosses aber fällt in ernste Zeit; hier ward der Feldzugsplan beschlossen, der dem Freiheitskriege nach bangem Anfang die entscheidende Wendung gab.

Unterhalb Trachenberg lag zwischen Bartsch und Horle vormals eine besonders unerfreuliche Strecke der Bartschniederung, ein Bruchland, das erst 1775—1786 durch Räumung und Regulierung der Bartsch anbaufähig gemacht und mit Kolonisten aus dem Danziger und Marienberger Werder besetzt wurde. Die Namen der Ortschaften Bartschdorf, Königsbruch, Wilhelmsbruch bezeugen die Jugend dieser Siedelungen. Auch das ältere Herrndorf ward erst damals durch Zuwanderung gekräftigt. Die Waldfläche zwischen diesen Dörfern gehört bereits zu dem großen königl. Forst Woidnig (vormals Bobile) (4210 ha), der 15 km lang den Ostrand des Guhrauer Kreises in nördlicher Richtung durchzieht und auch weiter nördlich am gerade gestreckten Schlesischen Landgraben eine junge Kolonie Königsdorf umschließt. Unterhalb weiter unbesiedelter Bartschwiesen liegt dann auf der Landzunge zwischen den der Vereinigung zustrebenden Betten von Bartsch und Horle Herrnstadt, 1290 neben einer älteren herzoglichen Burg Wąszosz als deutsche Stadt begründet an dem dritten wichtigen Bartschübergange, dem der Straße Steinau—Rawitsch; ihr entspricht die Lage der beiden Brücken und die Richtung der sie

verbindenden Hauptstraße mehr als dem auf die gleichen Übergänge angewiesenen Verkehrszuge Wohlau—Guhrau. Trotz der vollständigen Entfestigung nach den wiederholten Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges ward Herrnstadt 1759 von den Russen, deren Kriegführung eine noch heute in der baulichen Physiognomie der Städte unverkennbare Spur hinterließ, völlig eingeäschert. Solche Prüfungen erschütterten auch das gewerbliche Leben Herrnstadts, namentlich die zeitweilige Blüte seiner Tuchmacherei. Da die Feldmark, namentlich die ausgedehnten Wiesen leicht durch Überschwemmungen der Bartsch gefährdet werden, sind die Lebensbedingungen des Städtchens (1905 1860 Einw.) nicht sonderlich günstig. Die verkehrsfeindliche Wirkung des Bartschbruchs macht noch heute in Herrnstadts Bahnverbindungen sich geltend. Sowohl die Kleinbahn von Trachenberg wie die von Rawitsch nach Herrnstadt erreichen ihr Ziel auf weitausgreifenden, die trockenen, besiedelten Höhen erschließenden Umwegen. Herrnstadt war gewissermaßen die Erbin einer etwa 6 km flußabwärts gelegenen Örtlichkeit, der alten slavischen Landesburg Sandovel, oder Sandewalde, deren Ringwall nördlich der Bartsch auf der Feldmark Tschistey noch heute erkennbar ist. Gerade diese alte Kastellanei hat eine überaus gründliche und einsichtige wissenschaftliche Untersuchung erfahren[1]).

Auf dem linken Ufer liegen dicht unterhalb Herrnstadt die Rittergüter Kadlewe und Tschilesen (1287 ha, G. Waltersche Erben). Der Unterlauf der Bartsch aber trennt, wo er in die Oderniederung eintritt, die Dörfer und Felder der Majoratsherrschaft Rützen (2373 ha, Graf Carmer) von den zugehörigen bedeutenden Niederungswäldern. Arge Versandung hat ihm nicht nur die für das 17. Jahrhundert bezeugte Schiffbarkeit genommen, sondern erschwert auch den Abfluß der Gewässer des Talzugs.

Die Natur des oft von den Hochfluten beider Flüsse bedrohten Flachlands an der Vereinigung von Oder und Bartsch verschärfte auch die Auffassungsfähigkeit für kleine Höhenunterschiede derart, daß die Polen dem wenig hervortretenden Kern der überaus sanft anschwellenden Höhenplatte des rechten Bartschufers den Namen »Berg«, Gora, anhefteten. So trägt der Hauptort dieser Landschaft, Guhrau, in seinem Namen die Erinnerung an den unterscheidenden Zug seiner natürlichen Lage gegenüber dem Bartschtal. Mit der größeren Höhe ist unmittelbar ein freiwilliger Ablauf der Gewässer gegeben, auch anderer

1) Schuch, Zeitschr. f. Gesch. Schles. XIV 1879, 486—520.

Boden, nicht in Fortbildung begriffenes Schwemmland, sondern Diluviallehme mit nicht geringer Blockführung. Von Guhrau ostwärts auf den Höhen in der Richtung gegen Bojanowo zieht der für den Feldbau ertragreichste Teil des Kreises. Im Norden und Westen folgt wieder eine ungünstigere Landschaft, die Niederung des trägen Polnischen Landgrabens, der die Naturgrenze des Guhrauer Ländchens gegen das Lissaer und Fraustadter Gebiet bildet. Der Name Guhrau haftete zuerst auf einem polnischen Dorfe, jetzt Alt-Guhrau (100 bis 110 m). Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts ward etwas niedriger auf der nordöstlichen Abdachung der Hügelschwelle die deutsche Stadt Guhrau errichtet. Noch jung empfing sie 1310 das Geschenk einer bis heute festgehaltenen Waldung, die nicht nur den Haushalt des Gemeinwesens erleichtert, sondern in ihren gemischten Beständen auch der Bürgerschaft erfrischende Schlenderwege von seltener Ausdehnung vergönnt. Unter den Wirkungen der Grenzlage Guhraus waren die einschneidendsten die starke, benachbarte polnische Städte kräftigende Auswanderung 1627 unter dem Drucke der Gegenreformation und die planmäßige Verwüstung durch russische Barbarei 1759. Ein wesentlicher Zug im Landschaftsbilde, die Anzahl von Windmühlen — man zählte vor einigen Jahrzehnten gegen 100 —, ist, seit der Dampf die landwirtschaftlichen Gewerbe beherrscht und zentralisiert, im langsamen Verschwinden begriffen. Mühle, Brauerei, Brennerei, Molkerei, Zuckerfabrik, all das zieht heute die Stadt an sich. Wiesen ihr einst das Glogausche und das Polnische Tor bestimmt eine zwischen West und Ost vermittelnde Durchgangsströmung (Glogau—Rawitsch) zu, mit der eine meridiane Wohlau—Lissa sich kreuzte, so ward neuerdings das Leben, ehe die Bahnverbindung mit Glogau hinzutrat, einige Zeit einseitiger von dem Nebenbahnanschluß an Bojanowo beherrscht. Die an dieser Linie erwachsenden Ziegeleien gewinnen den Vorzug freieren Absatzes. Von frei gewählter gewerblicher Tätigkeit hat ehemals die Tuchmacherei eine hohe Bedeutung gehabt; wir sind hier bereits in dem Bereiche der alten Tuchmacherstädtchen, deren Verbreitung von der Lausitz durch Niederschlesien nach Großpolen wir später im Zusammenhange ebenso zu überblicken haben wie die Ursachen des Rückgangs ihrer einstigen bescheidenen Blüte. Mit ihrem Verfall hat auch Guhraus Bedeutung sich örtlich beschränkt, und die Anziehungskraft der abseits in beträchtlicher Entfernung vorbeiziehenden Hauptwege begünstigt keinen Umschwung zugunsten des stiller gewordenen Städtchens (1905 4800 Einw.), dessen Flur in erfolgreichem Gartenbau (Spargel) den Fleiß der Bevölkerung bekundet.

Stiller Friede herrscht in dem nördlichsten Städtlein des Kreises

Groß-Tschirnau (1905 690 Einw.), im Nordostwinkel des Kreises, den im Norden und Osten die sprachlich bedeutsame Provinzgrenze, im Westen eine Bruchniederung abschließt. Auf Andringen des Grundherrn 1515 zur Stadt erhoben, hat es doch kaum je wirtschaftlich diesen Namen zu rechtfertigen vermocht. Aber auch in diesem abgeschiedenen Winkel der Provinz verrät sich die Kultur ihrer vom 30jährigen Kriege zertretenen Blüte in den schönen Grabmälern der Familie Stosch aus dem 16. Jahrhundert. Neben dem Stiftsgut des adeligen Fräuleinstifts Groß-Tschirnau, das zusammen mit Roniken 2288 ha umfaßt, treten als bedeutende Besitze auf der Hochfläche des Kreises Guhrau noch hervor die an der Grenze gegen Bojanowo gelegenen Rittergüter Triebusch und Saborwitz (1793 ha) des märkischen Grafen Finck von Finckenstein, und im Westen, nahe den Landgräben, das Rittergut Seitsch (2297 ha, Fürstin zu Wied), beide mit mannigfachem Boden ausgestattet, mit Waldung und Wiesen, wie mit leistungsfähigem Rübenlande. Auch Glogauer Großbesitz greift zum Teil auf den Boden des Kreises Guhrau herüber und beweist, daß trotz des Verlustes des trennenden Fraustadter Gebietes der alte Zusammenhang Guhraus mit dem Glogauer Gebiete nicht alle Wirksamkeit verloren hat. Alles schlesische Land nördlich der unteren Bartsch ist von Natur aus auf Glogau als nächstes schlesisches Kulturzentrum angewiesen und wird bestrebt sein müssen, diese natürlichen Beziehungen mit der Hauptstadt der niederschlesischen Oder wieder zu beleben. Der neue Bahnbau war dazu der erste Schritt. Nur durch bewußtes Zusammenhalten vermag dieser Grenzstrich des deutschen Schlesien seinen natürlichen Bestand ungemischt zu behaupten, das tropfenweise Eindringen polnischer Elemente in den ländlichen Grundbesitz durch ihre rasche Aufsaugung und Überführung in sein eigenes Wesen schadlos zu überwinden.

NIEDERSCHLESIEN.

Begriff und Charakteristik Niederschlesiens.

Sei mir gegrüßt am Straßenrand,
Du alter Markenstein.
Ich fahre in mein Vaterland,
Mein Vaterland hinein.
Moritz Graf Strachwitz.

Das Herrschaftsgebiet der fruchtbaren mittelschlesischen Ackerebene wird westwärts erweitert, weil ihrer Anziehungskraft kein gleichwertiger, allseitig Leben ausstrahlender Kern Niederschlesiens gegenübersteht. Die Mitte dieses Landesteiles füllt, weiten Raum umspannend, wohl auch recht vollkommen ebenes Land, dessen Oberfläche nur zwischen 100 und 200 m Höhenlage schwankt. Aber das ist ein unabsehbares Sandfeld, zusammenhängend bedeckt mit Föhrenwald, der — abseits von den Wiesengründen hindurchgreifender Flußläufe — nur hie und da sich lichtet, um einen Weiher, ein Moor, eine Glashütte, ein Walddorf, einen Herrensitz aufzunehmen. Dieser breite waldige Tieflandstreifen, der sich westwärts weit in die Lausitz fortsetzt, trennt das Bergland Niederschlesiens von den Hügelwellen seines Landrückens, zwischen denen die Oder sich hindurchwindet, um in die Mark überzutreten.

So zerfällt Niederschlesien in drei voneinander sich bestimmt abhebende Geländestreifen, von denen keiner der Anziehungskraft der mittelschlesischen Ebene ein ebenbürtiges Eigengewicht gegenüberstellen kann, jeder sich in den Dienst ihrer westlichen Verkehrsbeziehungen stellt: der Norden mit der Tragkraft des Oderstroms, die Mitte mit der Ebenheit ihrer Oberfläche, der Süden mit den natürlichen Gassen, die in Niederschlesien gerade dieser Verkehrsrichtung willig sich öffnen.

Der Süden Niederschlesiens innerhalb seiner alten, durch den Queis bezeichneten Westgrenze fällt um so sicherer unter die Herrschaft einer zwischen West und Ost hin und her flutenden Verkehrsbewegung, weil er im Süden fest abgeschlossen ist durch den kräftigsten Gebirgswall des ganzen Landes, der vor dem Zeitalter des modernen Straßen- und Bahnbaus das Innere des Böhmischen Kessels sehr scharf von Schlesien schied. Hier sind nirgends tschechische Elemente auf Schlesiens Boden herübergedrungen. So war Nieder-

schlesien, da auch an seinem Nordrand nur schwache, allmählich schwindende polnische Elemente bis an die Oder heranreichten, ehe die Oberlausitz ihre Wenden ihm zubrachte, der einzige rein deutsche Teil des Landes und ist noch heute der kräftige deutsche Rückhalt der östlicheren Landesteile, die ihr ernstes Stück nationalen Kampfes zu tragen haben.

Der bestimmte Nordabfall des Gebirges öffnet vor ihm die erste Talgasse zwischen Ost und West, der Bober und Queis wichtige Strecken ihres Laufes einfügen. Die beckenartig erweiterte Talvereinigung bei Hirschberg wird zum natürlichen Verkehrsmittelpunkt dieser Gebirgsstraße Landeshut—Lauban. Ein durch sehr kräftige Höhenrücken abgesonderter Straßenzug im Schoße der Vorberge zwischen Jauer und Lauban entspricht der Löwenberger Mulde und dem Schönauer Becken. Die dritte Straße vor der Front des Hügellandes verbindet Liegnitz und Görlitz über Haynau und Bunzlau. Die Knotenpunkte für das Zusammenstreben aller drei Straßen liegen außerhalb des alten Niederschlesien: im Westen Görlitz, im Osten Breslau. Das Niederschlesische Bergland ist deutlich ein Durchgangsland, das diesen beiden großen Zentren Verbindungen öffnet, ohne selbst ihnen mit eigener Kraft die Wage zu halten.

Noch weniger vermag dies die Niederschlesische Heide, die als negativer Pol von Siedelung und Verkehr sich verrät durch den Gegensatz der eigenen Menschenleere und des Städtekranzes, der ihren Rand umfängt.

Ein Zug zu selbständigerer Stellung ist dagegen im nördlichen Hügellande der niederschlesischen Oder unverkennbar. Auch hier erweisen sich die Hügel durch alte Funde als früh besiedeltes Land. Der Oder aber gibt bei dem Wechsel zwischen Nord- und Westrichtung ihr im ganzen nordwestliches Streben früh die Bedeutung eines wichtigen Geländeabschnitts zwischen den Deutschen am Gebirgsaustritt der Elbe und den Polen an der Warthe (I. 348).

Mit dem Vorrücken des deutschen Elementes ward an der niederschlesischen Oder Glogau ein wichtiger Übergangsplatz, der gern zwischen Breslau und Frankfurt eine mit beiden wetteifernde Bedeutung gewonnen hätte. In der Tat wurde Glogau weitaus die wichtigste Stadt des in unsrem Sinne begrenzten Niederschlesien. Im Mittelalter war es lange ein weitschattender Herrschersitz; noch am Beginn des 19. Jahrhunderts war es Schlesiens zweite Stadt. Erst in der Zeit der Napoleonischen Kriege ward der Stadt ihre militärische Bedeutung wirtschaftlich verhängnisvoll; sie sank beinahe auf ein Niveau mit wetteifernden Nachbarstädten herab. Die ungünstige

Knitterung des niederschlesischen Oderlaufs, die zersplitternd auf die Entwicklung städtischen Lebens gewirkt hatte, erschwerte auch den Zusammenhalt der Oderlandschaft im Gebiet der Landrücken, erleichterte Abbröckelungen im Osten (Fraustadt) und Westen (Krossen, Schwiebus). So blieben auch die zeitweilig bestimmt erhobenen Ansprüche auf höhere Entwicklung des Ufergebietes der Oder zwischen den Landrücken unerfüllt. Auch der Norden Niederschlesiens blieb abhängig von des Landes Mitte. Dieser Tatbestand gewann nur eine neue Fassung durch die Wahl von Liegnitz zum Verwaltungsmittelpunkt Niederschlesiens, das so seine Hauptstadt von Mittelschlesien entlehnte.

Die Befreiungskriege veränderten dann die lange an den Queis geheftete Westgrenze Niederschlesiens durch den Zuschlag eines Teiles der bis dahin ganz zu Sachsen gehörenden Oberlausitz (1815). Die beiden östlichsten der Lausitzer Sechsstädte, Lauban und Görlitz, natürliche Sammelpunkte der Straßen Niederschlesiens, wurden mit ihm vereinigt. Dies Vorschieben der Grenze bis über die Lausitzer Neiße war ein unzweifelhafter Gewinn für das niederschlesische Verkehrsgebiet, weil es ihm zu den getrennten Fäden des Straßennetzes nun wichtige Knotenpunkte zubrachte. Es war doppelt wichtig, weil damit die für das alte Niederschlesien geltende Absperrung gegen Süden außer Kraft gesetzt wurde. Lauban und Görlitz hatten lebhafte Verbindung mit Nordböhmen, das mit dem Zagost (Hinterwald) früh über die Naturgrenze des Elbgebietes ins obere Neißegebiet herübergegriffen hatte. Im Gegensatz zu dieser vorteilhaften Erweiterung der Provinz, die ihr wertvolle wirtschaftliche Kräfte zuführte und ihrem Westen die Verkehrsvermittlung zwischen Böhmen und der Mark ähnlich überantwortete, wie Oberschlesien die zwischen Mähren und Polen besitzt, erscheint als ein unerwünschter Anhang der Zutritt von Teilen des Elbgebietes. Schon der Anschluß eines Stückes des Spreelaufes, noch mehr der von Uferlandschaften der westwärts strebenden Schwarzen Elster knüpften an Schlesien Landstriche, die nach der Natur, der Bodengestalt, den Verkehrsbeziehungen, der stark mit Wenden durchsetzten Bevölkerung mit der südlichen und nördlichen Nachbarschaft enger zusammengehörten und nie als lebendige, vom selben Blutumlauf durchdrungene Glieder des Schlesierlandes sich fühlen konnten. Gerade das Gewicht dieser widernatürlich an Schlesien angeschweißten Landesteile hat auch die Verschmelzung der anders gestellten Umgebung der zwei östlichen Sechsstädte mit Schlesien merklich gehemmt und das landschaftliche Sonderbewußtsein in der ganzen schlesischen Oberlausitz rege erhalten. Diese unverkenn-

bare Tatsache, die Görlitz zu einem besonderen Mittelpunkte des Verkehrs und des Geisteslebens auch fernerhin vorausbestimmt, kann den Geographen nicht hindern, den Forderungen der natürlichen Gliederung zu gehorchen und die einzelnen klar sich abhebenden Geländestreifen über Niederschlesiens alte Grenze auf den Boden der Oberlausitz herüber zu verfolgen, das Gebirge Schlesiens ebenso bis an die Tafelfichte auszudehnen, wie die Vorgebirgslandschaft bis über Görlitz nach den Königshainer Höhen, wie die stillen Waldreviere der Niederschlesischen Heide vom Liegnitzer Stadtwald westwärts bis in den 180 km weit vom Sitz der Regierung entfernten Zipfel an Elster und Pulsnitz.

Die Berechtigung dieser Zusammenfassungen wird bei eingehender Betrachtung des Wirtschaftslebens sich ergeben. Aber schon der allgemeine Überblick wird dessen hervorstechende Züge nicht übersehen. Wie in den früher betrachteten Teilen der Provinz tritt auch in Niederschlesien Großgrundbesitz von erheblicher Ausdehnung auf, aber vollständiger gebunden an die waldreichen Striche des Landes: an die Lehnen des Riesengebirges, die Sandflächen der Heide, die sandigen Hügelwellen des Landrückens. Dieser Großbesitz ist meist unmittelbar aus altem landesherrlichen Besitz hervorgegangen; nur ausnahmsweise hat er einen Durchgang durch die Tote Hand durchgemacht. Im Osten griff von der Gegend von Jauer aus Leubuser Klosterland erheblich hinein in die Vorberge. Im Westen sind alte Klostergüter zum Teil über die Reformation hinaus für kirchliche Stiftungen der Lausitz erhalten geblieben. Das Kloster St. Maria Magdalena zu Lauban (1373 ha), das Kloster Marienstern in Sachsen (im Kr. Hoyerswerda, 848 ha), auch das Zentralhospital zu Görlitz (3667 ha) haben namhafte Liegenschaften. Eine absonderliche Erscheinung aber, die nur für diesen Teil der Provinz charakteristisch ist, bildet die bedeutende Ausdehnung städtischen Waldbesitzes. Namentlich die Städtereihe des Gebirgsrandes und der Städtekranz am Rande der Heide finden eine viel beneidete Grundlage ihres Haushalts in weiten Forsten. Im Gegensatz dazu fällt dem Staat in der Großbesitzverteilung hier keineswegs die führende Rolle zu, die er in den östlicheren Landesteilen einnimmt. Selbst nach der Erwerbung des großen Truppenübungsplatzes von Neuhammer (5002 ha) durch den Militärfiskus bleibt der gesamte fiskalische Besitz (Domänen 1315 ha, Forsten 18338 ha) [1]) hinter dem der Stadt Görlitz und mancher Magnaten zurück.

1) Unter den fiskalischen Forsten fallen die von Panten (4950 ha) und Hoyerswerda (8009 ha) ins Heidegebiet, die von Tschiefer (4573 ha) auf Odertal und Landrücken, nur der Mönchswald (796 ha) in die Vorberge.

In geographischer Anordnung reihen sich die größten Besitze Niederschlesiens wie folgt. Die bedeutendsten Herren im Gebirge sind, soweit seine nähere Kenntnis zurückreicht, die Gotsche Schoff, die Vorfahren der heutigen Reichsgrafen v. Schaffgotsch.

Freie Standesherrschaft Kynast (Friedrich Rgf. v. Schaffgotsch)	18676 ha
Rgfl. v. Schaffgotsch'scher Allodialbesitz (Rgf. L. v. Schaffgotsch'sche Erben), und zwar Herrschaft Greiffenstein (10360 ha), Rgtr. Boberröhrsdorf, Voigtsdorf, Warmbrunn Neugräfl., Gutsbez. Giersdorf, Forstgut Seidorf	12397 »

Am dichtesten aber scharen sich Großbesitze in der Niederschlesisch-Lausitzer Heide.

Maj. Modlau mit Rgtr. Urschkau, Bartsch und Culm, Weißig (Kr. Steinau) und Altenlohm (Kr. Goldberg) Gf. v. Rittberg	6106 ha
Rgtr. Klein- und Groß-Kotzenau, Seebnitz, Vw. Johannenhof (W. Burggf. und Gf. zu Dohna-Schlodien)	9751 »
Bunzlauer Stadtforst	9317 »
Fideik.-Herrschaft Primkenau (E. G. Herzog zu Schleswig-Holstein) . .	13899 »
Forsten und Güter der Stadt Sprottau	8971 »
Fideik.-Herrschaft Mallmitz (Alfred Burggf. und Gf. zu Dohna-Schlodien)	5560 »
Herrschaft Klitschdorf-Wehrau (Fürst zu Solms-Baruth)	23128 »
Lehnsfürstentum Sagan (Duc de Talleyrand, Herzog zu Sagan)	23546 »
Forsten und Güter der Stadtgemeinde Görlitz	29789 »
Freie Standesherrschaft Muskau (Herm. Gf. v. Arnim-Muskau)	26635 »
Herrschaft Uhyst (H. und G. Kluge)	4407 »
Herrschaft Lohsa (Friedrich v. Löbenstein)	4043 »
Herrschaft Guteborn (Prinzessin zu Schönburg-Waldenburg)	4270 »

Dem Landrücken südlich von Glogau fällt zu der Hauptkern (6794 ha) der

Güter des Kgl. Haus- und Kronfideikommisses	12061 ha[1]

während dem nördlichen Landrücken vorwiegend oder ganz angehören

Fürstentum Carolath-Beuthen	16154 ha
Herrschaft Kleinitz (Fürst Anton Radziwill)	4486 »
Herrschaft Saabor (Prinz zu Schönaich-Carolath)	4500 »
Herrschaft Deutsch-Wartenberg (Renata Freifrau v. d. Lancken-Wakenitz)	6724 »
Majoratsherrschaft Poln.-Nettkow (F. W. K. Gf. v. Rothenburg)	7684 »

(Zu diesem Kern treten 739 ha in den Kreisen Jauer, Liegnitz, Krossen.)

Im Gegensatz zu diesen durch ausgedehnten Großbesitz gekennzeichneten Landstrichen haben die Vorberge keine Besitzeinheit von 4000 ha. Nur die Herrschaften Malitsch und Leipe samt dem Rittergut Konradswaldau (H. W. v. Sprenger, Gesamtbesitz 5671 ha) greifen

1) Die Hauptmasse der übrigen niederschlesischen Besitzungen des Kgl. Hauses Arnsberg 3254 ha) liegt im Ostflügel des Riesengebirges.

mit einer Fläche von 2744 ha in das Hügelland zwischen Bolkenhain, Jauer und Schönau empor, und der Zutritt eines Glogauer Gutes (Kottwitz, 473 ha) erhebt den niederschlesischen Anteil dieser Gütergruppe auf 3217 ha. Das Gebiet der Vorberge ist vielmehr das Arbeitsfeld von zahlreichen Rittergütern und Freigütern mäßigerer Größe und eines kräftigen Bauernstandes.

Im ganzen überwiegt in Niederschlesien ländliches Leben mit einer den östlichen Teilen fremden Entschiedenheit über städtisches und industrielles Getriebe. Es ist, als fiele von den Höhen des Riesengebirges, die den Verkehr zwischen Nord und Süd hemmen, ein weit nordwärts reichender Schatten auf die Triebkräfte städtischen Lebens. Zwischen Liegnitz und Görlitz liegt hier ein breiter Gürtel gedämpfter Stadtentwicklung. Und für den Mangel vielseitig wirksamer Verkehrsknoten bietet hier auch kein Schatz des Erdenschoßes den Ersatz eigener Leben weckender Kraft. Die Kohlenlager Mittelschlesiens reichen nicht mit bauwürdigen Flözen nach Niederschlesien herüber. Erst gegen die Lausitz und die Mark stellen allmählich Braunkohlenlager sich ein. Erzlager fehlen nicht ganz, aber die Ausbeute der meisten gehört der Vergangenheit an, und Schmiedebergs Magneteisenstein strömt ab nach Hütten Oberschlesiens. Für diese Beschränkung berg- und hüttenmännischer Tätigkeit bieten die nutzbaren Gesteine und Erden (Sandstein, Kalkstein, Porphyr, Basalt, Ton, Glassand) doch nur einen unzulänglichen Trost, so wertvoll sie allmählich sich erweisen in ihrer für westwärts gerichteten Absatz geeigneten Lage. Daß der Bevölkerung Betriebsamkeit und Arbeitsgeschick nicht fehlt, bewiesen seit Jahrhunderten die Weberhütten der Berge, die Glashütten und Eisenhämmer in Wald und Heide, namentlich aber die Entwicklung der Wollweberei in den Städten des Flachlands. Aber die natürlichen Grundlagen industriellen Aufschwungs waren in Niederschlesien räumlich enger und schwächer an Kraft. Sie versagten diesem Landesteile den Schwung frischen Aufstrebens zu großen Zielen, den mächtigen Zug, der Oberschlesiens Gewerbtätigkeit und Breslaus Handel emportrug. So tritt weder ein volles Großstadtleben, noch das Gewimmel dicht wohnender, arbeitsamer Menschen in einem vielgestaltigen Industrierevier uns hier entgegen, sondern ein ruhigerer Gang der Arbeit auf schwächer besiedelter Scholle. Mit Unbehagen belauscht der Statistiker im Hügelvorland den Strom der vom stillen Lande in städtisches Getriebe hinabrinnenden Bevölkerung, den Niedergang der Volkszahl in den vom Landbau lebenden Dörfern und wirft ängstlich die Frage auf, was denn das Volk hier von der heimischen Scholle treibt. Und doch fehlen auch diesem Westflügel des Schlesierlandes

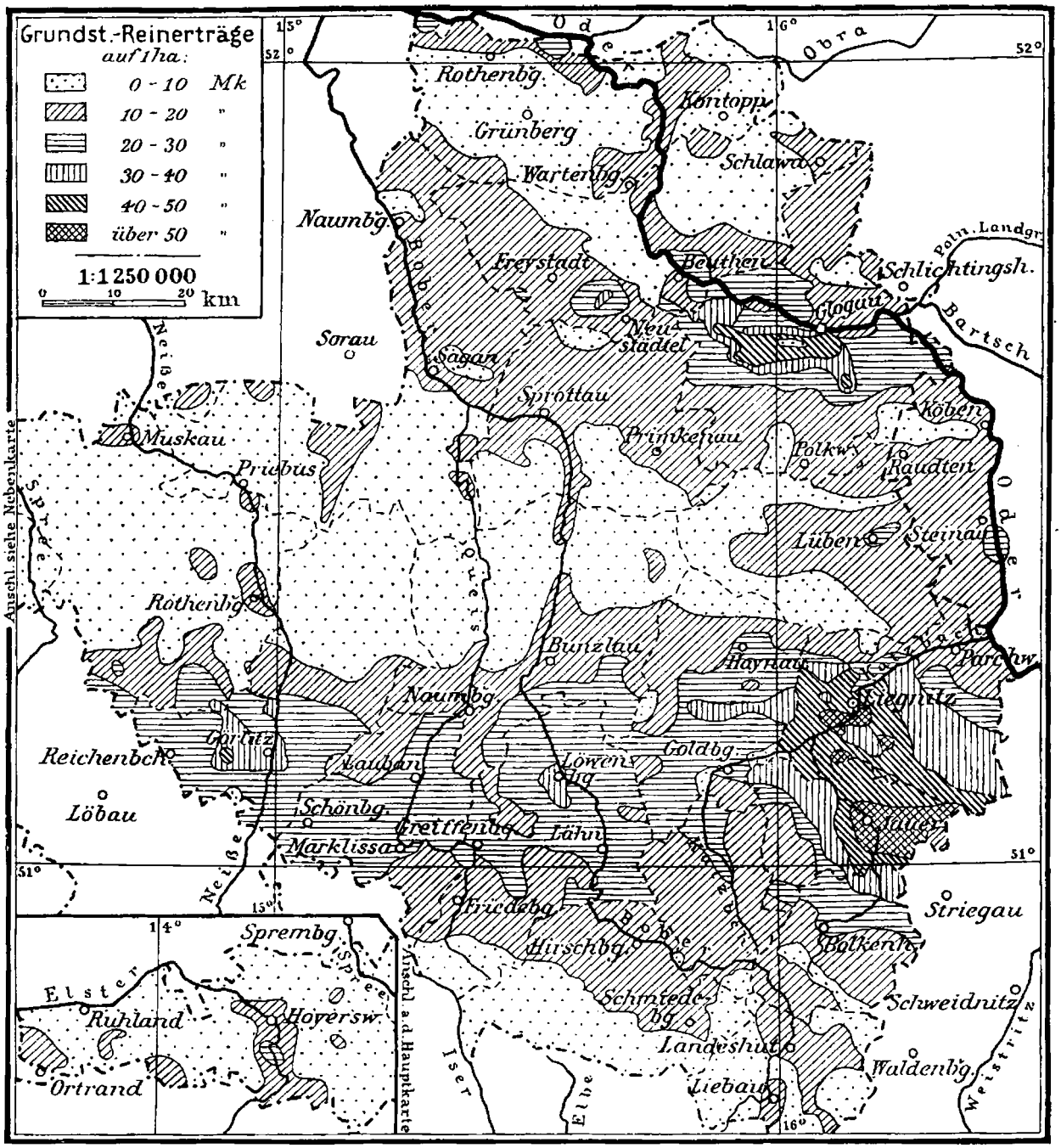
nicht besondere Reize. Zwischen den tiefsten Punkten des Abströmens der Flüsse des Landes und dem erhabensten Bergscheitel stufen sich hier scharf gesondert in Natur und Leben die Höhengürtel des Landschaftsbildes und der Wirtschaft ab. Höher als anderswo spannt hier die Gebirgsnatur mit ihrer rauhen Luft und dem Walten kräftig genährter Gewässer die Anstrengungen menschlicher Kulturarbeit, und nicht nur die kräftigen Kinder des Berglandes hängen mit Liebe an der nicht mit verzärtelnder Weichheit sie umfangenden Mutter Heimat, sondern deren strenge, frische Schönheit lockt Tausende alljährlich aus dem einförmigeren Flachland und den sommerlich erglühenden Steinwüsten der großen Städte empor zu Wochen der Muße, die im Wehen des gesunden Atems einer unbezwungenen Natur ihnen neue Spannkraft für ferneres Wirken geben soll.

Wie mannigfach das Naturbild des Landes und die Verteilung seiner Bevölkerung sich gliedert, das lehrt wohl den großen Zügen nach auch dem flüchtigen Beschauer jede Karte Niederschlesiens. Einen besonderen Wert darf man vielleicht in dieser Richtung der Abstufung der Reliefenergie des Landes beimessen, wie sie eine an späterer Stelle (bei S. 586) eingefügte und erläuterte Karte darzustellen versucht. So wichtig für die Gestaltung des Kulturlebens die absolute Meereshöhe ist, kommt doch auch den Höhenunterschieden in engem Gesichtskreis für das Gepräge des Landschaftsbildes und für die Wahl der Verkehrswege eine einschneidende Bedeutung zu. Eine tiefer dringende Betrachtung wird aber auch auf die Hilfe der Statistik nicht verzichten. Dem, was zur lebendigeren Anschauung ihrer Ergebnisse von sorgfältigen Forschern schon geleistet ist [1]), mag hier eine Fruchtbarkeitskarte des Landes zur Seite treten, begründet auf die 1885 vorgenommene Aufnahme der Grundsteuer-Reinerträge des Ackerlandes, [2]) die natürlich kein der gegenwärtigen Ergiebigkeit der Anbauflächen absolut entsprechendes Bild zu liefern vermögen, aber in ihrer relativen Abstufung einen unschätzbaren Anhalt bieten für die Gliederung des Landes in natürliche, gegensätzlich voneinander sich abhebende

1) E. Träger, Die Volksdichtigkeit Niederschlesiens. Inaugural-Dissertation. Weimar 1888 mit Karte (1 : 550000). Zeitschr. f. Wiss. Geogr. VI. 1888, 165—199. M. Groll, Die Verteilung der Bevölkerung in der Provinz Schlesien. Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 44. 1909, 379—386 mit Karte (1 : 1500000).

2) Die auf S. 191 dieses Bandes ausgesprochene Hoffnung, daß eine besondere Studie die Karte der Grundsteuer-Reinerträge für ganz Schlesien bieten und sie eingehender erläutern würde, hat sich leider nicht erfüllt. Deshalb konnte der Verzicht auf diese gerade für Mittel- und Niederschlesien höchst wichtige Karte bei Vorbereitung dieses Schlußheftes nicht wiederholt werden.

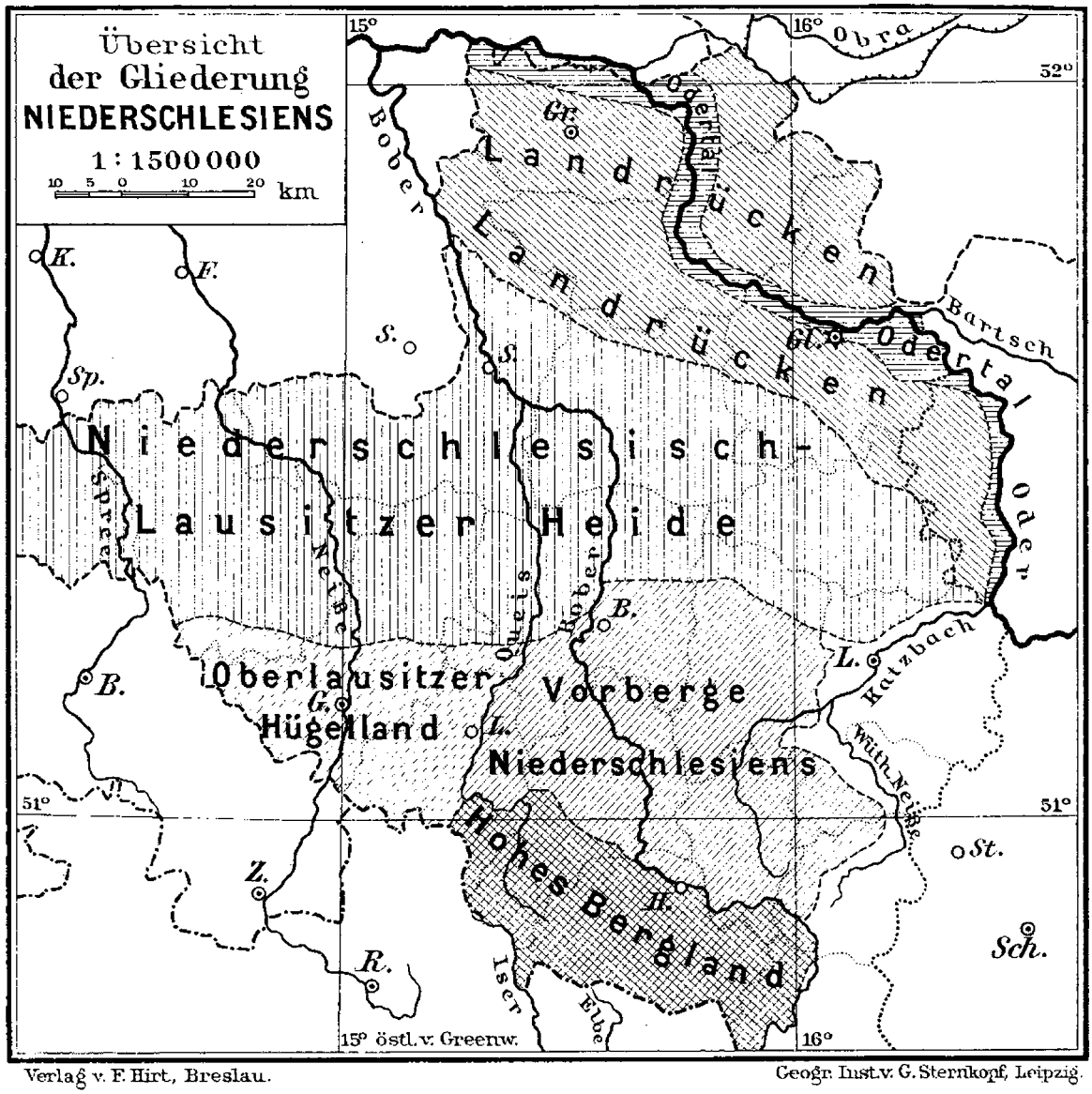
Landschaften. Die der Darstellung zugrunde liegende Gliederung Niederschlesiens in der früher (II. 192) bereits gerechtfertigten Begrenzung mag ein besonderes Kärtchen vor Augen führen, eine kleine Zusammenstellung der wichtigsten statistischen Angaben etwas näher



Grundsteuer-Reinerträge des Ackerlandes in Niederschlesien.

beleuchten. Es ist zweifellos ein mühsamer und im einzelnen von Willkür nicht freier, zu billigen kritischen Bemerkungen einladender Weg, solche Landschaftsindividuen scharf voneinander abzugrenzen

und lieber mit ihrer Charakteristik sich ernstlich zu bemühen, als durch Anschluß an die Verwaltungseinteilung sich dieser Aufgabe zu entschlagen. Aber es ist der einzige Weg, der dem offen steht, der Ernst machen will mit den wissenschaftlichen Forderungen spezieller Landeskunde [1]).



Verlag v. F. Hirt, Breslau. Geogr. Inst. v. G. Sternkopf, Leipzig.

Übersicht der Gliederung Niederschlesiens.

1) A. Supan, Über die Aufgaben der Spezialgeographie. Verh. d. 8. Deutschen Geogr.-Tages. Berlin 1889, 76—85.

Niederschlesien.

	Ganze Fläche qkm	Wald qkm	%	Einwohner 1900	auf 1 qkm	Einwohner 1905	auf 1 qkm
Kreise des Riesengebirges	**1022,74**	**456,97**	**45**	**113109**	**111**	**117139**	**115**
Bolkenhain, Südende	0,55	—		332		389	
Landeshut, westl. Teil	127,94	35,05	27	9580	75	9672	76
Schönau, südl. Teil	24,17	11,58	48	2210	92	2217	92
Hirschberg, südl. Teil	555,24	285,40	51	72894	131	76977	139
Löwenberg, südl. Teil	243,99	109,42	45	19256	79	19222	79
Lauban, Südostende	70,85	15,52	22	8837	122	8662	122
Kreise der Vorberge an Katzbach und Bober	**2059,11**	**438,35**	**22**	**176553**	**86**	**179089**	**87**
Bolkenhain, westl. Teil	72,09	18,43	26	5290	73	5052	70
Jauer, westl. Teil	109,93	49,99	45	4755	43	4640	42
Hirschberg, Nordende	43,16	8,24	19	5294	123	5697	130
Schönau, nördl. Teil	324,36	85,93	27	22042	68	23010	71
Goldberg-Haynau, südl. Teil	540,95	73,60	14	46579	86	47056	87
Liegnitz, Westende	9,17	4,95	54	549	60	574	63
Löwenberg, nördl. Teil	507,43	113,06	25	41099	84	42001	84
Bunzlau, südl. Teil	336,41	64,35	19	37761	112	37600	112
Lauban, östl. Teil	115,61	19,80	17	13184	114	13459	117
Kreise des Oberlausitzer Hügellandes	**1026,77**	**184,69**	**18**	**182665**	**177**	**186847**	**181**
Bunzlau, westl. Teil	68,87	14,08	20	6357	92	6545	95
Lauban, westl. Teil	332,39	62,27	19	48724	147	49394	149
Görlitz Land, südl. Teil	461,71	66,13	14	37941	82	38198	83
Görlitz Stadt	17,90	—	—	80931	—	83766	—
Rothenburg, südl. Teil	145,90	42,21	29	8712	60	8944	61
Kreise der Heide	**5332,59**	**2864,78**	**54**	**273227**	**51**	**284803**	**55**
Liegnitz, nördl. Teil	84,12	23,35	28	4911	58	5033	60
Goldberg-Haynau, nördl. Teil	68,55	9,00	13	3693	54	3769	55
Lüben, südl. Teil	590,23	199,00	34	30187	51	30535	52
Sprottau, südl. Teil	632,47	295,36	47	34709	55	35385	56
Glogau, südl. Teil	159,81	39,91	25	7337	46	7232	45
Bunzlau, nördl. Teil	638,75	423,72	66	18819	29	19459	30
Sagan, südl. Teil	908,76	498,26	55	47764	53	49772	55
Görlitz, nördl. Teil	402,01	283,37	70	37941	95	38198	95
Rothenburg, nördl. Teil	979,26	602,74	62	51088	52	56260	57
Hoyerswerda	868,63	490,07	56	36778	42	39160	46
Kreise der Oder und der Landrücken	**3227,41**	**958,52**	**30**	**211043**	**65**	**211456**	**66**
Steinau, westl. Teil	377,03	64,58	17	21416	57	21250	56
Lüben, nördl. Teil	40,24	13,81	34	1397	35	1323	33
Glogau, nördl. Teil	776,11	127,37	16	65285	84	66443	86
Sprottau, nördl. Teil	97,71	17,41	18	4333	44	4180	43
Sagan, nördl. Teil	202,93	74,78	37	7759	38	7657	38
Freistadt	875,75	302,51	35	54320	63	54252	63
Grünberg	857,64	358,06	42	56533	67	56351	67
Niederschlesien	**12668,62**	**4903,31**	**39**	**956597**	**76**	**979334**	**78**
Reg.-Bez. Liegnitz	13610,20	5013,76	38	1102992	81	1133141	83

Das hohe Bergland Niederschlesiens.

1. Die Entwicklung der Besiedelung.

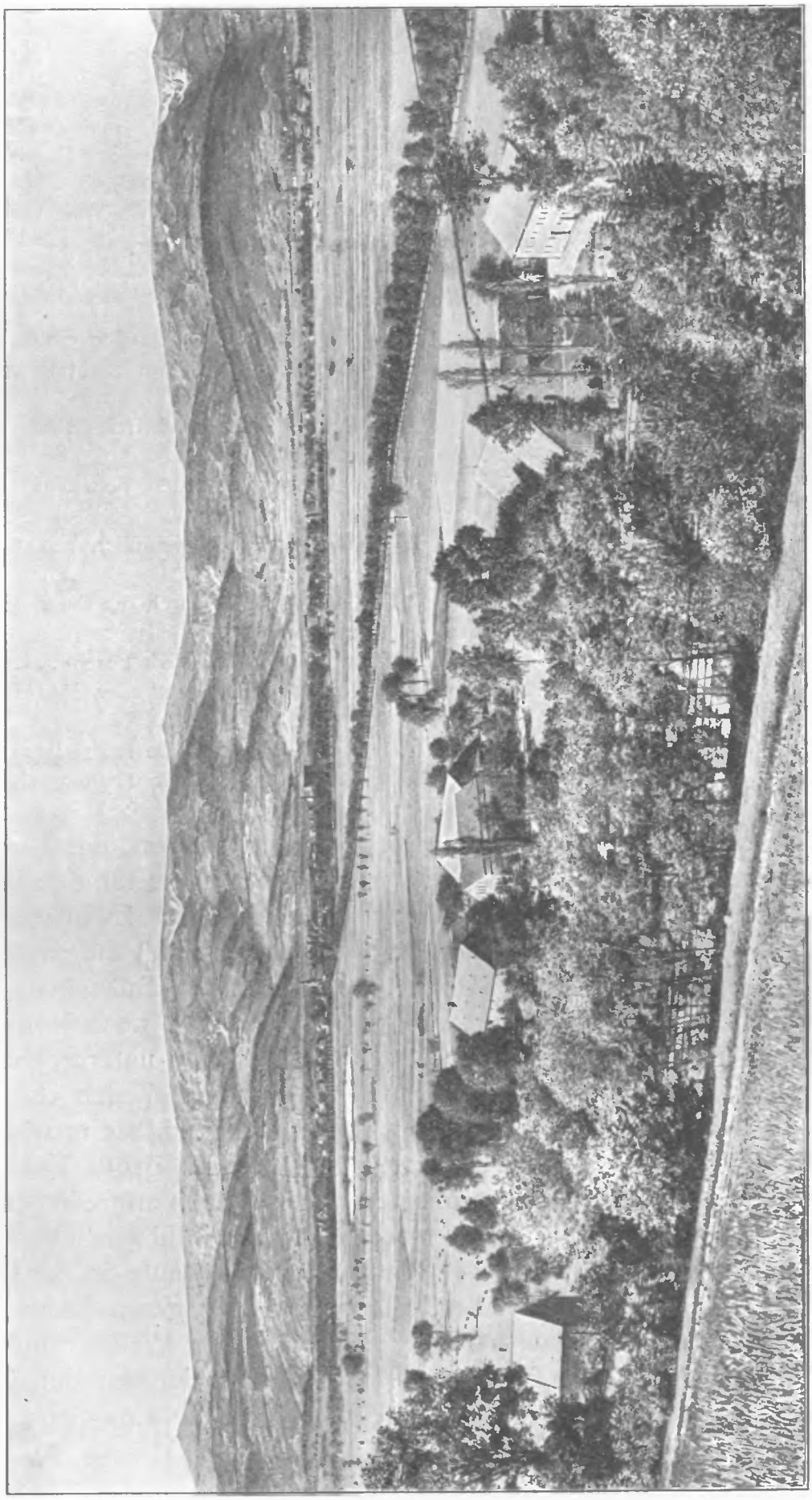
Rübezahl.

Mein freies Land, urkräftige Natur,
Ihr Wälder tausendjähr'ger Riesenstämme,
Verschwunden seid ihr für die Ewigkeit!
Ein neues Streben, drückendes Gesetz
Herrscht in den Tälern, füllt der Menschen Leben;
Das Feld, der Wald, das Wasser liegt in Bann,
Und schlechtem Nutzen dient die schöne Erde.
Jetzt rinnt der klare Quell aus Bergeskluft,
Gebannt in Rinnen, und das Wasserrad
Zerstäubt ihm knarrend das kristallne Kleid.
Kein Baum des Waldes, wo nicht in der Rinde
Das Sklavenmal der Axt sich eingehauen,
Kein Feld im Tale, wo nicht Pflug und Kette
Die Furchen sondernd freies Blühn zerrissen,
Kein Mensch auf Erden, dem nicht fremder Grund
Die Wanderschritte feindlich hemmt und fesselt;
Der Dampf zieht durch die Täler, künstlich zwingt
Kultur den Acker, fremde Frucht zu tragen;
Geknechtet alles, und der Mensch ein Knecht
Der eignen Habgier, die ihn rastlos treibt.

Gust. Freytag (1845).

Die dem Hirschberger Tale zugekehrte stolze Front des Riesengebirges gewinnt ihren ausdrucksvollen Reiz durch die für den Fernblick verschärften Gegensätze dreier Höhengürtel. Zwischen die Lebensfülle der an Bächen von stark wechselnder Kraft aufgereihten, von Obstgärten durchwirkten Dörfer des geräumigen Talbeckens und die von grauen Blockfeldern sanft gewölbter Gipfel, auch von den schattigen Felswänden Schnee bergender »Gruben« unterbrochenen Matten der Kammhöhe schaltet ein breiter Waldgürtel sich ein. Er erscheint in der Ferne noch fester zusammenhängend, als er wirklich ist. In den Falten dieses Waldmantels verschwinden große Teile der Bergdörfer, von denen nur vereinzelte Häusergruppen an freiliegenden Lehnen sichtbar sind. Vor 1000 Jahren war das Bild einfacher: der Wald war vollständiger Herr der Landschaft; er gönnte in der Höhe den Bergmatten und ihren Knieholzinseln nur engeren Raum und reichte geschlossen hinab ins Vorland bis an die Weiher und die Sumpfwiesen des weiten Talgrundes. Wie zur Zeit der Markomannenkriege die Vandalischen Berge, in denen die Elbe entsprang, den

Schneekoppe (1600 m). Warmbrunn. Kleine Sturmhaube (1450 m). Kynast. Hermsdorf. Schneegrube.

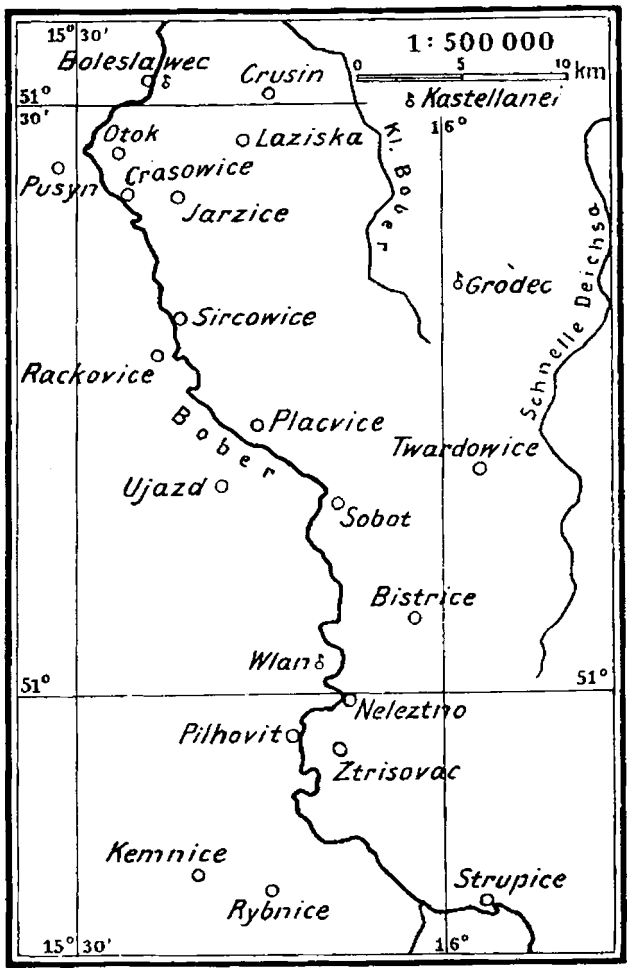


Das Hirschberger Tal und das Riesengebirge von Gotschdorf (3 km westlich von Hirschberg) aus gesehen.

Horizont der bis nach Böhmen vorgedrungenen Römerheere abschlossen, so trennte ein besonders breiter menschenleerer Grenzwald hier Tschechen und Polen. Der Phantasie einer Forschergeneration, die um die sogenannten »Opferkessel« verwitterter Felsengruppen an den Lehnen des Gebirges blutige Bräuche heidnischer Götterverehrung heraufbeschwor, kamen nirgends sichere vorgeschichtliche Funde zu Hilfe. Die höchsten gut bezeugten fallen vor dem Isergebirge auf Ullersdorf am Queis (Urnengräber mit Eisengerät). Im Hirschberger Tal, über das mir Herr Direktor Prof. Dr. Seger sehr dankenswerte frische Auskunft sendet, reichen vereinzelte Steinaxt-Funde, deren Beweiskraft naturgemäß beschränkt ist, wohl bis Hirschberg, Kunnersdorf und selbst bis Seidorf. Vorhistorische Siedelungen werden nur bezeugt durch ein Gräberfeld der Hallstatt-Kultur auf dem ehemaligen Exerzierplatz an der Chaussee Hirschberg—Maiwaldau. Das sog. Vandalengrab in Straupitz ist nicht rechtzeitig Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung geworden; das Alter der in ihm angeblich gefundenen Eisensachen ist unbekannt. Slavisch ist der Burgwall in Neu-Flachenseiffen.

Offenbar bildete, wie einst zwischen germanischen Stämmen, nach der Völkerwanderung zwischen den slavischen Völkern in Böhmen und Schlesien das Riesen- und Isergebirge einen nirgends von Pfaden überschrittenen, nur beiderseits, im Osten wie im Westen, umgehbaren Wall. In den Tälern drangen nur Jäger empor, die Schöpfer der spärlichen Streu slavischer Bachnamen (Eglitz, Blaknitz, Lomnitz, Kemnitz, wohl auch die in der Anmerkung S. 483,2 behandelten Namen), die später zum Teil auf deutsche Kolonistendörfer übergingen. Wie die Jagdgründe des Gebirges die erste Lockung zum Eindringen in seinen Urwald boten, das zeigt — gleich einem in dessen Dunkel dringenden Lichtstreif — eine Urkunde von 1227; noch damals entrichtet die Burggrafschaft Wlan (Lähn) ihren Zehnten an den Bischof nicht in Feldfrüchten oder, wie die Heidelandschaften von Beuthen, Sagan, Bunzlau, in Honig, sondern in Eichhörnchenfellen. Diese Kastellanei Lähn (Valan) wird schon 1155 als bestehend erwähnt. Hier lag der am weitesten in die Gebirgswaldungen vorgeschobene Verwaltungssitz des slavischen Schlesien, von den benachbarten Kastellaneien Bunzlau und Gröditz durch weite Waldeinöden getrennt, bis Heinrich I. in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts deutsche Kolonisten hierherlenkte. Das hohe Alter der Kastellanei Lähn, die nicht eine Paßstraße überwachte, sondern lediglich als Vorort eines nicht mehr menschenleeren Gebietes Bedeutung besitzen konnte, verbürgt das Vorhandensein slavischer Siedelungen mindestens in den

Vorbergen. Der Versuch, von der Ausdehnung dieser Waldvorposten des Polenreichs eine annähernde Vorstellung zu gewinnen, bleibt einzig angewiesen auf die Verbreitung slavischer Ortsnamen; aber deren Übersicht (vgl. die Kartenskizze) bedarf kritischer Einschränkung. Auch manche deutsche Dörfer entlehnten slavische Namen von der Örtlichkeit, besonders den Wasserläufen, und andrerseits treten in Urkunden, namentlich in gefälschten, auch slavische Namen auf, die nur als Übersetzungen deutscher Namen erscheinen (Probostougay = Probsthain). Allerdings dürfen wir auch nicht erwarten, alle Fälle zu kennen, in denen dem deutschen Dorfnamen ein alter slavischer gegenüberstand (1217 Wiesental — Biztric, Waltersdorf — Neleztno, Mauer — Pilhovit, Tschischdorf — Ztrisovac). Jedenfalls macht die Übersicht einen verständlichen, einleuchtenden Eindruck. Das Bobertal erweist sich als der Naturweg, den das Eindringen slavischer Siedlungen ins Gebirge verfolgte, ohne aber von dem Talbecken, in dem der Bober die Gewässer des Riesengebirges sammelt, schon ausgiebig Nutzen zu ziehen. Für den Eintritt der Slaven in dies Gebirge selbst spricht keine sichere Spur.



Slavische Siedlungen am mittleren Bober.

Auch die ersten Schritte der deutschen Kolonisation gingen nicht so weit. Wenn auch — wie W. Schulte treffend hervorhebt — nicht nur die dörfliche Ansiedlung der Deutschen, sondern auch ihre Stadtanlagen durch den Wunsch des Herzogs, »die Sonderstellung der deutschen Kolonie in Recht und Gerichtsbarkeit durchzuführen, ohne vorerst den alten polnischen Verwaltungsorganismus der Kastellaneien zu durchbrechen«, von der alten Reihe der Kastellaneien Bunzlau, Gröditzberg, Liegnitz weiter südwärts ins Bergland verwiesen wurden, so

sind doch als Kernpunkte deutscher Siedelung vor dem Mongoleneinfall (1241) nur die deutschen Städte Löwenberg (1217?) und Goldberg (1211) nahezu gleichzeitig mit Neumarkt ins Leben getreten. Erst nach jener Katastrophe greift die Kolonisation tiefer ins Bergland hinein. Unverkennbar brachte gerade die Zersplitterung Schlesiens seinen Teilfürsten eine Anregung zu nachdrücklicherer Ausnutzung ihrer engeren Herrschaftsgebiete. Aber es liegt doch wohl nicht an der Ungunst der Überlieferung, wenn auf die Stadtgründungen zu Landeshut (1249) und Lähn (1261) erst in erheblichem Abstand die älteste Erwähnung von Hirschberg und Warmbrunn (1281) folgt. So weiträumige Verleihungen, wie sie mit unvollkommenster Andeutung der Begrenzung 1281 den Johannitern als Unterstützung des Kampfes im Heiligen Lande bei Warmbrunn und am Hange des Gebirges zugesprochen werden (250 + 100 + 100 = 450 Hufen, doch wohl große Waldhufen von je 25—30 ha, also ungefähr 2 Quadratmeilen)[1], sind überhaupt nur denkbar in jungfräulichem, erst zu rodendem Waldland[2]. Augenscheinlich hat erst das letzte Viertel des 13. Jahr-

1) Die Größe der Hufen ist nicht genau bekannt. Nur als obere Grenze der Möglichkeit mag man die Königshufe von 47,7 ha in Erinnerung behalten. G. A. H. Stenzel (Urkundensammlung der Städte 1832, 173) schied für Schlesien kleine (Flämische) und große (Fränkische) Hufen und fand für deren Zehnten wiederholt das Verhältnis 2 : 3. W. Schulte (Cod. Dipl. Sil. XIV, p. LV—LIX) ermittelte für das Neißer Land eine kleine Hufe von 16,8 ha. Die große wagt er wegen des starken Schwankens der wenigen (8) Einzelwerte nicht zu bestimmen. Der Mittelwert erinnert so stark an die obige Proportion 2 : 3, daß man bei deren Annahme auf 25,2 ha als Näherungswert für die große Fränkische Hufe kommen könnte. Aber Stenzel (Gesch. Schlesiens 1853, 306) warnt vor der Übertragung der Proportion des Zehnten auf das Flächenmaß und neigt dazu, die große Hufe als die Verdoppelung der kleinen sich vorzustellen. Auch Meitzen, Siedelung und Agrarwesen II, 568. 569, kommt für Kreuzburgs Ansetzung auf eine Hufe von 31,87 ha.

2) Herzog Bernhard, Herr zu Löwenberg, schenkt den Johannitern zu Striegau am 18. März 1281 Warmbrunn mit 250 Hufen und verkauft ihnen dazu weitere 100 Hufen (Schles. Reg. 1656). Diesen Besitz scheint (Schles. Reg. 1667) schon am 13. Juli 1281 ein neuer Ankauf von 100 Hufen zu erweitern, deren Lage folgendermaßen beschrieben wird: centum mansos, sitos infra aquam, que dicitur Zachun, ubi excaturit, ex parte una, et Plessenam, ex parte altera, a parte utriusque littoris aque utriusque in longitudine integre. Prof. Regell, der als erster sich mit dieser Urkunde näher beschäftigt hat (Romanisches aus dem Riesengebirge, Schles. Ztg. 1898, Nr. 487. 490), erkannte treffend, daß es sich um das Gebiet zwischen dem Großen und dem Kleinen Zacken handelt. Aber man wird ihm nicht folgen können bei der Annahme, der erwähnte Zackenursprung sei der Austritt des Zackens aus der nun von der Straße erschlossenen Schlucht am Vitriolwerk. Dort kann das obere Ende des großen damals verkauften Waldgebietes unmöglich gelegen haben. Vielmehr paßt die Fassung des Textes nur auf den ganzen Bergrücken des Schwarzen Berges, des Hochsteins und der Abendburg; jenseits von ihr liegen die Quellen des Kleinen Zacken und zwei Quelladern des

hunderts die deutsche Kolonisation im Hirschberger Kessel durchgeführt, sie aber auch so rasch vollendet, daß an der Schwelle des 14. Jahrhunderts das Zehntregister des Breslauer Bistums schon die 8 Dörfer am Fuß des Gebirges von Petersdorf bis Steinseiffen, wahrscheinlich auch die Erzlager von Schmiedeberg kennt, ebenso die Dörfer um den Fuß des Landeshuter Kamms und einzelne dicht vor dem Isergebirge. Dieses Fortschreiten gegen das Gebirge machen auch die Herrensitze mit. Von Schloß Kemnitz, das aus des Herzogs Hand 1242 in die der Gotsche Schoff übergegangen war, verlegte diese Adelsfamilie nach der Mitte des 14. Jahrhunderts ihren Sitz auf den Rand des Gebirges nach der 1364 zum ersten Male genannten, anscheinend noch nicht lange bestehenden, bis dahin herzoglichen Burg Kynast. Albert der Baier, aus einem bisher am Außenrande der Vorberge heimischen Geschlecht, erscheint seit 1311 ansässig in Waltersdorf (bei Kupferberg).

Soweit, bis an den Rand der Berge, hatte der Feldbau allein die Ansiedler geführt. Für ihn boten die engen, von wilden Wassern durchrauschten Täler und die steilen Lehnen mit flachgründigem, steinigem Boden keine gleich starke Lockung. Deshalb schritt die

---

Großen, die beiden Flinsberger Zwiesel, nicht gar weit voneinander. Das ganze von diesen Gewässern umschlossene Gebiet mißt 38 qkm. Das ist allerdings mehr als 100 Waldhufen (25—30 qkm), überschreitet aber deren Größe doch nur um einen Betrag, der bei solchem Schöpfen aus dem vollen in so schwierigem Waldgebirge noch innerhalb der Fehlergrenze liegen konnte. Die runde Summe von 100 Hufen machte gar keinen Anspruch auf Genauigkeit; sie gab nur eine annähernde Vorstellung von der Ausdehnung des veräußerten Geländes, dessen Umgrenzung durch die genannten Gewässer ausreichend gesichert schien. Es ist sogar möglich, daß zuerst nur das allgemeine Maß des Waldstückes vereinbart war und dann erst die Auswahl an Ort und Stelle erfolgte, mit dem Bestreben, eine möglichst klare Begrenzung so zu wählen, daß sie ungefähr der in Aussicht genommenen Fläche entsprach. Diese Annahme wird besonders nahegelegt durch die enge zeitliche Nachbarschaft und die Jahreszeiten der beiden Urkunden, die in der Größe des Verkaufsobjekts übereinstimmen. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß es sich in beiden um dieselben 100 Hufen handelt, die im März, ehe das hohe Gebirge zugänglich war, dem Orden nur im allgemeinen käuflich zugesichert und erst im Juli mit bestimmter Begrenzung ihm an Ort und Stelle überwiesen wurden. Dann hätte der gesamte Ordensbesitz am Riesengebirge nicht 450, sondern nur 350 Hufen betragen. Diese Unsicherheit verbietet das Eingehen auf den zunächst verlockenden Versuch, aus den räumlichen Verhältnissen des Zackengebietes (272,3 qkm) Vermutungen herzuleiten über die Lage des Gesamtbesitzes der Johanniter. Für die freundliche Mitteilung des vollen Wortlautes der interessanten Urkunde, die im Großprioratsarchiv zu Prag aufbewahrt wird und nur in einem sehr seltenen Werke (J. Delaville de Roulx, Cartulaire général de l'ordre des Hospitaliers de S. Jean de Jérusalem [1261—1300] III, 416. Paris 1899) veröffentlicht ist, bleibt der Verf. dem Kgl. Staatsarchiv zu Breslau zu besonderem Danke verpflichtet.

Siedelung nun langsamer in das Gebirge selbst fort, hie und da gestützt auf Bergbau und die Anfänge der Industrie. Allerdings ist dem Riesen- und Isergebirge kein sonderlich reicher Bergsegen beschieden. Das geheimnisvolle Treiben welscher Gold- und Edelsteinsucher, die im 14. und 15. Jahrhundert hier sich einfanden, ist, wie sein literarischer Niederschlag in den Walenbüchlein dem nüchternen Leser zeigt, im wesentlichen Schwindel gewesen, — ganz würdig des verworrenen Nachhalls im Zauberdrama des 20. Jahrhunderts. Und wenn die von fremdem Boden, vielleicht gerade im Geleit von Bergleuten hierher übertragene Sage vom Rübezahl den Berggeist nicht zu knapp mit Edelmetall ausstattet, kommt darin mehr die Sehnsucht nach dessen Besitz, als die Kunde wirklicher Lager zum Ausdruck. Der ernstliche Bergwerksbetrieb richtete sich in Kupferberg auf Kupfer, Blei und Silber, in Schmiedeberg auf Eisen; die Schwankungen seines Erfolges beschränkten die Wirkung auf die Förderung der Siedlungen, denen der Holzverbrauch des Bergbaues lichten Raum und Arbeit im alten Waldland schuf. In ähnlicher Weise brach der Glashüttenbetrieb dem Eindringen von Ansiedlern ins Gebirge die Bahn; die großen Quarzgänge des Gneisgebietes boten den wichtigsten Rohstoff, der Wald die Feuerung. Manche dieser Hütten sind wieder erloschen (Giersdorf, Quirl), andere — sobald sie ihre Umgebung entwaldet hatten — weiter ins Gebirge hineingewandert zu noch unberührten Holzbeständen. Das große Bergdorf Schreiberhau dankt nicht nur seine Entwicklung, sondern auch seine weiträumige Ausdehnung und den Reiz des Inseldaseins seiner waldumfangenen Häusergruppen der waldverzehrenden Kraft der Glasöfen, deren Wanderweg die ganze Breite des schlesischen Grenzwaldes bis hinüber auf den böhmischen Abhang durchbohrte.

Aber dieses beinahe nomadische Dasein der Glashütten gehört natürlich ganz der Geschichte an. Es war nur möglich in einem verkehrsarmen Zeitalter, das für den Holzüberfluß weiter Waldungen keine andere Bestimmung kannte als das Ofenloch. Eine lange Bahn hat die Verkehrsentwicklung des Waldes durchlaufen müssen. Noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts gab das Frühjahrshochwasser der Bäche die Transportkraft für das im Winter mit Schlitten an die Ufer herangerückte Scheitholz. Wie ein großer Fortschritt nahm sich schon die nur von der Fischerei beklagte Einführung der Holzstoffabrikation in die Gebirgstäler aus. Nun durchflicht den Forst ein Straßennetz, das unzerkleinert das Langholz dem Fernverkehr der Bahnen übergibt, denen auch die Sägemühlen ihre Bretterlasten zuführen. Die unschätzbare Steigerung des Wertes der Waldung hat

auch auf deren sorgsamere Pflege hingewirkt. Die Forsten der Gegenwart stehen in ihrer Physiognomie und ihrer Ertragsfähigkeit ganz außer Vergleich mit denen früherer Jahrhunderte. Sie bilden einen überaus entscheidenden Zug im Bilde des Wirtschaftslebens des Gebirges. In ihnen liegt der Schwerpunkt der in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Bedeutung des Großgrundbesitzes unseres Berglandes. Von dem Gesamtbesitz der gräflichen Familie Schaffgotsch entfallen im Majorat der Freien Standesherrschaft Kynast von 18676 ha auf den Wald 17723 ha (95 %), im Reichsgräfl. Allodialbesitz (Herrschaft Greiffenstein und 5 Güter im Hirschberger Tal) von 12397 ha auf den Wald 10766 ha (87 %). Nehmen wir nur noch die 3000 ha übersteigenden Waldungen der Oberförsterei Arnsberg des Kgl. Haus- und Kronfideikommisses hinzu, so haben wir damit allein auf dem schlesischen Abhange des Riesengebirges ein zusammenhängendes Waldgebiet von nahezu 6 Geviertmeilen (genauer S. 478).

Es ist ein wichtiger Zug im Bilde des schlesischen Riesengebirges, daß hier der Zusammenhang des Waldgürtels sich im wesentlichen erhalten hat, nirgends eine kahle Lehne, wie der Südhang der Kesselkoppe, vom Scheitel des Gebirges hinabreicht bis in die Talsohlen. Das ist ein unbestreitbares Verdienst der Schaffgotsch. Sie haben nie eine Raubwirtschaft in ihrem Walde getrieben, nie dessen Lichtung in hastiger Gier beschleunigt. Das schlesische Riesengebirge ist unberührt geblieben von jener durch herbeigerufene Scharen alpiner Holzarbeiter ins Werk gesetzten starken Entwaldung, die den böhmischen Südhang im 16. Jahrhundert traf und erst durch Professor Regells erfolgreiche Forschungen [1]) recht bekannt geworden ist. Darin liegt der Grund zu dem landschaftlichen Gegensatz der beiden Abhänge des Gebirges, der jedem Besucher sofort ins Auge fällt. Die großen Baudengruppen und Baudendörfer, die — wie eine Invasion der Hochmatten — von dem Scheitel des Gebirges weit abwärts reichen und die Waldregion zerstückelnd auflösen, finden kein Gegenstück auf der schlesischen Seite. Nur wenige echte Viehbauden haben hier am Rande der Hochregion sich entwickelt und die obere Waldgrenze örtlich etwas herabgedrückt. Was in tieferer Lage, auf Lichtungen des Waldes, den Namen Baude führt, ist etwas wesentlich Verschiedenes. Es sind einerseits Einzelsiedelungen, die als unentbehrliche Stützen des Verkehrs wie kleine Inseln im weiten Waldmeer aufleuchten. Dann aber werden bisweilen als Baudendörfer bezeichnet

1) Der oberdeutsche Einschlag in der Bevölkerung des Riesengebirges. Wanderer im Rgb. X, 1905, 129—133.

größere Streusiedelungen, die wohl Viehzucht treiben, aber ohne Fühlung mit den Hochgebirgsmatten in wesentlich engerem Rahmen als die Viehbaudengruppen der böhmischen Seite, und dafür enger verbunden sind mit Waldpflege, Hausindustrie, neuerdings mit dem Leben des Fremdenverkehrs. Ein ganzer Gürtel solcher Streusiedelungen zieht zwischen 500 und 800 m, von breiten Waldstreifen unterbrochen, am Nordhange des Gebirges entlang von Wolfshau über Brückenberg, die Baberhäuser, Hain, Saalberg, Agnetendorf bis Schreiberhau. Für seine Entstehung war die Vorbedingung gegeben in einem Zuge des Naturbildes (vgl. I, 101), einer auffallenden Stufenbildung, die den Hang des Gebirges unterbricht. An der Entwicklung dieses Siedelungsgürtels, der vorwiegend im 16. und 17. Jahrhundert entstand, waren die Zeitereignisse etwas beteiligt: Wanderungen, die durch die Kirchenspaltung und die scharfe Behandlung ihrer Gegensätze angeregt wurden. Die Triebkraft der religiösen Bewegungen überwand bisweilen selbst die altbewährte trennende Macht der Gebirgsmauer. Die Welle böhmischer »Exulanten« ergoß sich wohl am kräftigsten durch die Paßlandschaft im Westen des Isergebirges, schäumte aber vereinzelt auch über die Hochfläche der Elbquelle herüber. In der Stille des Gebirgswaldes entging mancher Zuwanderer der Glaubensverfolgung; hie und da erinnert ein Wachstein oder ein Predigerstein an die Buschprediger, die auf Schleichwegen der Pflicht nachgingen, den bedrohten und bedrängten Glaubensgenossen in einer Waldandacht Worte des Trostes und der Erhebung zu spenden.

Unter den Erwerbsquellen dieser Bergdörfer trugen manche einen bodenständigen Charakter, so die Holzschlägerei und der Betrieb von Kohlenmeilern für Hüttenwerke, auch die Geschäftigkeit der Laboranten von Krummhübel. Wie in der Schwarzburger Oberherrschaft des Thüringer Waldes und an einzelnen Punkten des Sächsischen Erzgebirges richtete sich die Erforschung der reichen Gebirgsflora auch im Riesengebirge früh auf die Aufsuchung heilkräftiger Kräuter. Dies Streben ist gewiß älter, als die Überlieferung zugeben will. Angeblich sollen erst ums Jahr 1700 landesflüchtige böhmische Studenten in Krummhübel den Anfang gemacht haben mit einer geschäftsmäßigen Herstellung und einem die Märkte der Ferne aufsuchenden Vertrieb von Arzneien. Das Aufblühen einer wahren Laborantenzunft machte Krummhübel an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts zu einem Apothekerdorf, dessen Betriebsamkeit natürlich nicht vereinbar war mit der modernen Organisation des Handels mit Medikamenten und ihr 1829 ganz das Feld räumen mußte.

Die lange Dauer der winterlichen Schneedecke, die nur den Holzarbeitern eine unbeschränkte Verkehrsbahn für ihre Holzabfuhr bereitete, aber alle andere Arbeit im Freien zum Stillstand verurteilte, machte viele Hände frei für häuslichen Fleiß. Spinnerei und Weberei drangen empor in die meisten Bergdörfer. Auch der Sinn für Holzschnitzerei regte sich, blieb aber lange in einen merkwürdig engen Formenkreis gebannt; erst die Holzschnitzschule zu Warmbrunn sucht seit 1902 ihn freier zu entwickeln und ihm höhere Aufgaben zu stellen. Im Westflügel des Gebirges hat, unter der Anregung der deutsch-böhmischen Nachbarschaft, erst im 19. Jahrhundert die weitverzweigte Glasveredelung sich der verfügbaren Arbeitskraft des Bergvolks bemächtigt, auch der Arbeitskraft der Wasserläufe. Nicht nur am Zacken, sondern auch an schwachen ihm zustrebenden Bächlein erhoben sich Werkstätten der Glasschleiferei. Gerade dieser Industriezweig gehorchte in starker Zersplitterung, in einer Verteilung unter zahlreiche kleine Besitzer, die ihre Werkstellen den Arbeitern verpachteten, dem Antrieb der ins Kleine gehenden Verzweigung der Talwurzeln. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als wenn die vollere Kraft der von geräumigeren Quellgebieten mit reichlicherer Regenspende gespeisten Flüsse des böhmischen Abhangs (Aupa, Elbe, Iser) unweigerlich die Entscheidung gäbe über eine nur dort mögliche großindustrielle Entwicklung im Gegensatz zu der Dezentralisation, die für den Industriebetrieb der schlesischen Seite charakteristisch war. Aber der Fortschritt der Zeit scheint diesen Unterschied allmählich abzuschwächen. Mit der örtlichen Verwertung bestimmt zugemessener natürlicher Wasserkraft tritt ausgleichend in Wettbewerb die Fernwirkung der Elektrizität und die Zufuhr der Kohle.

Das sind Momente, die zu der großen Veränderung der Lebensbedingungen gehören, unter denen die Gebirgsindustrie ihre Ziele wählt und ihren eigentümlichen Charakter gewinnt. So sonderbar es klingt, hatte sie früher in idyllischer, patriarchalischer Isolierung vom Getriebe des Schnellverkehrs zum Teil eine größere Fernwirkung als heute. Je weiter sie ablag von den großen Wegen, desto bestimmter mußte sie ihre Lebensfähigkeit durch die höchste Verfeinerung ihrer Leistung zu sichern suchen. Sorgsam geschulte Geschicklichkeit des Arbeiters mußte, geführt von genialem, schöpferischem Geiste, etwas schaffen, was der eilfertigen Routine der Massenproduktion der Fabriken an der großen Heerstraße unerreichbar blieb. Schon in der Blütezeit der Handweberei und in der am Anfang des 19. Jahrhunderts an einzelnen Orten des Gebirges zu besonderer Vollkommenheit entwickelten Stein- und Wappenschneiderei scheint diese

Steigerung der Qualität in stiller, vom Weltgetriebe abgelegener Werkstatt wirksam gewesen zu sein, besonders auffallend später in der Glasindustrie des Zackentals. Ein abgeschiedener, im Winter tief eingeschneiter Talwinkel sendete die Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit hinüber nach England und Amerika, deren Handelsherren hier häufige Gäste waren. Merkwürdig berührten sich die Arbeit eines weit zerstreuten und doch in seiner Isolierung beinahe familienhaft zusammenhaltenden Bergdorfs und das überseeische Handelsleben, der Vertreter der Luxusansprüche der großen Welt. Wie eine Schranke der Entwicklung empfand man die Ferne der Eisenbahn; beinahe neun Meilen, bis Bunzlau, mußten Frachtwagen oder Schlitten die sorgsam gepackten Kisten führen. Alles sehnte den Schienenweg herbei. Aber als er kam — ward alles anders.

Für das ganze Riesengebirge hat der moderne Verkehr ein neues Zeitalter heraufgeführt. Wie aus einer andern Welt klingen zu uns herüber die Nachrichten der Zeit, da ein mehrtägiges Wandern den Pilger vorbereitete auf den großen Augenblick, in dem der Bergvorhang vor ihm sich weghob und er zum ersten Male — sei es vom Hochstein, sei es vom Berbisdorfer Kapellenberg — die Kette des Gebirges vor sich entrollt sah. Vielen war schon der Anblick der Bergwelt aus dem freundlichen Talgrund ein reicher Lohn. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus lagen zwischen den Hügeln der Vorberge die gepriesenen Ruhesitze. Erdmannsdorf, Buchwald, Fischbach verwirklichten das Ideal der Wünsche dieses Zeitalters, und für die Menge der Erholungsbedürftigen, die in der Lage waren, eine Reise nach dem Gebirge und längeren Aufenthalt sich zu gönnen, war Warmbrunn das fraglose Ziel. Von dort aus unternahm man wohlvorbereitet dann auch eine Expedition auf den Kamm, nicht leicht ohne kundigen patentierten Führer. Wie eine Entdeckung kam es manchem vor, daß es sich auch in Hermsdorf recht wohl leben lasse. Ganz allmählich erst rückten die Fremden höher und höher, bis endlich Schreiberhau und Krummhübel samt Brückenberg die Führung unter den Sommerfrischen bekamen. Wie belebten sich auf einmal die stillen Wälder und die Hochgebirgsmatten. Wo früher nur ein schwacher, kaum kenntlicher Pfad den »Pascher« über die Landesgrenze, den Wildschützen durch das Waldesdickicht leitete, spannt sich nun ein Netz wohlgepflegter Saumwege, bisweilen wahrer Promenadensteige mit wohlabgemessenem Gefäll über Lehnen und Scheitel der Berge. War es einer früheren Generation als ein Triumph modernen Straßenbaus erschienen, den über hohe Bergschultern zu seiten der Zackenschlucht beschwerlich emporklimmenden alten

Fahrweg, der zwischen Riesen- und Isergebirge Schlesien und Böhmen verband, durch eine oft dem Felsen abgerungene Uferstraße zu ersetzen, so ersteigt heute die Eisenbahn in weit ausholenden Windungen die aussichtsreichen Höhen über dem Taleingang, um dann den Zugang zur Paßhöhe in sanftem Anstieg zu erlangen. Und ehe noch der von der Natur nahegelegte Gedanke einer Fahrstraße mitten über den Kamm durch den Sattel der Mädelwiese ernstlich in Angriff genommen ist, schwelgt die Phantasie des Unternehmungsgeistes schon in Bahnentwürfen, die selbst den schon von einer Auswahl von Tourenwegen umwickelten Koppenkegel nicht verschonen. Den Pflegern von Wald und Wild wird es unheimlich; sie sinnen auf Beschränkung der Wege für die nach Waldesfreiheit dürstenden städtischen Gäste; neben den vielarmigen Wegweisern stellen sich die Tafeln der Wegverbote ein. Die Fremden selbst überkommt eine leise Sorge, ob der rasche Zug modernen Verkehrsgetriebes nicht etwas abstreife von dem alten Zauber stimmungsvollen Bergfriedens. Aber die erfinderische Zeit ist um Ersatz nicht verlegen. Sie öffnet — die Sagenhalle oder lauscht — »der versunkenen Glocke«.

Es ist nicht leicht, der tiefgreifenden Umgestaltung, die das Riesengebirge in einem Menschenalter erfuhr, in allseitiger Beurteilung gerecht zu werden. Die oberflächliche Betrachtung mag sich begnügen mit der Betonung der Steigerung des Lebens, der Mehrung der ständigen Bewohnerschaft und der Feuerstätten, der vollkommeneren Bauart der Wohnhäuser, der Hebung der Steuererträge, der Verdichtung und Verbesserung des Wegenetzes und der Verkehrsanstalten. Wem das allein als entscheidend erscheint, der wird ohne Einschränkung von einer steigenden Entwicklung reden. Aber ist das Pfropfen eines Baumes ein einfacher Entwicklungsvorgang? Nicht vielmehr die Störung der natürlichen Entwicklung und die Eröffnung einer neuen, zu der verschiedene Elemente nicht ohne Widerstreben sich verschmelzen? Wer mit seinem ganzen Empfinden in dem alten urwüchsigen Leben des Riesengebirges wurzelt, der fühlt sich nach längerer Trennung beinahe fremd in der alten Heimat. Am leichtesten wird man sich noch mit ihren äußeren Veränderungen befreunden. Wenn auch bisweilen das enge Zusammentreten der Häuser und ihrer Zaungehege eine vergleichende Erinnerung an die vormals freien Wiesen und die lose verstreuten, halb unter Bäumen geborgenen Holzhäuschen weckt, kann man doch nicht zweifeln, daß die Neuzeit mit der Sorge für Luft und Licht wirklich gesündere und schon deshalb schönere Gebäude aufrichtet und sich auch bemüht, sie als freundliche Gestalten in das Naturbild einzufügen. Aber

unverkennbar wird das Dasein eines Dörfchens, das zu seiner festen Einwohnerschaft einen starken, bisweilen 6- oder 7 mal stärkeren Zustrom von Sommergästen aufnimmt, ein völlig neues Gesicht gewinnen; die in ein Kraftfeld neu eingeführte Wirkung eines Magneten ändert sofort die Richtung der Kraftlinien. Alles stellt sich ein auf den Fremdenverkehr. Der Eifer, mit dem die Wohnungen für ihn hergerichtet werden, beschränkt und verteuert die Unterkunft für die Einheimischen; die Zuwendung der Arbeitskraft zu dem Saisonerwerb lenkt sie ab von den am Ort herkömmlichen Arbeitszielen. Dem Haushalt der Gemeinden stellen neue Anforderungen die Aufgabe, unter anderen Bedingungen sein Gleichgewicht zu suchen. Das wird nicht erleichtert dadurch, daß viel Grundbesitz in fremde Hände übergeht, in Hände von Familien, die den Schwerpunkt ihrer Interessen in einer fernen Großstadt haben und aus der Freude kurzen Sommeraufenthalts keine begeisterte Opferwilligkeit schöpfen für die Verwaltungskosten, die Kirch- und Schullasten eines Bergdorfs, in dem sie sich nur als Gäste fühlen. So lockert das Eindringen dieser fremden Elemente den festen inneren Zusammenhalt der Gemeinden, auch die Anhänglichkeit des einzelnen an den ererbten Herd und die Pflege des Bodens, der die Vorfahren ernährte; beides erscheint nicht mehr als die Grundlage des Daseins einer festgewurzelten Familie, sondern als der Einsatz in dem Glücksspiel der Spekulation. Alle diese Tatsachen verändern auch die Lebensbedingungen der in den Tälern des Gebirges heimischen Industrien, streifen viel von ihrer alten Besonderheit ab und nähern sie einerseits den allgemein gültigen Verhältnissen des Vorlands, während sie andererseits ihnen den Wettbewerb mit dem neuen Erwerbszweig aufnötigen, den die Schweizer »Fremdenindustrie« getauft haben. Wie modernes Hotelwesen immer breiteren Raum in den Bergdörfern einnimmt und selbst auf den Höhen des Gebirges neben die Baude der alten Zeit das von ihr nur noch den Namen leihende Hotel sich stellt, das bedarf kaum besonderer Betonung. Viel wichtiger ist es, daß jedes Haus zur Fremdenherberge wird, seine Wirtschaft nicht mehr allein auf dem Boden, der es trägt, sondern in den wechselnden Verhältnissen, die den Zustrom der Sommergäste regeln, seine Grundlage sucht und möglichste Anpassung an deren Lebenshaltung erstrebt. So wächst unter durchaus veränderten Eindrücken das neue Geschlecht heran. Mag die Zukunft in Riesengebirgsmuseen noch die alte Hauseinrichtung und die Trachten der Bewohner, Spinnrocken und »Schnurgucken« (alte Hauben) der Frauen betrachten — der alte Schlag der rauhen, derben, kernhaften Baudenmänner und Waldleute gehört schon jetzt völlig der Vergangenheit an.

Über solche Erwägungen kann nur eins versöhnend hinwegheben: die Einsicht, daß unser schlesisches Riesengebirge keine abgeschlossene Welt für sich ist, sondern nur ein Teil eines größeren Ganzen, gebunden an dessen Leben, verpflichtet, ihm mit seinen Gaben zu dienen selbst auf Kosten seiner liebgewordenen alten Eigenart. Im Grunde beruht die große Veränderung, die das Gebirge erfahren, doch auf der ungeheuren Steigerung des Wertes, den dieser schmale Streifen bergigen, bisweilen schon an Hochgebirgsnatur erinnernden Landes besitzt für die Bewohner des weiten Tieflands, in das seine Bäche niederziehen. Die noch vor wenigen Jahrzehnten ungeahnte Großartigkeit der modernen Großstadtentwicklung, die leicht zu fieberhafter Überspannung sich steigernde Regsamkeit ihres Arbeitslebens verlangen gebieterisch als unentbehrliche Ergänzung Stätten der Erholung in reiner, freier Luft, in stillem, frischem Wald, im weiten Umblick von hellen Höhen, auch stählende Übung der Muskelkraft und der Atmung in flottem Bergwandern und in rüstigem Wintersport. So kommt den räumlich beschränkten Gebirgen ein wichtiger Platz zu in der Erhaltung der Gesundheit, der Arbeitskraft und Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes. Ein großer Sektor deutscher Erde ist in dieser Beziehung auf das Riesengebirge naturgemäß angewiesen. Was unser Gebirge als Hort der Gesundheit bedeutet, das hat erst die jüngste Zeit voll erfaßt; sie hat sich auch bei uns des schönen Wortes erinnert, das tröstend den Gebeugten in den Wandelgängen Reichenhalls entgegenleuchtet:

Was ist das höchste Glück auf Erden?
Gesund zu sein?
Ich sage: nein!
Ein größres ist's, gesund zu werden.

Wenn frühere Jahrhunderte nur die Heilquellen von Warmbrunn und Flinsberg als Helfer der Genesung schätzten, hat unsere Zeit auch die reine Luft, die kräftige Sonnenstrahlung des Gebirges zielbewußt in den Dienst der Heilkunde gestellt. Zu den großartigsten Schöpfungen fürsorgender Nächstenliebe gehören das Genesungsheim der Schlesischen Landesversicherungsanstalt zu Hohenwiese, ein zu verschwenderischer Geräumigkeit und Ausstattung fortgeschrittener Prachtbau, den schwerlich irgend ein Werk der Arbeiterfürsorge in Zukunft noch zu überbieten suchen wird, und die Lungenheilstätte der Arbeiterpensionskasse der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft am Moltkefels in Nieder-Schreiberhau. Hoffentlich bleibt die Gelegenheit nicht unbenutzt, diese staatlich organisierten Anstalten

im Interesse ihres eigenen Zweckes zu Beobachtungsstationen der therapeutisch wichtigen klimatischen Faktoren, namentlich der Dauer und Kraft der Sonnenstrahlung, zu machen. Hier fallen die Schwierigkeiten weg, die anderwärts an klimatischen Kurorten das für ihren Ruf besorgte Wohlwollen der genauen Ablesung der Instrumente entgegenstellt. Die Wissenschaft hat wohl ein Recht, auch für sich im Interesse der Heilkunde einen Ertrag zu beanspruchen von den ungeheuren Aufwendungen, die diese Anstalten verschlingen. Sie können, ohne aus den Grenzen ihrer Zweckbestimmung herauszutreten, wesentlich beitragen zu der klimatischen Erforschung des Gebirges im Zusammenwirken mit dem meteorologischen Netz, das vom Fuße des Gebirges (Eichberg bei Schildau 349 m) über die Stufen seines Abhangs emporgespannt ist bis zum Scheitel der Schneekoppe (1605 m), den als Denkmäler verschiedener Zeiten, die Kapelle (1668), die Gasthäuser (1850. 1868) und als jüngstes Glied der kaum noch vermehrbaren Bebauung die Vorkehrungen einer meteorologischen Station I. Ordnung krönen. Der Beobachter, der ihren Dienst übernimmt, lebt auch im Winter keineswegs so von der Welt abgeschieden, wie der auf Sonnblick, Zugspitze oder Säntis. Die jüngste Zeit hat namentlich seit der Einbürgerung des Skilaufes auch den Winterreizen des Gebirgskamms begeisterte Bewunderer zugeführt[1]).

2. Der Kampf mit den Wildwassern.

> Durch einen Ausgleich der stark wechselnden Wasserabflußmengen im Gebirge wird man vielfach imstande sein, den Gebirgsbewohnern dauernden Segen und Frieden zu schaffen und sie an ihre heimatliche Scholle zu fesseln. O. Intze.

Wie die Natur des Riesengebirges das Leben seiner Lehnen beherrscht, seine Arbeit begrenzt und lenkt, sein Siedlungsbild bereichert mit fernwirkender Anziehungskraft, das sieht jeder Fremdling, der seinen Wanderstab in seine Täler setzt. Aber zwischen das Gebirge und die ferne Heimat seiner Besucher schaltet sich ein von den Reisenden meist rasch übersprungener Gürtel ein, der dauernd und unmittelbar die Herrschaft des Berggeistes empfindet: das Vorland, das die Gewässer aus Rübezahls Reich durchziehen. Die ganze Ost- und Nordseite des Riesengebirges schicken ihr Wasser in den Bober, der

1) Berth. Lessenthin, Das Riesengebirge im Winter. Breslau 1901.

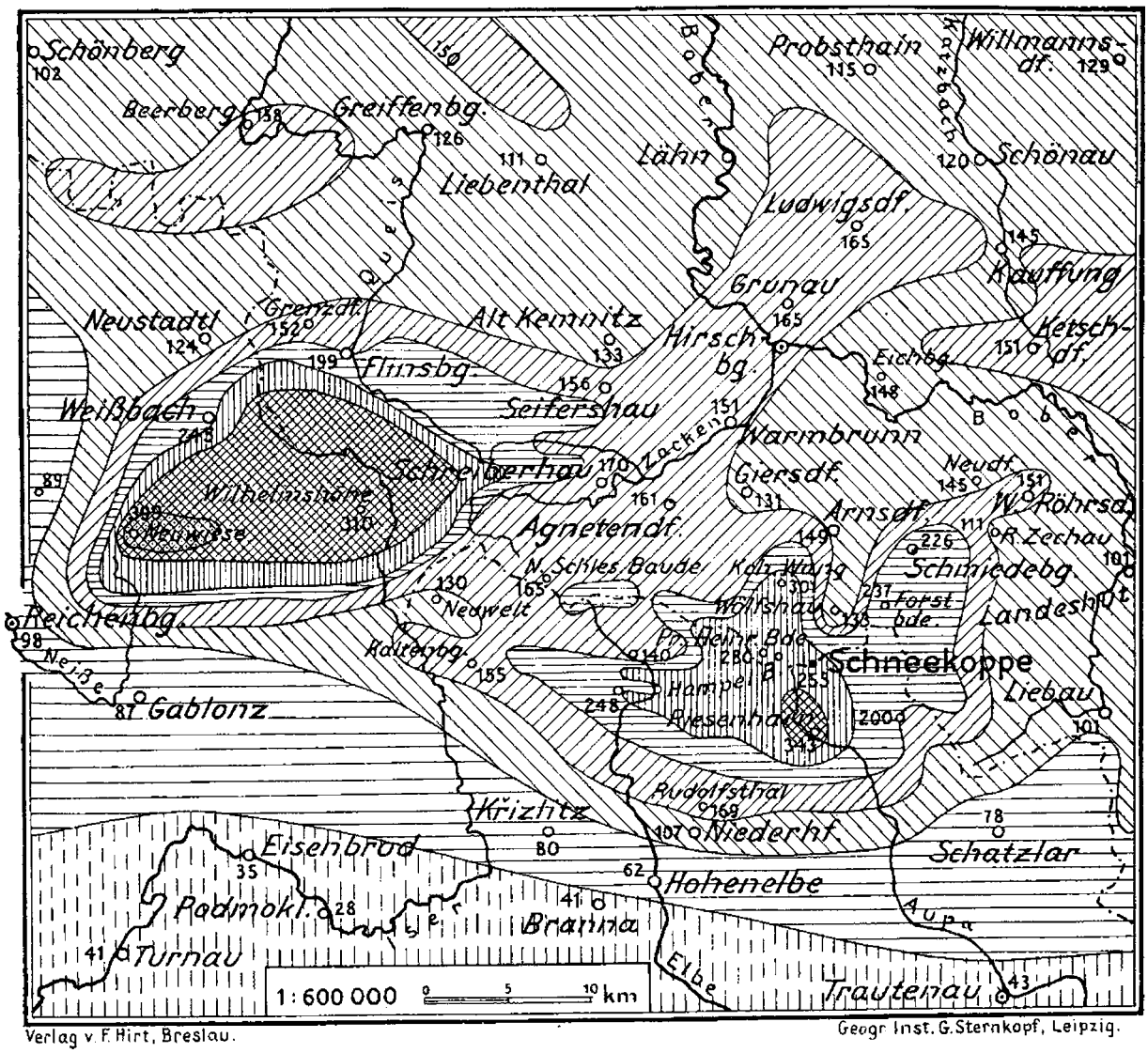
beide umzieht, ehe er in langem, wechselvollem Gebirgslaufe die Ebene und die Vereinigung mit dem Queis, dem Sammler der nördlichen Abflüsse des Isergebirges, erreicht. So ungleich an Ausdehnung des Nährgebietes (Bober bis zur Queismündung 3158, Queis 1006 qkm) und demgemäß auch an Wasserführung die beiden verschwisterten Flüsse sind, haben sie einige Züge gemein: die Entwicklung eines flachen, die Gefällskurve unterbrechenden Sammelbeckens vor der Gebirgsfront (Hirschberg—Greiffenberg) und — daran unmittelbar abwärts sich anschließend — eine gewundene, schmal und tief in die Rumpffläche des Vorlands eingeschnittene Laufstrecke, ein felsiges »Durchbruchstal«, wie man früher zu sagen pflegte. Wo es sich öffnet (bei Lähn, bei Marklissa), beginnt ein regelmäßiger geneigter, voller ausgearbeiteter Tallauf. Diese Abschnitte der Talform sind von Bedeutung für die natürliche Entwicklung und für die Abwehr der Hochwassergefahr. Sie ist in zwei Jahreszeiten besonders zu fürchten: im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze, die indes nicht gleichzeitig für die verschiedenen Höhengürtel des Gebirges eintritt, also meist keine spitze Hochwasserwelle, sondern eine längere Periode gesteigerter Wasserführung erzeugt, und im Hochsommer infolge besonders ausgiebiger Niederschläge. Wie stark die Sommerhochwasser überwiegen, zeigt die Zusammenstellung der nach ihren Daten aufgezeichneten bedeutenderen Hochfluten der letzten Jahrhunderte des Bober- und Queisgebietes. Von 73 fielen auf die einzelnen Monate:

Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
1	2	1	2	7	16	19	17	5	—	1	2

Wir hatten früher schon (I 247) die Erfolge verzeichnet, die neuere Meteorologen in der Feststellung der atmosphärischen Vorbedingungen der heftigen sommerlichen Regenfälle unseres Gebirges erzielt haben. Seither war reichliche Gelegenheit zur Erneuerung dieser Untersuchungen, und einer interessanten großen Arbeit von Heinr. Mann gelang es sogar, mit dem Entwurf synoptischer Karten die Ergebnisse dieser Forschungen rückschreitend fruchtbar zu machen für das Verständnis der ungewöhnlich starken Niederschläge, die Ende August 1813 so entscheidend in den Gang der Kriegsereignisse eingriffen[1]). Auch »der Allierte von der Katzbach« war herbei-

1) Heinr. Mann, Das Hochwasser vom August/September 1813, seine Ursachen und sein Verlauf. Mit 5 Beilagen. Berlin 1905 (Jahrb. für die Gewässerkunde Norddeutschlands. Besondere Mitteilungen I, Nr. 2, S. 21—73, gr. 4°). Eine höchst bemerkenswerte, trotz ungemeiner Schwierigkeiten mit mühsam gewonnenem, naturgemäß vielfach mangelhaftem Material durch ausdauernde, eindringende Arbeit zu sicherem Erfolge durchgeführte Untersuchung.

gerufen durch eine barometrische Depression, die, von der Adria ausgegangen, im ungarischen Tiefland länger verweilte, bevor sie nordostwärts weiterzog. Solche keineswegs besonders tiefe Depressionen innerhalb des Karpatenringes schaffen bisweilen, »unter Nebenbedingungen«, die noch nicht zweifellos festgestellt sind, die für den



Verlag v. F. Hirt, Breslau. Geogr. Inst. G. Sternkopf, Leipzig.

Der Wolkenbruch am 29. und 30. Juli 1897.
Die Zahlen geben die 48stündige Regenhöhe in Millimetern an.

nordöstlichen Teil dieses Gebirges und für die Sudeten gefährliche Witterungslage: nördliche und nordwestliche Winde mit ungewöhnlich kräftigen mehrtägigen Niederschlägen. Das am genauesten bekannte Beispiel bietet die Wetterkatastrophe am Ende des Juli 1897. Sie brachte die stärksten Tagesmaxima des Regenfalls, die jemals im Gebiet der norddeutschen Ströme gemessen worden sind. Auf den Hochplatten und den flachrunden Rücken des Isergebirges über-

stiegen sie den sonst in Mitteleuropa unerhörten Betrag von 300 mm. So gewagt es bei der für ein reichgegliedertes Gelände noch spärlich sich ausnehmenden Verteilung der Stationen erscheinen mag, sei doch unter steter Erwägung des Reliefs der Versuch einer Karte der gewaltigen Niederschläge der beiden regenreichsten Tage (29. und 30. Juli) für das Riesen- und Isergebirge unternommen[1]). Die mit lebhaften, z. T. stürmischen Nord- und Nordwestwinden einsetzenden Regengüsse waren schon im Vorland des Gebirges von ungewöhnlicher Kraft. Die Orte Schönberg, Lauban, Naumburg, Bunzlau, Liegnitz bezeichnen ungefähr die Linie, an der die zweitägige Regenhöhe 10 cm zu übersteigen beginnt. Am Gebirgsrand steht sie meist über 15 cm, nur in etwas gegen NW geschützten Talwinkeln (Giersdorf, Wolfshau) ist sie ein wenig geringer, dafür abnorm hoch (20—25) in Buchten, die gegen NW sich öffnen (Weißbach an der Wittig, Flinsberg, Schmiedeberg). Beim Emporsteigen der feuchten Luftströmung am steilen Berghang erreichen die Niederschläge eine unheimliche Energie; auf dem Isergebirge liegt zwischen 750 und 1000 m das erstaunliche Extrem (30—40 cm). Fast scheint es, als fielen die dortigen Stationen gerade in einen Höhengürtel stärkster Regendichte; denn der höhere Kamm über Schreiberhau erscheint nicht regenreicher als dies Tal und die prächtige Stationsstufenleiter Eichberg—Wang—Prinz Heinrichsbaude—Schneekoppe hat ihren höchsten Niederschlagswert (30 cm) auch schon in Wang (873 m). Allerdings war das Haupttagesmaximum gerade bei der Schneekoppe besonders groß, und die zerstörende Kraft der Güsse war im Hintergrunde der an ihr wurzelnden Täler nicht nur wegen der Steilheit der Hänge so ungewöhnlich überwältigend, sondern die Regenmenge war hier auch ganz abnorm. Beim Riesengrunde mag ähnlich wie

---

1) Bei der Benutzung der meteorologischen Hauptquellen, G. Hellmann, Met. Zeitschr. XIV, 313—315, und Heft II der Beiträge zur Hydrographie Österreichs, hgg. vom K. K. hydrogr. Zentral-Bureau Wien 1898, ist zu beachten, daß die um 7 Uhr früh vorgenommene Niederschlagsmessung in Preußen das Datum der Beobachtung, in Österreich das des vorangehenden Tages empfängt. Die vollste hydrographische Bearbeitung bot Karl Fischer, Das Sommerhochwasser vom Juli bis August 1897 im Oderstromgebiet. S.-A. aus Zeitschr. f. Bauw. 1898, 62 S. m. 2 K. Das Wetter XVI, 1899, 49—53. 73—83. Alle diese Studien erstrecken sich über ein weiteres Gebiet und über einen längeren Zeitabschnitt. Hier gilt es für den engeren Horizont des Riesen- und Isergebirges zu zeigen, welch erstaunliche Wassermengen auf sie binnen 48 Stunden niederströmten. — Erst während der Revision des Drucks und nach Herstellung der eigenen Kartenskizze empfängt der Verf. das neue große Werk G. Hellmanns und G. v. Elsners, Meteorologische Untersuchungen über die Sommerhochwasser der Oder. Berlin 1911. Von den 55 Tafeln des zugehörigen Atlas gelten 8 dem Julihochwasser 1897.

bei Spindelmühl die Höhe der steilen östlichen Berge mit von Einfluß gewesen sein. Aber abgesehen von diesen Punkten waren der Süd- und auch der Ostrand des Gebirges von viel schwächeren Niederschlägen benetzt. Trautenau lag geradezu im Regenschatten des Gebirges. Mit dieser unverkennbaren Ungleicheit der Niederschlagsverteilung erinnerte diese Wetterkatastrophe an manche frühere Erfahrung.

Die in kurzer Zeit niedergehenden bedeutenden Güsse der schlesischen Seite wirkten um so mehr auf die Füllung des Wassernetzes, da sie einen durch vorangehende Niederschläge schon gesättigten Boden trafen. Die Steilheit des Nordhangs und das bedeutende Gefäll seiner Talsohlen beförderte das Wasser mit erstaunlicher Schnelligkeit in den Hirschberger Kessel. Wie gewöhnlich eilten der Hochflutwelle des oberen Bobers um mehrere Stunden die Bäche der Nordseite des Gebirges mit wildem Anschwellen voraus. Gegen 10 Uhr abends am 29. Juli begannen die Verheerungen am Oberlauf von Lomnitz und Zacken. Um 1—2 Uhr nachts spannte das Eintreffen ihrer Hochflut an der Mündung die Gefahr für Hirschbergs Weichbild auf kritische Höhe. Das enge Querprofil der Sattlerschlucht hatte schon vorher durch Rückstau des Bobers die niederen Vorstädte der selbst auf hochwasserfreier Terrasse gelegenen Stadt ernstlich gefährdet. Nun traten bedeutende Überflutungen ein, die der Zutritt der Boberwelle am Morgen des 30. Juli noch steigerte. Der Wasserstand am Hirschberger Pegel war von 2,05 m am Mittag des 29. Juli abends 7 Uhr auf 2,45 m, Mitternacht auf 2,90 m gestiegen, früh 6 Uhr auf 5,00 m; um 10 Uhr morgens ward mit 7,73 m das Maximum erreicht. Auch die Ufer weit abwärts wurden stark in Mitleidenschaft gezogen. Lähn sah den Bober schon um Mitternacht aus den Ufern treten, um 4 Uhr früh war das ganze Städtchen überschwemmt; aber das Wasser stieg immer noch weiter bis 1 $^1/_2$ Uhr nachm. Mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von etwa 3,5 km in der Stunde durchzog der Hochflutscheitel das Flußbett. Noch wilder tobte der Queis, und seine Vereinigung mit dem Bober brachte für Sagan, das früher (besonders 1804) unter ähnlichen Verhältnissen schwer gelitten hatte, zwischen den Mittagsbeobachtungen des 30. und 31. Juli ein Steigen des Spiegels von 0,90 auf 6 m. Auch die Lausitzer Neiße empfing ein ungewöhnlich bedeutendes Hochwasser; bei Forst gewann ihre Überflutung Fühlung mit dem Nachbargebiet der Spree; die Wasserscheide zwischen Oder und Spree verlor hier auf kurze Zeit ihre trennende Kraft. Die höchsten sekundlichen Abflußmengen stiegen schon bei der Lomnitz auf etwa 400, beim Zacken auf 500 cbm; für den Bober bei Mauer wurden sie auf 1750,

bei der Eisenbahnbrücke von Ober-Leschen auf 1900 cbm berechnet, für den Queis auf 1200, für die Lausitzer Neiße bei Muskau auf 2000 cbm. Zum Verständnis dieser Zahlen mag man sich erinnern, daß die mittlere Wasserführung der Oder bei Breslau 130 cbm in der Sekunde beträgt und ihre größten näher bekannten Hochwasser 1854 dort etwa 2400 cbm, 1903 an der Mündung der Glatzer Neiße wohl 2500 cbm als maximale Sekundenleistung erreicht haben.

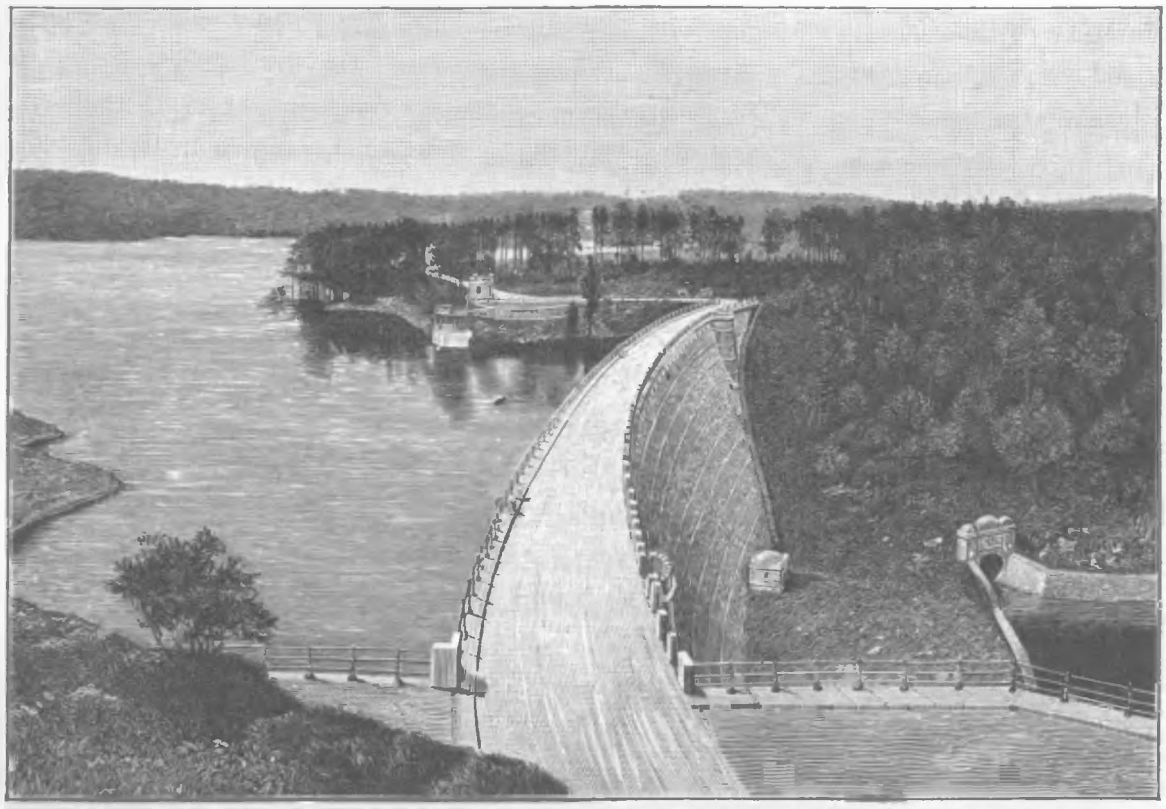
Die Verheerungen der Sommerhochflut 1897 sind von den Tagesblättern lebhaft und treu geschildert worden. Die amtliche Schätzung der Schäden im Reg.-Bez. Liegnitz ergab für öffentliche Anlagen (Brücken, Straßen usw.) 2275000 Mk., für die Summe der Schäden, die eine Gefährdung einzelner im Haus- und Nahrungszustande oder mindestens eine Unterstützungsbedürftigkeit zur Folge hatten: 5946000 Mark. Nicht einbezogen in diese Aufstellung wurden die Verluste wirtschaftlich kräftiger Besitzer. Der Versuch, den Gesamtbetrag des Hochwasserschadens wenigstens für ein engeres Gebiet zu ermessen, führte für die Gebiete von Bober und Queis bis zu ihrer Vereinigung oberhalb Sagan auf den Anschlag von 9 Millionen Mark.

Der erschütternde Eindruck dieser Katastrophe mahnte dringend zu ernsten Anstrengungen für künftige Gegenwehr. Der Augenblick, dafür bedeutende Mittel einzusetzen, schien um so sicherer gekommen, da die Zuversicht auf einen Erfolg durch ermutigende Erfahrungen im Westen der Monarchie begründet werden konnte. Wiewohl schon die Regulierung der Gebirgsflüsse in manchen Fällen imstande war, einen gefahrloseren Abfluß der Hochwasserwellen zu sichern, ergab doch die Erwägung der Wassermassen, die beim jüngsten Falle in Bewegung gewesen waren, daß nur das Zurückhalten eines Teiles der Hochfluten durch Talsperren eine befriedigende Beherrschung der Gebirgswasser ermögliche. Für diesen schwierigen Zweig der Baukunst besaß das Rheinland eine bewährte Autorität in Professor Intze (Aachen), der eine Reihe großer Talsperren in den regenreichen Berglandschaften zu beiden Seiten des Niederrheins angelegt hatte im Interesse der Industrie, die eine Mehrung der Wasserkräfte verlangte. Die vom König selbst angeordnete Berufung Intzes zum Studium der schlesischen Hochwasserfrage und zur Ausarbeitung von Vorschlägen für ihre Lösung war schon von dem Gedanken geleitet, nicht nur die Verheerungen der Wildwasser möglichst einzuschränken, sondern die unheilvolle Naturkraft in den Dienst produktiver Arbeit zu zwingen. Zunächst galt es, die Größe der Aufgabe richtig abzuwägen. Offenbar handelte es sich nicht darum, die Gesamtheit der Hochwassermenge eines Flußgebietes in Sammelbecken aufzunehmen, sondern

die normale, ohne Schaden abführbare Hochwassermenge konnte auch ferner sofort ablaufen; nur der Schaden stiftende Überschuß war zurückzuhalten. Diese »Schadenwassermenge«, um welche man das große Hochwasser abschwächen mußte, um ihm den verheerenden Charakter zu nehmen, schlug Intze nach den Erfahrungen der letzten Katastrophe zunächst etwas zu niedrig an, für den Bober auf 36, für den Queis auf 7—10 Millionen Kubikmeter. Aber auch als er vorsichtiger, mit ungünstigeren Voraussetzungen, rechnete, für den Queis schon bei Marklissa mit 15 Millionen Kubikmeter, wurde er keinen Augenblick unsicher in der Bejahung der Frage, ob es möglich sei, solche Wassermengen während der kritischen Tage einer Hochflutperiode am Abfluß zu hindern und erst später wieder freizugeben, wenn die Flußbetten für ihre schadlose Aufnahme Raum hätten. Für die praktische Lösung dieses Problems lag eine Erleichterung in der Möglichkeit, durch Aufsammeln zurückgehaltener Wassermengen auch die in der dürren Jahreszeit zusammenschwindende und bisweilen nahezu versagende Leistungskraft der Flußläufe für die Triebwerke der Industrie zu steigern und anhaltend sicherzustellen. Augenscheinlich war es nicht erforderlich, den dafür nötigen nutzbaren Stauraum hinter den Talsperren völlig neu dem zur Aufnahme des Hochwassers bestimmten Raum hinzuzufügen, sondern ein erheblicher Raum war für beide Zwecke verwendbar, da bei der Schnelligkeit des Nachrichtendienstes die Kunde vom Nahen eines Hochwassers diesem selbst so weit vorauseilt, daß Zeit genug bleibt, den aufgesammelten Nutzwasservorrat nahezu vollständig zu entlassen und seinen Raum für das anrückende Hochwasser frei zu machen. Die weitere Entwicklung rückte dann die Interessen der Industrie immer mehr in den Vordergrund. Die Rücksicht auf die unerläßliche Konzentration der Anlagen für elektrische Kraftübertragung war augenscheinlich von sehr entscheidender Bedeutung bei dem Entschluß über die Verteilung und die Größe der Sammelbecken. Hatte Intze ursprünglich daran gedacht, den Schwerpunkt der Arbeit in die hohen Quelltäler des Gebirges zu verlegen, 14 der im ganzen geplanten 19 Staubecken mit einem gesamten Fassungsraum von 39,1 Millionen Kubikmeter auf die obersten Talstrecken vom Queis bis zum Bober zu verteilen, 3 mit 13,2 Millionen Kubikmeter in die flachen Talgründe oberhalb Hirschberg und Greiffenberg zu legen und den 2 untersten bei Marklissa und Lähn zusammen nur einen Stauraum von 14,35 Millionen Kubikmeter zuzuweisen[1]), so entschied man sich schließlich dafür, von

1) Ausschuß zur Untersuchung der Wasserverhältnisse in den der Überschwemmungsgefahr besonders ausgesetzten Flußgebieten. Beantwortung der im A. H. Erlaß

den hohen Werken in den Quelltälern nur eines unter besonders einladenden örtlichen Verhältnissen bei Buchwald unweit Liebau in etwas beschränkter Ausdehnung auszuführen, in den breiten Talbecken sich mit Stauweihern bei Grüssau, Erdmannsdorf, Herischdorf, Warmbrunn, Langwasser und westlich von Friedeberg zu behelfen, den Schwerpunkt der Arbeit aber in zwei große Talsperren bei Marklissa und Mauer (oberhalb Lähn) zu legen und sie mit großen Zentralen elektrischer Kraftverteilung zu verbinden[1]). Hier ging man auch zuerst



Talsperre bei Marklissa.
Links das Staubecken, in der Mitte die große Sperrmauer und rechts unten ein Abflußstollen des Wassers.

ans Werk zwischen den felsigen Gneiswänden der Engtäler von Bober und Queis, die den Sperrmauern eine besonders zuverlässige Anlehnung

vom 28. Februar 1892 gestellten Frage B: »Welche Maßregeln können angewendet werden, um für die Zukunft der Hochwassergefahr und den Überschwemmungsschäden soweit wie möglich vorzubeugen?« für das Oderstromgebiet. Hierzu als Anlage (mit Karte) Intzes Bericht 1898.

1) Das Katzbachgebiet empfängt Stauweiher bei Waltersdorf am Röhrsdorfer Wasser, bei Schönau im Steinbachtal, andere an der Wütenden Neiße oberhalb Bolkenhain und an der Mündung des Baumgartener Wassers, an der Schnellen Neiße oberhalb Gräbel.

versprachen. Dem Leiter dieser großen Bauten, Wasserbauinspektor Bachmann, danken wir über beide lehrreichen Bericht.

Da bisher nur die Queistalsperre im Betriebe steht, empfiehlt es sich, durch Gegenüberstellung der Ausmaße beider Werke und ihres Wirkungsbereichs auch für die Bobertalsperre, die ihresgleichen in Europa nicht haben wird, die Anschauung der Größenverhältnisse vorzubereiten.

Ort der Talsperre	Niederschlags-gebiet qkm	Staubecken Fläche	Inhalt cbm	nutzbr. Stauwasser
Mauer	1210	240	50000000	20000000
Marklissa	303	140	15000000	5000000

Ort der Talsperre	Sperrmauer Höhe m	Breite oben	Breite unten	Länge oben	Länge unten	Mauerwerk Masse cbm	Kostenanschl. Mk.	Bauzeit
Mauer	60	7,3	50,3	280	120	250000	5750000	1904—1911
Marklissa	45	6	39,1	145	35	62000	2350000	1901—1905

Die bisherigen Erfahrungen haben bereits die Zuversicht gestärkt, daß diese Musterleistungen moderner Baukunst den abwärts liegenden Talstrecken wirksamen Schutz gegen die früher so oft über sie hereingebrochene Hochwassergefahr bieten werden. Auch die neu erschlossene Kraftquelle beginnt für die gewerbliche Arbeit des Queistales und seiner Nachbarschaft sowie für die Beleuchtung der Ortschaften von Lauban bis Schmiedeberg schon ihren Segen zu entwickeln. Wenn zu der Talsperre von Marklissa, deren Kraftanlagen, bei einer mittleren Kraftleistung von 1500 PS, zur Zeit der höchsten Anspannung Winters nach Eintritt der Dunkelheit 3000 PS zu bieten vermögen, die doppelt so leistungsfähigen Werke von Mauer hinzutreten, stellen beide im Verein und im Kraftaustausch mit der großen Zentrale des Waldenburger Kohlenreviers und anderseits der Görlitzer Braunkohlengrube eine Kraftversorgung des schlesischen Gebirgsvorlandes dar, die seiner Bevölkerung die Zukunftswege des Strebens hoffnungsvoll erleuchtet und ihr in der Heimat die Möglichkeit produktiver Arbeit eröffnet, die bisher manch Arbeitsfreudiger in der Ferne suchen mußte. Da auch die zu Böhmen gehörigen Quelltäler der Wittig und der Lausitzer Neiße in der Pflege ihrer Gewässer mit Schlesien wetteifern, wird um den Rand des Gebirges, über den so lange die finsteren Gewalten der Hochwässer eine harte Herrschaft führten, sich künftig wie eine Aureole ein Kranz von Leuchtkraft und Arbeitsenergie schlingen.

3. Das Siedelungsbild.

Dem prangenden Gürtel eingewoben,
Blinken allerwärts aus dem Grün hervor
Helle Weiler und betürmte Schlösser
Oder gastliche Dörfer auch,
Wie verstreuter Sommersitze
Wohnliche Stätten,
Deren luftig erhobene Giebel
Aus der umgebenden Haine Kranz
Nachbarlich dem Wandrer winken.
Martin Greif.

Den Kern des Riesen- und Isergebirges bildet ein mächtiger Granitstock. In der Tiefe erstarrt und erst durch allmähliches Abtragen der deckenden Schieferhaube und seines eigenen Scheitels bloßgelegt, ward er von Wind und Wetter wie von Wasser in flüssigem und manchmal auch in festem Zustand mannigfach modelliert. Aber die Felsruinen, die seine trümmerreichen Bergscheitel überragen, die steilen Wände der »Gruben« unter der Kammhöhe, die mächtige Verwitterungshülle von grobem Grus auf Hochflächen und Hängen ändern doch nichts an der Einförmigkeit der Gesteinsmasse. Sie ist zum Baustein nicht sonderlich tauglich, und fast nirgends blitzt aus ihr eine schwache Ader oder auch nur ein Körnchen Erz hervor. Um so auffallender sticht von dem tauben Granit der Mantel kristallinischer Schiefer ab, der in weitem Zuge ihn allseitig umfängt; bisweilen treten schon in geringer Entfernung vom Granit, anderwärts etwas weiter abseits von ihm in diesen Schiefern Erzlager und Erzgänge auf. Beinahe jedes der Täler, die von dem Granitkern ausstrahlen und den Gürtel der Schiefer durchschneiden, entblößt an seiner Sohle oder seinem Bergrahmen irgendwo metallische Adern, die den Bergmann locken, freilich seltener seine Mühe dauernd lohnen. Den böhmischen Erzvorkommen von Raspenau, Rochlitz, St. Peter, Riesengrund, Klein-Aupa, Schwarzenthal, Freiheit entsprechen vom Bober bis zum Queis eine Reihe schlesischer Fundorte. Die bemerkenswertesten vereint im Ostflügel des Gebirges der schon im Relief durch seine besondere Nordostrichtung seine Selbständigkeit verratende Landeshuter Kamm. Wenn auch einige seiner Gipfel (Friesensteine, Ochsenkopf) noch der Granit der steil ins Schmiedeberger Tal abfallenden Westseite zusammensetzt, gehört doch die Hauptmasse dieses Rückens den ungefähr parallel der Granitgrenze streichenden steil stehenden kristallinen Schiefern an, deren sanfter geneigte Oberfläche nach Osten zu unter die Decke der Kulmgrauwacke und des Karbons von Liebau und

Landeshut einschießt. Gerade die beiden Enden des 15 km langen Bergrückens sind besonders erzreich.

Am Südende, ganz nahe dem Paß (791 m), den der Schienenweg Landeshut—Schmiedeberg aufsucht, trifft man, auf die langgestreckte Stadt Schmiedeberg und die von ihr bedeckte Südostecke des großen Granitstocks niedersehend, die kontaktmetamorphen Lagerstätten der berühmten Magneteisenerze, die in die nordöstlich streichenden und steil nach Südost fallenden kristallinen Schiefergesteine (Amphibolite, Glimmerschiefer, Kalksteine) wechsellagernd eingeschaltet sind[1]). Ihr hoher Gehalt (76, bisweilen 79 %), ihre Freiheit von Phosphor gaben ihnen einen besonders bedeutenden Wert in einer Zeit, die diesen Feind des Eisens noch nicht auszuscheiden verstand. Der Anfang des Bergbaus ist vielleicht so alt wie der älteste Wohnplatz. Der »Eisenberg« (Mons ferreus) des Hirschberger Distriktes, den das bischöfliche Zehntregister um 1310 aufführt, wird unbedenklich hier gesucht werden können, wenn auch der Name der ältesten Siedelung Reyngirsdorf mit ihr selbst längst verschollen und früh zurückgetreten ist hinter der den Naturschatz und seine Verwertung verkündenden Benennung[2]). Als im Lande der Bolkonen der König Böhmens sich die Nachfolge gesichert hatte, ließen die Hirschberger sich 1355 die ausschließliche Verwertung der Lagerstätte, die Verhinderung einer Ausfuhr des Erzes verbriefen. Bolko II. erklärte: »dis ysinwerk und das smedewerk (so schreibt auch eine etwas jüngere

1) Weddings vortreffliche Darstellung der Grundzüge des Vorkommens (Zeitschr. der D. Geol. Ges. XI, 1859, 399—433) ward bedeutend verfeinert und vertieft durch die Spezialaufnahme (1 : 25000) und eindringende petrographische Untersuchung von Georg Berg (Jahrb. der Preuß. Geol. Landesanstalt XXIII, 1902, 201—266). Ein geschickter knapper Auszug daraus bei A. Sachs, Bodenschätze Schlesiens. Leipzig, 1906, 31—34.

2) W. Schulte erkennt selbst (Zeitschr. des V. für Gesch. und Alt. Schlesiens XXXV, 1901, 373), daß seine Gleichsetzung von »Reyngirsdorf sive Mons ferreus« in der vortrefflichen Ausgabe des Liber Fundationis (Cod. Dipl. Sil. XIV D 314) mit Röversdorf bei Schönau (Reinvridi villa) sprachlich und räumlich unmöglich sei. Er sieht ganz richtig, daß hier ein Rengersdorf vorliegt. So wirkt sein scharfsinniger Hinweis auf Wüste-Röhrsdorf, für das er statt der üblichen Form Rud(i)gersdorf die vereinzelt auftretende Rudingersdorf zugrunde legen möchte, nicht überzeugend, zumal er für die andere Benennung »Eisenberg« keinen anderen Anhalt findet als die Nachricht, daß in der modernen Arsenikgrube Evelinensglück beim benachbarten Rothenzechau außer anderen Erzen auch Eisenkies auftritt. Für Eisengewinnung konnte dieses Vorkommen nie ins Gewicht fallen. Der Name Rothenzeche verbürgt allerdings ältere Erzförderung, aber sein nachweisbares Auftreten vermag man anscheinend nicht über 1666 rückwärts zu verfolgen. Unter diesen Umständen scheint die im Text gebotene Möglichkeit keinem ernstern Wettbewerb anderer Örtlichkeiten zu begegnen. Auch die Stellung in der Aufzählung vor Erdmannsdorf paßt für Schmiedeberg nicht übel.

Urkunde den Ortsnamen) zal eweclich czu Hirsberk und in dem gebite und wichpilde blyben«. Das Werk erstarkte und achtete in seinem stillen Winkel nicht immer die Vorrechte der Stadt (Brauerei, Handel mit Gewand und Salz); 1513 erlangte der Grundherr Kaspar Gotsch von Kynast und Fischbach das Recht, auf seinem Gute Schmiedeberg eine Stadt zu bauen. Das 16. Jahrhundert brachte auch hier den Bergbau in Blüte. Der Dreißigjährige Krieg, der Sturz Ulrichs v. Schaffgotsch, der Übergang der vom Kaiser eingezogenen Güter in fremde Hand leiteten einen Rückgang ein. Als Friedrich der Große 1746 die Herrschaft Schmiedeberg kaufte und die Stadt zur Freien Bergstadt erhob, lag der Bergbau danieder. Trotz der anerkannten Vortrefflichkeit der Erze, der Überlegenheit ihres Eisens über das Erzeugnis, das Niederschlesiens Hämmer aus den Raseneisensteinen des Tieflandes gewannen, begann doch erst 1854 ein neuer Aufschwung. Die Begründer der Vorwärtshütte zu Hermsdorf bei Waldenburg nahmen das Bergwerk in Pacht. Aber erst der Übergang des Besitzes an die Vereinigte Königs- und Laurahütte 1881 erhob die Förderung, die bereits zu einer Teufe von 459 m niedersteigt, auf einen früher nie erreichten Ertrag (1908: 30670 t).

Außer dem Bergbau hat Schmiedeberg heute noch eine bodenständige Industrie in einer namentlich Isolatoren für Telegraphen liefernden Porzellanfabrik; ihr Rohmaterial, einen durch Ausschlämmen der Quarzbeimengung gereinigten Kaolin, entnimmt sie den Verwitterungsprodukten des durch große Feldspatkristalle porphyrischer Struktur sich nähernden Zentralgranits. Weit wichtiger aber für die Entwicklung des Ortes war es, daß in den Jahrhunderten des erlahmenden Bergbaues die Textilindustrie hier eifrige Pflege gefunden hatte. Im 18. Jahrhundert ward Schmiedeberg ein Hauptsitz des Leinenhandels, ein Pilgerziel wandernder Kameralisten. Noch heute erhält sich fleißige Handweberei in den Dörfern auf beiden Hängen des Landeshuter Kammes. Aber gerade hier gelang es in den Zeiten schweren Notstandes, einen anderen, für die geschickten, arbeitsfreudigen Hände geeigneten Erwerbszweig einzubürgern. Nach Kleinasien gesandte Arbeiter brachten von dort die Kunst der Teppichknüpferei in die Heimat. Eine große Fabrik entwickelte in Schmiedeberg die Herstellung von Smyrnateppichen zu hoher Leistungsfähigkeit. Auch Wollspinnerei und Plüschfabrikation sind hier heimisch geworden. So schießen recht verschiedene Fäden zusammen zu dem Gewebe des wirtschaftlichen Lebens dieser Stadt (1910: 5950 Einw.). Aber alle Gewerbtätigkeit hat die dörfliche Erscheinung des 7 km lang an dem Eglitzbach sich emporziehenden Ortes nicht wesentlich verändert. Das ist ein Glück. Nur durch den losen, von freundlichen Gärten unter-

brochenen Zusammenschluß der Häuserzeilen und die allenthalben sich öffnenden Zugangswege zu den waldigen Bergen hat Schmiedeberg sich den Zauber der landschaftlichen Reize bewahrt, die hierher zahlreiche Gäste in allen Jahreszeiten führen. Gerade der Wintersport ist hier früher als anderwärts aufgekommen. Die Hörnerschlittenfahrt von den Grenzbauden nach Schmiedeberg genoß schon bei den Großvätern einen hohen Ruf, lange bevor die Bergwege anderer Bergstationen sich mit großstädtischen Rodlern belebten. Aber namentlich im Sommer kommt Schmiedebergs Lage zur Geltung, die mit der Nähe der Hochgipfel die Nähe eines weit ins Vorland hinausspringenden Bergzuges mäßiger Höhe verbindet, von dessen Hängen und dessen Scheitel der Anblick der Königin des Gebirges um so wirksamer wird, da er sich paart mit der Beherrschung des formenreichen Hügellandes und der von Flüssen und Teichen durchwirkten Talgründe. Die alte Straße von Landeshut über den Sattel des Ausgespann und die Buche nach Schmiedeberg bietet beim Absteigen gegen diese Stadt unvergeßliche Bilder.

Wo sie von Landeshut ansteigend der Scheitelhöhe sich nähert, berührt sie in der Schieferzone Rothenzechau, dessen feinkörniger dolomitischer Marmor von lichtgelbem Farbenton die Wandverkleidung des Mausoleums in Charlottenburg geliefert hatte und deshalb neu aufgeschlossen werden mußte, als dieser in seiner ersten Anlage so überwältigend stimmungsvolle Bau nach dem Tode des ersten Kaiserpaares zur Aufnahme zweier neuer Monumente erweitert werden sollte. Der Arsenerzbergbau, an den der Name des Ortes mahnt, wird gegenwärtig nur schwach betrieben.

Eine Reihe von Dörfern zieht der nahen Kammhöhe parallel auf dem Schiefergürtel nordwärts bis Kupferberg, dessen niedrige Höhenplatte (490 m) der tief eingeschnittene Bober (390 m) von dem Steilhang der überragenden Bleiberge (658 m) trennt. Die Gegensätzlichkeit der beiden schon im 14. Jahrhundert auftretenden Bergnamen bekundet die Anziehungskraft, die hierher deutsche Siedler lenkte; auch die schnell gewonnene Erkenntnis der Trennung der Lagerstätten der beiden Metalle. Die Hornblendeschiefer und Glimmerschiefer zwischen Kupferberg und Rudelstadt sind durchschwärmt von Gängen von Kupfererzen und Schwefelkies; die um diese älteren Schiefer im Osten und namentlich jenseits des Bobers im Norden sich herumlegenden grünen Schiefer sind der Sitz der Bleierzgänge. Ungemein zahlreiche Verwerfungen erschweren die Übersicht über die Gangsysteme[1])

1) Grundlegend ist Webskys vortreffliche Darstellung der Erzlagerstätten von Kupferberg und Rudelstadt, Zeitschr. der Deutsch. Geol. Ges. V, 1853, 373—438, mit

und damit natürlich deren Ausbeutung. Läßt man die Bleierzlager, deren Abbau vorwiegend sehr früher Zeit anzugehören scheint und durch keine sichere Überlieferung geklärt wird, ganz beiseite, so vermag man im Bereich der Kupfererze drei Arbeitsfelder zu unterscheiden: ein westliches bei Kupferberg, zum Teil unter dem Boden der Stadt, ein östliches gegenüber von Rudelstadt und ein mittleres zwischen diesen beiden. Jedes hat zeitweise im Vordergrunde der Bergbautätigkeit gestanden: zuerst das westliche. Waltersdorf auf dem Kupferberge war der Sitz des ältesten, 1311 genannten Besitzers einer Kupfergrube; ein Stollen dieses Bergwerks lag gegen Jannowitz. Erst 1375 wird — vermutlich von der Waltersdorfer Flur abgezweigt — eine besondere Ortschaft Kupferberg genannt, die bei einem neuen Anlauf zur Hebung des Bergbaues 1519 zur Stadt erhoben und mit allen Rechten der Königlichen Städte und Bergstädte ausgestattet wurde. Das braucht keineswegs als Beweis einer besonderen örtlichen Blüte des Bergbaues im 16. Jahrhundert zu gelten, von der die wortreichen Urkunden dem nüchternen Leser nichts verraten. Jedenfalls rückte man, sobald die Erze des Westfeldes bis abwärts in das Niveau schwierigerer Entwässerung abgebaut waren, allmählich in das mittlere Feld vor. In ihm lag der Schwerpunkt der Ausbeute im 18. Jahrhundert. Der Einzug der preußischen Herrschaft brachte auch einen Versuch, das Ostfeld durchgreifender zu erschließen. Frh. v. Schweinitz auf Rudelsdorf eröffnete 1747 vier Gruben und erwirkte 1754 die Erhebung des Ortes zu einer freien Bergstadt Rudelstadt; sein Unternehmen scheiterte am Mangel sachkundiger Leitung und trug auch den nächsten Nachfolgern wenig Gewinn. Erst der Anbruch des 19. Jahrhunderts brachte mit der Überraschung reicher Silberfunde ein Jahrzehnt guter Erträge. Dann erlahmte der Bergbau allmählich, und die Überzeugung guter Kenner der Lagerstätten, daß nur die durch innere Reibung viel Kraft verzehrende Zersplitterung und die technische Unvollkommenheit mancher Betriebe viele Mißerfolge verschuldet habe und einem planvollen Unternehmen moderner Bergbaukunst bessere Aussichten winken, darf wohl nicht eher auf Erfüllung rechnen, als bis der unter ganz anderen Naturbedingungen arbeitende überseeische Wettbewerb seine überschäumende Kraft ermäßigt haben wird. Vorläufig darf der von der Silesia zu Saarau betriebene Schwefelkiesbergbau der Grube Morgenstern bei Rohnau, 2,5 km südlich von Rudelstadt, als der größte bergmännische Betrieb des Gebietes gelten,

2 Karten. Neue Auffassungen trägt hinein Krusch, Zeitschr. f. prakt. Geol. IX, 1901, 226—229. Die historischen Quellen vereint K. Wutkes Urkundensammlung. Cod. Dipl. Sil. XX. XXI.

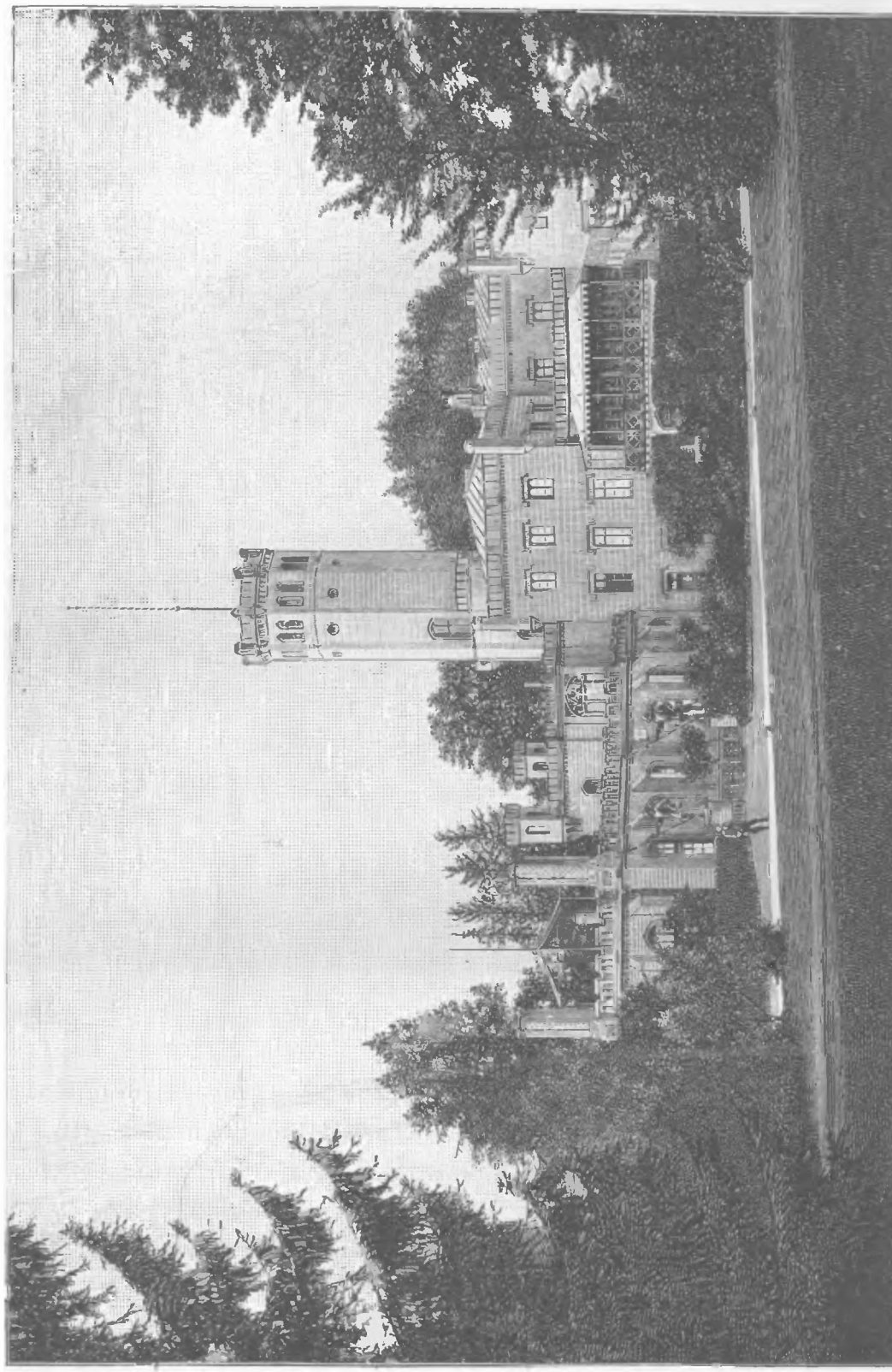
und das auf 560 Einw. herabgegangene Städtlein Kupferberg sowie der zur Verwaltungsform der Landgemeinde zurückgekehrte Marktflecken Rudelstadt (1480 Einw.), der seine Wasser- und Menschenkraft nun für die Verarbeitung der Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft einsetzt, bleiben dem Bergmann vorerst Denkmäler unerfüllter Hoffnungen.

An die Geschichte des Bergbaues knüpft sich auch die Entstehung des ältesten Großgrundbesitzes dieser Gegend. Das war die Herrschaft Bolzenstein. Ein mächtiger Edelmann, Clericus Bolze, erwarb 1370/74 durch Kauf die Güter Kupferberg, Waltersdorf, Jannowitz und errichtete sich auf einer Felsenzinne der schroffen Granitberge, die im Süden das freundliche Tal von Jannowitz überragen, das Schloß Bolzenstein (561 m). Da gleichzeitig auch die auf dem südlichen der beiden Falkenberge thronende Burg Falkenstein samt Wüste-Röhrsdorf und überdies das nördlich vom Bober gegenüberliegende Seiffersdorf in seine Hand kamen, beherrschte er die Engen des Bobers zwischen dem Landeshuter und dem Hirschberger Tale. Wohl behauptete sich sein Geschlecht in diesem geschlossenen Besitz nur 30 Jahre. Aber die Burgen blieben als Schlüssel des Talwegs wichtig. Bolzenstein ward in den Hussitenkämpfen und im Dreißigjährigen Kriege hart umstritten; 1642 zerstörten die Schweden das Schloß. Seine mit dem festen Fels innig verwachsenen Ruinen breiten romantischen Zauber über die landschaftlichen Reize der anmutigen Sommerfrische Jannowitz (1310 Einw.). Nach diesem sichtlich emporkommenden Orte wird die Majoratsherrschaft des Grafen zu Stolberg-Wernigerode (1700 ha) benannt, die auch Kupferberg und Rohrlach umfaßt und als die Nachfolgerin der Herrschaft Bolzenstein gelten darf.

Von Jannowitz ab weitet sich das Bobertal; seine Terrassen bieten freundlichen Dörfern hochwasserfreie Lage, das Ufer des gewundenen Flusses Wasserkraft für Mühlen und Papierfabriken (Rohrlach, Eichberg). Das rechte Ufer hat den Vorzug, der Sonne zugekehrt zu sein und freien Ausblick auf die Berge zu genießen. Ehe bei Eichberg (350 m), der meteorologischen Fußpunktstation für das Studium des Koppen-Klimas, der Fluß ins Becken von Hirschberg hinaustritt, nimmt er in der Lomnitz die Gewässer des östlichen Gebirgsflügels auf. Die Bedeutungslosigkeit des Dorfes Schildau an ihrer Mündung, das doch einem Tor Hirschbergs den Namen gab und wohl vor Gründung dieser Stadt schon ein Herrensitz war, weist darauf hin, daß dies Talgebiet kräftigere Brennpunkte eigenen Lebens hat und seinen Anschluß an den Weltverkehr in einem andern Punkte des Boberlaufes sucht. Das große Dorf Lomnitz (1350 Einw.) allerdings

hält 3 km am Bache hingestreckt gerade die Längsrichtung auf Schildau ein; aber südlicher bei Erdmannsdorf (1320 Einw.) verbreitert sich das Tal zu einem geräumigen Becken, dessen einst vollständig von Wasser erfüllter Grund noch jetzt Teiche und moorige Flächen aufweist. Es hält in der Fortsetzung des Schmiedeberger Talwegs seit lange nordwestwärts mit Hirschberg Fühlung und ebenso östlich und westlich mit den Talkesseln von Fischbach und Warmbrunn.

Es gab eine Zeit, die in diesen Becken, abseits vom Bobertal, dicht vor dem Fuße des Gebirges ihr landschaftliches Schönheitsideal verwirklicht fand und hierher Glieder des Herrscherhauses und geistig hochstehende Persönlichkeiten aus den leitenden Kreisen des preußischen Staates führte zum Genuß edler Muße in Ruhewochen zwischen den Zeiten verantwortungsvollen Wirkens oder dauernd, am Abend eines arbeitsreichen Lebens. Noch die Gegenwart hängt an diesen Erinnerungen einer des Andenkens wahrlich würdigen Zeit, und durch die Volksseele zieht ein Frösteln, wenn der Geist des neuen Jahrhunderts mit herbstlicher Kühle diese Erinnerungen wie dürres, zum Fallen reifes Laub abstreift. Ist auch der Genius dieses Tales stumm geworden für ein Naturempfinden, das nur der Wechsel zwischen der Brandung an düstren Felsufern des Nordens und den von linder Luft und farbensatter See umschmeichelten Mittelmeergestaden noch zu befriedigen vermag, so wird doch der Sinn des Volkes unbeirrt weiter die Örtlichkeiten der Heimat hochhalten, die seine vormaligen Herrscher, seine Helden und geistigen Führer geliebt, gepflegt und geschmückt haben. In die Zeit der Romantik führt uns Schloß Fischbach, dessen alter, aus dem 16. Jahrhundert stammender Kernbau seit 1822 durch den Prinzen Wilhelm, den Bruder des Königs, zu einer mittelalterlichen Ritterburg umgestaltet ward, die doch modernem Behagen ihre Formen fügen mußte. Er und seine Gemahlin Prinzeß Marianne waren wichtige Glieder »des seltenen Vereins edler und ausgezeichneter Menschen«, den Frhr. vom Stein 1828 im Schmiedeberger Tal beisammen fand. Der feste Mittelpunkt dieses Kreises war Buchwald in einer Seitennische des Tals; hatte dies Gut des Grafen Reden, des Neubegründers des schlesischen Bergbaus, in den schwersten Jahren des Staates einen sichren Herd der Patrioten, zeitweilig einen Stützpunkt der Beziehungen mit dem in Österreich lebenden Freiherrn vom Stein geboten, so war nach Redens Tode (1815) seine geistig bedeutende Gemahlin eine führende Gestalt inmitten der hohen Sommergäste des Tales, eine Fürsprecherin Notleidender und eine Ratgeberin bei wichtigen Entschließungen. Unweit, in Ruhberg, wohnte die Familie des Fürsten Radziwill; Prinzeß Elise, »der Engel von



Schloß Erdmannsdorf.

Ruhberg«, war der Gegenstand ernster tiefer Zuneigung des jungen Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers, der mehrfach in Schloß Erdmannsdorf weilte. Dies Gut hatte Gneisenau 1816 erworben und mit begeisterter Freude an der herrlichen Lage in Pflege genommen. Von

Panorama von

seinen Erben kaufte es 1832 der König; erst Friedrich Wilhelm IV. hat es vollkommen ausgebaut und die Parkanlagen weiterentwickelt. Die Zeit der beiden ersten königlichen Herren war die Glanzepoche im Dasein Erdmannsdorfs. Die Anwesenheit der Herrscher machte sich tiefgreifend in der Besiedelung des Tales geltend. Die Ansiedlung der 1837 zur Auswanderung gedrängten protestantischen Zillertaler (422) führte ein Volkselement dem Lande zu, das in seinen neuen, großenteils der Erdmannsdorfer Feldmark entnommenen Sitzen schnell mit den Alteinheimischen sich eng verschmolzen hat. Heute ist die Gemeinde Zillertal (1100 Einw.) nicht viel schwächer als Erdmannsdorf selbst, wiewohl auch diesem eine wichtige Entschließung Friedrich Wilhelms III. eine Kräftigung brachte durch die Begründung der Flachsgarnspinnerei der Preußischen Seehandlung (vgl. II. 228),

Krummhübel.

die 1872 in Besitz einer Aktiengesellschaft überging. So sind es ungewöhnlich reiche und durchaus der Ehre werte Erinnerungen, die das landesväterliche Wirken der ersten hier als Besitzer waltenden Könige mit Schloß Erdmannsdorf verknüpften. Auch Kronprinz Friedrich Wilhelm hat 1866 hier nach dem böhmischen Feldzuge längeren Aufenthalt genommen. Seither nahm das Interesse des Herrscherhauses an dieser Besitzung allmählich ab. Im Jahre 1909 wurde Erdmannsdorf samt allem Inventar verkauft.

Am Südrand des Erdmannsdorfer Beckens liegen außer Schmiedeberg die lang aufwärts ziehenden Dörfer Steinseiffen (1450 Einw.) und Arnsdorf (1980 Einw., Papierfabrik). Von ihnen steigen die Wege aufwärts nach Krummhübel, an dessen Bahnhof nun die Touristenschwärme landen, die den Ostflügel des Gebirges zum Ziele nehmen.

Sie finden hier den Aufblick zum höchsten Gipfel des Gebirges vereint mit der formenreichen, in wechselvoller Farbenabstufung die Ferne erreichenden Aussicht ins Vorland und haben die Wahl zwischen Wegen für jede Leistungskraft, für jede Laune des Wetters und des Willens, durch Felder und Wiesen, wie längs rauschenden Bächen oder durch andächtige Waldesstille. Wem die Dorfstraße schon zu geräuschvoll, die Streu der Villen zu dicht, der kann höher seinen Wohnsitz aufschlagen im Winkel von Wolfshau oder an der Lehne von Brückenberg zu Füßen der Kirche Wang, die hier viel vergnügter auf sonniger Terrasse steht, als einst in Nebeln des Nordens. Hier übersieht man besonders schön die scharfe Trennung der beiden erst bei Hirschberg sich einenden, am Bergfuß breit entfalteten, gegen Norden enger sich schließenden Talgebiete von Lomnitz und Zacken durch den Kräberberg des Bergrandes und das wellige Stonsdorfer Granithügelland, das um den trümmerreichen Prudelberg sich breitet.

Dem Westbecken ist nicht nur eine freiere Anlage seines Grundes eigen, sondern auch eine geräumigere Ausbreitung und ein schärfer ausgeprägter Stufenbau des Gebirgshangs. In reichster Gliederung entwickelt sich das Quellgebiet des Zackens, das vielverzweigte Bergdorf Schreiberhau (1910: 5660 Einw.), dessen Gebiet vom Reifträger bis zum Weißen Flins, von dem Moltkefelsen bis an die Iser mit Einschluß des Forstgutsbezirks (6268 ha) an 76 qkm mißt; zwischen dem Riesengebirge und Isergebirge eingebettet, gegen abwärts lange durch eine dem Fußgänger allein zugängliche Schlucht und durch die steile Stufe der darüberliegenden Bergschulter abgeschlossen, konnte es vor dem Zeitalter des modernen Straßenbaus sich als ein kleiner besonderer Kanton entwickeln. Den Leuten unten im Talbecken erschienen die Schreiberhauer ein wenig wie Hinterwäldler. Daran konnte der unbedeutende Bergbau auf Schwefelkiese in der Kontaktzone des Schwarzen Berges ebensowenig ändern wie die Glasindustrie in der alten Betriebsweise der immer weiter ins Gebirge hinaufwandernden Hütten. Erst die Begründung der gräflichen Josephinenhütte (1842), unter der genialen Leitung Franz Pohls, gab dem weitläufigen Talnetz einen anregenden Mittelpunkt; das Heranziehen tüchtiger deutschböhmischer Arbeiter brachte ein regsames Element in die Bewohnerschaft, deren schlummernde Talente geweckt und zielvoll geleitet wurden. So gelangte die Josephinenhütte zu Weltruf, während die alten, bis zur Landesgrenze gegen die Iser gewanderten Hütten von Karlstal und Hoffnungstal bei der Schwierigkeit der Verbindungen — zumal in der erstaunlichen Schneefülle des Winters — sich nicht auf die Dauer behaupten konnten. Noch heute ist das Hauptwerk in blühen-

Schreiberhau.
(Phot. Neue Photogr. Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin.)

dem Betriebe. Aber seine Daseinsbedingungen sind wesentlich verändert, seit Schreiberhau das Hauptziel des Fremdenzustroms wurde und einzelne seiner Teile sich in Villenkolonien verwandelten. Hier ist man wirklich im Schoß des Gebirges, ausgeschieden aus dem

offnen Lande, in das nur von den Höhen der Blick hinausdringt. Die Verzweigung der Täler, selbst die wellige Gliederung der Berglehnen verändern fortwährend die nähere Umgebung des Wandrers, zugleich die gegenseitige Lage und die Gestalt der großen, durch charakteristische Felskronen gegebenen Landmarken der Orientierung. Auch der Wechsel von Baumwuchs und Wiese, die einander im Dorfbereich innig durchdringen, wirkt ebenso zur Mannigfaltigkeit der Begrenzung und des Inhalts der Landschaftsbilder wie die Verteilung und der Aufbau großer und kleiner Felsgruppen. Dem Maler erwächst hier ohne Suchen überall ein lebensvoller, formen- und farbenreicher Vordergrund vor dem je nach Jahreszeit, Lichtern und Wolkenschatten immer neue Schönheit entfaltenden hohen Gebirge, das dem phantasievoll die mächtigen Farbengegensätze erfassenden Morgenstern ebenso unerschöpfliche Aufgaben stellt wie dem treu die Natur bis ins einzelne belauschenden Linke. Wohl ist hier der Hauptgipfel des Gebirges zu fern gerückt, um voll zu wirken. Aber welch schönes Berghaupt ist auch der Reifträger mit dem von den Pferdekopffelsen gekrönten Umriß, wie er in Schreiberhau sich darstellt, um dann den Wandernden mit dem zum Nachdenken und zur Klärung der Grundanschauung wahrhaft zwingenden Formenwechsel zu überraschen. Die Herrschaft in dem großen Bilde der ganzen Gebirgsfront, wie es der Hochsteingipfel entrollt, fällt aber doch den Schneegruben zu, dem fesselndsten Ziele, das der von Schreiberhau aus besonders leichten und angenehmen Besteigung des Hauptkamms winkt, auf dem man mühelos fortwandert, soweit die Neigung führt. Wie bedeutend die Bahnlinie Hirschberg—Reichenberg den Tourenkreis für Schreiberhau erweitert hat, bedarf nur der Andeutung. Dadurch hat der Ort einen besonderen Vorzug gewonnen vor den in ähnlich hoher Lage lockenden Sommerfrischen Agnetendorf, Hain, Baberhäuser. Diese obere Staffel der in die Waldregion eingebetteten Orte gewinnt im Fremdenverkehr sichtlich an Anziehungsrkaft im Vergleich mit den durch andere Vorzüge, die Pracht ihrer Obstgärten, die Bewegungsfreiheit talauswärts empfohlenen Dörfern des Bergfußes: Petersdorf (1910: 3520 Einw.), Hermsdorf u. K. (1910: 2630 Einw.), Giersdorf (1340 Einw.) und Seidorf (1200 Einw.). Unter ihnen hat Petersdorf, dank der Wasserkraft des Zackens, die größte industrielle Regsamkeit (Schneidemühlen, Fabriken von Holzstoff, Papier, Glas). Hermsdorf unterm Kynast ist der Sitz der Verwaltung der nach diesem Burgberge benannten reichsgräfl. Schaffgotsch'schen Majoratsherrschaft und wird immer seinen Reiz für die Freunde des Gebirges behalten, kraft seiner anmutig in das Agnetendorfer Tal sich hineinschmiegenden

und aus seinem Ausgang hervorquellenden Lage zu Füßen des wahrhaft malerischen Felsgipfels mit der sagenreichen Burgruine. Die 1364 zum ersten Male erwähnte Burg, anscheinend erst eine Gründung Bolkos II., muß vor dessen Tode (1368) an die früher auf der Burg Alt-Kemnitz sitzende Adelsfamilie der Gotsche Schoff gekommen sein. Sie dankte vielleicht gerade der von den Hauptwegen des Vorlands abseits bleibenden Lage mehr noch als der natürlichen Festigkeit ihr unangefochtenes Dasein; ein Blitzstrahl hat sie 1675 eingeäschert. Es war ein schöner Platz für die Herren der weiten Waldung, denen der Bergkamm im Süden zugleich die Grenze des Horizontes und des Besitzes war, und die zu Füßen den Talgrund mit seinen Dörfern, Feldern, Teichen übersahen, während der Fernblick auch manchen vereinzelt liegenden Vorposten ihrer Macht (so zeitweilig Burg Falkenstein) erreichte. Daß auch den Zeitgenossen der Gründung der Burg Kynast der Sinn für die Schönheit des Gebirges keineswegs gefehlt haben kann, möchte man schließen aus dem hohen Alter der ältesten Kapelle am Heiligen Born über Seidorf (1316), der Vorgängerin der Anna-Kapelle (1718), deren Aussicht gute Kenner des Riesengebirges — so mein Vater — für die schönste des ganzen Gebirges erklärten.

Von diesen Höhepunkten übersieht man besonders schön, wie die Gewässer und die Straßen der Dörfer des Gebirgsrandes über ein von Flußgeröll aufgeschüttetes, von Teichen noch hie und da unterbrochenes Gefilde, das in zwei Stauweihern nun die Hochfluten des Zacken und des Heidewassers schadlos zurückhalten soll, alle zusammenstreben gegen Warmbrunn (1910 : 4360 Einw.).

Aus dem Zentralgranit des Talgrundes, dessen auffallend unebene, in bauchige Aufwölbungen gegliederte Oberfläche die Arbeiten der Stauweiher neuerdings entblößten, treten die warmen Schwefelquellen (37° C.) hervor, deren Heilkraft auch die neue Prüfung alter Erfahrung anerkennt. Seit 1281 urkundlich bekannt, gehörten sie erst den Johannitern, 1401 erwarb Gotsche Schoff II Warmbrunn. Seither ist auch die Hauptquelle im Besitz des Grundherrn geblieben; nur die kleinere ward 1403 bei Gründung der Probstei der Grüssauer Zisterzienser diesem Stift überwiesen und kam erst 1810 bei der Aufhebung des Klosters wieder durch Kauf an den Grafen Schaffgotsch. Von dem weiten Ruf der Quellen wird aus dem 16. und 17. Jahrhundert schon mancherlei gemeldet; aber die sachgemäße Pflege, die Fassung und Überbauung blieb bis ins 19. Jahrhundert unvollkommen; 1882 wurde noch eine weitere Quelle erbohrt. Die große Zeit des Warmbrunner Bades fällt vor die volle Entwicklung des Eisenbahnnetzes, in die Epoche langsameren Verkehrs, die auch den Wohl-

habenden Norddeutschlands und des slavischen Ostens weiter ausgreifende Reisen unmöglich machte, also ein sehr weites Hinterland mit einer später wegfallenden Bestimmtheit auf Warmbrunns Heilkraft anwies. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus blieb der Badeort der Sammelplatz der vornehmen Welt des östlichen Deutschlands und Polens, und die gräfliche Verwaltung machte alle Anstrengungen, durch den Bau eines Kurhauses, der Gesellschaftsräume, der Galerie und eines recht ansehnlichen Theaters (1836) den Anforderungen der Zeit entgegenzukommen. Was damals als ein Vorzug empfunden wurde, die städtische Geschlossenheit des Ortes, mindestens seines Kernes um das aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammende stattliche Grafenschloß neben der mit einem freien Ausblick gegen das Gebirge abschließenden Promenade, das wollte später den nach Bergluft dürstenden Sommergästen minder behagen, und so hat Warmbrunn von dem starken Strom des Fremdenverkehrs unsrer Tage weniger dauernde Gäste aufgenommen als Durchreisende, die der alte Ruf des Ortes oder der Wunsch eines Einblicks in die Sehenswürdigkeiten der ansehnlichen gräflichen Bibliothek hierher führte. Die Zahl der Badegäste betrug 1910 4200.

An Warmbrunn schließt sich wie ein untrennbarer Vorort Herischdorf (1910: 3760 Einw., Maschinenfabrik, Elektrizitätswerk) an, und nur ein geringer Abstand an einer kleinen Höhenschwelle trennt davon Kunnersdorf (1910: 5410 Einw.), das ebenso eng mit Hirschberg (1910: 20560 Einw.) verwachsen ist, dem ansehnlichsten städtischen Gemeinwesen des schlesischen Gebirges. Hierher zielen Wasserläufe und Wege vom ganzen Nordhang des Riesengebirges, hierher die natürlichen Zugänge aus dem Vorland von Freiburg, Bolkenhain, Lähn und Greiffenberg. Sowie die Besiedelung des Riesengebirges in Angriff genommen wurde, mußte hier ein führender Ort entstehen. Bei der häufigen Gefährdung der Boberniederung durch Hochfluten war die hohe Terrasse des linken Boberufers (345 m), die der Fluß (Ufer 328 m) unmittelbar berührt, ehe er am Hausberg vor dem Eintritt in die Sattlerschlucht mit dem Zacken sich vereinigt, durch ihre Geräumigkeit, ihren ebenen Boden, die geschützte Lage zwischen zwei kräftigen Wasserläufen der unzweideutig gegebene Ort. Mit wie engem Horizont die Wahl des Platzes entschieden wurde, das zeigt der Entwurf des Grundrisses der Stadt und die Benennung der Gassen und Tore. Die nordwestliche Richtung der Längsseiten des Ringes und der sie fortsetzenden Straßen war vorgeschrieben durch die Herzogsburg jenseits des Zackens, auf dem durch die Flüsse gut isolierten und gesicherten Hausberge. Diese Burg im Pechwinkel (Bächewinkel),

die erst 1433 von der Stadt erworben und geschleift wurde, scheint ebenso wie die von Schildau an der Lomnitzmündung, der die ostwärts umbiegende Hauptstraße des östlichen Stadtendes zustrebte, älter gewesen zu sein als die Stadt[1]). Das nordwestwärts gerichtete Burgtor und das östlich gekehrte Schildauer Tor bestimmten die Anlage des Stadtplans. Dem südwestlich gerichteten dritten Tor konnte kein äußeres Ziel, nur die Lange Gasse, die innen zu ihm führte, den Namen geben. Der Marktplatz war kleiner angelegt als der von Löwenberg, Goldberg und Haynau.

Den damit ausgesprochenen bescheidenen Erwartungen entsprach auch zunächst die Entwicklung. In der um die Mitte des 14. Jahrhunderts gültigen Geschoßliste steht Hirschberg mit 35 Mark hinter Bunzlau (40), Hainau (60), Löwenberg, Goldberg und Jauer (80), besonders weit hinter Striegau (100), Liegnitz und Schweidnitz (300), und etwa die gleiche Rangordnung beherrscht eine Reihe von Schatzungs- und Beitragslisten der niederschlesischen Städte bis zum Dreißigjährigen Kriege. Er verhängte auch über Hirschberg eine tiefe Erschütterung der Lebenskraft. Daß aber gerade diese Stadt sich rascher und vollständiger erholte, war einzig das Verdienst der von einsichtigen Männern erfolgreich geleiteten Betriebsamkeit der Bevölkerung. Die um 1570 von einem Hirschberger Handwerker Joachim Girnth auf der Wanderschaft in Holland erlernte und samt dem Modell des Webstuhls nach Hirschberg übertragene Schleierweberei hatte dort Wurzel geschlagen und selbst während des Dreißigjährigen Krieges um 1624 noch durch die Erfindung, feine Schleier zu weben, eine Vervollkommnung erfahren. Es gibt von der Spannkraft, die in der Bevölkerung nach schweren Leidensjahren wieder auflebte, eine hohe Vorstellung, daß in den Jahren 1676 und 1682 ein Hirschberger Kaufmann Flade durch Reisen nach Holland, Nordfrankreich, England den Erzeugnissen der Weberei des Gebirges einen lohnenden Markt eroberte. Damit war der überraschende Aufschwung eingeleitet, der noch in den letzten Jahrzehnten österreichischer Herrschaft eine Glanzperiode des Handels für die Stadt heraufführte und monumentalen Ausdruck fand in den Rokoko- und Barockfassaden der an den schattigen »Lauben« festhaltenden Bürgerhäuser des Marktes, in der reichen Ausstattung der auf Karls XII. Fürwort den Protestanten bewilligten Gnadenkirche, in dem für Friedrichs d. Gr. wirtschaftlichen Sinn geradezu unverständlichen Prunk der Grabmäler, mit denen die reichen Handelsherren auf dem Friedhof dieses Gotteshauses ihr An-

1) Anders Paul Scholz. Jahresber. d. Schles. Ges. 1894, 20.

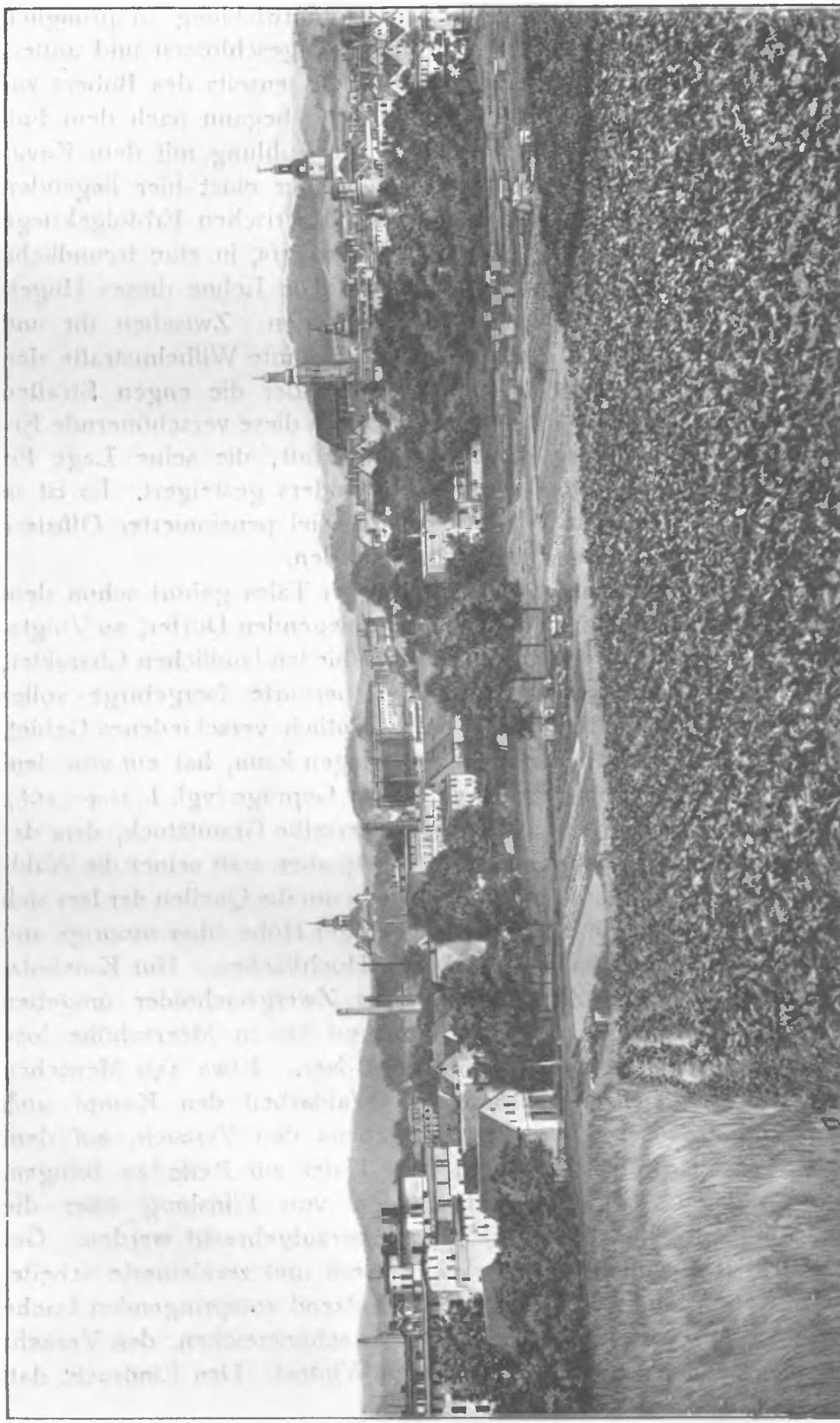
denken zu sichern suchten. Der Höhepunkt der gewinnbringenden Entwicklung des Leinengewerbes fiel etwa mit dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges zusammen. Nachher ist wohl noch eine Steigerung des Kraftaufwands und der Produktion erfolgt, aber der Reingewinn ging erst allmählich, dann rasch zurück — dem Verfall dieses Industriezweiges entgegen (vgl. II. 222). Wie die Handweberei des Gebirges seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer weiter sich einschränkte, läßt die Statistik der Handelskammer mindestens für die letzten Jahrzehnte genauer erkennen. Es wurden Handwebstühle gezählt:

	1890	1898	1906
Kreis Hirschberg	1374	801	416
» Schönau	298	167	80
	1672	968	496

Verlor so Hirschberg die Bedeutung eines großen Handelsplatzes im Dienste der Weberei des Gebirges, so mußte der Schwerpunkt seines Wirtschaftslebens zunächst in eigene Industriebetriebe verlegt werden. Der Waldreichtum des Gebirges ermöglichte der Stadt und ihrer Umgebung eine Verwertung der 1843 in Sachsen gemachten Erfindung, zur Papierfabrikation statt der Lumpen nicht nur die Strohfaser, sondern auch die Holzfaser heranzuziehen. Hirschberg nahm teil an dem lebhaften Aufschwung der deutschen Holzstoff- und Papierindustrie, die auch in Kunnersdorf, Straupitz und namentlich Eichberg bedeutende Werkstätten aufschlug. In diese Bestrebungen besserer Holzverwertung griff schon der Unternehmungsgeist Carl Samuel Haeuslers († 1853) ein, des Erfinders des Holzzements, der die ausgedehnte Verwertung der Dachpappe anbahnte. Sein beweglicher Geist trat auch für eifrigeren Betrieb des Obstbaus ein und für die Herstellung von Obstwein sowie von Likören aus den reichlich zuwachsenden Beeren des Bergwalds. Wenn außerdem noch eine Reihe ansehnlicher Fabrikunternehmungen, namentlich eine große Maschinenfabrik in Schwung kam, so beruht doch das Aufblühen Hirschbergs in neuester Zeit unverkennbar auf der jungen wirtschaftlichen Hebung des Riesengebirges, das in Lebhaftigkeit von Handel und Verkehr, in Entwicklung eigener Arbeitsenergie längst nicht mehr hinter dem Hügelvorland zurückbleibt, sondern es in mancher Beziehung übertrifft. Das steigert naturgemäß die wirtschaftliche Bewegung gerade im rege pulsierenden Herzen des Riesengebirgsverkehrs, und das ist Hirschberg, seit 1867 die Gebirgsbahn es unmittelbar an den Weltverkehr anschloß und ihre Seitenzweige Schmiedeberg, Krummhübel, Schreiberhau erreichten, immer vollkommener geworden. Diese Entwicklung hat natürlich auch die äußere Erscheinung der Stadt nicht

unverändert gelassen. Hatte die Vorstadtentwicklung ursprünglich sich zumeist an die Tore der Stadtmauer angeschlossen und außerdem trotz der Hochwassergefahr im Norden jenseits des Bobers zur Entstehung der sog. Sechsstädte geführt, so begann nach dem Fall der Stadtmauer die Bebauung südwärts die Fühlung mit dem Kavalierberg anzustreben, der nach Beseitigung der einst hier liegenden Richtstatt und nach dem Räumen des im Bayrischen Erbfolgekriege hier errichteten Außenwerks, eines sog. Kavaliers, in eine freundliche Promenadenanlage sich verwandelt hatte. Die Lehne dieses Hügels ist nun eine anmutige Villenvorstadt geworden. Zwischen ihr und der Stadt stellt die ebenfalls von Villen gesäumte Wilhelmstraße den direkten Verkehrsweg mit Warmbrunn her, der die engen Straßen der inneren Stadt wohltuend entlastet. Durch diese verschönernde Erweiterung hat Hirschberg die Anziehungskraft, die seine Lage für frei ihren Wohnsitz Wählende besitzt, besonders gesteigert. Es ist in höherem Grade noch als Warmbrunn ein Ziel pensionierter Offiziere und Beamten, auch kleiner Rentner geworden.

Der westliche Rahmen des Hirschberger Tales gehört schon dem Isergebirge an, und die an ihn sich schmiegenden Dörfer, so Voigtsdorf (1080 Einw.), tragen schon den entschieden ländlichen Charakter, den das vom Fremdenverkehr minder berührte Isergebirge voller bewahrt hat. Wir betreten hier ein wesentlich verschiedenes Gebiet. Jede der Bodenzonen, in die man es zerlegen kann, hat ein von dem Naturbild des Riesengebirges abweichendes Gepräge (vgl. I. 104—108). Wohl bildet den Kern des Isergebirges derselbe Granitstock, dem der Hauptkamm des Riesengebirges angehört; aber statt seiner die Waldregion übersteigenden Felsengipfel erheben um die Quellen der Iser sich nur breit anschwellende Rücken von mäßiger Höhe über moorige und deshalb dem Waldwuchs widerstrebende Hochflächen. Nur Knieholzbüsche und einzelne Zwergbirken oder Zwergwacholder umgeben auf sauren Wiesen die zwischen 830 und 880 m Meereshöhe lose ausgestreuten Häuser der Kolonie Groß-Iser. Etwa 150 Menschen führen hier in Viehzuchtbetrieb und Waldarbeit den Kampf ums Dasein und erneuern ab und zu vergebens den Versuch, auf dem kalten, feuchten Boden Kartoffeln oder Hafer zur Reife zu bringen. Die wichtigsten Nahrungsmittel müssen von Flinsberg über die Scheitelhöhe der Kammhäuser (972 m) heraufgebracht werden. Gewaltige Holzstöße dicht neben den Häusern und zerkleinerte Scheite, vor der Außenwand noch unter dem schützend vorspringenden Dache aufgeschichtet, erinnern an die Länge des schneereichen, den Verkehr bei stürmischem Wetter unterbindenden Winters. Den Eindruck, daß



Hirschberg.

hier die Daseinsgrenze der Siedelungen tatsächlich erreicht ist, verstärkt das Absterben der benachbarten Glashütten Karlsthal (824 m) und Hoffnungsthal (660 m), die in dem südwärts zwischen Iser und Mummel bis an die Kolonie der Strickerhäuser sich erstreckenden Zipfel schlesischen Gebietes vom Verkehr mit dem Nordhang des Gebirges allzuweit abgeschnitten lagen. Und doch! Wer heute die verfallenden Häuser von Karlsthal sieht, kann sich nimmer vorstellen, welch behagliches Heim hier einst »der alte Züllich«, ein Hüttenverwalter, mit einer zahlreichen, rührigen Familie sich geschaffen hatte. Jagd, Fischerei, ein Vogelherd, der gut besetzte Stall, ein Hühnerhof, ein sorgsam gepflegtes Gärtchen mit Beerensträuchern und ver-

Kolonie Groß-Iser.

glasten, gegen die Spätfröste immer gut eingedeckten, selbst Gurken tragenden Beeten versorgten eine meisterhaft geführte Küche. Die Isolierung hatte hier einmal die Leistungskraft auf eine Höhe gespannt, die beinahe die rauhe Natur in Vergessenheit brachte. Hier sieht man, wie nicht weit abseits von einer Linie des Schnellverkehrs, der — wenn die Züge auch manchmal einschneien — durch die nahe Eisenbahn Schreiberhau—Grünthal vertreten wird, ein starker Kulturrückgang sich vollziehen kann. Die 1754 begründete Glashütte Karlsthal war lange ein kleiner Knotenpunkt des Verkehrs. Hier traf mit dem Flinsberger Fahrweg die alte Schreiberhauer Zollstraße zusammen, die an den Lehnen des Hochsteins entlang bis zu einer Scheitelstrecke von 1018 m am Weißen Flins, dem Quarzlager der Glashütten, emporführte, um jenseits der Talmulde der Michelsbaude (833 m) Karlsthal und bald den Beginn des steilen Abstiegs zur Iser zu erreichen.

Nun ist, während die Baudenleute des Riesengebirges Hotelbesitzer wurden, hier von einem alten Kulturwinkel kaum mehr übrig geblieben als ein einsames Forsthaus.

Wer Waldesstille liebt, dem wird auf dem Haupt-Iserkamm zwischen Tafelfichte und Hochstein wenig zu wünschen übrigbleiben. Auch das große Längstal zwischen diesem Bergrücken und dem nördlich gegenüberliegenden Kemnitzkamm ist recht menschenleer; von der Talwasserscheide der Ludwigsbaude (767 m) zieht ostwärts der Kleine Zacken hinab zu den windgeschützten, spät erntenden Obstgärten von Hartenberg (ca. 450 m), einer Kolonie von Petersdorf; gegen Westen aber fließt der Queis hinab nach Flinsberg. Der waldige Kemnitzkamm ist die Heimstatt nordwärts ziehender Gewässer. Nur die östlichen ziehen durch lange Taldörfer, schließlich in der Kemnitz vereint, zum Bober. Alt-Kemnitz (1310 Einw.) ist der am frühesten nachweisbare Ort des Gebirges, schon vor dem Mongoleneinfall stand hier eine herzogliche Burg, die unmittelbar nach ihm dem Stammherrn der Schaffgotsch überlassen wurde. Berthelsdorf lud durch Vereinigung frischen Gebirgswassers, reiner Luft und wechselvoller Talbilder am Eintritt der Kemnitz in ein felsiges Engtal unsere Zeit zur Begründung eines Sanatoriums ein. Beide Dörfer liegen am Übergang alter Handelsstraßen über den Talbach. Bei Alt-Kemnitz kreuzt ihn die recht gerade gelegte westlich gerichtete Straße Hirschberg—Friedland—Zittau; ihre späte Entstehung verrät sich darin, daß sie die Dörfer meist quer durchschneidet. Anders die nordwestlich gerichtete Straße Hirschberg—Greiffenberg—Lauban; ihrer Richtung schließen langgestreckte Straßendörfer sich an: Reibnitz, Spiller, Langwasser, Ottendorf. Diese Dorfreihe bildet für die Kulturgeographie den passendsten nördlichen Abschluß des Isergebirges. Die wenig westlich von Spiller liegende Wasserscheide (490 m) zwischen Bober und Queis trägt wenig südlicher den ersten der Basaltberge, die weiter nördlich und westlich in Schwärmen auftreten und als Lager von Schotterungsmaterial für Straßen und Bahnen Bedeutung gewinnen. Der westlich benachbarte Kahle Berg (562 m) zwischen Gräfl. Kunzendorf und Rabishau (1310 Einw.) ist schon durch einen Steinbruch aufgeschlossen. Gerade da, wo dies Eruptivgestein hervortritt, zeigt das Grundgebirge zwischen den Gneisen, die dies Isergebirgsvorland beherrschten, eingefaltet eine langgestreckte Glimmerschieferzone, die zusammenhängend von den Hügeln zwischen Reibnitz und Voigtsdorf sich westwärts verfolgen läßt bis Liebwerda. In diesem Glimmerschiefergürtel setzen die Erzvorkommen von Querbach und Giehren auf. Der Kontakt mit dem Gneis zeigt hier einen merkwürdigen Reichtum an Erzen, unter denen

Zinnerze und Kobalterze zeitweilig Gegenstand der Gewinnung waren. In Giehren ist 1517—1698 — nicht ohne Unterbrechung — Zinn in erheblicher Menge gefördert worden; auch 1729—1755 nahm die Grundherrschaft einen neuen Anlauf zur Wiederbelebung des Bergbaues; bis 1788 dauerten die Versuche andrer Unternehmer fort, ohne rechten Erfolg[1]. Vergeblich waren auch die von Friedrich dem Großen angeregten und hartnäckig fortgesetzten Anstrengungen (1772—1843), in Querbach eine Kobaltgrube und ein Blaufarbenwerk in Schwung zu bringen, um Sachsens Farbstoffzufuhr für die schlesische Leinenindustrie entbehren zu können.

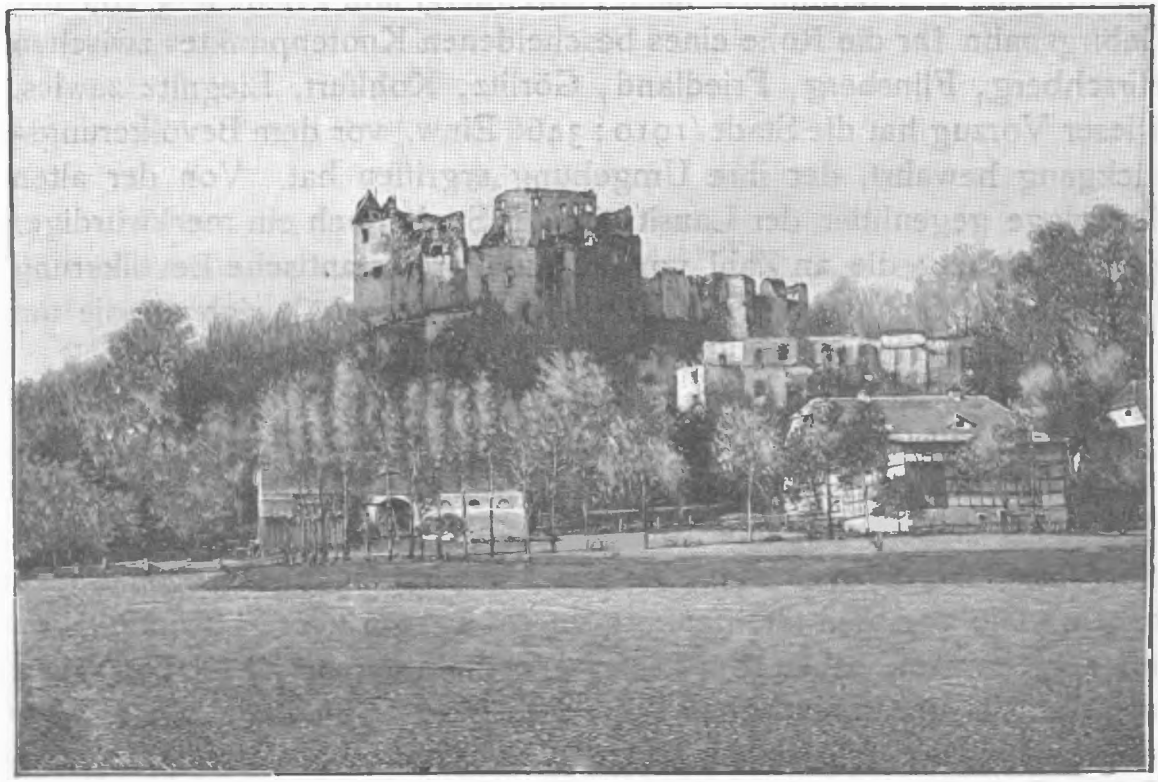
Eine nachhaltigere Bedeutung als diesen verlustreichen Bergbaubetrieben war den bescheidenen Eisensäuerlingen von Flinsberg beschieden, den »Bierbrunnen«, an denen die Bäuerlein seit Jahrhunderten sich gern erfrischten, wohl auch bei genügender Ausdauer einen harmlosen Rausch sich holten. Zwischen 470 und 500 m Höhe treten diese Stahlquellen, wie man lieber sagt, aus dem steilen Nordhang des Iserkamms gerade da hervor, wo der im Längstal seines Ursprungs nordwestwärts ziehende Queis nach Norden umbiegt, um bald in offeneres Land hinauszutreten. Steht man vor dem prächtigen und doch angenehm in das Bild sich einfügenden neuen Kurgebäude an der mit den baumreichen Villen und Wohnhäusern des Kurorts anmutig überstreuten Lehne, so reicht der Blick durch die von lokkenden Höhen eingerahmte Pforte des Tales hinaus auf Friedeberg in freier aufgetanem Becken und ruht auf den blauen Bergen des Vorlandes. Aber namentlich das behaglich sich weitende und dann wieder schließende Tal selbst, dessen Hänge mehr Wiesen als Felder bedecken, bis sie in etwa 600 m Höhe ganz unter der Walddecke verschwinden, atmet eine Frische und Natürlichkeit, die den aus städtischer Steinwüste Entronnenen unsagbar wohltuend umfängt. Gerade einem, der gar nicht nach den Kurmitteln verlangt, deren Mannigfaltigkeit die Badeverwaltung eifrig weiterentwickelt (Fichtenrinden- und Kiefernadelbäder, Moorbäder), wird Flinsberg mit seinen ohne Aufdringlichkeit sich bietenden Annehmlichkeiten des Lebens, mit dem Wechsel der Ausflüge nach fernschauenden Gipfeln, lieblichen Tälern, weiträumigen stillen Waldgründen eine Stätte wirksamster Erholung sein. Er wird es nicht als einen Mangel empfinden, daß Flinsberg trotz der Fortschritte seiner Einrichtung (Elektrizitätswerk) und des endlich erreichten Anschlusses an das Bahnnetz ein Ort mäßiger Größe geblieben ist (1910: 2050 Einw.). Sein unteres Ende

1) Eine Skizze der Giehrener Zinngruben bei Fechner, Gesch. des Schles. Berg- und Hüttenwesens. Berlin 1903, T. d. bei S. 402.

schließt sich schon der langen Häuserzeile an, die durch Ullersdorf und Egelsdorf 9 km weit am Queis fortsetzt bis nach dem Städtchen Friedeberg (1910: 2560 Einw.), das Feldbau mit gewerblicher Betriebsamkeit verbindet und über den ersten leichten Durchgang durch die Vorberge (430 m) eine Bahnlinie nach Friedland in Böhmen entsendet. Friedeberg liegt auf dem linken Ufer des Queis, gehörte also ursprünglich — noch im Jahre seiner ersten urkundlichen Erwähnung (1337) — zur Oberlausitz, insbesondere zum Queiskreis des Landes Bautzen, der damals dem Böhmenkönig überantwortet wurde; in den Lehnsurkunden des Fürstentums Jauer wird es unter dessen Städten zum ersten Male 1356 aufgezählt. Sein Anschluß an Schlesien mag also einerseits mit der Erwerbung der Anwartschaft auf jenes Fürstentum durch Karls IV. Vermählung mit der Erbin Bolkos II. zusammenhängen, außerdem aber — woran Prof. Jecht überzeugend erinnert — mit der Ausdehnung des Besitzes der Schaffgotsch. Östlich von Friedeberg eignete sich eine von diluvialen Ablagerungen erfüllte Teichniederung, in welcher Geschiebelehm willkommenen Rohstoff für Ziegelei- und Töpfereibetrieb bot, zur Aufnahme eines Stauweihers zur Bekämpfung der Hochwassergefahr. Nördlich von diesem Gelände erhebt sich, nur 3,5 km nordöstlich von Friedeberg, der von der Burgruine gekrönte Basaltkegel des Greiffenstein, 4 km südlich von der Stadt Greiffenberg, bei der die westwärts auf Marklissa gerichtete Engschlucht des Queis beginnt. Der Eintritt des Flusses in diese steilwandige Furche, die in die Rumpffläche des Gebirgsvorlandes tief eingegraben ist und durch ihre wunderlichen Windungen noch an landschaftlichem Reiz gewinnt, wirkt um so überraschender, weil unmittelbar nördlich von Greiffenberg ein breiter, von sanften Böschungen umrahmter Talzug, auf dessen Boden jetzt nur die kleinen Bäche von Krummöls und Langenöls unsicher sich bewegen, von Liebenthal nordwestwärts gegen Lauban zieht. Verglichen mit ihm oder dem breiten, von Terrassen gesäumten Queistal Marklissa—Lauban, das ebenso von diluvialen Ablagerungen gefüllt ist wie die Talmulde der Ölse-(Erlen-)Bäche, erscheint die Queisschlucht Greiffenberg—Marklissa wie ein jugendlicher Einschnitt, ähnlich der Sattlerschlucht bei Hirschberg. In beiden Fällen möchte man zunächst an das Zurückdrängen eines nördlicheren Tallaufes durch das nordische Eis denken, das über einen alten Talzug wegging und an der vorgeschobenen Eiskante eine neue tiefgefurchte Schmelzwasserrinne im Urgestein entstehen ließ. Allerdings kann nur die genauere geologische Untersuchung Gewißheit schaffen, ob etwa in Langenöls Spuren eines alten, vordiluvialen Flußlaufes verborgen

liegen. Jedenfalls ist dieser breite nördlichere Talzug für Greiffenbergs Verkehr noch heute viel wichtiger als die wilde Felsengasse des Queis.

Schloß Greiffenstein wird schon 1242 als Landesburg mit einem Kastellan erwähnt und erscheint noch 1305 als Vorort des Distriktes. Die Stadt Greiffenberg ist offenbar jünger als die Burg; die erste Erwähnung fällt 1303. Die Bedeutung beider erwuchs aus der Lage hart an der alten Landesgrenze und an der Trennung der von Natur vorgezeichneten Wege nach Zittau und Görlitz, die allerdings im Mittelalter nicht in freiem Wettbewerb zur Geltung kamen, da Görlitz,



Burgruine Greiffenstein.

gestützt auf seine Privilegien, den Handel der südlicheren Straße lahmlegte [1]). Vergebens trat ein tatkräftiger Herr des Greiffensteins aus der seit 1399 hier allmählich fest ansässig gewordenen Familie der Gotsche Schoff 1425 für die Freiheit des Verkehrs über Friedland nach Zittau ein. In allen Kriegen hat die Wichtigkeit der Ortslage, die auch durch eine leichte Verbindung mit Löwenberg erhöht wurde, sich bewährt; aber die Bedeutung des Burgberges minderte sich mit der Vervollkommnung der Fernwaffen. Noch im Dreißigjährigen Kriege hart umstritten, ging der Greiffenstein im Sieben-

1) R. Jecht, Die Fehde der Stadt Görlitz mit Gotsche Schoff auf dem Greiffensteine 1425 und 1426. Silesiaca, Festschr. für C. Grünhagen 1898, 101—118.

jährigen ohne Sträuben von Hand zu Hand. Am Schluß des 18. Jahrhunderts räumten die Schaffgotsch ihre 500 Jahre festgehaltene Residenz und überließen sie dem Verfall. Der Stadt Greiffenberg brachte dann die Blüte des schlesischen Leinenhandels schon vor dem Dreißigjährigen Kriege einen in der Ausgestaltung der Bürgerhäuser erkennbaren Wohlstand und auch nach den schweren Zeiten rasche Erholung. Diese Stellung in der Vermittlung zwischen den umliegenden, früher in Weberei besonders tätigen Dörfern und dem Weltmarkt hat die Stadt teilweise behauptet. Wichtig war es, daß die Abzweigung der Bahnlinien nach Löwenberg und Friedeberg von der Gebirgsbahn ihr die Rolle eines bescheidenen Knotenpunktes zwischen Hirschberg, Flinsberg, Friedland, Görlitz, Kohlfurt, Liegnitz zuwies. Dieser Vorzug hat die Stadt (1910: 3460 Einw.) vor dem Bevölkerungsrückgang bewahrt, der ihre Umgebung ergriffen hat. Von der alten Grenzlage gegenüber der Lausitz ist der Stadt noch ein merkwürdiger Zug geblieben: die an Zahl vorwiegende protestantische Bevölkerung hat kein Gotteshaus in der Stadt selbst, sondern hält sich an die auf dem Lausitzer Gegenufer liegende Kirche von Nieder-Wiesa.

Diese Tatsache erinnert an die eigentümliche Bedeutung, die der Queis als Landesgrenze nach dem Dreißigjährigen Kriege erlangte, als dem in Schlesien unterdrückten protestantischen Bekenntnis das Lausitzer Gebiet als sichere Zuflucht winkte. Aus weiter Entfernung mußten die schlesischen Protestanten sich an Grenzkirchen auf Lausitzer Boden halten. Die von den Greiffenbergern 1668 trotz aller Schwierigkeiten auf dem kursächsischen Gegenufer errichtete Kirche zu Nieder-Wiesa war das Ziel der schlesischen Protestanten aus 97 Orten. Gegenüber von Friedeberg erfüllte in weiterem Abstand die Kirche von Alt-Gebhardsdorf (1668) den gleichen Beruf. Auch die durch zufällige vormalige Besitzzusammenhänge zum Anschluß an die Lausitz gelangten Dörfer des rechten Queisufers, Friedersdorf (1655) und Wingendorf (1654) erhielten damals protestantische Gotteshäuser von buchstäblich weitgreifender Bedeutung. Aber die Anziehungskraft des vom Queisknie bei Marklissa bis zur Tafelfichte emporreichenden südöstlichen Zipfels der Lausitz, den wir vom schlesischen Gebirge nicht füglich zu trennen vermögen, war damals mächtig genug, einen ansehnlichen Strom protestantischer Zuwanderer, die lieber die Heimat als den Glauben lassen wollten, aus Böhmen und Schlesien zu dauernder Ansiedelung hierher zu lenken. Seit Friedebergs Anschluß an Schlesien war die Lausitzer Grenze an den unterhalb dieser Stadt den Queis verstärkenden Schwarzbach zurückgewichen, dessen Talschluß die Tafelfichte beschattet. Auf Gebhardsdorfer Flur erwuchs

hier im obersten Talgrund an einem Eisensäuerling, der im 19. Jahrhundert ein bescheidenes, stilles Badeleben anzuziehen begann, 1651 die Kolonie Schwarzbach, nördlicher Alt- und Neu-Scheibe (1650 und 1651), in unmittelbarer Nähe des Hauptdorfes Neu-Gebhardsdorf (1663). Besonders stark aber war die Ansiedelung von »Exulanten« auf der Feldmark von Meffersdorf, die unterhalb der zugehörigen, bis zur Tafelfichte emporreichenden Waldung einen Landstreifen westlich vom Schwarzbach und jenseits des ihm parallelen Lausitzbaches noch die sanften Höhen der Landesgrenze gegen Böhmen bis zur Wasserscheide zwischen Queis und Wittig bedeckte. Der Gutsherr von Meffersdorf, Wigand v. Gersdorf, war mit besonders freudiger Opferwilligkeit für die Aufnahme der bedrängten Glaubensgenossen tätig. Auf Meffersdorfer Grund entstanden die neuen Orte Grenzdorf (1654), Straßberg (1672), Bergstraß (seit 1661), Neu-Gersdorf (seit 1686), Heller, Heide (1677), namentlich aber im unmittelbaren Anschluß an Meffersdorf selbst am Lausitzbach durch den starken Zustrom von Auswandrern aus Neustadtl im Friedlandschen »das Meffersdorfer Städtel«, dem der Vorschlag eines dankbaren Seelsorgers den Namen Wigandstal sicherte. Am selben Bach weiter nordöstlich erwuchs ganz neu, namentlich durch Zuzug von Protestanten aus den Dörfern des Klosters Grüssau, ein ansehnliches Kirchdorf, Volkersdorf (1668). Die Entwicklung dieser Kolonien zwischen 350 und 540 m Meereshöhe konnte bei der Enge und der recht mäßigen Ergiebigkeit der ihnen zugemessenen Flur naturgemäß nicht sowohl auf Feldbau und Viehzucht, als auf Handwerksbetrieb und Weberei sich stützen. Kein Wunder, daß der Bevölkerungsrückgang in diesen auf schmaler Daseinsgrundlage ruhenden Orten in jüngster Zeit besonders stark sich geltend machte. Auf den 613 ha der Orte Schwarzbach, Alt- und Neu-Scheibe, Grenzdorf, Straßberg, Bergstraß, Neu-Gersdorf, Heide, Wigandstal wohnten 1885 2500, 1905 kaum noch 2300 Menschen. Unter den Dorfschaften dieses oberen Teiles des »Budissiner Queiskreises« steht nach Größe der Feldmark und der Volkszahl obenan Gebhardsdorf (1670 Einw.), aber der für die Entwicklung und für die Geschichte des geistigen Lebens bedeutsamste Platz ist ohne Frage Meffersdorf-Wigandstal (626 und 550 Einw.). Das Adelsgeschlecht der Gersdorf hat außer dem Kolonisator noch einen unvergeßlichen Mann hervorgebracht, den auf dem Friedhof zu Wigandstal ruhenden unermüdlichen Forscher Adolph Traugott von Gersdorf, den Saussure der Lausitz.

Die Mitte des im ganzen westwärts strebenden Queislaufes Greiffenberg—Marklissa bezeichnet Goldentraum, die ebenso wohlklingend wie treffend benannte Gründung eines Freiherrn v. Nostitz

(1662). Der geträumte Bergsegen ist ausgeblieben; die Glimmerschiefer boten dem »Städtchen«, das mit zuwandernden Protestanten sich schwach bevölkerte, nur eine für Dachschiefer verwendbare Lage; wie ein Denkmal des unerfüllt gebliebenen Traumes einer besseren Zukunft ordnen sich die Häuser um die vier Seiten des Marktplatzes und warten vergebens auf die Gassen, die aus den Ecken ausstrahlen sollten. Zu frischer ländlicher Rührigkeit ist die Feldflur zu klein; so wird das stille Dörfchen immer stiller (1885 408, 1905 338 Einw.). Höhere Bedeutung knüpft sich noch heute an die ältesten Namen dieser Landschaft, die alten, schon 1329 urkundlich genannten Lausitzer Landesburgen Tzschocha (alte Form: Zachaw, Caychow) und Schwerta (alte Form: Sweta, Zwet). Schloß Tzschocha thront landschaftlich überaus wirkungsvoll auf einem vom Queis umflossenen hohen Felsenvorsprung seiner südlichen Talwand und gibt dem hinter der großen Talsperre gestauten See eine überraschende Zutat der Romantik, wiewohl das alte Schloß der Nostitz, das 1703 in die Hand der Uechtritz überging, 1793 durch einen Brand zerstört ward und der neue Bau nur wenige Erinnerungen der alten Zeit bewahrt. Von der Burg Schwerta sind nur wenige Reste am niedrigen schroffen Höhenrand eines nordwärts auf Marklissa zielenden Tales vorhanden, aber den Grund des Tales füllt langgestreckt das große Dorf (1240 Einw.). Die beiden Burgen nehmen sich in der Überlieferung wie Erben der Pflichten einer zwischen ihnen gelegenen älteren Burg Lesna aus, die nur um die Mitte des 13. Jahrhunderts (1247 castrum in Lesne) erwähnt wird; ihr Platz wird in dem Burghügel der sog. Zangenburg 1 km südöstlich über Marklissa zu erkennen sein; ihren Namen führt das Städtchen Lesna oder Lissa, seit der Vereinigung mit Kursachsen (1636) Marklissa genannt, fort, der Ort, an dem die Wendung des Queislaufes nach Norden zusammentrifft mit der Einmündung von Seitentälern. Dies Städtchen ist derartig in eine lange Talfolge von Dörfern eingefügt, daß es im Verein mit dem Oberlausitzer Hügellande zu besprechen ist. So bildet mit dem Waldland im Westen von Schwerta der Marklissaer Stadtwald und die nach dem Ort benannte Talsperre den Abschluß des Stückes des alten Queiskreises, das unmittelbaren Anschluß an das Isergebirgsvorland verlangte. Dieser von der Natur keineswegs reich ausgestattete Geländestreifen, ursprünglich ungünstig eingeklemmt zwischen Schlesien und Böhmen, hat dennoch gerade dank dieser Halbinsellage seinen selbständigen historischen Beruf rühmlich erfüllt und aus ihm bis auf den heutigen Tag eine Steigerung des Lebens gezogen, die deutlich ins Auge fällt, wenn man das statistische Bild des schlesischen Anteils am Riesen- und Isergebirge vergleichend überblickt (vgl. S. 478).

Die Vorberge Niederschlesiens an der Katzbach und dem mittleren Bober.

1. Bodenschätze.

> Alles andere mag der Menschen halber geschaffen sein. Die Berge aber hat die Natur für sich selber errichtet, um fest der Erde Schoß zu fügen, der Ströme Ungestüm zu zähmen, die Brandung zu brechen, die losesten Teile mit dem härtesten Stoffe zusammenzuhalten. Diese Berge, deren Übersteigen einst ein Wunder schien, schneiden wir an, führen wir weg, rein uns zum Ergötzen. Tausend Marmorarten haut man aus den Alpen heraus, erschließt Vorgebirge dem Meere; immer ebener macht man die Erde.
>
> Plinius, Historia naturalis XXXVI, 1.

Der Schnellverkehr der Gegenwart führt die Fremdenströme der Hauptstädte unmittelbar dem Hirschberger Tale und dem Riesengebirge zu. Nur von dessen Höhen erreicht dann der Rückblick die selbständige Welt der nördlichen Vorberge. Und doch sind diese nicht minder würdige Ziele naturfreudiger Wanderlust. Stehen sie dem Gebirge der Landesgrenze an Höhe nach, so sind sie ihm an Mannigfaltigkeit der Formen überlegen dank dem Reichtum an Gesteinen verschiedenen Alters, ungleicher Entstehung, wechselvoller Zusammensetzung in nicht ganz einfachen Lagerungsverhältnissen. Die buntere geologische Karte verspricht auch eine reichere Auswahl nutzbarer Gesteine, und diese Verheißung wird erfüllt, allerdings nicht ganz so glänzend, wie die erste Generation deutscher Kolonisten hoffen mochte, wenn ihnen der Name der ältesten Stadt dieses Berglandes wie eine verführerische Lockung entgegenklang. Wie die Hoffnung, malt auch die Erinnerung mit leuchtenden Farben: die volkstümliche Überlieferung weiß Wunderdinge von der Höhe der Wochenerträge der alten Goldgruben und von der dichten Heldenschar der Goldberger Bergknappen in der Tatarenschlacht. Aber auch die Urkunden und die Spuren alten Bergbaues im Gelände lassen

keinen Zweifel, daß am Anfang des 13. und noch im 14. Jahrhundert auf den Hochflächen des Stadtgrundes von Goldberg und seiner Umgebung, desgleichen auf den Hochflächen des rechten Boberufers gegenüber Löwenberg unter der Decke des Diluviums in älteren feuersteinfreien Sand- und Kieslagen Gold auf sekundärer Lagerstätte vereinzelt mit Stollen, die von den Talrändern eindrangen, meist aber mit kleinen Schächten, die von der Oberfläche aus in mäßige Tiefe hinabgingen, bergmännisch aufgesucht und dann durch Waschung ausgeschieden wurde. Bei Kopatsch unterhalb Goldberg war die Talsohle der Katzbach selbst der Schauplatz der Arbeit. Neuere Untersuchungen haben wohl die Lagerungsverhältnisse zu klären, aber nirgends mehr bauwürdige Vorkommen aufzuspüren vermocht [1]). Dagegen wendet die Neuzeit dem primären Auftreten von Gold in festem Gestein, das auch den Bergleuten des Mittelalters keineswegs entging, höhere Aufmerksamkeit und ernstere Anstrengungen zu. Die Goldführung der Quarzgänge in den alten Schiefern von Nikolstadt (Kreis Liegnitz), die vereint mit Goldsanden 1345 dem Bergbau eine kurze Blüte bescherten, hat sich allerdings für die Ansprüche der Gegenwart zu ärmlich erwiesen. Aber in der Paarung mit Arsenerzen ist Gold — ähnlich wie bei Reichenstein — auch in den Vorbergen des Riesengebirges neuerdings mehrfach Gegenstand bergmännischer Arbeit geworden. Auf der Feldmark von Hußdorf und Wünschendorf bei Lähn kam diese nicht über größere Versuchsarbeiten hinaus, die 1908 eingestellt wurden. Unvergleichlich kräftiger war der Anlauf zur Wiederbelebung des alten Bergbaus von Altenberg bei Kauffung [2]). Die nahezu meridian streichenden, von Stöcken roten Porphyrs durchdrungenen alten Schiefer vielleicht silurischen Alters werden hier durchsetzt von Gängen eines sogen. grauen Porphyrs (Olivinkersantit). Einen bis 12 m mächtigen Gang dieses Gesteins, der von Ost zu Südost streicht und unter 60—70° nördlich einfällt, begleiten beiderseits reichliche Erze von Kupfer, Blei, Arsen; all diesen Erzen, auch dem Kersantit selbst, ist ein Gehalt an Silber und Gold eigen; namentlich der Arsenikkies ist ziemlich reich an Gold (oft 24 g, bisweilen 45 g auf 1 t). Züge alter Pingen verraten entlang diesem Altenberger Gang und in ungefähr paralleler Anordnung längs nördlicheren Gängen südlich und südöstlich von dem Eisenberg (666 m) die Rührigkeit mittelalterlichen Bergbaues, der leicht ein Jahrhundert älter sein mag als seine erste

1) H. v. Dechen, Archiv für Mineralogie II, 1830, 209—233. G. Williger, Berg- und Hüttenm. Ztg. 1881, 65—69. Reichere Literatur bei A. Sachs, Bodenschätze Schlesiens 6.

2) v. Rosenberg-Lipinsky, Jahrb. der Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt XV, 1894, 161—182.

urkundliche Erwähnung (1455). Nach seinem Erlöschen im 17. Jahrhundert gab erst das Gutachten einer von Friedrich II. entsandten Kommission die Anregung zu neuer Aufnahme der Arbeit. Sie erfolgte 1801, energischer seit 1815. Von 1816—1892 wurden über 700 000 Zentner Erze gefördert. Nach einigen Jahren der Ruhe schuf die Eröffnung der Katzbachtalbahn günstigere Absatzbedingungen. Sie ermutigten die Magdeburger Firma Jüte & Co. in den Jahren 1904 bis 1908 zu tatkräftigem Vorgehen für die vollere Aufschließung der Lagerstätten. Es wurde nicht nur auf jedem der beiden Grubenfelder (Bergmannstrost bei Altenberg und Wilhelm an der Eisenkoppe) mit teilweiser Verwertung älterer Arbeiten Förderung und Aufbereitung der Erze gesichert, sondern durch einen langen Querschlag, der 6 Gänge durchfuhr, eine Verbindung von dem Louisschacht des Nordfeldes nach der Tiefbausohle des Südfeldes hergestellt. Aber als die Ausrichtung so weit vollendet war, daß eine Tagesförderung von 30 t gesichert schien, empfahl ein starkes Sinken der Preise von Kupfer und Arsen eine zeitweilige beträchtliche Einschränkung der schon auf mehr als 250 Köpfe gestiegenen Belegschaft. Es bedarf indes anscheinend nur einer vorteilhafteren Gestaltung der Lage des Metallmarktes, um die bisherigen Aufwendungen nutzbar zu machen und das Unternehmen, das noch ein weites Feld nordostwärts gegen Leipe sich gesichert hat, mit dem verdienten Erfolge zu krönen.

Wenn die Beschaffenheit und die Art des Vorkommens der Erze von Altenberg unwillkürlich die Erinnerung an die goldführenden Arsenerze von Rotenzechau und an die Kupfer- und Bleierze von Kupferberg-Rudelstadt wachruft, so begegnet man in entgegengesetzter nordöstlicher Richtung bei Leipe zunächst den Halden eines auf ganz ähnliche Erze begründeten Bergwerks des 16. Jahrhunderts, dann am Außenrande des Berglandes unfern Jauer den Kolbnitzer Erzlagerstätten. Dort setzen im Tonschiefer Quarz- und Spateisensteingänge auf mit mannigfacher Erzführung; ging der Bergbau des 16. Jahrhunderts silberhaltigem Bleiglanz nach, so trat vor diesem in einer jüngeren Abbauperiode (1851—1867) die Ausbeute an Kupferkies in den Vordergrund.

Von dieser Reihe von Erzlagern der alten Schiefer, die von den Höhen des Landeshuter Kammes bis an die Kolbnitzer Hügel (im 13. Jahrhundert Cholme) reicht, hebt sich sehr bestimmt der schmale kupferführende Gürtel der Zechsteinformation ab, der in weitem Bogenzuge erst vom Prausnitzer Walde über Haasel bis Konradswaldau den östlichen, dann von dort über Polnisch-Hundorf nach Neukirch den südlichen Saum einer Buntsandsteinmulde bildet, in deren Kern der

Quadersandstein von Wolfsdorf und Hermsdorf (bei Goldberg) lagert. Das unternehmungslustige 16. Jahrhundert hat an all den genannten Punkten des Zechsteinbandes mit bergmännischen Versuchen eingesetzt[1]); am nachhaltigsten war der Bergbau bei Haasel, wo eine kaum 3 m mächtige Wechsellagerung dünner Bänke von Mergelschiefern und dolomitischem Kalkstein bei einer Kupferführung von 1—2 % noch 1860—1883 ausgebeutet wurde. In den Hofmauern des Dörfchens erinnern die großen, blinkenden Schlackenziegel noch an die alte Kupferhütte. Auch die Löwenberger Mulde hat einen ähnlichen schmalen Zechsteinsaum von Siebeneichen am Bober bis Schlesisch-Haugsdorf a. Q.; aber die Spuren von Kupfer waren hier zu unbedeutend, um je zu ernsten Anstrengungen zu ermutigen. Unfern von Haasel liegt in den Schiefern des Silur der ansehnliche Roteisenerzstock von Willmannsdorf, der erst 1858 entdeckt und bis 1876 zur Speisung der Vorwärtshütte zu Hermsdorf (bei Waldenburg), dann noch einige Jahre für oberschlesische Werke abgebaut wurde.

Damit ist die Erzführung des Gebietes erschöpft, aber keineswegs die Fülle seiner nutzbaren Mineralien. Die trotz räumlicher Beschränkung doch nicht nur dem Geologen, sondern dem praktischen Leben besonders wertvolle Zechsteinformation enthält bei Neuland (Kr. Löwenberg) und bei Haugsdorf a. Q. Gipslager. Auf der Majoratsherrschaft zu Neuland ist seit Jahrhunderten deren rege Verwertung im Gange (Mühle, Brennerei, Plattenfabrikation). Dem Gipsmehl, das zur Erneuerung der Nährkraft des Bodens im weiten Umkreise von der Landwirtschaft begehrt wird, erwächst ein immer stärkerer Wettbewerb durch die großartige Entwicklung der Kalkwerke des Gebietes. Gegenüber dem allgemeinen Vorherrschen kieseliger und toniger Gesteine im niederschlesischen Bergland wird jedes Kalksteinvorkommen zu einem geschätzten Besitz. Aber ein Industriebetrieb in großem Maßstabe kann sich nur entwickeln, wo mit außergewöhnlicher Ausdehnung der Lager eine die Fernwirkung sichernde Verkehrsentwicklung sich verbindet. Erst seit relativ kurzer Zeit ist diese zweite Bedingung erfüllt für den mächtigen Zug kristallinischer Kalksteine, der — gerade dort, wo die Katzbach in Ober-Kauffung ihn durchschneidet — rechts und links von ihr im Mühlberge (594 m) wie im Kitzelberge (667 m) die Scheitelhöhe und den ganzen Kern des Gebirges bildet. Die Kalkbrüche hier werden nicht viel jünger sein als die Siedelung. Höhere Beachtung schenkte ihnen erst Friedrich der Große; er ließ schon 1742 im Interesse des Schloßbaus von

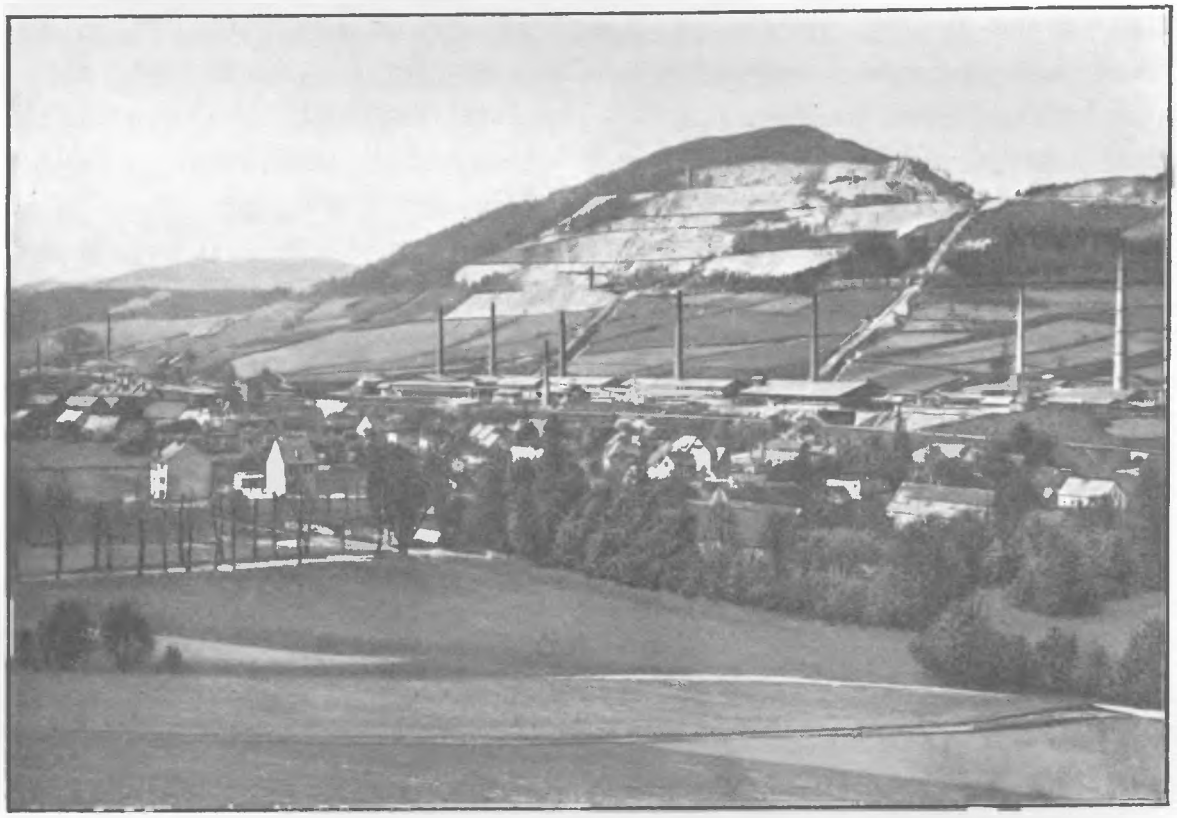
1) Die Belege bietet hier, wie überall, Konrad Wuttkes unschätzbare Sammlung der Urkunden über Schlesiens Bergbau. Cod. Dipl. Sil. XX. XXI.

Sanssouci Schlesien nach Marmorvorkommen durchsuchen. Bereits vor dem Siebenjährigen Kriege ward in des Königs Auftrag in Kauffung Marmor gebrochen. Der König selbst hat 1777 die Brüche besichtigt. Von den Potsdamer Bauwerken wurden aus diesem feinkörnig-kristallinischen, durchscheinenden Gestein, dessen milchige und wachsartige Färbung bisweilen ins Bläulichgraue, nur ausnahmsweise an Klüften durch den Zutritt von Eisen ins Rötliche überspielt, hergestellt der Obelisk mit dem Bilde des Großen Kurfürsten vor der Nikolaikirche, mehrere monolithische Säulen im Vestibül, auch Boden- und Wandplatten im Muschelsaale des Neuen Palais. Noch in jüngster Zeit wurden für Ergänzungen verwitterter Teile des Obelisken die Kauffunger Brüche wieder in Anspruch genommen. Wichtiger als diese künstlerische Verwendung blieb die für technische und Bauzwecke, zu denen auch allmählich die landwirtschaftliche Verwertung sich gesellte. Aber die Absatzmöglichkeit blieb beschränkt, solange nur die Leistungskraft der Landstraße ihr zur Verfügung stand und entfernte Bahnhöfe, wie der von Merzdorf, den durch den Frachtaufschlag verteuerten Kalk erst von der Fuhrmannsachse übernahmen. Der klaren Einsicht und dem wirksamen Fürwort Heinrichs v. Korn, der 1884 drei der acht Kauffunger Rittergüter erworben hatte, war es wesentlich zu danken, daß endlich in den neunziger Jahren die Katzbachtalbahn Goldberg—Merzdorf zustande kam. Er wurde nun 1896 der Begründer des großen »Kalkwerks Tschirnhaus«, das seinen Namen einem der Rittergüter dankte. 11 ha messen die Steinbrüche des Werkes an der Lehne des Kitzelberges, die einer unabsehbaren Ausdehnung fähig sind, da nicht nur dieser Berg, sondern auch der gegenüberliegende Mühlberg zu demselben Besitz gehören. Auf 5 Milliarden Zentner wird der gewinnbare Gesteinsvorrat angeschlagen[1]). Etwa 50 m unter dem Scheitel des Kitzelberges beginnen die Brüche, die aus neun Stufen des Tagebaues mit zwei Schwebebahnen und zwei Bremsbergen ihre Gesteinslasten hinabsenden in die 250 m tiefer von der Bahnlinie durchzogenen, mit den vollkommensten Einrichtungen eines modernen Großbetriebes ausgestatteten Werke. Neun Ringöfen, zwei Marmormühlen, eine Kalkmühle, eine Dampfsäge verarbeiten das Rohmaterial und sichern eine durchschnittliche Tagesleistung von 13000 Zentnern; zeitweilig steigt der Tagesversand auf 20000. Fügt man der Jahresproduktion dieses Werkes, das allein 600 Arbeiter beschäftigt, die Leistung der drei anderen Werke Ober-Kauffungs hinzu,

1) Die vortreffliche Abbildung der Brüche danke ich dem freundlichen Entgegenkommen der Direktion des Kalkwerks Tschirnhaus.

so wird die jährliche Gesamtleistung des Ortes hinter 6 Millionen Zentnern kaum zurückbleiben.

Daneben spielen nur eine bescheidene Rolle die anderen Brüche, die in denselben den silurischen Schiefern eingelagerten Kalksteinen eröffnet sind: so die Brüche von Wünschendorf, Berbisdorf, Seitendorf [1]). Dem Zechstein gehören an die Kalksteinbrüche von Haasel, Neukirch, Nieder-Görisseiffen, Giesmannsdorf, auch der von Ober-Gröditz. Höhere Bedeutung haben neuerdings, dank dem Bahnanschluß, durch erweiterten und vervollkommneten Betrieb die Muschelkalkbrüche von Groß-Hartmannsdorf, westlich vom Gröditzberge,



Marmorbruch des Kalkwerks Tschirnhaus am Kitzelberg bei Kauffung.

gewonnen im Bereich der vollkommensten Entwicklung der niederschlesischen Trias.

Nur vereinzelt finden diese Kalksteine verschiedenen Alters auch als Werksteine in der Bautätigkeit Verwendung. Denn gerade ihr bietet dieses Gebiet in einer Fülle von Sandsteinen vortreffliches Material. Und zwar sind es weniger die älteren Formationen, die

1) Altersstellung und Lagerungsverhältnisse dieses Gebirges beleuchtete eindringend zuerst Georg Gürichs preisgekrönte Dissertation, Zeitschrift der Deutschen Geol. Ges. XXXIV, 1882.

für diesen Reichtum entscheidend sind. Die Sandsteine des Rotliegenden gewinnen nie mehr als örtliche Bedeutung, und auch der Buntsandstein erreicht nur ausnahmsweise die Festigkeit und Wetterbeständigkeit, die seine Gewinnung lohnend machen könnte. Die größten und wertvollsten Sandsteinbrüche des Gebietes gehören durchaus der oberen Kreideformation an, und zwar ist von ihren drei hier entwickelten Stufen Cenoman, Turon, Senon die mittlere mit dem Kalkgehalt und dem tonigen Bindemittel ihrer Sandsteine im allgemeinen der Bildung einer fruchtbaren Bodenkrume günstiger als der Entwicklung fester, widerstandsfähiger, zu baulicher Verwertung geeigneter Gesteinsarten. Schon in der Gliederung der Landoberfläche fällt es auf, daß Buntsandstein und Turon, nachgiebiger gegen die abtragende Wirkung der Atmosphäre, oft zu flachwelligen Talböden ausgestaltet sind, über die besonders cenomane, aber bisweilen auch senone Sandsteine in langgestreckten, steilwandigen Rücken herausragen. Das Pflanzenkleid betont diesen Gegensatz durch seine Paarung mit dem Unterschied zwischen freundlichen Wiesen oder Ackerfluren und nicht ohne Grund geschonten Waldstrichen. So entsteht eine dem Muldenbau des Gebietes entsprechende zonale Teilung der Landschaft um Löwenberg. Namentlich die Cenoman-Ränder der Mulde treten als hohe Leisten hervor. Im Süden der Stadt, die aus der Talaue auf sanfter Turonlehne sich sacht emporzieht, hebt mit ausgesprochenem Anstieg, z. T. mit schroffer Felsenstirn, der cenomane Quadersandsteinzug des südlichen Muldenrandes sich heraus, der von der Boberenge oberhalb Plagwitz zusammenhängend bis Herzogswaldau bei Naumburg a. Q. nordwestwärts streicht, aufgeschlossen von einer langen Reihe ansehnlicher Steinbrüche (Plagwitz, Vorwerksbusch, Buchholz, Jungfernstübchen, Schießhausberg, Neuländer Harte, Kesselberge bei Herzogswaldau). Bieten die östlichen Glieder dieser Reihe eine in mächtige Quadern sich sondernde, an 30 m mächtige Sandsteinbank mittelkörnigen Sandsteins mit kieselig-tonigem Bindemittel, vortrefflich geeignet als wetterfester Baustein, so bedingt der glasglänzende quarzige Kitt des grobkörnigeren, überaus festen Gesteins der Harte seine Verwendbarkeit für Mühlsteine. In ähnlicher Weise bezeichnet den Nordrand der Mulde der nicht sowohl hohe als scharf heraustretende Zug der Steinmauer südwestlich von Alt-Warthau, wieder ein durch berühmte Hausteinbrüche in Angriff genommener Rücken cenomanen Quaders, dessen isolierte Fortsetzungen man bis in Bunzlaus Nähe verfolgen kann zu den alten Brüchen, denen der Baustein dieser Stadt entstieg. Zwischen diesen beiden cenomanen Sandsteinzügen liegen der Mitte der Mulde nahe die Brüche des oberen, senonen Quaders.

Seinem Nordflügel gehört der Hockenberg südlich vom Gröditzberge an mit seinem feinkörnigen, festen, gelblichbraunen Sandstein, auch der wertvolle weiße Hausandstein bei Giersdorf, südlich von der Steinmauer [1]). Der Südflügel des Oberquaders wird an den reizvollen Felsbildungen bei Schloß Hohlstein (Schottenstein) und am Steinbruch von Sirgwitz vom Bober durchschnitten und entfaltet erst auf dessen linkem Ufer seine höchste wirtschaftliche Bedeutung in den größten Brüchen dieses ganzen Gebietes bei Wenig-Rackwitz. Von seinem Steinberg stammt manch schönes Werkstück des Reichstagsgebäudes; selbst zu feineren Skulpturarbeiten eignet sich das feinkörnige, wetterbeständige Gestein. Zu dem im allgemeinen minder festen turonen Quader gehören die Brüche südlich von Goldberg an den Rabendocken des Katzbachtalrandes, während die Lähner Mulde bei Lähnhaus und Waltersdorf wieder dem Cenoman ihre festen Bausteine entnimmt.

Tragen die augenfälligen Horizonte mächtiger fester Bausandsteine Züge klarer Einfachheit in das Landschaftsbild, so verhalten sich gegen den Griffel der Erosion nachgiebiger die jüngsten obersenonen Glieder der Kreideformation (Beyrichs Überquader): »ein bunter Wechsel von mürben, im Ausgehenden zu Sand zerfallenden Sandsteinen, Tonen der verschiedensten Qualität und Farbe, mächtigen Lettenschichten und, darin eingebettet, unzähligen Toneisenstein- und Kohlenflözen ganz geringer Mächtigkeit« (Williger). Die Pechkohle von Wenig-Rackwitz, auch ein 50 cm starkes Flöz bei Ullersdorf a. Q. sind eine Zeitlang Gegenstand bergmännischer Ausbeutung gewesen; erst seit 1894 ist sie erloschen.

Von dauerndem Wert sind dagegen die berühmten Tonlager des Obersenon, die Grundlage der Industrie von Bunzlau und Naumburg a. Q. Sie liegen im Inneren der Löwenberger Kreidemulde, deren Nordostgrenze durch die Linie von Warthau nach Klitschdorf a. Q. bezeichnet wird, sind aber keineswegs zusammenhängend an der Oberfläche verbreitet, weil einerseits ihre Wechsellagerung mit Sandsteinen, andererseits die bisweilen ansehnliche Entwicklung der Diluvialdecke sie verhüllt. Deshalb sind sie nur ausnahmsweise, wenn der Abraum nicht zu mächtig ist, durch Tagebau erschließbar; meist müssen sie durch einen primitiven Tiefbau mit einfacher Haspelförderung gewonnen werden. Das Gelände südlich der Stadt Bunzlau zeigt die Spuren derartiger

1) So Williger, Jahrb. der Preuß. Geol. Landesanst. 1881, Anhang 86. E. Zimmermann dagegen (Mitteilungen aus dem Markscheiderwesen N. F. Heft 7, Freiberg 1905, 11) bringt das Senon des Hockenberges der Streichrichtung gemäß in Verbindung mit dem Zuge Hohlstein—Wenig-Rackwitz.

Durchwühlung des tonigen Untergrundes, aber auch die Schwierigkeit der Beseitigung des jungen Deckgebirges. Besonders wertvoll sind die großen Tonlager des linken Boberufers gegenüber Bunzlau bei Tillendorf. Die andere Töpferstadt, Naumburg a. Q., hat ihren Tonvorrat jenseits dieses Flusses bei Ullersdorf und Tschirne. Dort hat die jüngste Zeit über den nördlich einfallenden Tonflözen, die beinahe frei von Kalk, Eisen und Magnesia einen besonders feinen Ton selbst für die Waldenburger Porzellanfabriken zu liefern vermögen und außer durch ihre dem südlichen Muldenflügel entsprechende geneigte Lagerung auch durch die Reste einer senonen Flora eine klare Altersbestimmung erfahren, noch ein über 20 m mächtiges horizontal liegendes Schichtensystem weißer Tone und Sande der oligozänen Braunkohlenformation in ausgedehnten Gruben aufgeschlossen. Aus ihnen versorgen sich die großen Kunstziegeleien von Siegersdorf, Ullersdorf, Heidegersdorf, Lauban mit einem vortrefflichen, im Brande eine lichte Färbung behaltenden Rohstoff. Da außer der in der Lausitz ansehnliche Verbreitung gewinnenden Tertiärformation auch der diluviale Geschiebelehm für gewöhnliche Mauerziegel taugliches Material enthält, steht die Tonwarenindustrie Niederschlesiens und des ihm angeschlossenen Teiles der Lausitz vor einer seltenen Auswahl an Rohstoffen, deren Güte und Verwendbarkeit im allgemeinen eine mit dem Alter steigende Stufenleiter bildet.

Zuerst erkannte hier das Handwerk seinen goldnen Boden; seit Jahrhunderten schweben über Bunzlau und Naumburg die schwarzen Flaggen der qualmenden Töpfereien. In Bunzlau reicht die Geschichte der Zunft in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Ihr Hauptinhalt ist der engherzige Widerstand gegen die Erweiterung der hergebrachten Fünfzahl der Meister und gegen die Ausdehnung und die reichere Ausgestaltung des Betriebes, der starr bei den alten Aufgaben, den einmal eingeführten Formen und Farben beharrte und weder durch äußere Anregungen, noch durch vereinzelte rührige, erfinderische Köpfe des kleinen Zunftkreises sich zu freierem, weiter zielendem Streben führen ließ. Jede neue Generation sah die Jahrmärkte Schlesiens und seiner Nachbarschaft gefüllt mit demselben, außen braun, innen teilweise weiß glasierten »Bunschligen« Geschirr, Töpfen, Näpfen, Krügen, Kaffeekannen, Butterbüchsen. Der flotte, noch heute nach Polen hinüberreichende Absatz befriedigte den kleinen Produzentenkreis und überhob ihn besonderen Anstrengungen. Die Seltenheit originaler, edlerer Erzeugnisse der alten Bunzlauer Tonindustrie liegt nicht allein in der Zufälligkeit der Erhaltung begründet, sondern erwuchs unmittelbar aus der vorherrschenden Gleichförmigkeit der

Arbeitsweise. Erst als der beflügelte Verkehr des 19. Jahrhunderts allenthalben den Wettbewerb von Steingut, Porzellan, emaillierten Blechwaren zur Geltung brachte, kam neben deren formenreicheren gefälligen und doch billigen Erzeugnissen die Bunzlauer Töpferei in eine beengte und schließlich gedrückte Lage, die wohl durch die Anhänglichkeit des Volkes an die altgewohnte Ware eine Zeitlang gemildert, aber nicht auf die Dauer gesichert werden konnte. Auch Bunzlaus Rat konnte sich der Einsicht, daß eine Hebung dieses trotz gesunder natürlicher Grundlage nicht vorwärts kommenden Gewerbes not tue, nicht verschließen. Er gab 1882 die Anregung, diesen Zweck, den 1794 Graf Carmer durch eine staatliche Fabrik hatte erreichen wollen, zu verfolgen durch Begründung einer keramischen Fachschule. Provinz und Staat erwärmten sich für diesen Gedanken. Im Herbst 1897 begann der Betrieb einer kgl. Fachschule, die wie eine kleine Fabrik mit allen technischen und maschinellen Vorrichtungen ausgestattet war, unter der Leitung eines bisher an der Charlottenburger Porzellanmanufaktur wirkenden Chemikers Dr. Pukall, dessen Laboratorium die Beherrschung des Rohstoffs, die Feststellung seiner Entwicklungsfähigkeit, die Farbenwirkung der verschiedensten ihn überkleidenden Glasuren zum Gegenstand eindringenden Studiums machte. Dessen durch eigene Arbeiten des Instituts erwiesenen Früchte kamen dann auch der Hebung der örtlichen Industrie zugute, ebenso wie die Schulung des Formensinns in der Zeichenschule und Modellierabteilung. Strömen auch Schüler aus ganz Deutschland dieser Fachschule zu, so zeigt sich doch bereits, daß dem Orte selbst dadurch ein zeitgemäß verfeinerter Handwerksbetrieb gesichert wird, würdig »der Stadt des guten Tones«. Jeder Freund des Volkes wird seine Freude daran haben, daß hier ein altes, zeitweilig etwas erlahmtes Gewerbe zu neuer Blüte sich erhebt und seine Kräfte, wenn auch gelegentlich verwertet und gefördert, doch nicht einfach aufgesogen werden von der Großindustrie, der in nächster Umgebung ein großartiges Wirkungsfeld auf der gleichen Grundlage vortrefflichen Stoffvorrates sich eröffnet hat.

Am ganzen Außenrande des Bober-Katzbach-Berglandes, im Norden wie im Westen, gehören Großbetriebe der Tonwarenindustrie geradezu zum Charakter des Landschaftsbildes, wie in der mittelschlesischen Ackerebene die Zuckerfabriken. Selten fehlt in einem Fernblick unseres Bergrandes ein lichter Dampfziegeleischornstein, und bisweilen scharen sich die Essen dieser Industrie zum Abbild eines kleinen Spargelbeetes. Diese Entwicklung war natürlich erst denkbar, seit die Fäden des Eisenbahnnetzes die Möglichkeit einer Fernwirkung nahe-

rückten. Da gelangte das Beispiel, das der junge Maurermeister Augustin 1854 in Lauban mit Begründung einer Fabrik von Verblendsteinen, Hohlziegeln und ornamentalen Terrakotten — zunächst nur für seinen Baubedarf — gegeben hatte, allmählich zu rechter vorbildlicher Kraft. Dieser rührige Mann darf als der Begründer der modernen deutschen Kunstziegelei gelten [1]). Ihn führte die Schwierigkeit des gleichmäßigen Durchbrennens und des vom Gewicht stark abhängigen Fernversands voller Verblendsteine zu der Fabrikation hohler Verblender, die das anfänglich ihnen begegnende Mißtrauen siegreich überwanden, sowie sie beim Bau des Berliner Rathauses 1864—1867 ihre Vorzüge vor den Augen der Architekten Norddeutschlands bewährt hatten. Eine Menge Vervollkommnungen der Maschinen, der Modelle für neue Formen von Ziegeln und ihren zweckmäßigen Verband, auch der Öfen gelangen schon Augustin. Die Erfindung der bald allgemeiner eingeführten Ringöfen mit ununterbrochenem langjährigen Betriebe war ein Verdienst Friedr. Hoffmanns, des Begründers der Siegersdorfer Werke (1870). Sie bieten Gelegenheit, den Vorzug der Lage in der engen Nachbarschaft von Tonlagern ungleichen Alters und verschiedener, auch in der Verwertung sich bestimmt scheidender Zusammensetzung recht eindrucksvoll kennen zu lernen. Während die Gruben der Örtlichkeit selbst nur einen sich rot oder gelb brennenden Ton bieten, gewinnen — wie wir sahen — die »Vereinigten Tonwerke«, zu denen Siegersdorf gehört, bei der Kolonie Tschirne einen auch im Brande weiß bleibenden Ton der Braunkohlenformation. Der herangeführte Ton lagert zunächst unter Dach, der freien Luft ausgesetzt zur »Winterung«. Dann wird er nach bewährten Rezepten unter Zutat von Witherit, der für den Niederschlag schädlicher Salze wichtig ist, gemischt [2]); auch Ziegelmehl wird als Magerung beigegeben. Diese Vorbereitung behält schon die besondere Verwendung jeder Tonmasse im Auge. Schon mit dem örtlichen Vorrat vermochte Hoffmann weithin geschätzte, bisweilen des Reiches Grenzen überschreitende Verblendziegel, Dachfalzziegel, scharfgebrannte Lochsteine für den Aufbau hoher Schornsteine und dekorative Terrakotten her-

1) Arn. Heintz, Die Tonindustrie Schlesiens, ein besonders inhaltreicher Abschnitt (S. 68—82) in der Festschrift zur Feier der XXIX. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure zu Breslau 1888. Dort auch die Aufzählung einer Menge von Bauwerken, bei denen die Kunstziegelei Niederschlesiens ihre hohe Leistungsfähigkeit bewies.

2) Von der Entwicklung der chemischen Technik in der Behandlung des Rohstoffs gibt eine Vorstellung der Unterrichtsleitfaden von Dr. W. Pukall, Keramisches Rechnen auf chemischer Grundlage. Breslau, F. Hirt 1907.

zustellen, aber erst die Verwendung des weiß brennenden Tones ermöglichte die Entwicklung einer Arbeitsrichtung, die auch in Zeiten des Nachlassens der riesigen Berliner Bautätigkeit und geringerer, auch mit der Mode wechselnder Nachfrage nach Verblendsteinen den Werken schwunghaften Betrieb sicherte. Das ist die Fabrikation weißer, mit einmal (1300° C) gebrannter Glasur überzogener Steine, wie sie namentlich bei unvollkommener Beleuchtung für Herrichtung von Baderäumen verlangt werden. Die hygienischen Vorteile der Glasierung forderten ihre möglichst vollständige Durchführung für die Einrichtung von Wannenbädern und Brausebädern; es gelang bei der Formung der glasierten Ziegel sofort, auch alle durch den Zweck der Räume bedingten besonderen Erfordernisse (Seifenschälchen, Kleiderhaken, Aufhängeknöpfe) mit zu befriedigen. Ganze Badezellen werden bis auf den letzten Stein hier fertig vorbereitet. Der alle Schichten des Volkes durchdringende Zug des Fortschritts zu höherer Lebenshaltung sichert so vom starken Zentrum des Reiches ausstrahlend einem überaus wichtigen Fabrikationszweige eine vor einem Menschenalter ungeahnte Blüte. Der weiß brennende Ton ist auch die dankbarste Unterlage für die Entwicklung einer für künstlerisch wirksame Wandverkleidungen und Fußbodenfliesen vorgesehenen erstaunlich reichen Musterkarte der verschiedensten Farben (über 80 Nuancen) von Glasuren, die bald den Farbenton des Scherbens völlig decken, bald ihn zur Mitwirkung im Farbeneffekt zulassen, bisweilen durch Transparenz eine besonders leuchtende Wirkung erzielen. Hat man ein solches großartig entwickeltes Werk wie das Siegersdorfer, das bei 700 Arbeitern eine Tagesleistung von 200 000 Ziegeln erreicht, unter lehrreicher Leitung aufmerksam durchwandert, dann empfängt man einen lebhaften Eindruck von der Bedeutung, die neuerdings für Niederschlesiens Wirtschaftsleben sein Reichtum an plastischen Tonen gewonnen hat. Die wichtigsten der anderen großen Tonwerke verteilen sich auf Liegnitz, Haynau (mit Bielau), Bunzlau, Tschauschwitz bei Giesmannsdorf, Ullersdorf a. Q., Heidegersdorf, Lauban. Wie schon diese Namenreihe zeigt, hat auch die Oberlausitz vollen Anteil an dieser Entwicklung.

Wiewohl dieser Blick auf die Tonlager Niederschlesiens auch die Legion der aus dem nordischen Diluvium oder aus jungen Auelehmen ihren Stoff schöpfenden Ziegeleien mit einem Seitenblicke streifen muß, bedarf die Überschau der nutzbaren Gesteine der reichen Formationsfolge dieses mannigfaltigen Landes noch einer Ergänzung. Auch die Eruptivgesteine, die in verschiedenen Epochen der Erdgeschichte in die Sedimente eingedrungen oder durch sie

hindurch an die Landoberfläche emporgetreten sind, haben ihren besonderen Nutzwert. Das gilt bisweilen schon von den alten Porphyren des Rotliegenden, die als Mauersteine, Pflasterungs- und Straßenbaumaterial vereinzelt Verwendung finden; ihre prächtige Absonderung in fünfseitigen Säulen an der großen Orgel bei Röversdorf (n. von Schönau) (I. 113) lud so unwiderstehlich zur Ausbeutung der von der Natur vorbereiteten Werkstücke ein, daß diese altberühmte Zierde des Eintritts der Katzbach zwischen die hohen Porphyrberge dem Verhängnis völliger Zerstörung verfiel. Aber weit wichtiger ist für das Gebiet der Reichtum an Basaltkuppen, deren zähes, auch starkem Druck gut widerstehendes Gestein ein unübertreffliches Material für die Beschotterung der Kunststraßen bietet, wiewohl auch anderes Gestein des Gebirges, so der Kieselschiefer des Schönauer Berglandes, einen Anteil an dem ausgezeichneten Belag der Chausseen Niederschlesiens haben. In den letzten Jahren hat die Basaltgewinnung Niederschlesiens und der Lausitz einen zeitweilig sehr bedeutenden Aufschwung genommen, weil die Eisenbahnverwaltung durch Erfahrungen über Gefährdung der Dauerhaftigkeit der Maschinen und Achsen durch Staubentwicklung zu dem Entschluß geführt wurde, alle Schnellzugsstrecken mit einem möglichst festen, keinen Staub abgebenden Gesteinsmaterial zu beschottern. Dafür kam bei dem Mangel festen Gesteins im norddeutschen Festland auf weite Entfernungen hauptsächlich der schlesische Basalt in Frage. Die geologische Karte macht seine Verbreitung im Bergland von Katzbach und mittlerem Bober ersichtlich. Nicht ohne Sorge sieht man an einer der charakteristischen Landmarken des Gebietes, die Hauptaugenziele der Riesengebirgswanderer sind, am Wolfsberg bei Goldberg, die Steinbruchtätigkeit bedrohlich gegen den Scheitel vorrücken, von dem man so wundervoll dies formenreiche Land der Vorberge und die Mauer des Riesengebirges überblickt. An wenigen Punkten paart sich mit der Freude an den Umrissen der Berge so wohltuend das Bewußtsein, welchen Segen für des Landes Wohlfahrt nicht schimmerndes Erz allein, sondern manch unscheinbares, der Arbeit lohnende Ziele weisendes Gestein in seinem Schoße birgt.

2. Das Siedelungsbild.

Sonne scheint von hohen Warten
Auf der Ostmark Saatenfeld,
Das als frischen Neubruchgarten
Deutsche Kraft sich hier bestellt.
Gotteshäuser, Burgen, Städte,
Starker Bauern Einigung
Wachsen frohsam um die Wette
Mit der Geister ernstem Schwung.
V. von Scheffel.

Der wesentlichste Zug des geologischen Aufbaus des Bober-Katzbach-Gebirges, der Grundriß einer im Osten und Südosten durch den Rahmen alter Schiefergesteine fest abgeschlossenen Mulde, die nur gegen West und Nordwest frei sich öffnet, bleibt auch das Leitmotiv des Kulturbildes. Zwischen Goldberg und Jauer behauptete sich auf mäßigen, 450 m nie weit überschreitenden Höhen im Zeitalter der deutschen Kolonisation auffallend lange ein dichtes Waldgebiet, ein stiller, abseits der belebten Wege bleibender Landstrich, auf den schließlich Kloster Leubus Ansprüche erhob auf Grund merkwürdig alter, bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückreichender Urkunden, denen die Archivare der Gegenwart weit weniger Vertrauen schenken als die Generation, für die jene Pergamente bestimmt waren. Fünfhundert große fränkische Hufen in den waldigen Bergen der Cholme sollte Heinrich I. als Zubehör zu dem Dorfe Schlaup dem Kloster Leubus 1203 geschenkt haben, — ein Areal von vielleicht zwei Geviertmeilen! Tatsächlich liegt hier noch heute ein beträchtliches Waldgebiet von etwa 20 qkm, dessen Hauptkern der nun fiskalische Mönchswald (nahezu 8 qkm) bildet. Die Südgrenze dieser Waldung, in der die vormaligen Bergwerke von Haasel und Wilmannsdorf liegen, bilden die langen Dörfer Konradswaldau und Pombsen an der Straße Goldberg—Jauer. Auf ihr bewegte sich am 26. Aug. 1813 hinter dem Schleier jenes Waldgebiets, während die Entscheidung an der Wütenden Neiße bereits fiel, die zur Umgehung des Blücherschen Heeres entsendete Division Puthod. In Kolbnitz trifft beim Abstieg gegen die Ebene mit dieser Straße die südlichere Schönau—Jauer zusammen. Sie hat westlich und östlich von Mochau im südwestlichen Teile des Kreises Jauer ansehnliche Wälder zu durchziehen; 18 qkm decken hier allein die Forsten des Gebirgsanteiles der Herrschaft Malitsch. Die Wälder der demselben Besitzer (Heinr. Wilh. v. Sprenger) gehörigen Herrschaft Leipe gehören bereits zu dem großartigen Waldgürtel des Hauptkammes des Bober-

Katzbach-Gebirges, den die Katzbach bei Kauffung durchschneidet. Diese ganze Waldzone von Leipe bis Langenau bei Lähn mißt etwa 60 qkm und scheidet von dem Schönauer Becken zu beiden Seiten des Katzbacheinschnittes bei Kauffung recht wirksam das Hirschberger Tal und das Quelltal der Katzbach bei Ketschdorf, das selbst wieder durch den waldreichen Kamm der Bleiberge vom Bober getrennt bleibt. Diese Waldgebirge gliedern das Feld der Betrachtung.

Das Bobertal von Rudelstadt und Jannowitz kennen wir bereits (S. 507). Im Quelltal der Katzbach entwickelt sich, wo die von Hirschberg über Maiwaldau (1150 Einw.) heranführende Straße nach Jauer und nach Bolkenhain sich gabelt, Ketschdorf mit seiner altberühmten, nicht mehr wiederzuerkennenden Brauerei zu einer reizenden Sommerfrische, der die Rosenbaude eine vielleicht unvergleichliche Hochgebirgsansicht in Spaziergangsnähe rückt, während die Romantik durch die Burgruine Nimmersatt vertreten wird, deren beredten Namen die offizielle Verkleidung Nimmersath doch nimmer dem Verständnis des Volkes entrücken kann. Die Lage der Burg vereinte mit der Überwachung der hier zum ernstesten Anstieg ansetzenden Straße Hirschberg—Bolkenhain den Niederblick auf die Merzdorfer Gegend mit dem Straßenkreuz des Boberknies (Hirschberg—Waldenburg, Bolkenhain—Landeshut). Als munterer Forellenbach, dessen Natur auch weiter abwärts die Fischzüchtereien von Tiefhartmannsdorf, Alt-Schönau, Röversdorf wenigstens für die Seitenbäche zu erhalten sich bemühen, tritt die Katzbach aus dem obersten Becken in die Enge zwischen den Bergen von Kauffung. Dies große Dorf (3300 Einw.), das 5 km lang an der Katzbach sich hinerstreckt und 8 Rittergüter umschließt, ist eine der wenigen Gründungen des 13. Jahrhunderts (1268 erwähnt), deren Name unmittelbar einen mitteldeutschen wiederholt. Den hier ungewöhnlich zahlreichen Grundherren stand einst eine kleinbäuerliche Bevölkerung in bedrückter Lage gegenüber; eine Menge kleiner Gärtner und Häusler trug die Robotlast; die auffallend dichte Scharung kleiner Häuschen im Talgrund ohne nennenswerten Grundbesitz stammt schon aus jener Zeit vor der Bauernbefreiung. Schon 1786 zählte man in Kauffung 361 Feuerstellen mit 1630 Seelen, 10 herrschaftliche Vorwerke, 26 Bauern, 232 Gärtner, 90 Häusler. Der Schwerpunkt des örtlichen Lebens war noch vor wenigen Jahrzehnten im unteren Teile des Dorfes, wo die beiden Kirchen neben dem Schloße sich erheben, das Gneisenau 1803 erwarb und 1817 gegen Erdmannsdorf vertauschte. Nun hat die Entwicklung der Marmorbrüche dem oberen Dorfe kräftigere Lebensquellen erschlossen; das Schloß der Frau v. Bergmann (geb. v. Korn) ist die freundliche

Verkörperung der neuen Zeit. Nur kurzer Abstand trennt vom unteren Ende Kauffungs das 3 km lange Dorf Alt-Schönau, dem — wie so oft — als jüngeres Gegenstück die Stadt (1910 : 1750 Einw.) abwärts sich anschließt. Es ist eine der kleinsten Kreisstädte Schlesiens, die kleinste überhaupt, wenn wir von Rothenburg in der Lausitz absehen. Und doch verdient Schönau seinen Namen. Wie anmutig ist das flachwellige Becken innerhalb des Rahmens von Bergen, die in ihren Formen die Mannigfaltigkeit ihrer Zusammensetzung zur Geltung bringen, sicher ein angenehmer Wohnplatz, dessen Ruhe kein geräuschvolles Fabrikgetriebe stört. Wie stimmungsvoll ist das alte Kirchlein unterhalb der Stadt mit seinen romanischen Bauformen und seinen Grabmonumenten. Die Tonschiefer des Schönauer Beckens sind so weit abgetragen, daß der widerstandsfähige Porphyrstock im Norden der Stadt wie ein Gebirge erscheint, in das der Fluß durch die Felsenpforte am Willenberge eintritt. Die Engen tun sich erst wieder auf, wo die Katzbach in die Sedimentfolge von Rotliegendem, Zechstein und Buntsandstein tritt, in der sie eine breite Talaue auswusch, behaglichen Raum für das Dorf Neukirch (1250 Einw.) und den Stammsitz eines Zweiges des Geschlechtes v. Zedlitz. Noch einmal schließen Basaltberge, deren sich schnell die Industrie bemächtigt, das Tal enger zusammen, ehe schärfer abbrechende Felsenränder das Auftreten des Quadersandsteins verraten. Er entscheidet die Landschaftsform, in die der bescheidene Badeort Hermsdorf freundlich ein linkes Seitental füllend sich einfügt. Überraschend stößt man jenseits des Turons des Muldenkerns beinahe unvermittelt auf die alten Schiefer des nördlichen Muldenrandes und sieht über der in sie eingesenkten breiten, flachen Talsohle, die der Fluß durchschlängelt und bei seinen gefürchteten plötzlichen Hochfluten rasch unter Wasser setzt, den Turm von Goldberg ragen, auch dessen Häuserfront so geschlossen, als sei eben erst der alte Mauerkranz von ihr abgestreift, am 80 m hohen Talrand erscheinen.

Eine volle Übersicht seiner Lage gewährt nur ein höherer Standpunkt, am besten der nahe im Süden aufragende Basaltkegel des Wolfsberges. Da erkennt man als Grundlage der Stadt eine Zunge des Hügellandes, die das tiefe steilwandige Tal der Katzbach nicht nur von der westlichen Nachbarschaft, sondern auch von dem nördlichen Hügelvorland ablöst, während im Osten eine kleinere, am Wolfsberg selbst wurzelnde Bodenfurche die gleich scharfe Begrenzung übernimmt. Als langgestrecktes Oval zieht die Stadt auf ihrer Höhenplatte nordöstlich. Auch ihr Marktplatz ist in dieser

Richtung langgestreckt und macht die Neigung der Stadt vom oberen gegen das Niedertor mit. Wenig über dem Markt liegt der mächtige Bau der Stadtkirche, die »mit der schlichten, überzeugenden Klarheit des schönsten mittelalterlichen Kirchenraumes in Schlesien« [1]) an die Blütezeit des Bergbaus, mit der Fülle ihrer Denkmäler aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an die zweite Blüte der Stadt vor dem großen Kriege, an ihre gelehrte Schule wie an die einst kräftige Tuchmacherzunft erinnert, der bis heute unter den im Gottesdienst gesonderten Innungen ein Ehrenplatz verblieben ist. So fehlt es Goldberg, mag man es von außen, etwa vom Bürgerberg im Nordosten mit dem Wolfsberg als Beherrscher des Hintergrundes betrachten oder innerhalb des grünen Reifs der den Stadtwall ersetzenden Baumgänge bei seinen Bauten verweilen, nicht an äußeren Zeichen der Würde, die der ältesten deutschen Stadtgemeinde auf Schlesiens Boden zukommt. Schon 1211 empfingen die hierher geströmten Fremden (hospites), offenbar deutsche Bergleute, Magdeburger Recht. Kaum irgendwo bezeichnet der Gebirgsrand schärfer die Grenze alter slavischer und frisch aus wilder Wurzel erwachsener deutscher Siedelungen. Die deutsche Bergmannstadt war gewiß ein wirksamer Lockvogel der deutschen Kolonisation, aber durch die Natur der Lagerstätten von vornherein bestimmt zum Zurücktreten hinter der Ergiebigkeit eines fruchtbaren Um- und Vorlandes. Aus ihm zieht die Stadt in der Gegenwart (1910: 6990 Einw.) ihre Lebenskraft, wenn auch die Lage abseits der großen Hauptverkehrslinien ihr keine wesentliche Zunahme mehr vergönnt. Wie Goldberg selbst, bezeugen die dörflichen Ortschaften, die in ziemlich dichter Folge weiter abwärts beide Talränder der Katzbach krönen, die vorsichtige Achtung, die der im Sommer oft unscheinbare Fluß mit seinen jähen Anschwellungen sich erzwungen hat.

Der Landstrich zwischen Katzbach und Bober gliedert sich deutlich in die Abhänge des Bergrückens, der die Becken von Hirschberg und Schönau scheidet, in das Talgebiet der Schnellen Deichsa und in das vom Gröditzberge beherrschte Hügelland. In die Talfurchen, die an den Flanken des 700 m hohen Waldgebirges niederziehen, schmiegen sich langgestreckte Dörfer, in denen große Gutshöfe und Bauernwirtschaften sich vereinen, am Südhang Kammerswaldau mit dem fern kenntlichen Rittergutshofe des Herrn v. Lösch, und Berbisdorf (1290 Einw.), durch das die Schönauer Straße von der aussichtsreichen Paßhöhe des Kapellenberges gegen Hirschberg

1) H. Lutsch, Die Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Liegnitz. Breslau 1889, 295.

niedersteigt, nordwärts gegen die Katzbach Tiefhartmannsdorf, der wohlgepflegte Sitz des Künstlers Grafen Harrach, und Hohenliebenthal, der Majoratssitz (1031 ha) des Herrn v. Küster. Wenig nördlicher werden die Falkenhainer Berge umklammert von den Wurzeln der Schnellen Deichsa, zwei Bächen, die parallel nordwärts rinnend die beiden langen Dörfer Falkenhain (1270 Einw.) und Probsthain (1225 Einw.) durchfädeln, ehe sie vereint in die »Lange Gasse«, deren südwestlichen Anfang (Armenruh, Harpersdorf) nur ein schwacher Bach durchzieht, eintreten und zu ihrer Lebensader werden. Eine nicht mehr unterbrochene Folge bilden nun an der Schnellen Deichsa die behäbigen, auch größere Güter umschließenden Dörfer Pilgramsdorf (1110 Einw.), Ulbersdorf, Leisersdorf, Adelsdorf (1170 Einw.), Modelsdorf, St. Hedwigsdorf, Grüssiggrund, Konradsdorf, Petersdorf. Das dürfte der Kanon der 11 Dörfer sein, die von den Toren Haynaus aufwärts zur Langen Gasse sich zusammenschließen. Aber so fruchtbar auch die sanftwelligen Hügelgefilde sind, die aus diesem Talzug beiderseits sich gemach herausheben, und so deutlich dem Wachstum der untersten Glieder die anregende Entwicklung der Stadt Haynau zustatten kam, hat doch auch dies berühmteste Stück niederschlesischen Bauernlandes in den letzten Jahrzehnten einen Rückgang der Volkszahl erfahren. Die 11 Dörfer der Langen Gasse zählten 1885 7560 Einw., 1905 6920. Das ist nicht etwa ein Zeichen wirtschaftlichen Rückgangs, auch keineswegs ein Ergebnis der gedrückten Lage eines landwirtschaftlichen Proletariats. Nur zum geringsten Teil ist dafür die technische Fortentwicklung des Landbaus, der Menschenkraft spart, verantwortlich; entscheidend ist vielmehr die Abwanderung ländlicher Arbeitskräfte, die dem Zuge der Annehmlichkeiten städtischen Lebens folgen und in der Heimat ersetzt werden müssen — durch polnische Wanderarbeiter.

Die Lange Gasse ist der wichtigste der Zufuhrwege, die den Ernteüberschuß eines besonderen ergiebigen Hinterlandes hinabströmen lassen nach Haynau (1910: 10460 Einw.), dessen Aufblühen in erster Linie der Handelsvermittlung dieser reichen Landschaft zu danken ist. Der Name erinnert daran, daß bis ins 13. Jahrhundert, anscheinend über seine Mitte hinaus, die Waldungen des Berglandes sich so weit herab erstreckten. Nicht vor 1288 wird die Stadt urkundlich erwähnt; sie war damals Sitz eines Kastellans. Die einer ganzen Gruppe niederschlesischer Städte eigentümliche Längserstreckung des ansehnlichen Marktplatzes, auf dem die Pfarrkirche mit mächtigem Turmbau von mäßiger Höhe sich erhebt, betont die Hauptrichtung des von Bunzlau durchs Burgtor kommenden, nach Liegnitz strebenden Verkehrs, der

außer dem Getreide der Umgebung auch die Tuche der wichtigsten städtischen Zunft abführte. Für die Entwicklung der Stadt fiel ähnlich wie für die beiden Nachbarstädte die Grenzlage zwischen fruchtbarem Hügelland und waldiger Heide vorteilhaft ins Gewicht; aber der Haynauer Stadtforst (16 qkm) reicht nicht tief in die Heide hinein, sondern bleibt völlig südwestlich von den Sumpfwiesen zwischen Reisicht und Modlau. Die Industrie der Stadt und ihrer Vororte stellt sich großenteils in den Dienst der Landwirtschaft, ihrer Maschinenausrüstung wie der Verwertung ihrer Erzeugnisse; die lange Zeit rege Handschuhnäherei scheint nachgelassen zu haben; eine eigentümliche Besonderheit hiesiger Fabrikation sind Raubtierfallen. Überschaut man von einer der umliegenden Höhen die Stadtlage, so fallen die großen Ziegeleien nordwärts gegen Bielau zu besonders ins Auge. Aber am reizvollsten ist der Blick über das in das wellige Hügelland anmutig eingelegte Tal der Schnellen Deichsa hinweg nach dem Herrn des Landschaftsbildes: dem Gröditzberg.

Die Wasserscheide zwischen Katzbach und Bober, aus der dieser steile Basalthügel (389 m) als eine weitschauende Warte herausragt, ist nördlich von ihm in 12 km Ausdehnung heute noch ein waldiger Höhenzug, und die Dorfnamen um ihn her, Kaiserswaldau, Thomaswaldau, Martinwaldau, Wolfshain, bezeugen zusammen mit den Nachrichten über die Verbreitung großer Waldhufen so bestimmt die vormals viel breitere Entwicklung dieses Waldgürtels, daß man den Eindruck gewinnt, hier auf dem Grenzhag des alten Kerns von Schlesien gegen den Bobergau zu stehen, auf dem Landstreifen, aus dem sich erst allmählich eine scharfe, heute zwei Kreise trennende Grenzlinie entwickelte. Auf dem Scheitel des Berges erhob sich wohl erst seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Landesburg, die ihm den Namen (Grodec) gab. Sie übersah gegen Ost und West die nordwärts ziehenden Täler der Schnellen Deichsa und des Kleinen Bober und eignete sich vortrefflich zur Beherrschung der beiden Wege, die nördlich am Hügelrande und südlich in geringer Entfernung diese Täler überschritten. Die frühe Nennung der Zollstätte Warthau (1202) zeigt, daß die nördliche Straße damals näher an die Feste herangeführt war als in der Neuzeit, und auch im Süden bürgt die alte Dorfzeile Ludwigsdorf—Deutmannsdorf—Hartliebsdorf dafür, daß die früheste Verbindung Löwenbergs mit Goldberg und Liegnitz unmittelbarer in den Wirkungsbereich der Landesburg fiel. 1245 wird diese Burg zum letzten Male genannt. Bald wurde sie entbehrlich durch die kräftige Entwicklung der deutschen Siedelungen und des Städtevierecks Löwenberg—Bunzlau—Haynau—Goldberg, in dessen befriedete Mitte

sie zu liegen kam. Sicher bestand die Burg 1320 nicht mehr; der Berg ward als Zubehör des Dorfes Wittchenau von einem geldbedürftigen Fürsten verkauft und sah unberührt auch die Ungewitter der Hussitenzeit an sich vorüberziehen. Erst 1473, in der drangvollen Zeit, da Böhmen, Ungarn und Polen auf Schlesiens Boden ringend zusammentrafen und Raubgesindel die Straßen zu gefährden begann, kaufte ein Liegnitzer Herzog den Gröditzberg zurück und befestigte ihn von neuem. Sein Nachfolger, Friedrich II., ließ dann durch Wendel Roßkopf, den ersten in Schlesien wirkenden Meister der Renaissance, einen prächtigen Schloßbau aufführen, der im 16. Jahrhundert erst der Schauplatz glänzender höfischer Feste, dann unter einem närrischen Fürsten, der in törichtem Streben nach der polnischen Krone und in verschwenderischen Reisen das Erbe der Väter verschleuderte, der Schauplatz der abenteuerlichen Wirtschaft wurde, die der wackre Zechkumpan Hans von Schweinichen getreulich geschildert hat. Im Dreißigjährigen Kriege fiel die Burg 1633 in die Hand der Wallensteiner und ward 1646 beim Nahen der Schweden von den Kaiserlichen selbst zerstört. Dem Verfall der Ruinen gebot erst das 19. Jahrhundert halt. Unsere Zeit sah (1906/08) die verständnisvolle Wiederherstellung der am besten erhaltenen Teile der Burg durch den kunstsinnigen Schloßherrn W. v. Dirksen. Der Baumeister der Hohkönigsburg Bodo Ebhardt[1]) hat nun auch dem deutschen Osten ein altes Kleinod der Architektur zurückgeben können, und der Blick des Wanderers kann auf dem Gröditzberg nicht nur über eine freundliche, formenreiche Landschaft die Höhen des Riesengebirges erreichen, sondern auch über wechselvolle Jahrhunderte und die Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges rückwärts dringen in die Zeit behaglicher Blüte, die Schlesien im 16. Jahrhundert erlebt hat.

Zu den Reizen des Gröditzberges wird der Naturfreund auch die geologische Mannigfaltigkeit der Umgebung rechnen. Das Tal des Kleinen Bober enthüllt in der langgestreckten Flur von Groß-Hartmannsdorf (1630 Einw.) am vollkommensten die auch auf den nordwestlichen Höhen von Alt-Warthau (1200 Einw.) entwickelten Glieder der niederschlesischen Trias, deren nordwestwärts geöffnete Mulde nur in geringer Ausdehnung ihren wertvollen Muschelkalkgürtel der Ausbeutung darbietet und schnell wieder unter jüngeren Bildungen verschwindet. Zwischen diesem Hauptgebiet der Trias und der kleinen Triasinsel bei Klitschdorf am Queis beherrscht die Kreideformation das Gebirgsvorland zu beiden Seiten des Bobers.

---

1) Die Burg Gröditzberg mit Plan und Abb. Schlesien I, 1907/8, 397—400.

Das Bobertal zeigt unterhalb der Engen von Mauer, welche zum Bau der großen Talsperre einluden, einen landschaftlich reizvollen Wechsel von erweiterten Becken und schmalen Einschnürungen. Die Franzosen würden von einer Rosenkranzform des Talgrundrisses sprechen, wenn sie die drei Becken von Mauer, Waltersdorf und Lähn und ihre unteren Abschlüsse kennzeichnen sollten; das oberste liegt in den Tonschiefern, die der Fluß nach dem Austritt aus den Gneisengen durchschneidet, das mittlere in den Sandsteinen der Kreideformation, das untere an deren Grenze gegen den Schieferwall, der die Lähner Kreidebucht im Nordosten abschließt. Das freundliche, einen bescheidenen Sommerverkehr anziehende Städtchen Lähn (1910: 1390 Einwohner) liegt auf flacher, früher oft vom Bober tief unter Wasser gesetzter Aue am Fuße des 100 m steil aufstrebenden Burgbergs, der schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts in slavischer Zeit eine Herzogsburg Wlan, dann eine den Hussiten trotzende Feste trug. In der Hand von Raubrittern verwahrlost, erhielt Burg Lähnhaus neue Bedeutung durch die zeitgemäße vollkommenere Befestigung am Ende des 16. Jahrhunderts unter den Herren v. Zedlitz. Im Dreißigjährigen Kriege hart umstritten, ward sie 1646 von Montecuccoli zerstört. Wenig tiefer nistete sich dann ein friedliches Schlößchen ein, das den steilen Schieferfelsen der Ruine und dem sie umrankenden Strauchwerk überließ. Den Ausblick von der Höhe begrenzt im Süden die geschlossene Mauer des Gebirges. Ob nach Westen früher ein Weg durch die Waldung nach der Lausitz geöffnet war, bleibt durchaus fraglich. Man stand hier nahe am Ende der Wegsamkeit des Bobertales, dort, wo man seinen Grund verlassen mußte, um über sanft anschwellende Höhen in seine nächste Talkammer, den Hirschberger Kessel, vorzudringen. Darauf und auf dem Wert des fruchtbaren, dem Anbau willig dienstbaren Talbodens mitten im Bergland beruhte die Wahl der Ortslage im frühen Mittelalter und die Erhaltung ihrer bescheidenen Bedeutung bis in die jüngste Zeit, die mit der Erschließung des Bobertals durch die Eisenbahn und durch das Stauwerk von Mauer neue Lebensbedingungen schuf.

Noch einmal schließt sich unterhalb Lähn das Tal zusammen zwischen felsigen Tonschieferhöhen, ehe der Fluß im Rotliegenden und Buntsandstein in 9 km Länge eine freiere Aue durchzieht, die zwischen Siebeneichen und Zobten zu 2 km Breite sich ausspannt. Den Eintritt in den Bereich der Kreideformation bezeichnen die Felsenengen des cenomanen Quaders. Ihnen entschlüpft, wand sich der an Gefäll rasch verlierende Fluß früher noch stärker als heute durch die Talaue von Löwenberg, in der abgeschnittene Altwasser als silberne Halb-

monde aufleuchten, — Hieroglyphen der Natur, die von des Flusses Irrgängen und dem lenkenden Eingriff menschlichen Willens erzählen. Erst 9 km weiter nordwestlich rafft sich das Tal wieder etwas zusammen, wo der Husarensprung bei Sirgwitz und der Steinberg bei Wenig-Rackwitz (senoner Quader) ihre Steilkanten gegeneinander kehren. Gerade zwischen beiden Engen, da, wo der Fluß am unstetesten sich erweist und bei Hochfluten, wie die Franzosen im August 1813 zu ihrem Verhängnis erfuhren, gleich einem See von 1500 m Breite die ganze Talsohle füllt, hat Löwenberg, eine der ältesten Städte des Landes, sich erhoben. Natürlich! Dieselben tonig-sandigen, leicht zerstörbaren Gesteinsgürtel, in denen diese breite Talstrecke und die bei Siebeneichen ausgewaschen wurden, haben der abtragenden Wirkung atmosphärischer Kräfte so nachgiebig sich gefügt, daß sie als wegsame Talzüge zwischen den steilwandigen Höhenleisten widerstandsfähiger Sandsteine willig den Verkehr heranführten an diese Niederung. Wenn im Osten des Bobers, gerade gegenüber von Löwenberg (210 m) bei Plagwitz (218 m), zwischen zwei Quadersandsteinbergen (300 m) im Buntsandstein ihrer Unterlage eine natürliche Pforte in der Richtung auf Goldberg sich öffnet, bildet der Buntsandsteingürtel des südwestlichen Randes der Löwenberger Mulde von Naumburg am Queis in südöstlichem Streichen über Herzogswaldau, Gießmannsdorf (1480 Einwohner), Neuland bis in Löwenbergs Nähe einen so flachen, wegsamen Talboden, daß ein von der Erosion geöffneter Durchlaß des örtlich verschmälerten Quadersandsteinzuges bei Langvorwerk der von Nordwesten kommenden Straße freien Zugang zum Weichbild der Stadt gewährt. Da auch bei dieser selbst der Zusammenhang des Quadersandsteinzuges an zwei Stellen sich lockert, fand auch der Verkehr aus Südwest von Greiffenberg her über den Tonschieferrücken, aus dem das Quarzriff des Talkensteins (406 m) herausragt, und aus Süden her von Lähn und Spiller erleichterten Zutritt, — aber immer nur durch Engen, die eine Abwehr begünstigten, selbst wenn nicht, wie bei Langvorwerk, eine Sumpfburg die Verteidigung unterstützte. So vereinte sich die Naturmauer des Quadersandsteinzuges (260—280 m) mit dem fest an ihre Flanke geschmiegten, dann von ihr sich lösenden Fluß (210 m) zu wirksamer Deckung des Weichbildes der Stadt. War diese selbst von starken Mauern umhegt, so begreift man, daß die Hussiten an ihr ohne ernsten Angriff vorbeigingen und sich nach anziehenderen Zielen für ihre Heldentaten umsahen. Die Anlage der Stadt, ein von Ost nach West sanft ansteigendes Oval, die in derselben Richtung gestreckte Gestalt des geräumigen rechteckigen Marktplatzes, der Name des Laubaner Tores

betonen den Hauptverkehrszug, der dem Ort ursprünglich Leben gab. Wie nach Sprossen einer Leiter griff die vordringende deutsche Kolonisation nach den nordwärts ziehenden Strömen; wie Meißen, Görlitz, Lauban, Liegnitz war Löwenberg der feste Stützpunkt an einem Westufer, der das weitere Vorschreiten ostwärts ermöglichte. Wenn auch die Frage nach dem Gründungsjahre Löwenbergs noch nicht entscheidend aufgeklärt ist[1]), dürfen wir es doch neben Goldberg zu den ältesten deutschen Städten Schlesiens zählen; sein Recht hat das Muster für eine Reihe jüngerer Gründungen geboten. Gestützt auf eine ansehnliche Ausstattung mit liegenden Gründen auf beiden Boberufern und wertvolle Vorrechte, entwickelte sich die Stadt vorteilhaft; namentlich die Tuchmacherzunft ward zahlreich und wohlhabend. Erfolgreich wehrte sich Löwenberg auch wider Schnapphähne, die den Verkehr gefährdeten; die Überwältigung und Zerstörung des Talkensteins (1479) war hauptsächlich sein Werk. Die steigende Entwicklung erreicht ihren Gipfel am Anfang des 17. Jahrhunderts; die Stadt zählte damals unter 6500 Seelen 1700 Bürger, 700 Tuchmacher. Der Dreißigjährige Krieg vernichtete diese Blüte; nach dem Wüten der Lichtensteiner und zwei verheerenden Belagerungen waren noch 40 verarmte Bürger, von der Tuchmacherzunft nur noch 14 übrig, die einst schmucke, lebenslustige Stadt ein Ruinenhaufe. Von dieser Katastrophe hat sich Löwenberg nur langsam erholt, nicht nur deswegen, weil die Schlesischen Kriege und namentlich der Befreiungskrieg neue Prüfungen brachten, sondern hauptsächlich, weil der Wechsel der Zeiten die Lebensbedingungen städtischer Entwicklung tiefgreifend änderte. Die Beflügelung des modernen Verkehrs gab dem Unterschied zwischen freiem Flachland und zerschnittenem Berggelände ein erhöhtes Gewicht. Während ein rasch sich verdichtendes Schienennetz sich durch das Tiefland flocht und selbst das obere Bobergebiet schon seinen Anschluß an die großen Verkehrszentren vollzogen hatte, blieb Löwenberg lange der Mittelpunkt einer besonders weiten Masche des Bahnnetzes; erst 1885 drang hierher die erste Lokomotive. Auch jetzt verknoten sich hier nur die Sekundärbahnen von Siegersdorf, Liegnitz, Hirschberg, Greiffenberg. Der Pulsschlag des Verkehrslebens hat hier einen recht ruhigen Gang; die Industrie, der nur die guten Bausteine und die fruchtbare Umgebung eine natürliche Grundlage

1) Die kritische Studie W. Schultes über Löwenberg, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. XXXIV, 1900, 289—314, hat nur den negativen Teil seiner Untersuchung geboten, die überlieferten Angaben des Gründungsjahres (1209 oder 1217) als unzuverlässig erwiesen. Die Verheißung der positiven Lösung ist, soweit meine Kenntnis reicht, noch unerfüllt geblieben.

geben, ist weder groß noch mannigfach, die Volkszahl (1910: 6340) nur in langsamer Mehrung. Aber all das steigert vielleicht die Annehmlichkeit des Wohnplatzes, den Reiz der anmutigen Lage, des historischen Zaubers, der um die Türme der Stadt und ihr schonend und feinsinnig erneuertes Rathaus schwebt. Wahrlich ein Ort für freudige, ungestörte Geistesarbeit (Lehrerinnenseminar, Realgymnasium), wie für Erholung in frischer Waldluft zwischen formenreichen Felsenhöhen!

Löwenberg hat durch Erhaltung eines Teils seines Grundbesitzes (1667 ha, davon 1132 Wald) sich einen für seinen Haushalt wichtigen Platz unter den großen Grundeigentümern des Kreises gesichert. Der bedeutendste unter ihnen ist, wenn wir von den großen Schaffgotschschen Gebirgsforsten absehen, der Majoratsherr von Neuland (mit Kunzendorf unterm Walde, Kesselsdorf, Wenig-Rackwitz 2405 ha), der auch an der Ausbeutung der nutzbaren Gesteine (Kalk, Gips, Sandstein) lebhaften Anteil nimmt. Daneben liegen kräftige Bauerndörfer, manche lang hingestreckt an Bächen, die vom Tonschiefergebirge niederkommen, so Görisseiffen (1850 Einw.) und Schmottseiffen (1870 Einw.), aber alle weisen in den letzten Jahrzehnten einen starken Rückgang der Volkszahl auf; das Land ist so ertragreich wie je, aber es wird immer blutleerer. Die Regel indes ist die Vereinigung von Landgemeinden mit Rittergütern mäßiger Größe. Manche von ihnen sind bemerkenswert durch liebevolle Entwicklung der landschaftlichen Reize. Matzdorf, unweit von Lähn, empfing von einem Helden des Befreiungskrieges, dem General v. Natzmer, die Anlage eines berühmten Parks. Die Kulturarbeit der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege hat hier und anderwärts (Kunzendorf u. W., Gießmannsdorf) manch schönes Herrenhaus hinterlassen; das beachtenswerteste in Plagwitz, ein dreiflügeliger Renaissancebau mit hohen Giebeln und reichem Portal, ist nun in den Dienst der Provinzialirrenanstalt gestellt. An der Nordgrenze des Löwenberger Kreises und teilweise schon jenseits von ihr liegen die Güter des Fürsten von Hohenzollern (Hohlstein, Seitendorf, Karlshof, Neuen, zusammen 1207 ha). Der letzte souveräne Fürst, der 1849 sein Ländchen dem Preußischen Staate anschloß, hat auf diesen schlesischen Besitzungen dann in edler Muße seine letzten Jahre (1851—1869) zugebracht und der Stadt Löwenberg, wo er gern weilte, einen heute noch unvergessenen Abglanz kleiner Hofhaltung verliehen. Nie ist das Blücherfest, in dem die Stadt vor Rauchs charaktervoller Büste des Marschalls Vorwärts auf der grünen Höhe von Buchholz (I. 118) die Erinnerung der entscheidungsvollen Augusttage des Jahres 1813 festhält, glänzender gefeiert worden als in jenen Jahren. Schloß und Park Hohl-

stein empfangen besondere Reize durch die Erosionsformen des senonen Quadersandsteins (Schottenstein). Bis zu seinen Steilwänden haben wir oben den Boberlauf verfolgt.

In wechselnder Breite setzt sich das Bobertal im Kreise Bunzlau fort; bald den rechten, bald den linken Talrand berühren die Windungen des Flusses. Wo er zum letzten Male von festen Gesteinen eingerahmt ist, ehe er ins diluviale Tiefland hinaustritt, erhebt sich auf den rechtsseitigen Uferhöhen die Stadt Bunzlau. Man hat wohl früher ihren Ursprung aus dem Namen herausgesponnen, bald Boleslaus den Langen, bald seinen Urenkel, den Kahlen, als Gründer in Anspruch genommen. Darauf wird man besser ganz verzichten, seit Wernicke erwies, daß der Name Boleslavetz ursprünglich auf dem gegenüberliegenden Tillendorf ruhte und von dieser älteren slavischen Ansiedelung des linken Ufers einfach übertragen wurde auf die Herzogsburg des rechten, deren erste ganz sichere Erwähnung ins Jahr 1227 fällt. An sie hat dann eine deutsche Stadtgründung sich angeschlossen, für die keine Urkunde vor 1251 vorliegt. Diese Daten begrenzen den Horizont für die Würdigung der Stadtlage. Die Zehnturkunde von 1227 verlangt den Zehnt von den Kastellaneien Sagan und Bunzlau in Honig. Die Zeidlerei der Heide bedingte damals noch ihre wirtschaftliche Kraft oder wenigstens deren Fernwirkung. Erst das kräftige Einsetzen der deutschen Kolonisation änderte die Verhältnisse von Grund aus und weckte Leben auf dem von der Natur vorgezeichneten Wege am Rande des Hügellandes. Für eine Zollstelle auf dieser Straße gab es gar keinen geeigneteren Punkt als den Boberübergang. Die Stauung des Verkehrsstroms an ihm war eine unverkennbare Vorbedingung für eine Straßenstation. Als eine besondere Lockung, die dem rechten Ufer den Vorzug sicherte, fiel ins Gewicht der herrliche starke Quell, der später von den Dichtern gepriesene Queckbrunn, der aus dem Bunzlauer Stadtgrund hervorbrach und als ein frisches Bächlein über den Höhenrand hinabeilte zum Bober. Welch ein Vorteil für das Behagen eines Wohnplatzes, für alle Gewerbe, nicht nur für die hier bald heimische Brauerei. Der Stadtplan gehorchte dem Verkehrsgedanken: vom Fluß (177 m) stieg die Straße durch das Niedertor und die Zollstraße empor zur Höhenplatte des in der Verkehrsrichtung etwas gestreckten Marktes, um durch das Obertor im Osten (etwa 205 m) wieder ins Freie zu gelangen; dem Nikolaitor im Süden gegen Löwenberg kam im Verkehr geringere Bedeutung zu, für die Verteidigung aber wegen des Ansteigens des Geländes in dieser Richtung eine besonders hohe. Auf dieser Seite der Stadt lag die Burg. Durch Teichanlagen gelang es, den Mauerkranz der Stadt gerade gegen Süden

und Südosten besser zu sichern. All diese Vorkehrungen haben die Stadt nicht vor schweren Prüfungen im Hussitenkriege wie im Dreißigjährigen bewahren können. Aber ihre bescheidene Bedeutung gewann immer wieder neues Leben durch den natürlichen, im Mittelalter noch durch den Straßenzwang gesicherten Verkehrszug. Von dem Range Bunzlaus unter den schlesischen Städten gibt für die Mitte des 14. Jahrhunderts die Geschoßliste eine Anschauung, welche Bunzlau mit 40 Mark derartig einordnet, daß Breslau 10fach, Schweidnitz und Liegnitz 7 ½ fach, Reichenbach und Striegau 5fach, Jauer, Goldberg, Löwenberg doppelt, Neumarkt und Haynau 1 ½ fach soviel zu entrichten hatten, Strehlen nur wenig, Hirschberg etwas mehr zurückstand. Als eine Kleinstadt von 2300 Seelen kam Bunzlau unter preußische Herrschaft. Aber dieser Maßstab der Volkszahl gibt keine Vorstellung von dem, was die Stadt bedeutete. Es war ihr gelungen, in klugem Haushalt allmählich bedeutende Liegenschaften zu erwerben: 12 Dörfer und 38000 Morgen Forst nannte sie ihr eigen. Kraft dieses ausgedehnten Grundbesitzes, von dem ihr noch gegenwärtig das Rittergut Tillendorf (384 ha) und ein großenteils in der Heide belegenes Forstgebiet (9317 ha) verblieben ist, war Bunzlau in die Lage gekommen, Aufgaben kommunaler Fürsorge in Angriff zu nehmen, an die sonst noch keine Stadt des Landes dachte. Sorgfältig angelegte Wasserleitungen verteilten das Wasser der Quellen auf Plätze, Gassen und Höfe, und ein schon 1531 geschaffenes Netz gewölbter unterirdischer Kanäle entführte die Unreinigkeiten aus dem Boden der Stadt und verwertete sie teilweise zur Düngung der Felder. Nur Mailand kann sich älterer Rieselfelder rühmen. Mit der Pflege materieller Wohlfahrt paarte sich auch in schwerer Zeit der Drang nach geistigem Leben. Bunzlau gedenkt mit Stolz des Boberschwans, des Dichters, der die Führerschaft in deutscher Literatur auf einige Zeit für Schlesien errang. Wenn Martin Opitz auch selbst geschmeidig sich hindurchwand durch die Fährlichkeiten einer von religiösem Übereifer zerklüfteten Zeit, hat er doch zum Trost der Glaubensgenossen das treffende mannhafte Wort gefunden: »Der Leib ist untertan, der Geist ist nicht zu zwingen«, und unvergessen bleibt sein Eintreten für die Geltung deutscher Sprache auch im Reiche der Dichtkunst. Das nächste Jahrhundert sah aus der freien Entschließung eines Bunzlauer Bürgers die Begründung des Waisenhauses (1755) hervorgehen; mit den knappen Mitteln, die erst allmählich durch wohlwollende Gönner sich mehrten, stand in Gegensatz die Höhe des Bildungsziels, das man ins Auge faßte, und der rasche Griff, das Unternehmen zu stärken durch die Erträge einer Zeitschrift,

der »Bunzlauer Monatsschrift« (1774—1806), die eine geachtete Stelle im geistigen Streben der Provinz einnahm. Aus diesem Waisenhaus ist dann allmählich ein Gymnasium und ein Lehrerseminar erwachsen. Für die wirtschaftliche Entwicklung Bunzlaus brachte erst das 19. Jahrhundert neue Triebkräfte in Bewegung. Bunzlau empfing schon 1846 Eisenbahnverbindung mit Breslau, Dresden, Berlin und vermittelte zwei Jahrzehnte lang für ein weites Hinterland bis in die Täler des Riesengebirges die Fühlung mit dem Weltverkehr. Rechten Nutzen kann aber ein Ort aus einer Verbesserung der Verkehrslage nur ziehen durch rührige Entwicklung seiner eigenen Leistungskraft. Für Bunzlau galt es namentlich, den Reichtum nutzbarer Gesteine in seiner Umgebung zur Geltung zu bringen, der Bausandsteine, der Kalkstein- und Tonlager (vgl. S. 537). Aber auch Maschinenfabrikation, Mühlen, ein Dampfsägewerk, Korbwarenindustrie, Wollspinnerei haben sich hier eingerichtet. So ist Bunzlau zu einer sauberen, gefälligen Mittelstadt (1910: 16130 Einwohner) erwachsen, der auch der Einschlag älterer Bauten in dem vorwiegend modernen Bilde keineswegs fehlt. Das landschaftlich augenfälligste Bauwerk ist aber der Boberviadukt (403 m lang, 22 m hoch), auf dessen Bogen die Bahnlinie sich über den Talgrund schwingt, — das zeitgemäße Wahrzeichen der alten Brückenstadt an der Grenze von Hügeln und Heide.

Nur wie ein Vorort Bunzlaus und eine Ergänzung seines Wesens kann die Vorgängerin auf dem Gegenufer, das ansehnliche Tillendorf (2350 Einw.), mit seiner großen Tonwarenfabrik und seinen Ziegeleien betrachtet werden. Aber auch ein kleiner Trabant verdient Erwähnung: Gnadenberg, die stille Kolonie der Herrnhuter (1743), auf der Feldmark von Gr.-Krauschen erwachsen, in geringer Entfernung vor Bunzlaus Obertor.

Oberhalb Bunzlau nähern sich Bober und Queis, noch 33 km von ihrer Vereinigung entfernt, schon einmal auf 7 km. Wie heute nördlich von diesem Isthmus zusammenhängend der Bunzlauer Stadtforst sich von Ufer zu Ufer spannt, so war gewiß ursprünglich der ganze südlichere Landstreifen zwischen den eng verbrüderten Flüssen waldige Grenzeinöde zwischen der Lausitz und Schlesien. Wie in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts die deutsche Kolonisation in diesen Grenzwald Bresche legte, das lehrt am anschaulichsten die Gründungsurkunde der deutschen Stadt Naumburg a. Q. (1233), deren Klostergebäude (Magdalenerinnen, 1247—1810) wie ein fester Brückenkopf den Aufgang von der Brücke zu der friedlichen kleinen Töpferstadt (1910: 1920 Einw.) bewacht. Die Stiftungsurkunde erwähnt als schon bestehende Ortschaften außer einigen Dörfern des Queisufers auch

Thiemendorf, Seifersdorf, Gießmannsdorf, Herzogswaldau und begrenzt damit schärfer den 1249 urkundlich genannten »Wald zwischen Löwenberg und Naumburg a. Q., der sich bis zu den Bergen Böhmens erstrecke«. Aber auch südlicher dürften schon früher einzelne Siedelungen den klar vorgezeichneten Naturweg des Tales der Erlenbäche von Langenöls und Krummöls belebt haben, das von Lauban südostwärts über die vor 1242 schon bestehenden Landesburgen Greiffenstein und Alt-Kemnitz ins obere Bobergebiet hinüberwies. Leider fehlen gerade für diese wichtige Talfolge ausreichende Nachrichten über den Gang der Besiedelung. Liebenthals Name tritt 1241 zum ersten Male auf zur Bezeichnung einer Familie. 1278 erfolgen die ersten Schritte zur Begründung des Benediktinerinnenklosters, das ausgedehnte Besitzungen gewann und im 14. Jahrhundert seinen Sitz zur Stadt erhoben sah. Nach der Säkularisation (1810) lebte das Frauenkloster nochmals auf, als Friedrich Wilhelm IV. den Ursulinerinnen die Klostergebäude zur Errichtung einer Töchterschule und eines Pensionats überantwortete. Nach deren Aufhebung in den 70er Jahren blieb das katholische Lehrerseminar das wichtigste Lebenselement des stillen Ortes. Große Dörfer, Krummöls (1000 Einw.) und Schosdorf (1910: 2160 Einw.), von dessen beiden Enden zwei am Talkenstein über Welkersdorf (1060 Einw.) zusammentreffende Bergstraßen nach Löwenberg hinüberstreben, führen von Liebenthal nordwestwärts nach dem weit bedeutenderen Langenöls (4640 Einw.). Dies Dorf, eines der größten Niederschlesiens, ist in einem gewissen Übergangszustand begriffen. Der Landbau, den vier Rittergüter und zahlreiche bäuerliche Wirtschaften vertreten, wird vom Klima nicht sonderlich begünstigt und könnte dem Boden nur einen sehr mäßigen Wert sichern. Dieser wird aber mindestens im Mitteldorf (1910: 3640 Einw.) über die Grenze, die der landwirtschaftlichen Ertragsfähigkeit entspricht, emporgetrieben durch die Nachfrage der Industrie. So werden arbeitstüchtige Bauern lieber junge Rentner. Auch andere plagen sich nicht gern hinter dem Pfluge. Die Gutsbesitzer behelfen sich mit polnischen Arbeitern. Bis 1886 war im Oberdorf Braunkohlenbergbau im Gange, im östlichsten Zipfel der von der Lausitz in die breite Talmulde herüberstreichenden Lager; der Wasserzudrang machte ihm ein Ende. Heute ist im mittleren Teile des Ortes ein Basaltbruch im Betriebe. Aber die Hauptindustrie ist die Möbeltischlerei der Schlesischen Holzindustrie-Aktien-Gesellschaft (vorm. Ruscheweyh & Schmidt). Robert Ruscheweyh begann 1848 sein Geschäft als schlichter Tischler, ursprünglich unter dürftigen Umständen mit dem Schicksal ringend, oft zu Fuß unterwegs, um auf der Radwer seine Bilderrahmenleisten nach

Görlitz zu fahren. Beharrliche Arbeit brachte ihn empor. Als örtliche Ausstellungen die Aufmerksamkeit auf seine sorgsam gearbeiteten Möbel gelenkt hatten, konnte er 1870 zu einem Fabrikbetriebe übergehen, der namentlich seit der Erfindung eines patentierten Ausziehtisches immer breitere Grundlage gewann und 1888 von einer Aktiengesellschaft übernommen wurde, der heute noch der Sohn des Begründers vorsteht. Schon äußerlich macht die Geräumigkeit der Fabrikanlagen (12000 qm), die Größe der geschlossenen Lagerräume (6000 qm) für Holz und Furniere, die Weite des freien Holzlagers (30000 qm) Eindruck. Aber erst die Begehung der einzelnen Werkstätten, die im ganzen 720 Arbeiter beschäftigen, gibt einen volleren Einblick zunächst in die Weite der Beziehungen, die schon die Beschaffung des Rohstoffs aus Ländern verschiedener Zonen, namentlich aus den Wäldern wertvoller Tropenhölzer fordert, — ferner von der durchdachten Vollendung des Betriebes, der nur in der Form der Großindustrie mit weitverzweigter Maschinentechnik die Möglichkeit findet, den Stoff so zu behandeln, daß seine Formbeständigkeit gesichert und die eleganteste Verwertung erreicht wird, — endlich von der Umsicht, die den Absatz bis in weite Ferne auch über sehr lästige Zollgrenzen sichert. Die Zahl der Ausziehtische, die aus diesem Werk hervorgingen, erreichte schon 120000. Kein Zweig der Möbeltischlerei bleibt ungepflegt in diesem großen Unternehmen. Es ist getragen von einer zu hoher Leistungsfähigkeit erhobenen, aber dieser Kraft auch bewußten Arbeiterschaft. Daß neben ihr keine patriarchalischen ländlichen Verhältnisse sich erhalten können, leuchtet ein. Die nahe elektrische Zentrale der Talsperre von Marklissa läßt Licht und Kraft nun dieser gewaltigen Anlage zufließen. Breit öffnet sich das Langenölser Tal gegen das Tal des Queis. Die Basaltberge bei Wingendorf und Bertelsdorf (1990 Einw.) sind schon die östlichsten Vorposten des Schwarms von Basaltkuppen, der Lauban umgibt. Die Maschinenbauwerkstatt von Bertelsdorf gehört schon in den Bannkreis der industriellen Regsamkeit, die bereits die östlichste der Lausitzer Sechsstädte auszeichnet.

Das Hügelland der Schlesischen Oberlausitz.

Böhmens weitem Gebiet ein Land liegt enge benachbart,
Lausitz ward es benannt von den alten Bewohnern der Vorzeit.
Wo es im Morgen erschaut des Sonnenballs strahlenden Aufgang,
Gürten den Grenzsaum ihm der Schlesier schattige Forsten.
Wo sein Naß ausgießt der donnergewaltige Südwind,
Suchten auf bergigem Grund die Böhmen sich einst ihre Heimstatt;
Reichtum umstrahlt dies Volk, fruchtbar sind seine Gefilde,
Magst du der Ceres Gold oder Bacchus' Reben verlangen.
Aber im Westwind schickt die lauen Lüfte herüber
Meißen, das Haupt überragt von der Mauern stolzer Bekrönung;
Erze umgürten den Fuß, den Leib schmückt Gut aus der Fremde.
Doch wo der eisige Nord mit rauherem Hauche hereinbricht,
Breitet sich feucht der sumpfige Grund des märkischen Grenzlands.
Joach. Meister, Urbis Gorlicensis descriptio (1550).

Zwischen der Schwarzen Elster und dem Spreewald lag der Kern des Landes, dem ursprünglich, vom 10. bis zum 14. Jahrhundert, der Name Lužice, Lausitz, galt. Dort traf auch sein Sinn, »Sumpfland«, die Sache. Im Süden der Schwarzen Elster und des weiten Muskauer Waldes hob sich das Land schnell zu der welligen Oberfläche einer Landscholle fester Gesteine, die Spree und Neiße mit tief gefurchten Felsentälern zerschnitten. Das war das Land des Slavenstammes der Milzener (Milčane) oder, wie man nach der beherrschenden Burg es zuerst in ganzer Ausdehnung nannte, das Land Budissin. Erst eine Teilung zwischen zwei Linien eines Herrscherhauses sicherte 1268 seiner östlichen Hälfte zwischen Löbauer Wasser und Queis den Sondernamen des Landes Görlitz und schuf einen inneren Grenzzug, der noch in der politischen Karte der Gegenwart fortlebt. Im Jahre 1319 kam das Land Budissin, 1329 — nach zehnjähriger Selbständigkeit — auch das Land Görlitz an die Krone Böhmen. Erst als 1373 Karl IV. weiter nördlich ausgreifen und mit der Mark Brandenburg auch die Lausitz erwerben konnte, lag das ganze Gebiet von Neiße und Spree in einer Hand. Das Gefühl der vom Wassernetz vorgezeichneten, nun auch politisch verwirklichten Zusammengehörigkeit führte nun allmählich im Volksmund zu einer Ausdehnung des Namens Lausitz auch auf die südlicheren höheren Landschaften Bautzen und Görlitz, die zunächst als »das Oberland«

(1389 partes superiores) bezeichnet werden. Das erste völlig sichere Beispiel ihrer bestimmten Einbeziehung in den Begriff der Lausitz bietet 1410—1414 die Matrikel der neu begründeten Universität Leipzig; 1446 werden sie zum ersten Male Oberlausitz genannt; die ungarische Kanzlei, in der diese Wendung zuerst nachweisbar ist, prägte dann 1474 auch die Ausdrücke »utraque Lusatia«, Ober- und Niederlausitz[1]). Der enge Anschluß der Oberlausitz an Böhmen hat günstig auf die Abrundung ihrer Grenzen gewirkt. Wie das ursprünglich zu Böhmen gehörige Zittauer Ländchen ihr überantwortet wurde, so ist auch der Bezirk von Seidenberg und der von Marklissa (1247), die beide ursprünglich Teile des Zagost, des über die Naturgrenze Böhmens übergreifenden nördlichen Vorlands, waren, durch freie Entschließung böhmischer Könige den Landen Görlitz und Budissin angeschlossen worden. Das sind die wesentlichsten für das heutige Schlesien in Betracht kommenden Punkte, in denen die durch Meiches beharrlich und streng methodisch arbeitenden Scharfsinn überzeugend geklärte Lausitzer Grenzurkunde von 1241 zwischen Neiße und Queis einen vom heutigen verschiedenen Grenzzug verzeichnet[2]).

Die politischen Schicksale der Lausitz können hier nicht näher verfolgt werden. Es mag genügen, in Erinnerung zu rufen, daß nach 300jähriger Abhängigkeit von Böhmen dies Land 1635 mit dem Kurfürstentum Sachsen verbunden, also dem ursprünglichen Zusammenhange mit der Mark Meißen wieder zugeführt wurde. Die Verwicklung Sachsens in die Katastrophe Napoleons führte 1815 auch zu einer Zerstückelung der Lausitz. Was viele dabei empfanden, sprach in markigen Worten Görres aus. »Sachsen ist jetzt, ein wahres Opfer der Friedensvereinigung, gefallen. Da gleiche Kräfte nach entgegengesetzten Seiten angezogen, so ist es endlich in zwei geteilt. Es wird ein Wetteifer entstehen zwischen den zwei benachbarten Regierungen, wem es am ersten gelingen wird, die öffentliche Stimme zu gewinnen; und doch wird die geschlagene Wunde nur erst spät vernarben. Da das Land seit vielen Jahrhunderten beisammen war, so hat zwischen dem ebnen Niederlande und dem Gebirge der Kreislauf der Güter in bestimmten Zügen sich geordnet, und es fließt aus und kehrt zurück in fest gewachsenen Gefäßen.

---

1) Quellennachweise bei Lippert, Neues Arch. f. sächs. Gesch. XV, 1894, 41—62, und Knothe, Arch. f. sächs. Gesch. N. F. I, 1875, 63—75.

2) Alfr. Meiche, Die Oberlausitzer Grenzurkunde vom J. 1241. Mit 2 Übersichtskarten und einem Verzeichnis der Person-, Orts- und Flurnamen. N. Laus. Mag. 84 (1908) 145—251.

Was in der Niederung der Ackerbau erzeugt, nährt oben in der Höhe die fleißigen Hände. Jetzt hat die neue Grenze alles scharf durchschnitten, und die Adern bluten; beide Teile müssen sich anderwärts ansaugen und zu verwachsen suchen.« Wohl wurde dieses Einleben in die neuen Grenzen wirtschaftlich leichter, als Görres ahnen konnte, seit die Neujahrsnacht 1834 die Zollschranken hinweghob. Aber heute noch bewahrt, nicht nur im Fortbestehen besonderer Stände, sondern auch im wirtschaftlichen Leben die ganze Lausitz manchen Nachklang des alten Zusammenhangs mit Sachsen, der Queis noch eine gewisse Bedeutung als Grenzlinie. Noch hat auch im schlesischen Anteil des Markgrafentums Oberlausitz das Kurfürstl. Sächsische Mandat vom 19. August 1743 Gesetzeskraft, das im Gegensatz zum Allgemeinen Berggesetz die Stein- und Braunkohlen dem Verfügungsrecht des Grundeigentümers vorbehält, also für den hier wichtigen Braunkohlenbergbau durchaus andere Bedingungen schafft, als die Bergbaufreiheit in den benachbarten Teilen Schlesiens. In der Verteilung des Grundbesitzes macht sich der spätere Anschluß an Preußens Geschicke geltend durch das Unterbleiben der Einziehung der Kirchen- und Klostergüter, zu der diesen Staat 1810 die härteste Not drängte; noch heute enthält auch der schlesische Anteil der Oberlausitz namhafte Klosterbesitzungen (II. 472).

Insbesondere lebt in den wissenschaftlich gebildeten Kreisen, die an der Erforschung der Natur des Landes und seiner Vergangenheit regen Anteil nehmen, das Gefühl des alten Zusammenhangs und der natürlichen Zusammengehörigkeit aller Teile der Lausitz fort. Die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften (1779) und die Naturforschende Gesellschaft zu Görlitz (1811) sichern dieser Stadt für die Gegenwart die Führung in allen Bestrebungen zur tieferen Erkenntnis der Naturbedingungen und des Kulturlebens der Lausitz; sie bilden einen leuchtkräftigen Brennpunkt wissenschaftlichen Lebens, der sich mit selbständigen Leistungen ehrenvoll behauptet zwischen den von großen Hochschulen gekräftigten Zentren der Arbeit in den Großstädten Sachsens und Schlesiens. Von beiden Seiten wird diese Sonderstellung des geistigen Mittelpunktes der Lausitz mit freudiger Hochschätzung anerkannt. Sie entspricht durchaus der Lage des Landes und seiner natürlichen Eigenart.

Zwischen Elbe und Oder, sächsischer und schlesischer Tiefilandsbucht, vor dem wegsam aufgeschlossenen Nordvorsprung der Randgebirge Böhmens, am Ursprung der Richtlinien des märkischen Wassernetzes (Neiße und Spree) bildet die Lausitzer Granitmasse eine geschlossene Landfläche, groß genug, um eine eigene Landschaft zu

sein, aber allseitig zu offen, um der Anziehungskraft benachbarter Länder sicher zu widerstehen. Demgemäß hat die Oberlausitz nie auf längere Dauer ein selbständiges Staatswesen zu bilden vermocht und die Richtung der politischen Abhängigkeit wiederholt gewechselt. Die Verkehrsvermittlung zwischen den vier Nachbarländern war ihr natürlicher Beruf. Dem meridianen Verkehr schrieben der nördlichen

Blick von den Königshainer Bergen gegen die Landeskrone.

Abdachung gehorchende Täler die Wege vor, den zwischen West und Ost leiteten, wie Prellsteine, die kleinen, aber doch recht bestimmt hervortretenden Bergzüge des Urgebirges und die kräftigen Aufschüttungen junger Eruptivgesteine. Wer von den Königshainer Granitbergen niedersteigt und den südlichen Horizont gesäumt sieht von den Silhouetten des Löbauer Berges, des Rotsteins, der Jauerniker Berge und der Landeskrone, dem fällt es überzeugend ins Auge, wie bestimmt zwischen Bautzen und Görlitz ein Stück der Hohen Landstraße vorgezeichnet ist, des natürlichen Bettes der aus Westen heranströmenden deutschen Kolonisation, der Hauptader, in der gerade hier des Landes Leben den kräftigsten Pulsschlag hatte. Ihrem Schutze galt der Bund der Sechsstädte, der oft bewährte Zusammenhalt deutschen Bürgertums in drangvoller Zeit (1346 bis

1547). Ihre für den engeren Zusammenschluß nicht bedeutungslose paarweise Verteilung (Kamenz—Bautzen, Löbau—Zittau, Görlitz—Lauban) betont ebenso den seitlichen Einfall des böhmischen Verkehrs wie die von dem Verkehrsbild der Gegenwart verschiedene beiderseitige Fortsetzung der Hauptstraße über die Endglieder der Lausitzer Städtereihe hinaus. Im Westen war für eine Zeit, der die Übergänge über tief eingeschnittene Gebirgstäler ernste Hemmnisse bereiteten, Dresden noch nicht der wichtigste Übergangspunkt über die Elbe. Die Kette des Verkehrs zwischen dem Westen und dem Osten Mitteldeutschlands war zwischen den zwei natürlichen Stützpunkten, die das Nordende des Thüringer Waldes und das Nordende Böhmens bezeichnen (Eisenach und Görlitz), straffer gespannt; sie schwang sich über die Elbe westlich von Großenhain (Hain über Elbe) am Außenrande der Vorberge, und im Osten führte Görlitz über Lauban oder über Siegersdorf den Verkehr weiter auf Löwenberg oder Bunzlau. Der Kampf um die Bindung des Verkehrs an diese Straße bildet durch Jahrhunderte den Hauptinhalt der Wirtschaftsgeschichte der Lausitz. Waltet in ihr damals die Vermittlung des Warenaustausches anderer Gebiete und die Verwertung der Erzeugnisse frei gewählter gewerblicher Tätigkeit der Sechsstädte vor, so hat erst die Neuzeit der Leistungskraft des Bodens der Lausitz, den bedeutsamen Unterschieden seiner Zusammensetzung zu voller Geltung verholfen.

An dem Lausitzer Hauptgranit, der namentlich westlich von Bautzen die Grundlage der großen Lausitzer Steinindustrie bildet, hat das Land Görlitz nur einen bescheidenen Anteil. Dies weiterverbreitete, reichlich dunklen Glimmer (Biotit) führende Gestein durchbricht der jüngere Stockgranit der Königshainer Berge, eine glimmerarme, durch rauchgrauen Quarz und lichten Feldspat (Orthoklas und zwillingsstreifigen Plagioklas) hellgrau erscheinende Spielart, die nur die Verwitterung oberflächlich rötet. Die in zahlreichen Brüchen in einer westlichen und einer östlichen Gruppe (Mengelsdorf—Döbschütz und Königshain—Attendorf) betriebene Verarbeitung wird erleichtert durch drei Kluftsysteme, von denen eines, parallel der Oberfläche verlaufend, die Absonderung dünner matratzenähnlicher Bänke bewirkt, während die beiden anderen, senkrecht darauf und aufeinander stehend, die quaderförmige Zerteilung dieser Bänke regeln. Der Scheitel des Hochsteins trägt eine vor der Ausbeutung rechtzeitig geschützte Felsenmasse, die ein besonders schönes Beispiel dieser Felsenstruktur, aber auch der Verwitterungsformen der sog. Opferkessel bietet. Ungleiche Korngröße entscheidet über die Art der Verwendung des

Gesteins, dem u. a. der Baustoff des großen Neißeviadukts zu Görlitz (vergl. Bild S. 572) entstieg.

Für das Alter dieses Tiefengesteins sind bezeichnend die Veränderungen, die sein Empordringen den umfangenden paläozoischen Sedimenten (Silur und Kulm) aufgeprägt hat. Ein breiter Kontakthof ist zuerst auf der West- und Südseite von Weißenberg bis Reichenbach erkannt, dann auch auf der Ost- und Nordseite nachgewiesen

Der Hochstein in den Königshainer Bergen. (Matratzenabsonderung der Granitfelsen.)

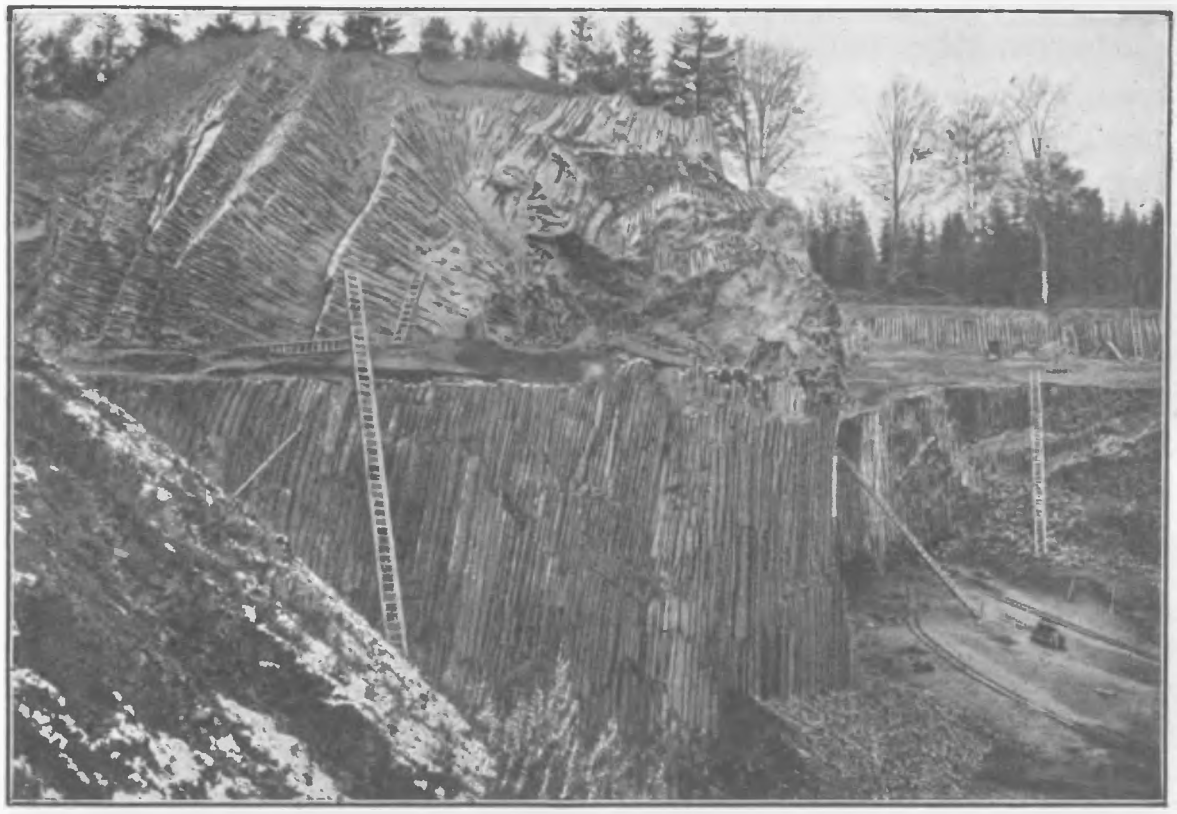
worden [1]). Seinem Bereiche gehören die zeitweilig ausgebeuteten Erzgänge von Ludwigsdorf (Kupfer) und vom Heideberge bei Rengersdorf (Mangan und Kobalt) an. Erst in weiterem Abstand von dem Granitstock haben die paläozoischen Gesteine mit charakteristischer Fossilführung sich unverändert erhalten, so die untersilurischen Quarzite der Dubrau, so die in einer weiten kalkarmen Umgebung überaus wertvollen obersilurischen (oder devonischen?) Kalksteine, die schon am rechten Neißeufer an den Teufelsteinen einmal emportauchen, dann aber zwischen Neiße und Weißem Schöps von Nieder-

1) Kurt Pietzsch, Die geol. Verhältnisse der Oberlausitz zwischen Görlitz, Weißenberg und Niesky (Leipziger Diss.). Zeitschr. der D. Geol. Ges. 1909.

Ludwigsdorf bis in die Nähe von Rengersdorf eine nordwestlich streichende Zone bilden, auf der ansehnliche Kalkwerke, namentlich die von Charlottenhof, ihre Verwertung im Dienste der Bautätigkeit wie der Landwirtschaft betreiben. Verglichen mit der reichen Entwicklung der leider mit der unteren unproduktiven Abteilung des Karbons abschließenden paläozoischen Bildungen westlich der Neiße erscheint ihr Auftreten zwischen Neiße und Queis recht unbedeutend. Dagegen tauchen hier noch ansehnliche Inseln der Gesteine der Löwenberger Kreidemulde aus der Diluvialdecke empor. Den Rahmen der Mulde bezeichnet im Südwesten der bei Sohr-Neundorf und Penzig erbohrte Buntsandstein, im Nordosten das mitten im Heidegebiete hervortretende Triasvorkommen von Wehrau und Klitschdorf am Queis. Im Muldenkern aber sind vielfach senone Bildungen bekannt, so die wertvollen Tone von Ullersdorf, Tschirne und Siegersdorf am linken Talrande des Queis, so am Südrande der Görlitzer Heide die Sandsteine von Hohkirch, Nieder-Langenau und Rothwasser.

Höhere Bedeutung für das Landschaftsbild und das Wirtschaftsleben des Lausitzer Hügellandes gewinnen die Bildungen der Tertiärzeit: die Basalteruptionen und andererseits die Braunkohlenlager. Der dichte Schwarm von Quellkuppen und zerstückelten Deckenergüssen, der vom Böhmischen Mittelgebirge her in das Grenzgebiet zwischen der Lausitzer Platte und dem Isergebirge eindringt und in die sanfte Formgebung beider ein belebendes morphologisches Element einführt, hat für den modernen Straßenbau und neuerdings für die Beschotterung der Eisenbahnlinien so hohen Wert erlangt, daß großartige Steinbrüche die Basaltberge aufschließen, manchen kleineren auch wohl bis auf den Stiel verzehren. Der erste Platz in dieser Industrie gebührt der Umgebung von Lauban, der die Lage an der Eisenbahn und deren Verzweigung den Vorzug sichert vor manchem von den Hauptwegen abseits liegenden Vorkommen, so dem im Kieslingswalder Gebirge. Die Stadt Lauban selbst ist von drei Basaltkuppen eng umgeben; aber deren Beitrag zu der Gesteinsförderung ist neuerdings sehr zurückgetreten hinter den Erträgen der südlicheren Hügel des Stiftswaldes, die bei Kerzdorf vom Queistal aus und westlicher von Lichtenau im Tale des Lauban-Baches her nachdrücklich in Angriff genommen wurden. Ein über 2 km langer Bahnstrang bringt aus den großen Brüchen von Brüggemann (1867) und von Holzamer und Bauer (1903) am Steinberg von Nieder-Linda täglich an 400 cbm Gestein herab zu den am Bahnhof Lichtenau errichteten, für rasche Aufarbeitung eingerichteten Schotterwerken. Auch die in Kerzdorf sind sehr vollkommen ausgestaltet; große Silos ermöglichen dort die

rasche Beladung eines ganzen Bahnzuges. Wie diese Brüche des Laubaner Nonnenwaldes liefern auch die des Knappberges bei Marklissa bedeutende Gesteinslasten für die Versorgung des steinarmen Tieflands bis an die von den Frachtkosten gezogene Grenze, die nur zeitweilig bis an die äußersten Enden der deutschen Küsten, nach Emden und Memel zurückwich. So lebhaft diese Basalt-Industrie in den letzten Jahren ihre Lager ausnützte, läßt sich doch voraussehen,



Basaltbruch im Stiftswald von Nieder-Linda bei Lauban. (Ungleiche Säulenstellung zweier Ergüsse verschiedenen Alters.)

daß der für den Massenabsatz stark ins Gewicht fallende Bedarf der Hauptbahnlinien bald gedeckt sein wird. Dann können leicht stillere Zeiten kommen. Der Aufschluß der Basaltberge hat Gelegenheit zu Beobachtungen ihrer Altersstellung geboten. Bisweilen erwiesen sie sich als jünger im Vergleich mit benachbarten Braunkohlenlagern der Miozänzeit. In der Regel aber scheint die Ablagerung der Braunkohle erfolgt zu sein innerhalb einer von den älteren Basaltbergen vorgezeichneten Grenze. Diesen Sachverhalt veranschaulicht sehr überzeugend die Übersichtskarte der Braunkohlenablagerungen (1 : 125 000) im Geleit der neuesten Monographie [1]).

1) Kurt Priemel, Die Braunkohlenformation des Hügellandes der preuß. Oberlausitz. Zeitschr. f. Berg-, Hütten- und Salinenwesen LV, 1907 B, 1—72. Noch nicht

Innerhalb des Städtevierecks Görlitz—Lauban, Bernstadt—Seidenberg nimmt die Braunkohlenformation beträchtliche Räume ein in zwei Gebieten, die durch einen trennenden Riegel (Görlitz—Schönberg) auseinandergehalten werden. Das westliche Braunkohlenbecken [1]) zu beiden Seiten der Neiße füllt das Dreieck Moys—Bernstadt—Seidenberg nicht ganz, da von Süden wie von Norden von Basalt gekrönte Lappen des Grundgebirges als Halbinseln in den Beckenraum vorspringen. Namhafter Bergbau wird gegenwärtig nur in der Spezialmulde von Moys betrieben, wo in 46 m Teufe ein bis 9 m mächtiges Braunkohlenflöz durch die Grube Friedrich Anna erschlossen ist, die ihre Ausbeute (80—90000 t) durch eine Drahtseilbahn von 1,5 km über das Rotwasser und den Jäkelsberg nach der Bahnlinie zwischen Hermsdorf und Moys befördert. Bei dem östlichen Kohlengebiete zwischen Görlitz und Lauban kann man nicht so sicher den einheitlichen Zusammenhang behaupten, da erhebliche, noch nicht eindringend erforschte Zwischenräume die schon nutzbar gemachten Felder von Troitschendorf (Joseph-Hermann-Grube 16000 t), Nieder-Schönbrunn (Grube Luise 10000 t) und Lichtenau trennen. Die Braunkohlengrube Glückauf zu Lichtenau O.-L. ist das weitaus wichtigste Bergwerk dieses Hügellandes; aus ihren 30—53 m tiefen Schächten fördern 400 Bergleute 265000 t.

Ohne technische Bedeutung sind die kleinen Braunkohlenvorkommen südlich von Lauban in der Gegend von Marklissa; auch der Versuch einer Verwertung des bei Rauschwalde (1910: 2090 Einw.) westlich von Görlitz erbohrten Flözes und die Entdeckung von Braunkohle bei Girbigsdorf in einer Bucht des Bergrandes sind ohne dauernde Frucht geblieben. Der bedeutsamen nördlichen Fortsetzung der Braunkohlenlager unter dem Boden der Heide werden wir später begegnen. Wie vorteilhaft von ihren Sandflächen die Bodenkrume des Hügellandes absticht, das zeigt die Karte der Grundsteuer-Reinerträge (S. 475). Die genauere Schilderung der darüber verteilten Bodenarten, der aus der Verwitterung des Grundgebirges vorhergegangenen, wie des ortsfremden Schutts, den die Strömungen von Eis, Wasser, Luft heranführten, wird erst die künftige Spezialaufnahme möglich machen. Sie wird dann auch eine tiefere Einsicht begründen in die Fülle der Einzelerscheinungen des Siedlungsbildes, dem die Darstellung sich nun zuzuwenden hat.

mit verwertet in dem für den X. Allg. Deutschen Bergmannstag herausgegebenen Sammelwerk: Die Deutsche Braunkohlenindustrie, dessen I. Hauptteil (Handbuch des Deutschen Braunkohlenbergbaues herausgeg. von G. Klein, Halle 1907) eine Übersicht der Braunkohlen Schlesiens von K. Keilhack und G. Berg, S. 190—203, enthält.

1) Priemel benennt es das Görlitz-Ostritzer Becken, Keilhack und Berg heben als innere Eckpunkte Moys, Gr.-Bernsdorf, Bellmannsdorf hervor.

Den Queis hatten wir oben bis zur Talsperre von Marklissa (Bild S. 500) verfolgt. Die Notwendigkeit seiner Bändigung kann kaum sinnfälliger dargetan werden als durch die Hochwassermarken, die in Brusthöhe am Rathause von Marklissa die Gewalt der letzten Übergriffe des Bergbachs bezeugen. Die Gefahr für diesen Ort war gesteigert nicht nur durch den Gefällsbruch, den der Queis hier beim Eintritt in eine sanfter geneigte Talsohle erleidet, sondern durch das Zusammenschießen der bei kräftigen Sommerregen rasch anschwellenden Gewässer aus den Seitentälern der langen Gebirgsdörfer Schwerta (1240 Einw.), Wünschendorf, Gerlachsheim (1750 Einw.). Dieselbe Gliederung des Geländes, die aus diesen nach einem Brennpunkt zusammenstrahlenden Tälern den Ertrag ihres Fleißes und den kleinen Verkehr mit Neustadtl und Friedland nach dem Städtchen (1910: 2330 Einw.) niederführt und dessen Leben bedingt, mehrte bei Wetterkatastrophen auch den Andrang des Wassers. Früher gab es ihm gegenüber keinen anderen Rat als: »Der Vernünftige gibt nach«. Als am 8. Juni 1432 der weiter talabwärts bei der Altstadt auf der heutigen Feldmark von Schadewalde belegene Ort durch eine Hochflut 48 Häuser und viele Scheuern verlor, wies die Grundherrschaft den Bewohnern einen südlicheren Platz an, die heutige Ortslage oberhalb der Kirche. Aber auch diesem neuen Lissa, das erst seit dem 17. Jahrhundert, nach dem Anschluß der Lausitz an Kursachsen den Namen Marklissa (Oppidum forense) empfing, hat erst das gewaltige Bauwerk des letzten Jahrzehnts das Gefühl der Sicherheit gebracht. Die früher als Haupterwerbszweig der Stadt wie der umliegenden Bergdörfer betriebene Handweberei hat großenteils modernem Fabrikbetriebe weichen müssen. Von Marklissa bis Lauban (10 km) begleiten den Queis beiderseits in wenig gelockertem Zusammenhange Dörfer, die neben dem Landbau immer noch etwas Handweberei treiben. Die untersten, am linken Ufer Kerzdorf (1765 Einw.), am rechten Bertelsdorf (1990 Einw.), sind die größten; sie haben eine fester begründete industrielle Regsamkeit und können ebenso wie das westlichere Lichtenau (1940 Einw.) schon als Trabanten der Kreisstadt Lauban (1910: 15470 Einw.) gelten.

Basalthügel gliedern das Weichbild dieser Stadt und trennen die hierher zusammenstrahlenden Wege: die alte, durch das lange Schreibersdorf (1610 Einw.) von einem niedrigen Sattel herabziehende Görlitzer Hauptstraße, die über Schönberg und Lichtenau längs des Lauban-Baches durch das Dorf Alt-Lauban in die Südwestecke der Stadt hereinführende Zittauer Straße, der heute eine Strecke weit auch die Görlitzer Bahnlinie sich anschließt, die von Marklissa herabkommende und nach Naumburg weiterziehende Straße des Queistals,

endlich die Straße nach Greiffenberg und Hirschberg. Von der Entwicklung der Stadt, die 1268 zuerst erwähnt wird, weiß unsere Zeit wenig mehr, da wiederholte Katastrophen mit der Stadt selbst auch ihre Urkunden zerstört haben. Soviel erkennt man, daß sie im Mittelalter wesentlich ein Vorposten für das mächtigere Görlitz, eine Stütze seiner Straßenpolitik war. In der Neuzeit ward Lauban ein Hauptsammelplatz für die Erzeugnisse der Handweber seines Gebirgshinterlandes und der Sitz einer in großen Fabriken zeitgemäß zentralisierten Textilindustrie. Der Rückgang der Handweberei hat im Handelskammerbezirk Lauban, der das ganze obere Queistal, auch den südlichen Teil des Löwenberger Kreises mit den Städten Friedeberg und Greiffenberg umfaßt, etwas später eingesetzt als in den östlicheren Tälern des Gebirges, da ihr die Laubaner Taschentuchfabrikation eine Stütze bot, hat aber dann an der Wende des Jahrhunderts nicht minder rasch und endgültig sich vollzogen. Die Zahl der Handwebestühle hielt sich jahrzehntelang ziemlich beständig auf etwa 6000; den Verfall dieses Erwerbszweiges kennzeichnen die Zahlen für 1898 (6076), 1900 (4932) und 1902 (2602); seither ist die Statistik nicht weiter fortgeführt worden. Noch jetzt aber ist für die Leinenindustrie diese Gegend bedeutsam. Wenn auch die Bemühungen um eine örtliche Hebung des Flachsanbaus nur mäßigen Erfolg erzielten, die Flachsröste von Beerberg bei Marklissa für die Rohstoffversorgung immer nur eine untergeordnete Rolle spielte neben der weit überwiegenden russischen Flachseinfuhr, blieben Garnspinnerei, Zwirnerei, mechanische Weberei, Taschentuchfabrikation wichtige Zweige der Gewerbtätigkeit von Lauban und Umgebung. Daneben kommt auch die Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse zur Geltung in den Steinbruchbetrieben des Weichbilds und der Tonwarenfabrikation von Lauban, deren führende Bedeutung für eine weitere Umgebung schon hervorzuheben war (S. 539) und auch in der hierhergelegten Zieglerschule einen Ausdruck findet. Im Maschinenbau tritt Lauban durch privaten Unternehmungsgeist und die großen Werkstätten der Eisenbahnverwaltung hervor. Das religiöse Leben bewahrt einen besonderen Lausitzer Zug in der Erhaltung des Klosters S. Maria Magdalena und seines namhaften Grundbesitzes (1373 ha), der hinter dem der Stadt selbst (1563 ha) an Ausdehnung nicht weit zurückbleibt; auch der historische Zug des vormaligen Eintretens für die religiösen Bedürfnisse der Protestanten des schlesischen Gegenufers fehlt in Lauban nicht. Seine Grenzkirche ging seit 1654 in der Ausübung ihres Berufes den jüngeren benachbarten voran. Die nächsten, weiter abwärts liegenden waren die von Sächsisch-Haugsdorf und der heute

zum Kr. Bunzlau gehörigen Orte Tschirne (1190 Einw.) und Siegersdorf (1910 : 2310 Einw.). Zur Siegersdorfer Kirche hielten sich in der Zeit »der großen Kirchfahrt« 30 schlesische Dörfer. Der Ort, wo der Queis in das diluviale Vorland hinaustritt, war schon früh, seiner Lage zwischen Görlitz und Bunzlau entsprechend, ein belebter Verkehrsübergang über den Queis, ein fester Punkt des Nordzweiges der Hohen Landstraße. Unmittelbar an der Grenze zwischen gutem Ackerland und waldiger Heide war der Ort in der Lage, von den Naturgaben beider Nutzen zu ziehen. Aber die Hauptwurzel seiner heutigen Wichtigkeit reicht tiefer hinab in die Tonlager des Tertiärs und der Kreideformation, die im Zusammenhang mit den schlesischen Vorkommen auch für das Oberlausitzer Uferland des Queis schon erwähnt wurden. Außer Siegersdorf sind daran auch Tschirne, Ullersdorf und (Heide-)Gersdorf (1400 Einw.) beteiligt. Sie eröffnen einen merkwürdigen Kranz großer, auf geräumiger Feldmark zu starker Volkszahl emporgediehener ländlicher Ortschaften, der über Waldau (2450 Einw.), den Marktflecken Rothwasser (2480 Einw.), Ober- und Nieder-Langenau (zusammen 2000 Einw.) westwärts reicht bis in die Nachbarschaft des großen, schon der Heide zufallenden Glashüttenortes Penzig. In ihrer Anlage, lang an einem Wasserlauf hingestreckt, gleichen diese Dörfer durchaus denen der südlichen Nachbarschaft. Wenn sie über deren Durchschnittsmaß hinauswuchsen, ist daran wohl einerseits der Rückstau beteiligt, den die vor der modernen Erschließung der Ansiedlung abholde Heide auf die Verteilung der Bevölkerung ausübte, dann aber auch der am Rande der weiten Sandflächen doppelt wertvolle Vorzug, noch festes Gestein unter den Füßen zu haben. Das ist nicht nur wichtig um der baulichen Verwendung willen, zu der auch der senone Quadersandstein sich eignet, sondern bedeutsamer scheint noch zu sein das Hervorbrechen lebendiger Quellen. Von der wirtschaftlichen Kraft, die in diesen Orten steckt, hat der durch erfolgreichen Schwarzviehhandel bekannte Flecken Rothwasser neuerdings einen Beweis gegeben durch das kräftige Einsetzen eigener Mittel für das Projekt einer Kleinbahnverbindung mit Kohlfurt.

Ein diesen nördlichen Dörfern des Hügellandes abgehender Grundzug der Entwicklung, die Rücksicht auf einen von West nach Ost zwischen Neiße und Queis sich bewegenden Verkehr, tritt in der Anlage der südlicheren Dörfer dieses Landstrichs hervor. Die Talrichtung der drei dem Queisgebiet angehörigen Dorfzeilen von Katholisch-Hennersdorf (1660 Einw.), wo der Zieten »aus dem Busch« 1745 die Sachsen überraschte, von Schreibersdorf, von Lichtenau

und Geibsdorf (2460 Einw.) eignet sich sehr für einen westwärts strebenden Verkehr. Er war für die Bewohner dieser Dörfer am Ostrande der Lausitz ein dringendes Bedürfnis; mit leichtem Anstieg gelangten sie über die sanft anschwellende Wasserscheide hinüber zu den nach der Neiße entwässerten Talfurchen, von denen die mittlere durch Troitschendorf die kürzeste Straße von Görlitz nach Lauban gerade zwischen den höchsten Hügeln (334 m) des Gebietes hindurchführte. Heute hat sich das Leben mehr der südlicheren Talfolge zugewendet, wo Lichtenau durch die Vereinigung des Braunkohlenbergbaus und der Basaltschotterwerke die reichste Arbeitsgelegenheit

Schönberg.

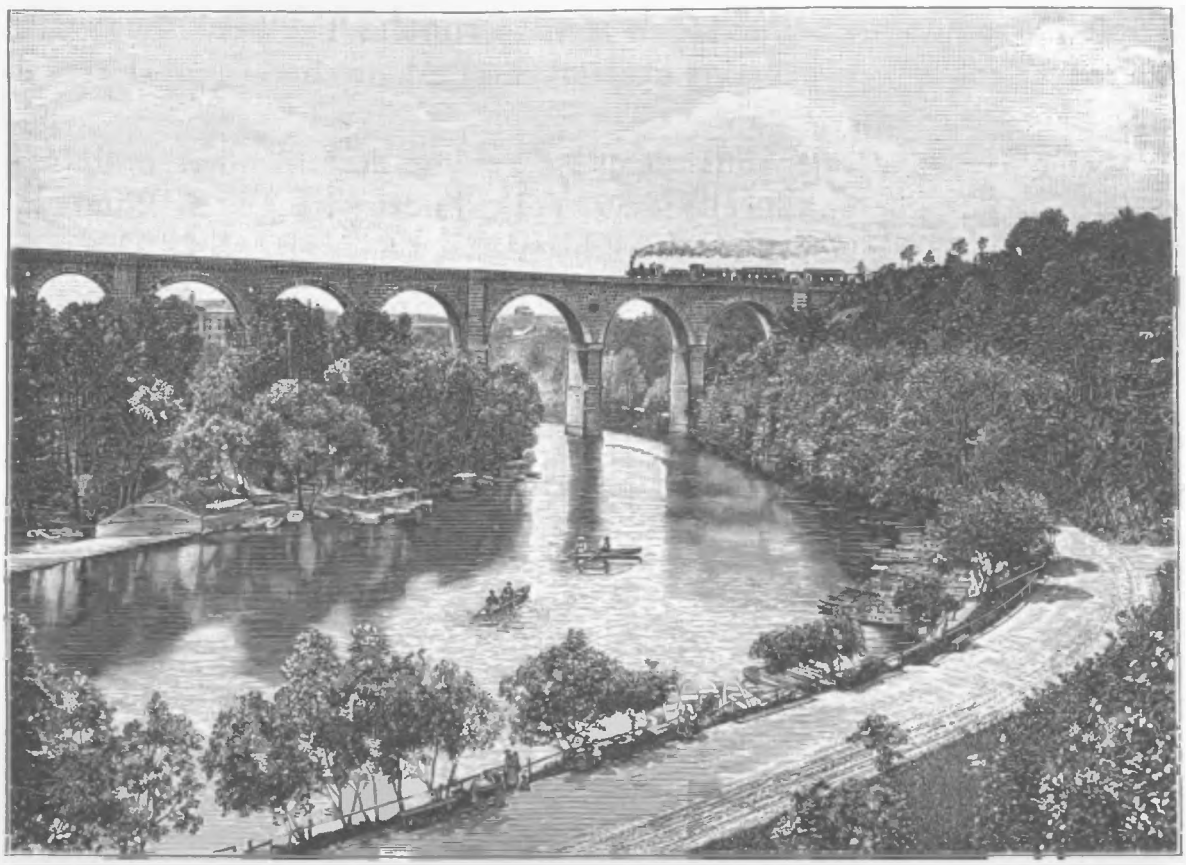
bietet, wo Geibsdorf noch ein Sitz der vormals über dies ganze Hügelland hausindustriell zerstreuten Leinenfabrikation geblieben ist. Die Eisenbahnlinie Lauban—Görlitz verläßt bei Lichtenau das Tal des Lauban-Baches, gelangt in das der jenseitigen Linda weit unterhalb ihres gleichnamigen, von Basaltkuppen umgebenen Ursprungsortes (1830 Einw.) bei Heidersdorf (1490 Einw.), streift jenseits des Dorfes Schönbrunn (1400 Einw.) dessen Braunkohlengrube Luise und erreicht das Neißetal bei dem großen Dorfe Moys (2400 Einw.), das außer Bergbau auch mannigfache Industrie (Woll- und Jutespinnerei, Papp- und Lederfabrikation) betreibt und sich zum bedeutendsten Vorort von Görlitz entwickelt. Dieser Brennpunkt wirtschaftlichen Lebens beherrscht auch die Täler des Rothwasser sund der Wittig samt ihren bescheidenen Städtchen Schönberg und Seidenberg. Schönberg (1910: 1320 Einw.) liegt in anmutigem Tale zu Füßen eines steilen Basalt-

berges und pflegt neben Feldbau auf gutem Lehmboden auch frei gewählte Zweige gewerblicher Arbeit (Weberei, Zigarrenfabrikation). Stärker auf Industrie angewiesen ist Seidenberg (1910: 2770 Einw.). Als Berg Syden erscheint der Ort urkundlich im 12. Jahrhundert. Grenzverkehr war seither immer ein Lebenselement der Stadt, bis die Bahnanlage ihren Bahnhof an der Wittig weit abseits vom Ort errichtete, der vergebens vom alten Kern aus beinahe dorfähnlich an einem Seitenbach sich ihm entgegenstreckt. Die vormals für Seidenberg wichtige Töpferei ist nun weit überflügelt worden von der Textilindustrie; den älteren Tuchfabriken hat eine ansehnliche Seidenweberei und -färberei sich angeschlossen.

Der Unterlauf der aus dem Isergebirge kommenden und bisweilen gewalttätig anschwellenden Wittig bildet erst gegen Böhmen, dann seit 1815 auch gegen Sachsen die Landesgrenze. Die bei Radmeritz liegende Mündung der Wittig in die Neiße trennt nun das zwischen beiden Flüssen eng umhegte Weltadelige Fräuleinstift Joachimstein von seinen ansehnlichen zu Schlesien geschlagenen Besitzungen (2926 ha). Eine Hälfte von ihnen liegt im Kreise Lauban (Rittergut und Stiftswald Nieder-Linda, Rittergut Küpper), ein anderer Teil (Radmeritz und am Gegenufer der Neiße Tauchritz und Niecha, auch Stiftswald Markersdorf) im Görlitzer Kreise, das Gut Thräna im Kreise Rothenburg.

Neiße und Wittig, deren Quelladern die regenreiche, sumpfige Hochfläche umklammern, die als ein wichtiger Wasserbehälter das westliche Endglied des südlichen Isergebirgskammes bildet, vereinen unter den Mauern von Joachimstein den Abfluß eines Berglandes von 1245 qkm Grundfläche, der nun mit stark ermäßigtem Gefäll seine Kraft zur Auswaschung eines breiten Tales sammelt. Trennen bei Radmeritz nur 500 m die beiden Ränder der Aue, so verbreitert sie sich bei Nikrisch und unterhalb Deutsch-Ossig auf den doppelten Betrag, und die Einschnürung auf 300 m bei Posottendorf—Leschwitz (1700 Einw.), wo der Fluß eine schmale Granitschwelle durchschneidet, erlangt sofort für einen Straßenübergang Wert. Aber das ist nur ein unbedeutendes Vorspiel der $2^1/_2$ km weiter abwärts vom Flusse geleisteten Erosionsarbeit. Dort beginnt die schöne Schlucht des Görlitzer Neißeeinschnittes, deren Grund zwischen 30—40 m hohen, von üppigem Holzwuchs verkleideten Talwänden der auf 45 m zusammengeraffte Fluß ziemlich vollständig füllt. Der stolze Viadukt von 31 Bogen, der 35 m über dem Spiegel des Flusses die Eisenbahn herüberführt, gewinnt nur wegen der Böschung des konvexen rechten Uferrandes die Länge von 469 m. Mit sanfter nördlicher Neigung

der Landoberfläche ermäßigt sich ganz allmählich die Tiefe der 3 km langen, durch mehrere Windungen überraschende Bilder entrollenden Schlucht. Jenseits ihres unteren Endes wird der Fluß bald wieder frei zu wechselnd nach beiden Seiten ausgreifenden Mäandern, die an der Verbreiterung der Talsohle so erfolgreich gearbeitet haben, daß schon bei Ludwigsdorf und Hennersdorf die Aue wieder auf 1 km sich weitet, noch ehe ihr fester Gesteinsrahmen ganz unter die Diluvial-



Der Neiße-Viadukt.

decke untertaucht. Die in Granit und paläozoische Schiefer eingreifende Erosionsfurche der Neiße hat auf Verkehr und Siedelung eine mächtige, aber nicht zu allen Zeiten die gleiche Einwirkung geübt. Der Hauptverkehrsweg hat seine Lage mit der Zeit gewechselt: er ist immer weiter stromaufwärts gerückt.

Wählt heute die Eisenbahn, um vor dem Nordfuß der Landeskrone die Wasserscheide zwischen Oder und Spree leicht zu überwinden, für ihren Übergang hochgreifend den Anfang des Bogens, mit dem die Talfurche der Neiße die Ostseite der ausgewachsenen Stadt umfängt, so lag gerade unter seinem Nordende das alte Wendendorf Goreliz, in dem Heinrich IV. 1071 der Meißner Kirche 8 Königs-

hufen schenkte. Nicht nur die Gesamtfläche (400 ha) dieses Areals, sondern auch Lage und Begrenzung einzelner Hufen sind im Nordzipfel der Görlitzer Feldmark scharfsinnig wiedererkannt worden [1]). Das slavische Dorf lag außerhalb des mittelalterlichen Stadtgrundes an dem Rinnsal der Lunitz oder Lunze in der jetzigen Nikolaivorstadt. Die Nikolaikirche war das älteste Gotteshaus; sie blieb bis zur Reformationszeit auch die Parochialkirche der Stadt, wiewohl in deren Mitte ein stolzeres Münster sich erhob. In der Wendenzeit hat also augenscheinlich der alte Hauptweg der Oberlausitz gegen Schlesien, vielleicht geleitet von einer hierher zielenden Strecke (Markersdorf—Holtendorf) des nächsten, schon zum Spreegebiet gehörigen Tales, die Neiße nördlicher erreicht, wo die Höhen sanfter zum Fluß sich niederlassen. Das wurde anders, als in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts eine deutsche Stadt sich hier einen etwas höheren, besser gesicherten Platz mit freierem Umblick wählte. Auf sie wirkte anziehend der den Flußübergang beherrschende Burgberg, dem wohl eine alte Wendenschanze den Namen gab. An deren Stelle erhob sich etwa 1230 nach Thüringer Vorbild ausgestaltet die erste, im 15. Jahrhundert durch den herrlichen gotischen Umbau ersetzte Peterskirche [2]), die nun mit ihren hochragenden Türmen von dem steilen Vorsprung des Talrandes beherrschend auf die Neißebrücke und das Mühlenwehr niederschaut, vormals auch auf das Neißtor. Die durch seinen Turm eintretende Straße mußte schräg an der Lehne des Talrandes emporsteigen, um den auch noch merklich geneigten Marktplatz (den heutigen Untermarkt) zu erreichen; nur 150 Schritt jenseits von ihm trat man auf der Hochfläche durch das obere Tor westwärts wieder ins Freie. Noch läßt sich die Ausdehnung der ältesten Stadt deutlich im heutigen Plane wiedererkennen. Ihr Grabenzug schnitt nahezu einen Halbkreis von etwa 330 m Radius aus dem linken Talhang der Neiße heraus. Dieser enge Raum von etwa 16,2 ha wurde von der steigenden Entwicklung rasch überschritten. Schon das Franziskanerkloster (das jetzige Gymnasium) mußte außerhalb der Mauern vor der Westseite von Görlitz errichtet werden (1234—1245). Es war die Richtung, in der naturgemäß die Stadterweiterung sich bewegen mußte. Sie erfolgte unmittelbar nach der Mitte des 13. Jahrhunderts. Das westliche Tor, das Reichenbacher, wurde mit einem Male um 350 Schritt weiter hinaus-

1) R. Jecht, Geschichte von Görlitz bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts. N. Laus. Mag. 70 (1894), 222—250; vgl. auch ebenda 153—161 die Abhandlung: Heinrich vom Dorfe, ein Görlitzer Bürger vor 600 Jahren. Der Plan der Königshufen nun bei A. Meitzen, Agrarwesen der West- und Ostgermanen III, 430—432. Anlage 131.

2) v. Sommerfeld, Die alte St. Peterskirche in Görlitz. N. Laus. Mag. 79 (1903), 1—33.

gerückt bis an einen damals sumpfigen, die Verteidigung begünstigenden Geländeabschnitt, und der Neustadt hier ein rechteckiger Abschluß gegeben. Ihr Straßennetz ward beherrscht von der Hohen Landstraße, die hier auf der ganzen Strecke zwischen dem vormaligen und dem neuen Tore zu dem langgestreckten Obermarkt sich weitete. Der starke Mauerzug und der Graben, die den auf 26,6 ha vergrößerten Stadtgrund umgaben, bildeten nun über ein halbes Jahrtausend den Rahmen des städtischen Lebens[1]). Wohl hat die Befestigung von Zeit zu Zeit Umgestaltungen erfahren. Die Bedeutung des Tors inmitten der Westfront forderte am Ende des 15. Jahrhunderts ein starkes, vor dem Ausgang errichtetes Werk, das im Dreißigjährigen Kriege zuerst aus schwedischem Munde den Namen Kaisertrutz empfing. Aber im ganzen blieb der feste wehrhafte Kern der Stadt der Ausdehnung nach unverändert. Der Zuwachs fiel ganz auf die Vorstädte, die aus alten Dörfern nicht nur im Norden, sondern auch auf der Südseite und jenseits der Neiße auf dem Rabenberge erstanden.

Auch heute noch, nachdem eine Großstadtentwicklung das alte Görlitz allseitig mit einem neuen Straßennetz umfangen hat, sieht man dem Grundriß die entscheidende Triebkraft an, die diese deutsche Stadt im Wendenlande so rasch zur Blüte brachte. Die Hauptader ihres Verkehrs war die Hohe Landstraße, der wichtigste der Wege, die in dieser Stadt zusammentrafen und sie mit einem regen Durchgangshandel belebten[2]). Voran stand entschieden der Austausch zwischen dem gewerbtätigen Westen und dem an Roherzeugnissen reichen Osten. Das wichtigste Ziel der östlichen Straßen war Breslau, aber nicht das einzige. Bisweilen gelang es auch, über Glogau unmittelbare Fühlung mit Großpolen zu gewinnen. In zweiter Linie war auch die Vermittlung zwischen der Mark und Böhmen von Bedeutung. Die aus Norden von Frankfurt über Guben, Triebel, Priebus heranziehende Straße fand südwärts ihre anerkannte Fortsetzung über Zittau und den Gabeler Paß, wenn auch die Görlitzer bisweilen Neigung zeigten, eine Straße über Friedland und Reichenberg nach

1) Die Ausmessung der Flächen des ältesten und des erweiterten Stadtgrundes wurde mir ermöglicht durch die freundliche Unterstützung des Herrn Prof. Dr. Jecht, der auf dem Müllerschen Plane (1 : 8000) die alten Umrißlinien auf Grund seiner genauen Ortskunde eintrug.

2) Ein vortreffliches Gesamtbild der Handelsbeziehungen von Görlitz für die Reformationszeit gibt O. Kämmels dauernder Aufmerksamkeit würdige Preisschrift Joh. Haß, Stadtschreiber und Bürgermeister zu Görlitz. N. Laus. Mag. 51 (1874), S. 30—33. Über die Hohe Landstraße vgl. J. Falke, Arch. f. Sächs. Gesch. VII, 1869, 113—143, Schönwälder, N. Laus. Mag. 56 (1880) 342—368, auch H. Heller N. Arch. f. Sächs. Gesch. V, 1884, 10—13. 19—21.

Böhmen hinein zu eröffnen. Staatliche Privilegien legten im Mittelalter die Straßenzüge fest, und der Kampf um solche verbriefte Straßenrechte bildet gerade bei Görlitz einen Hauptinhalt seiner Geschichte, das lebhafteste Interesse seiner Politik. Die Stadt verfocht sehr nachdrücklich die Forderung, daß der Verkehr von Mitteldeutschland nach Schlesien sich an ihre Straße zu halten habe, sie nicht auf anderen Wegen umfahren dürfe. Im Süden handelte es sich dabei namentlich um die Straße Zittau—Friedland—Greiffenberg, im Norden um die Verbindung Torgau—Sagan. Eine Stadt mit enger Flur konnte also Anspruch erheben auf einen steten Anteil am Fernverkehr für einen Landstreifen von mehr als 10 Meilen Breite.

Das gemeinsame Interesse an diesem Straßenzwang und die Sorge um die Sicherheit des Verkehrs rief den Bund der Sechsstädte ins Leben (S. 561) und war leitend speziell für das tatkräftige Handeln seiner mächtigsten Stadt Görlitz. Sie übte eine nachdrückliche Straßenpolizei und vertrat das Recht einer schneidigen Justiz gegen Landfriedensbruch auch gegenüber adeligen Schnapphähnen. In der Sorge um die Sicherheit der Straßen lag für Görlitz unverkennbar auch ein Antrieb zu ausgedehntem Grunderwerb. Das liegt besonders klar bei dem Ankauf der Landeskrone und der gründlichen Zerstörung ihrer alten Burg (1440); aber auch bei der Erwerbung der Heide (1491/92) war vielleicht der Gedanke an erhöhte Sicherheit des Verkehrs im Spiele.

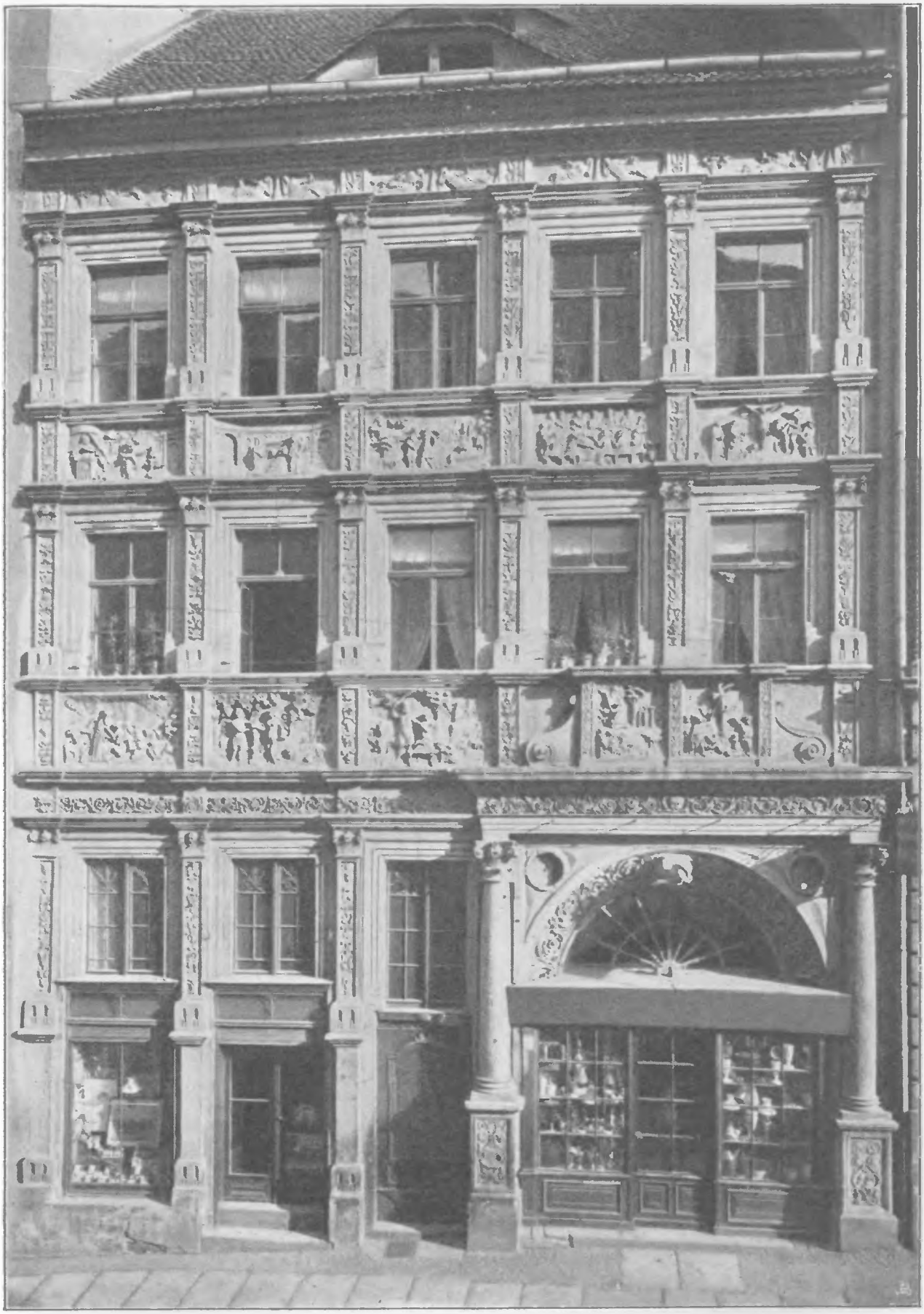
Für die Kraftentwicklung der Stadt war es wichtig, daß sie nicht nur eine Vermittlerin fremden Güteraustausches war, sondern der Sitz einer leistungsfähigen, aus dem Verkehrsstrom schöpfenden und ihn wieder speisenden Industrie. Mit den deutschen Zuwanderern kam nach den Kolonistenstädten sofort auch das wichtigste städtische Handwerk: die Tuchmacherei. In Görlitz wurde ihr Aufschwung besonders begünstigt durch das 1339 der Stadt erteilte Privileg der Waidniederlage. Der Waid, die im Mittelalter wichtigste Färbepflanze der Textilindustrie, wurde mit besonderem Erfolge in Thüringen, namentlich um Erfurt, angebaut und bildete eine wichtige Handelsware der Hohen Landstraße. Es bedeutete einen unschätzbaren Gewinn für Görlitz, wenn selbst die dem Ursprungsgebiet näher liegenden Oberlausitzer Städte Kamenz, Bautzen, Löbau gezwungen waren, fernerhin den Waid von Görlitz zu holen, wenn die vierwöchige Niederlage und Prüfung des Waids den dortigen Tuchmachern die Auswahl, niedrige Preise und das Vorkaufsrecht vor allen anderen Handwerksgenossen im Lande sicherte und mannigfache Abgaben, auch der lange Aufenthalt der Waidhändler Thüringens und der zum Einkauf

kommenden Tuchmacher aus weitem Umkreis der Stadt zugute kamen [1]). Das gab dem Görlitzer Tuchgewerbe einen leichteren Stand im Wettbewerb. Dieser Vorzug währte, bis 1477 Sachsen die Waidniederlage in Großenhain errichtete, um seinem Gebiete den Hauptvorteil von diesem wichtigen Handelsgewächs zuzuwenden. Kam so die Görlitzer Tuchindustrie in Nachteil, ehe sie andere Färbemittel (Gallus, Indigo) gebrauchen lernte, so war doch die Kräftigung, die ihr die goldene Zeit des Waidprivilegs gebracht hatte, nicht wirkungslos verloren. Die Tuchmacher blieben die kräftigste, freilich auch die dem aristokratischen Stadtregiment gefährlichste Zunft. Auf ihrer Tätigkeit und dem Handel mit ihren weit nach Osten und Südosten vertriebenen Erzeugnissen beruhte großenteils der Wohlstand, zu dem im 15. und 16. Jahrhundert Görlitz emporstieg und dessen Überlieferung vor uns steht nicht nur in den Aufzeichnungen jenes Zeitalters, sondern in den Baudenkmälern der Renaissance, deren stimmungsvoller, behaglicher Zauber das Stadtbild von Alt-Görlitz so anheimelnd durchdringt, wie keinen zweiten Fleck deutscher Erde [2]). Klang in der Spätgotik der jüngsten Teile der stolzen Peterskirche der himmelanstrebende Sinn des Mittelalters aus, so hat das lebensfrohe Bürgertum, den in der Ferne gereiften Formenschatz zur wohligen Ausgestaltung der Heimstatt herbeirufend und der eigenen Lebensführung anpassend, dem Platz und den Gassen von Alt-Görlitz Gestalt und Geist gegeben. Merkwürdig, wie dasselbe Jahr 1525, das in Neiße durch einen großen Brand der Ausübung der neuen bürgerlichen Baukunst Raum schaffte, durch eine gewaltige Feuersbrunst auch einen großen Teil der Görlitzer Altstadt niederlegte und ihn neu erstehen ließ, großenteils »besser denn vor« (Joh. Haß), als eine einheitliche Schöpfung der ersten Blütezeit der Stadt. Welch eine Gelegenheit für den damals in Görlitz wirkenden, dort völlig heimisch gewordenen Führer der ostdeutschen Frührenaissance, Wendel Roskopf, den »Meister zu Görlitz und der Schlesy«, die Spur des eigenen, an fremden Mustern zu selbständiger Schaffenskraft emporgediehenen Formensinnes der neuen Heimat aufzuprägen! Unter seinen Augen ist das Schönste erwachsen, was die Gegenwart in Görlitz bewundert: die eine einspringende Ecke anmutig

---

1) H. Knothe, Geschichte des Tuchmacherhandwerks in der Oberlausitz bis Anfang des 17. Jahrhunderts. N. Laus. Mag. 58 (1882), 241—380, dazu Jecht, N. Laus. Mag. 83 (1907), 248—256.

2) Den großen Werken von Ortwein-Bischof und Lutsch tritt als bemerkenswerte Ergänzung zur Seite ein Aufsatz von Professor Jecht, Früh-Renaissance in Görlitz, in der Festschrift zur 29. Allg. Schles. Lehrerversammlung 1909, S. 60—74; vgl. auch O. Wende, Wendel Roskopf, Jahrb. des Schles. Mus. V, 1909, 77—113.



Das Haus Neißstraße 29 in Görlitz.

füllende Rathaustreppe, aus deren graziöser Windung eine schlanke, schön gegliederte Säule mit korinthischem Kapitelle sich erhebt, nachträglich gekrönt mit dem Bilde der Justitia. Dicht gegenüber steht der Schönhof (1526), ein Patrizierhaus, das die Formelemente der Renaissance einwebt in die Grundzüge des althergebrachten bürgerlichen

Die Rathaustreppe zu Görlitz.

Hausbaues mit den echt deutschen schattigen Lauben und der den praktischen Forderungen der Zeit sich fügenden Gliederung und Anordnung der Innenräume. Es ist ein Verdienst der heutigen Stadtverwaltung, daß sie dies kostbare Denkmal profaner Baukunst vor dem Verschwinden mit derselben Sicherheit historischen Sinnes rettete, der in der Pflege und Erhaltung des Rathauses gewaltet hat. Aber wenn auch rings

um den Markt in der Neißgasse und den anderen Straßen manche Bilder der gleichen Zeit den Eindruck harmonisch auf denselben Ton stimmen, so ist daran auch die Entwicklung der Stadt selbst beteiligt: die Abkehr des modernen Stadtlebens unter der Anziehung neuer in das erweiterte Stadtbild aufgenommener Kräfte.

Die glanzvolle Zeit, die aus den Bauwerken von Alt-Görlitz und aus den Ratsannalen von Joh. Haß († 1544) zu der Nachwelt redet, bezeichnet einen Höhepunkt in dem Lebensgang der Stadt. Auch geographische Grundlagen der Städtemacht ändern ihren Wert. Weit ins Herz Europas hinein wirkte die Belebung des Ozeans durch neue Weltwege am Anbruch der Neuzeit. Die gesteigerte Anziehungskraft der Küsten verschob die Wege des Binnenlandes. Die Elbmündung, an der ozeanischer Verkehr am weitesten gegen Innerdeutschland vordringt, gewann an Bedeutung. Die auf Magdeburg abgelenkte Niedere Landstraße am Nordrand der Heide zog immer kräftiger einen Teil des Verkehrs von der auf Leipzig zielenden Hohen Landstraße ab. Aber lange bevor diese Umgestaltung des Verkehrs durch die Eröffnung des Kanals zwischen Oder und Spree in der Schlesien an die Elbmündung knüpfenden Verkehrsdiagonale Norddeutschlands (1668) zum Abschluß gelangte, war der durch diese Veränderungen ernstlich betroffene Gebirgsrand der Oberlausitz in seiner Blüte schwer geschädigt worden erst durch den Schmalkaldischen, dann durch den Dreißigjährigen Krieg. Der Pönfall der Sechsstädte (1547), die schwer sie treffende Verantwortung für ihre zweideutige Haltung im entscheidenden Augenblick vor der Schlacht bei Mühlberg, machte der zu hoher Selbständigkeit erhobenen, fast an freie Reichsstädte erinnernden Stellung von Görlitz ein Ende. Wohl gelang es den Görlitzern, aus der Katastrophe, die ihre Vorrechte und ihre weiten Liegenschaften verschlang, mit großen Opfern wenigstens den Besitz der Heide zu retten (1553—1558), aber ihre Widerstandskraft gegen weitere Prüfungen war stark gemindert. 1585 raffte die Pest ein Viertel der Bevölkerung weg. Der Dreißigjährige Krieg brachte das schwerste Unheil. Sein Abschluß fand die Stadt weit zurückgesunken unter das einst erreichte Kraftmaß. Der Bevölkerungsrückgang ist dafür noch ein viel zu schwacher Ausdruck; hinter ihm steht eine weit tiefer greifende Entkräftung. Und doch reden schon die Volkszahlen, verglichen mit den älteren, die nicht rohe Schätzungen, sondern vertrauenswerte Ergebnisse archivalischer Forschung sind [1]), eine

1) R. Jecht, Wie lassen sich die Görlitzer Geschoßbücher für die einheimische Geschichtschreibung nutzbar machen? N. Laus. Mag. 72 (1896), 289.

erschütternde Sprache. Görlitz hatte 1425 7800, 1472 8300, 1533 10600, 1570 über 11000 Bewohner. Das Pestjahr 1585 setzte die Volkszahl von 9069 auf 6614 herab. Die nachfolgende Erholung vernichtete der große Krieg. 1641 zählte Görlitz kaum 5000 Einw., 1717 5500, 1791 7665. Ins 19. Jahrhundert trat die Stadt mit 8272 ein. Erst nach dem Abschluß der Napoleonischen Kriege beginnt eine stetig steigende Entwicklung, die im Zeitalter des Eisenbahnbaus und nach 1870 eine auffallende Beschleunigung erfährt. Die Wachstumskurve der Stadt zeichnen folgende Volkszahlen:

1820:	1830:	1840:	1861:	1880:	1900:	1910:
10486	11116	14615	27983	50147	80842	85790

Unverkennbar änderten sich die Lebensbedingungen der Stadt wesentlich. Es ist anziehend, zu sehen, wie neuer Wein die alten Schläuche füllt und dem gleichen Boden nun eine etwas verschiedene Entwicklung entsprießt. Die Hohe Landstraße des Gebirgsrandes lebt, sowie die ersten Schienenwege in Ostdeutschland gelegt werden, sofort wieder auf, aber als Bahnverbindung Breslaus mit Dresden, und behauptet sich dauernd als Hauptweg, auch nachdem die Flachlandbahnen zwischen Breslau und Leipzig über Hoyerswerda und über Sagan mit ihr in Wettbewerb getreten sind. Auch die anderen Strahlen des alten Straßensterns leuchten meist wieder auf: besonders wirksam die Linie Lauban—Hirschberg, die den an Bedeutung gewinnenden Verkehr des Gebirges in früher nie erhörter Weise auf Görlitz lenkt. Ebenso beleben sich stärker die Bahnen nach Reichenberg i. B. (über Friedland oder über Zittau), wiewohl das Gelände ihren Eintritt in den Wettbewerb um die Schnellverbindung zwischen Berlin und Wien nicht begünstigt. Die möglichst gerade Verbindung mit Berlin über Cottbus ist der moderne Ersatz für das Erlöschen der vormals wichtigen Wegführung über Priebus nach Guben und Frankfurt. Nur in einem Punkte steht die Entwicklung des heutigen Bahnnetzes hinter der Entfaltung der alten Straßenzweige zurück; noch fehlt die unmittelbare Verknüpfung mit Glogau, die Vorbedingung eines lebhafteren Verkehrs mit Posen. Diesen Fernverkehrswegen stellen sich zur Seite die für Erschließung der Nachbarschaft wichtigen Linien: die durch fruchtbares Land und Hügel vortrefflichen Granits hindurchführende kleine Bahn nach Königshain und Krischa—Tetta. Auch mit dem Westzipfel der schlesischen Oberlausitz hat Görlitz gute Fühlung, wiewohl der Bahnstrang längs der Schwarzen Elster nördlich von Görlitz sich Kohlfurt und Breslau zum Ziele nimmt und nur durch die Kreuzung mit der Berliner Linie den Görlitzern zugänglich wird. So ist recht ausgiebig dafür gesorgt, die Weltlage von Görlitz ebenso zur

Geltung zu bringen, wie die Mannigfaltigkeit des Bodens seiner Umgebung und ihres Pflanzenkleides. Wie herrlich überschaut man von der Landeskrone die Granitberge, deren Gestein monumentale Bauten ziert und den Straßen der Stadt das vortrefflichste Pflaster sichert, Basaltkuppen, deren Schotter die schönsten Landstraßen festigt, fruchtbare Felder auf Diluviallehm, zum Teil sogar auf Lößpolstern der Hochfläche, und in diese eingesenkt die fetten Triften des Neißetals, ferner aber am nördlichen Horizonte blauend die weiten Forsten der Heide, die Görlitz zu der reichsten Grundbesitzerin unter Deutschlands Städten machen; 29788 ha mißt dieser als Stütze des Stadthaushalts unschätzbare Großbesitz. Schon seine Waldfülle gewann mit der Nachfrage nach Holz in den letzten Jahrzehnten beständig an Wert. Nun beginnt — wie bald näher zu schildern ist — die Stadt die darunter geborgenen Braunkohlenlager aufzuschließen. Sie liefern nicht nur einen in den Handel übergehenden Brennstoff, sondern aus der großen elektrischen Zentrale auch Licht und Kraft für den Bedarf von Görlitz und seinem Weichbild. Ein großer, die Stadt umziehender Ring von Starkstromleitungen umfängt das Stadtgebiet, westwärts bis Königshain, östlich bis Troitschendorf seine Wirkung erstreckend. Damit ist auch eine neue Hilfe erwachsen für die moderne industrielle Entwicklung.

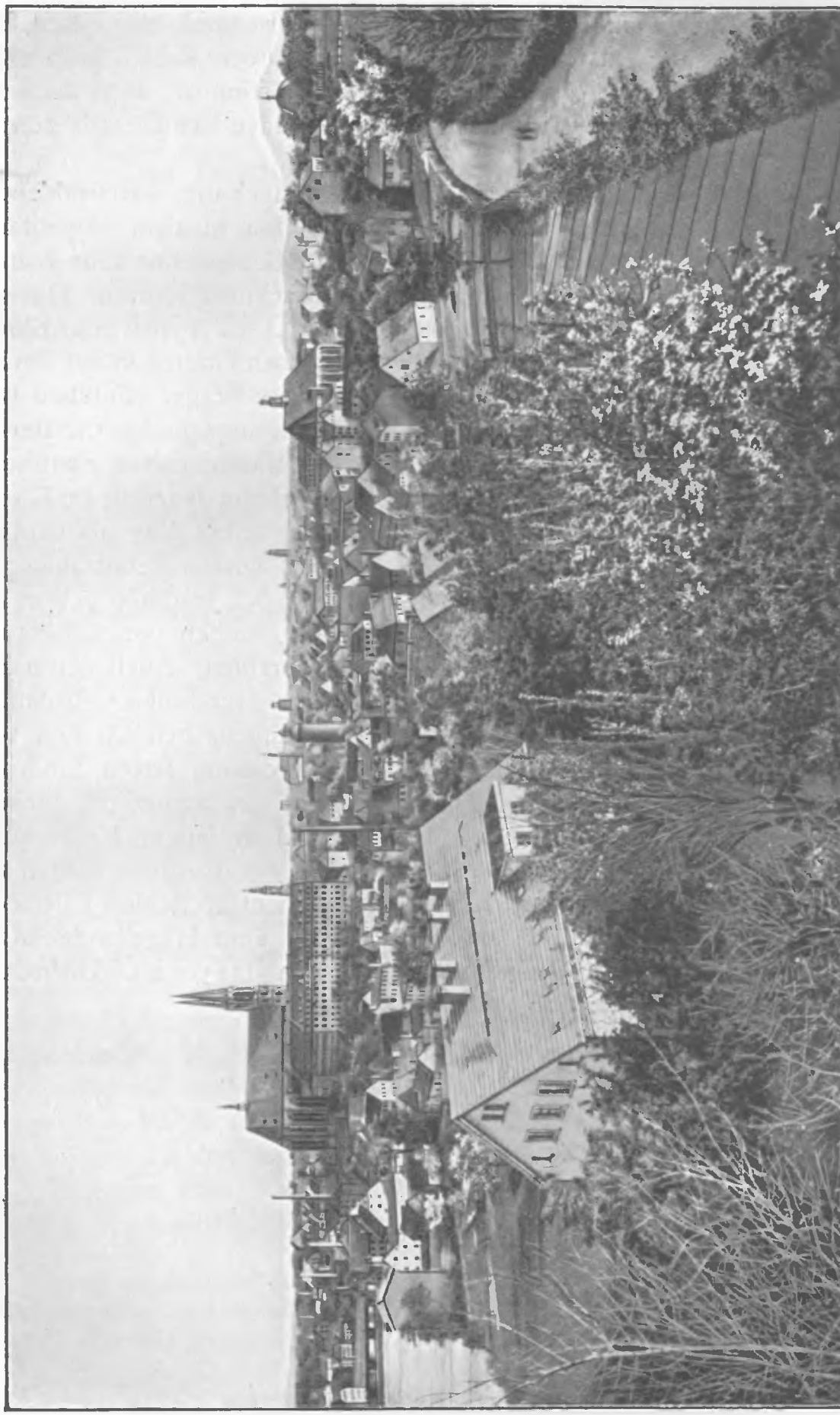
Die Tuchmacherei, das altberühmte Gewerbe von Görlitz, hat im Wechsel der Zeiten ihre Betriebsweise ändern und dem modernen Zuge zur Konzentration in Fabriken sich fügen müssen, die ihre volle Kraft für die erfolgreiche Lösung besonderer Aufgaben einsetzen. Dem entspricht die Entwicklung eines Großhandels in Tuchen und Buckskin. Auch Seide- und Halbseidefabrikation und Posamentierarbeit ist in Görlitz heimisch. Im ganzen aber fällt der Textilindustrie nicht mehr so voll die Führung zu wie vormals. Besonders große Werke schuf sich hier die Maschinenindustrie und der Bau von Eisenbahnwaggons, auch die chemische Industrie. In der Mannigfaltigkeit gewerblicher Tätigkeit zeigt sich der dem großstädtischen Dasein zustrebende Charakter der Stadt.

Dem unverkennbaren Aufschwung entspricht die bedeutende räumliche Entwicklung. Deren Richtung wurde entschieden durch die Bahnhofsanlage erheblich südwestlich von dem alten Stadtkern. Ihr strebte naturgemäß die Bautätigkeit der Stadt zu. Sie hat die Hauptbahnlinie nicht nur in breiter Ausdehnung erreicht, sondern mit einer Vorstadt überschritten, während am hohen Neißeufer zwischen der alten Stadt und der Eisenbahnbrücke ein ansehnlicher Raum für den städtischen Park frei blieb. Andererseits hat die Stadtent-

wicklung ostwärts über die Neiße hinausgegriffen. Vier Brücken führen hinüber zu dem östlichen Stadtteil, aus dem der stolze Kuppelbau der Oberlausitzer Gedenkhalle mit dem Kaiser-Friedrich-Museum herausragt. Dagegen ist stiller die Nordseite der Stadt geblieben; ihre Grenze liegt dort noch immer an der Nachbildung des Heiligen Grabes, die der reichste Patrizier der alten Blütezeit von Görlitz, Georg Emerich, 1489 nach einer Pilgerfahrt ins Heilige Land errichten ließ. Nicht weit davon ruhen auf der Höhe des alten Friedhofs im Schatten ehrwürdiger Bäume die alten Geschlechter, die einst im aristokratischen Stadtregiment kraftvoll gewaltet haben, auch der berühmteste Gelehrte der Stadt, Bartholomäus Scultetus (1540—1614), als Mathematiker und Astronom berufen zum ersten Kartographen seiner Lausitzer Heimat, aber ebenso unermüdlich im Zusammentragen alles für die Geschichte der Stadt wertvollen Stoffes, ein eifriger Säemann für die Ernte der Nachwelt.

Kommt hier am Nordende der Stadt, wo der erste Keim ihrer Entwicklung einst aufging, noch im heutigen Stadtbild die Vergangenheit zur Geltung, so spricht in dem weiten Überspringen der lange bestehenden anderen Grenzen die frische Spannkraft jungen Lebens sich aus. In dieser Paarung historischer Würde mit dem Hoffnungsreichtum der Gegenwart liegt ebenso wie in den landschaftlichen Reizen von Görlitz und in seiner vorteilhaften Lage zwischen drei großen Kulturzentren, in der Nachbarschaft formenreicher Gebirge mit ganz verschiedenem Charakter eine Summe wirksamer Anziehungskräfte für Leute, die frei ihren Wohnsitz wählen können. Offiziere und Beamte, die des Berufslebens ernste Arbeit hinter sich haben, wenden sich gern hierher und tragen bei zu der Mehrung des geistigen Lebens, das in der Hauptstadt der Lausitz, ihren gelehrten Gesellschaften und ausgezeichneten wissenschaftlichen Sammlungen allzeit eine wichtige Pflegestätte gefunden hat. Seit 1889 ist Görlitz auch der ständige Sitz der schlesischen Musikfeste geworden und hat für sie eine würdige Halle errichtet.

Wer sich diese vielseitige Bedeutung von Görlitz vergegenwärtigt, der wird auch für diese Stadt das Vorrecht in Anspruch nehmen, dem Meridian der mitteleuropäischen Zeit einen unmittelbar anschaulichen, der Orientierung dienstbaren Namen zu geben. Wo läuft dieser mitteleuropäische Hauptmeridian, dessen Ortszeit die Uhren Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schwedens, der Schweiz, Italiens führen? Nach des Grafen Moltke Beispiel spricht man bisweilen vom Stargarder Meridian. Das ist weder genau noch gerecht. Stargard in Pommern liegt unter 32° 42—43′ ö. von Ferro, also 15° 3′ ö. von Greenwich. Dagegen



Görlitz von Norden.

geht der 15. Meridian von Greenwich mitten durch Görlitz hindurch, wenig westlich vom Stadtpark. Und Görlitz ist doch eine Stadt, die sich neben Stargard recht vorteilhaft sehen lassen kann. Nach Görlitz sein geographisches Längenbewußtsein zu stimmen, liegt auch für die meisten Mitteleuropäer näher. Nur der Süden des Erdteils könnte den Ätna vorziehen.

Görlitz ist ein so kräftig die ganze Umgebung überstrahlender Brennpunkt des Kulturlebens, daß neben ihm in dem Hügellande zwischen Neiße und Spree auf schlesischem Gebiete nur sehr wenige Punkte vom Kulturgeographen besondere Beachtung fordern. Das gilt am ehesten von dem Städtchen Reichenbach O.-L. (1910: 2160 Einw.) an der großen Hauptstraße nahe der sächsischen Grenze in der fruchtbaren Landschaft im Süden der Königshainer Berge. Feldbau und Kleingewerbe (Schuhmacherei) sind Hauptnahrungsquellen der Bevölkerung neben einer bescheidenen Industrie (Maschinenbau, chemische Fabrik). Südlich von der Hohen Landstraße scheint Jauernik ein Kirchdorf besonders hohen Alters zu sein, vielleicht selbst älter als Görlitz; denn aus dessen nordwestlicher Nachbarschaft flossen Zehntzahlungen nach jenem weit südlich abliegenden Dorfe [1]). Jauernik gehört zu einer Gruppe wendisch benannter Orte, die südlich von Görlitz zu beiden Seiten der Neiße dicht sich zusammenreihen. Auch den nordwestlichen Winkel des Kreises Görlitz erfüllen wendische Ortsnamen. Dagegen ist das Bergland von Königshain augenscheinlich erst von deutscher Kolonisation besetzt worden. In diesem festen Eindruck liegt ein besonderer Reiz der Bewanderung des anmutigen kleinen Gebirges, in das der Hauptort (1380 Einw.) in langer Erstreckung eingebettet liegt (Bild S. 561). Auch die Täler der Nordseite bergen ansehnliche Dörfer und schöne Herrensitze, namentlich Schloß Ullersdorf (Kr. Rothenburg) auf dem großenteils noch dem Hügellande angehörigen Besitze des Grafen v. Fürstenstein (2131 ha, Ullersdorf, Kodersdorf, Ödernitz, Särichen).

---

1) Vgl. Jecht, N. Laus. Mag. 70 (1894) S. 230 Anm. 1.

Die Niederschlesisch-Lausitzer Heide.

Aber auch den Föhrenwald
Lass' ich mir nicht schelten,
Wenn mein Jauchzen widerhallt
In dem sonnerhellten!

Heiter ist's und aufgeräumt,
Und das Wehn der Föhren,
Wenn die Luft in ihnen träumt,
Angenehm zu hören!

Schlanken Riesenkindern gleich
Stehn sie da im Bunde,
Jedes erbt ein kleines Reich
Auf dem grünen Grunde.

Gottfried Keller.

Der Name Heide hat drei Fronten; er kennzeichnet zugleich das Relief, den Boden, das Pflanzenkleid. Aber wenn überall ein flacher Landstrich mit sandigem, an Nährstoffen des Pflanzenlebens armem Erdreich darunter verstanden wird, spaltet sich die Wortbedeutung in der dritten Richtung, in der Charakteristik der Vegetationsformation. Im nordwestlichen Deutschland versteht man unter Heide »ein offenes Gelände ohne erheblichen Baumwuchs, dessen Holzgewächse im wesentlichen aus Halbsträuchern oder niedrigen Sträuchern bestehen, und welches auch zugleich eines geschlossenen saftigen Rasens ermangelt« [1]. Wohl fehlen solche Flächen auch in der Lausitz nicht, aber der vorwaltende Sinn des Wortes Heide ist im nordöstlichen Deutschland, in dem von deutscher Kolonisation erst im Mittelalter eroberten Gebiet einfach Kiefernwald, so schon in der Letzlinger Heide der Altmark und in der Dübener und Dahlener Heide an der Mulde, namentlich aber östlich der Elbe von Mecklenburg bis nach Rominten, von der Lochauer Heide bis tief nach Schlesien hinein. Vom nordwestdeutschen Begriff Heide bleibt also für den Pflanzengeographen hier nicht viel mehr erhalten als eine unleugbare Einförmigkeit des Vegetationsbildes und das Eintreten charakteristischer Florenelemente der offenen Heiden auch in den Schatten der Kiefernheide.

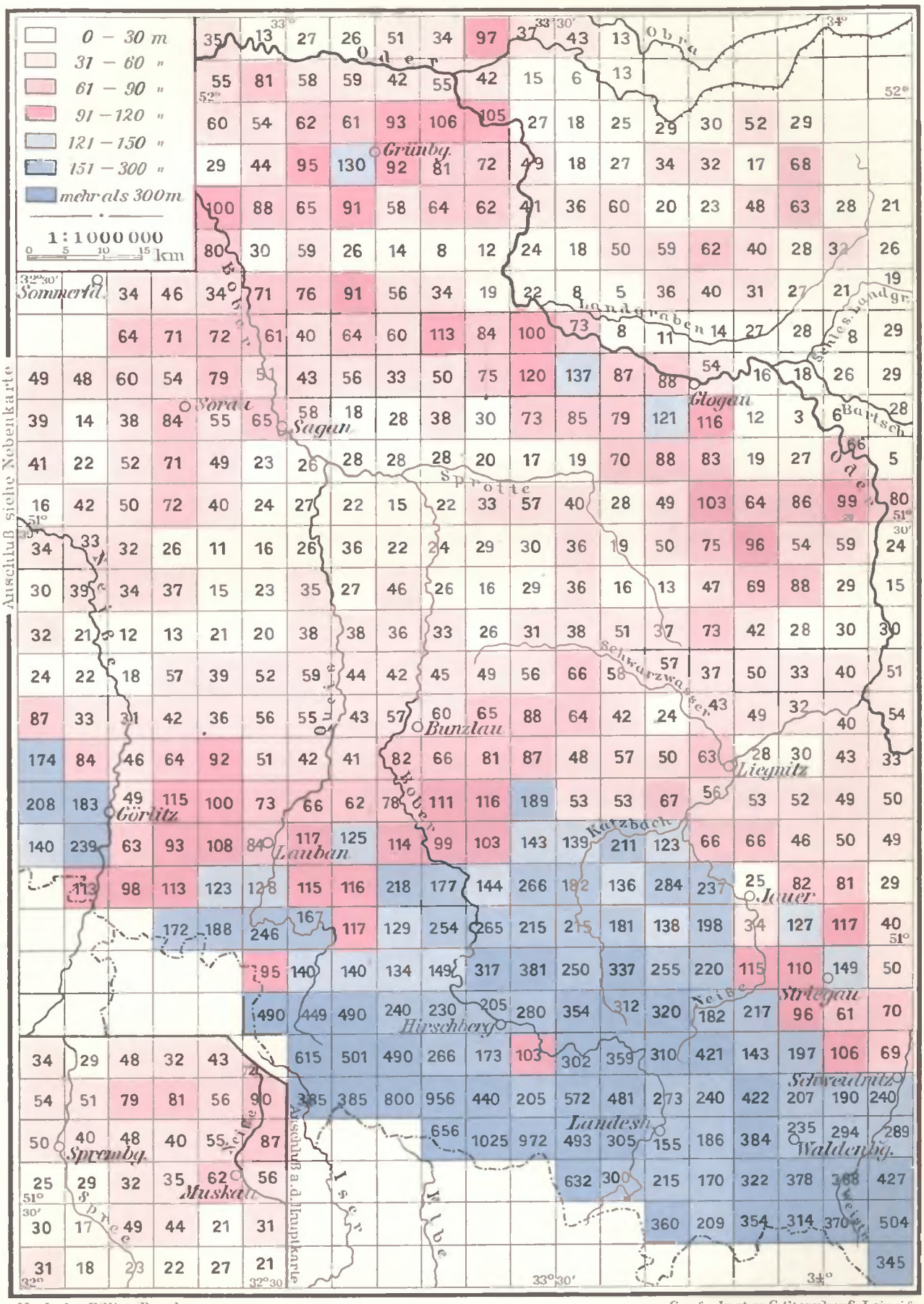
Zwischen dem Nordrand des Berg- und Hügellandes und dem Südfuß des Landrückens, den die niederschlesische Oder durchflicht,

1) So definiert den Begriff P. Graebners gediegene Monographie, Die Heide Norddeutschlands und die sich anschließenden Formationen in biologischer Betrachtung. Leipzig 1901 (Die Vegetation der Erde, herausgeg. von Engler und Drude. Bd. V).

erstreckt sich noch heute ein zusammenhängender Waldgürtel in einer zwischen 10 und 40 km schwankenden Breitenentwicklung von der Grenze der Kreise Liegnitz und Lüben westwärts über das 180 km entfernte Westende der Provinz hinaus. Erst die deutsche Kolonisation hat den Wald auf seine heutigen Grenzen eingeschränkt. Auf Rodeland der ursprünglich ausgedehnteren Kiefernheide sind, wie die Siedelungsinseln ihres Inneren, auch die Städte ihres Außenrandes erwachsen, der eng anliegende Saum dichter gescharter Bevölkerung. Der allgemeinen Charakterzeichnung dieser Landschaft (I. S. 273—274) sind noch einige Striche einzufügen.

Inwieweit dies Land eben ist, das lehrt besser als die Angabe seiner im allgemeinen zwischen 100 und 180 m sich haltenden Höhe die nähere Betrachtung (vgl. II, 6) des Abstandes zwischen dem Niveau der Höhenscheitel und dem der Talgründe. Man könnte diesen Wert die Reliefenergie der Landschaft nennen. Als Maßausdruck dafür genügt bisweilen die Zahl von Metern, um welche auf einem Meßtischblatt (1 : 25 000) der Landesaufnahme die Höhen des höchsten und des tiefsten Punktes sich unterscheiden. Für feinere Vergleiche aber ist diese Flächeneinheit (127—131 qkm) zu groß, und es empfiehlt sich mehr, die einzelnen Stücke eines gevierteilten Meßtischblattes (32 qkm) einer Durchschnittsrechnung zugrunde zu legen. Dies Verfahren hat auch den Vorteil, daß daraus eine Hilfe für die Grenzführung zwischen dem Heidegebiet und der stärker bewegten Oberfläche seiner Hügelnachbarschaft erwächst. Eine Karte der Reliefenergie zeigt sofort, wie die Heide zwar viel geringere Unebenheiten umschließt als ihre nördliche und südliche Umgebung, aber doch keineswegs dem Ideal der Ebene sich so weit nähert wie die mittelschlesische Ackerflur. Selbst dem auf eiliger Bahnfahrt durch die Heide fliegenden Beobachter wird es trotz des Schleiers, den die Forsten meist eng um ihn spannen, nicht entgehen, daß vereinzelt Hügelwellen den flachen Plan unterbrechen [1]), nicht nur Dünen, die des Windes Spiel einst gehäuft, sondern auch kräftigere Anschwellungen, über deren Ursprung — ob oberflächliche glaziale Stauchung, ob tiefer greifende Dislokation — erst die geologische Landesuntersuchung Klarheit schaffen wird. Krönt ein Aussichtsturm solch eine Höhenschwelle, wie den Könnteberg (225 m) nordwestlich von Kohlfurt, so entrollt sich von seiner Höhe ein ergreifender Blick über dies dunkelgrüne Meer der Föhrenwipfel

1) Eine Übersicht dieser vereinzelten, die Wegsamkeit der Heide nicht störenden Hügel bietet die sorgfältige Dissertation von B. Liebscher, Das Oberlausitzer Tiefland. Abh. der Naturforsch. Ges. zu Görlitz XXIV. 1904, 73ff.



Verlag v. F. Hirt, Breslau. Geogr. Inst. v. G. Sternkopf, Leipzig.

Reliefenergie Niederschlesiens.

Entworfen von J. Partsch.

und den kräftig dahinter hervortretenden Rahmen der Hügel festen Gesteins, die im Süden die Heide säumen.

Auch die Natur des Bodens ist nicht so einförmig, wie man bei flüchtigem Durcheilen der Heide glauben könnte. Wenn auch Sand allgemein die Oberfläche deckt, äußert sich doch bisweilen die Undurchlässigkeit des Untergrundes in der Bildung ausgedehnter Weiher, ja ganzer Teichlandschaften, die teilweise schon wieder fortschreitender Vermoorung verfallen. Die Teichgruppe um Kohlfurt hat nordöstlich von diesem Verkehrsknoten den größten Teich der ganzen Heide, den Wohlen, der trotz der Einschränkung auf die Hälfte seiner ursprünglichen Ausdehnung noch 140 ha mißt. Gewinnt man im allgemeinen den Eindruck, daß die Forstkultur erfolgreich auf die Entwässerung der Waldungen hingearbeitet, manchen Sumpf getrocknet, manches Wasserbecken entleert hat, so hat anderwärts die moderne Teichwirtschaft die Wasserspiegel vermehrt, wenn auch der Umlauf des Kulturzyklus Lage und Ausdehnung der unter Wasser gesetzten Flächen beständig ändert. Deshalb ist die Genauigkeit der Flächenangaben für die Teiche der drei Lausitzer Heidekreise Görlitz (700 ha), Rothenburg (3360 ha), Hoyerswerda (3175 ha) nicht zu überschätzen [1]). Namentlich am Südrand der großen Forsten zwischen ihnen und dem südlicheren Hügellande werden wir auf den Herrschaften Creba, Jahmen, Uhyst und auch östlich von Hoyerswerda großen Teichschwärmen begegnen. Daß aber auch der frei zutage liegende Boden erhebliche Unterschiede aufweist, mußte schon Glockers bahnbrechende Untersuchung erkennen. Vom frischen humosen Sandboden bis zur verwünschten Raseneisensteinbildung tritt eine Reihe sehr ungleichwertiger Bodenarten nebeneinander auf, und es leuchtet unmittelbar ein, daß diese Unterschiede des Erdreichs sich auch spiegeln müssen in der Auswahl des natürlichen Pflanzenbestandes wie im Erfolge des Anbaues. Wo der Laie nur ziemlich eintönige Vegetationsbilder vor sich zu haben glaubt, entwirft der Fachmann, so Barber in der Görlitzer Heide [2]), eine gehaltvolle Schilderung, die eine überraschende Mannigfaltigkeit von Pflanzengenossenschaften auseinander hält.

Schreiten wir nun in historischem Gange zur Würdigung der Bedeutung, die dieses weite Waldgebiet in verschiedenen Zeiten erlangte, so tritt in der frühesten Vergangenheit, die uns erkennbar ist, die negative, trennende Wirkung in den Vordergrund. Die Heide

---

1) Spezielle Angaben bei Liebscher a. a. O. S. 104, 105.

2) Abh. der Naturforsch. Ges. zu Görlitz XX (1893) 57—146.

war ein menschenleerer Grenzgürtel zwischen besiedelten Gauen. Der Grenzwald hielt Polen und Wenden auseinander, vielleicht auch früher schon Völker, die wir nicht sicher nennen können. Die erst von fortschreitender Gesittung, von einer häufigeren Durchdringung des Waldes geforderte Verschärfung der Grenze und ihrer Überwachung, wie sie in den Dreigräben (I, S. 347. 348) sich verkörpert, wird von den meisten Forschern den beiden slavischen Völkern zugeschrieben, und das wird wohl immer noch das Wahrscheinlichste bleiben, wenn auch neuerdings der Hinweis auf verwandte Erscheinungen im westlichen Deutschland den Gedanken an germanischen Ursprung dieser merkwürdigen Werke zu empfehlen suchte [1]). Aber auch in lichter historischer Zeit wurde das ausgedehnte Waldgebiet als eine Hemmung und Gefährdung des Verkehrs empfunden. Galt es, diesen unerwünschten Raum zu überwinden, so rückten die festen Stützpunkte, man möchte sagen, die als Sprungbrett dienenden Siedelungen möglichst hart an ihn heran, manchmal schon ein Stück in ihn hinein. Das trug bei zur Bildung des Siedelungsgürtels, der Städtereihen, die im Gegensatz mit der Öde den Rand der Heide umfingen.

Aber die Heide war selbst für die alte Zeit doch kein wertloses Gebiet. Sie warf manche ihrer Natur entsprechende Nutzung ab. Wenn heute die Ausbeutung und Verwertung des gewaltigen Holzvorrats durchaus voransteht und die vollkommensten Transportmittel in Anspruch nimmt, war vor deren Entwicklung eine Nutzholzversendung in die Ferne ausgeschlossen, und leichter wiegende Erzeugnisse des Waldes fanden höhere Wertschätzung. Schon den Slaven war eine Lieblingsarbeit die Waldbienenzucht, und mit den deutschen Zuwandrern drang hierher deutsches Zeidelwesen mit derselben Kunstsprache und denselben Genossenschaftsformen, die in Süddeutschland und namentlich in Nürnberg sich entwickelt hatten [2]). Die starke Nachfrage der Kirchen und Klöster nach Wachs, die Bedeutung des

1) Die Literatur über die Dreigräben hat sich neuerdings vermehrt durch die Studien von Schöpke und von Matuszkiewicz in der Zeitschrift des Ver. für Gesch. Schles. XXXVI. 1901, 405—414; XLI. 1907, 392—401. Eine genaue Aufnahme durch Landmesser Hellwich regte der Verein für das Mus. Schles. Altertümer an. Der Öffentlichkeit liegt darüber bisher nur der Vortrag dieses Herrn bei der 76. Vers. Deutscher Naturforscher zu Breslau (1904) vor, Verh. II. 1, 279—281. Hier wird die Ansicht begründet, daß das Werk seine Verteidigungsfront gegen Osten kehre und eine germanische Landwehr sei. Eine Veröffentlichung der sorgfältigen Aufnahme würde eine wertvolle Grundlage für die fernere Forschung bieten.

2) Max Wagner, Das Zeidelwesen und seine Ordnung im Mittelalter und in der neueren Zeit. München 1896.

Honigs als einzigen Süßstoffs im Mittelalter brachten die Waldbienenzucht der Heide in hohen Schwung. In Honig zahlten die Kastellaneien Sagan und Bunzlau 1227 der Kirche ihren Zehnten. Am längsten erhielt sich die Zeidelei in den weiten Wäldern der Görlitzer und der Muskauer Heide. Noch das Ende des 18. Jahrhunderts gibt uns ausführliche Schilderungen ihres Betriebes: des Aushauens der für die Aufnahme von Bienenschwärmen bestimmten, dann wieder bis auf ein Flugloch verschlossenen »Beuten« hoch über dem Boden in gesunden starken Stämmen, denen man den Wipfel raubte, — des Anlockens eines Schwarms mit der stark riechenden »Bienenschminke« oder des Fassens eines Schwarms im Sack, — des Ausnehmens der Waben zur Erntezeit aus den mit Leiter oder Seil erstiegenen Bäumen, — der Satzungen eines Gewohnheitsrechts, das den Besitz an Bienenschwärmen begrenzte, regelte und schützte. Aber gerade um diese Zeit begann die Forstpflege die Zeideler aus dem Walde allmählich zu verdrängen; ihr Treiben war mit einer sorgsamen Waldwirtschaft nicht mehr vereinbar. Heute erinnert an die Zeit, da der Wald teilweise von der Zeidelweide beherrscht war, nur noch die Heidemiete, die sommerliche Überführung von Hausbienenstöcken aus den Dörfern an Waldränder, Lichtungen und Waldwiesen, deren würzige Blütenfülle zu wirtschaftlicher Verwertung ladet. Noch heute stehen die Heidekreise an der Spitze der schlesischen Bienenzucht. Wenn im Reg.-Bez. Breslau auf 30 Einwohner (bei Breslaus Ausscheidung auf 21), im Reg.-Bez. Oppeln auf 41 Köpfe der Bevölkerung ein Bienenstock entfällt, sinkt diese Verhältniszahl beim Reg.-Bez. Liegnitz auf 18. Darüber entscheidet hauptsächlich die starke Bienenzucht der Heidekreise Hoyerswerda (9), Rothenburg (13), Görlitz-Land und Sagan (12), Sprottau (15); auf sie allein kommen 21000 von den 60000 Bienenstöcken des ganzen Regierungsbezirks. Die einzigen schlesischen Kreise, die an relativer Intensität der Bienenzucht ungefähr ebenbürtig sich anschließen, sind Lublinitz (14), Löwenberg (15) und Goldberg-Haynau (11).

Neben der Zeidlerei, die den Baumstamm zunächst nur als Wohnhaus von Bienen verwertete, nisteten sich im Walde später Wirtschaftszweige ein, die für bestimmte technische Zwecke durch besondere Behandlung des Holzes nur einen Teil seiner Stoffe auszubeuten und zu entführen strebten: Kohlenbrennerei, Teerschwelerei und Pechgewinnung, Pottaschebrennerei. Fand die letztere für ihr Erzeugnis bei den Bleichen des Berglandes sicheren Absatz, so arbeiteten die Kohlenmeiler wohl auch für das Schmiedehandwerk einer weiteren Umgebung, aber hauptsächlich doch für die Eisenhämmer

des Heidegebietes selbst. Deren Daseinsgrundlage bildete die dicht unter der Oberfläche feuchter Niederungen weit verbreitete Raseneisensteinlage, »die Diele« oder »die Brille«, wie der Volksmund treffend in verschiedenen Teilen der Heide sie nannte. Je unerwünschter sie die land- und forstwirtschaftliche Nutzung des Landes störte, da sie schon bei ganz geringer Mächtigkeit dem Eindringen der Wurzeln in die Tiefe und der Verwertung ihrer Pflanzennährstoffe hinderlich war, desto mehr fühlte man sich zu der Beseitigung und Verwertung dieses leicht zu hebenden Sumpferzes gedrängt. Die Erfahrung lehrte zwei Erscheinungsweisen zu unterscheiden, den leicht vom Feuer zu bezwingenden Lindstein und den schwerer schmelzbaren Hartstein. Den ersteren suchte die ältere Zeit auf, um aus ihm bei offnem Feuer, während die Schlacke ablief, eine Luppe, ein Stück gediegenen Eisens zu gewinnen und dieses sofort zu Stabeisen auszuschmieden. Sechs Stunden genügten, den Lindstein schmelz- und hämmerbar zu machen. Dieses in einem Vorgang aus dem Erz sofort das geschmiedete Erzeugnis gewinnende Verfahren, die sogenannte Rennarbeit, wurde in der Menge von kleinen Eisenhämmern betrieben, die schon seit dem Mittelalter allmählich im Heidegebiet erwuchsen und, auch wenn sie später wieder erloschen, eine sichere Spur ihres Daseins in den Namen der Örtlichkeiten und Gewässer, namentlich der Hammerteiche, hinterließen. Gegen Anbruch des 18. Jahrhunderts kam das Aufsuchen des Lindsteins ab. Der Hochofen bewältigte ebensogut den Hartstein und lieferte teils Eisen zum Guß, teils den Roheisenvorrat, der dann in einem zweiten Feuer nochmals geschmolzen und gereinigt zu Stabeisen verarbeitet wurde. Diese Umgestaltung der Technik der Eisengewinnung war ein Schritt zu ihrer Vereinigung auf eine geringe Zahl von Hochofenanlagen, die allerdings noch auf einer Reihe gesonderter Frischfeuer das Roheisen lieferten. Im Oberlausitzer Anteil der Heide waren am Anfang des 19. Jahrhunderts sieben Hüttenwerke im Gange, die je 2000—2500 Klafter Kohlholz jährlich bedurften (Burghammer, Bärwalde, Boxberg, Creba, Keula, Schnellförtel, Wehrau). In Schlesien zählte die Heide vor Beginn der preußischen Herrschaft elf Eisenwerke (Neuhammer [Kr. Sagan], Tschirndorf, Mallmitz, Primkenau, Nieder- und Ober-Leschen, Dittersdorf, Kittlitztreben, Lorzendorf, Modlau, Greulich). Unverkennbar waren diese Werke, ebenso wie die Glashütten, Bahnbrecher für die Entwicklung von Siedelungen in dem weiten Waldgebiet, an dem sie zehrten. Das Eisen, das sie erzeugten, war übrigens nicht von besonderer Güte. Der starke Phosphorgehalt, den man noch nicht durchgreifend zu beseitigen ver-

stand, machte das Eisen kaltbrüchig. Deshalb ward auch, als 1787 dem oberschlesischen Eisen die Ausfuhr in die anderen preußischen Provinzen geöffnet wurde, diese Vergünstigung nicht auf das aus Rasenerzen erschmolzene Eisen ausgedehnt. Das 19. Jahrhundert hat die Verhältnisse völlig verändert. Die noch bestehenden Eisenwerke des Heidegebietes verarbeiten viel fremdes von der Oderschiffahrt und den Bahnen zugeführtes Roheisen. Auch ihre Abhängigkeit von der Waldung hat sich gelockert.

Die Menge guter Wege, die das Waldgebiet erschließen, hat nun die Waldpflege auf einen ganz anderen Stand erhoben und die Verwertung der Holzmassen durch die Abfuhr auf den Bahnlinien nach fernen Bedarfsorten möglich gemacht. Der Erfolg einer höhere Ziele erstrebenden Forstwirtschaft stellte die allmählich vollzogene Befreiung des Waldes von den alten Hutungs- und Streunutzungsrechten sicher, die ursprünglich den benachbarten oder inselartig in den Wald eingesprengten Siedelungen bewilligt worden waren. So haben die Besitzanteile der großen Grundherren und der umliegenden Stadtgemeinden an der Heide (vgl. II, S. 473) einen Wert gewonnen, wie ihn die Vergangenheit nicht ahnen konnte. Er kommt der Öffentlichkeit zum eindrucksvollen Bewußtsein, wenn einmal große Flächen auf einmal zur Abschätzung gelangen, so bei der Veräußerung des Artillerieschießplatzes bei Neuhammer, Kr. Sprottau (5002 ha), der 1900 aus dem Besitz des Burggrafen zu Dohna (Herrschaft Mallmitz) in den des Militärfiskus überging; so 1904, als ein von Funken der Lokomotive entfachter Waldbrand in der Sommerdürre am 15. August eine über 4300 ha betragende Waldfläche der Herrschaft Primkenau verzehrte und dem Eisenbahnfiskus aus der Entschädigung aller Beteiligten ein Gesamtaufwand von 2,9 Millionen Mark erwuchs.

Aber wer sich die Mühe geben wollte, die Summe der Erträge, die der Wald, seine Wiesen und Teiche, seine Eisenhämmer und Glashütten in klingender Münze abwerfen, zusammenzurechnen, bliebe doch weit entfernt von der vollen Erfassung der Bedeutung, die diesem größten Waldgebiet Niederschlesiens zukommt. Es ist auch für die, denen kein Anteil an seinem Besitz vergönnt ist, nicht nur eine Schranke des Horizonts, ein die Beziehung zum jenseitigen Landstrich unterbindender und dämpfender Bodengürtel, sondern ein erfrischendes Stück Natur, eine »grüne Wüste«, wie geschaffen zum Ausruhen nach Wochen der Arbeit. »Glücklich die Städte, die einen wohlgepflegten Waldbestand nicht weit von ihren Toren haben«, — so sprach der Oberbürgermeister eines oberschlesischen Industrie-

zentrums vor der letzten Versammlung der Schlesischen Forstmänner in Görlitz. Und mit dem Zauber vollster Empfindung hat ein Sohn der Heide ihre Schönheit geschildert [1]).

Aber wird dieser stille Friede ihr ewig bleiben? Fast möchte man daran zweifeln angesichts der Umgestaltung, die wenige Jahrzehnte hier hervorgebracht haben kraft der Belebung des Verkehrs und der Erschließung früher kaum geahnter, nie gewürdigter Bodenschätze. Es gab eine Zeit, da dies große Waldgebiet als Verkehrsscheide wirkte, die Hohe und die Niedere Landstraße auseinanderhielt. Noch der große Chausseebau Berlin—Breslau (1820) streifte die Heide nur auf der Strecke Polkwitz—Lüben—Parchwitz. Erst das Zeitalter der Eisenbahnen traf 1843 eine andere Entscheidung, nicht lediglich unter der Einwirkung der Anziehungskraft einer recht ebenen Landfläche, sondern auf Grund des Wunsches, zwei Zielen gleichzeitig sich zu nähern, die Verbindungen Breslaus mit Berlin und Dresden möglichst weit auf einer Linie zu führen, sie erst in der Görlitzer Heide bei Kohlfurt sich trennen zu lassen. So erwuchs mitten in der Heide ein Hauptknotenpunkt ostdeutschen Verkehrs. Die Heide ward von Kohlfurt aus in der Richtung Sorau—Sommerfeld—Guben durchschnitten. Damit wurden diese drei märkischen Städte zufriedengestellt, nicht aber die drei schlesischen Sagan, Sprottau, Primkenau, die mit ihnen vergebens für eine möglichst gerade Wegführung diagonal durch die Heide eingetreten waren, für einen Gedanken, der erst 1875 durch die Linie Liegnitz—Arnsdorf—Sagan—Gassen verwirklicht wurde. Die beiden Heidelinien Liegnitz—Kohlfurt und Liegnitz—Sagan fanden westwärts über Hoyerswerda (1871) bzw. über Cottbus ihre Fortsetzung auf Leipzig und Halle. Zwischen ihnen und der dem Odertal folgenden Bahn (1871) erwuchsen auf schlesischem Boden nicht weniger als neun die Heide durchschneidende Querverbindungen: Liegnitz—Raudten, Haynau—Neusalz, Siegersdorf—Sagan—Neusalz, Kohlfurt—Sorau—Grünberg, Horka—Hansdorf—Sagan—Glogau, Horka—Cottbus, Hoyerswerda—Cottbus—Frankfurt, Hohenbocka—Senftenberg—Kalau—Berlin, Ruhland—Senftenberg—Cottbus. Diese sich rasch verengenden Maschen des Verkehrsnetzes zeigen, welch freies Feld der Entwicklung ihm die Heide bietet. Der Eisenbahnbaumeister bewegt sich auf ihr ebenso gern wie der Radfahrer, dem die Straßen der Heide mit ihrer schnurgeraden Führung, ihren geringen, oft kaum merklichen Steigungen, ihrer unge-

1) Osw. Baer, Streifereien durch die niederschlesische Heide. Schles. Ztg. 1900, 9. 10. 11. Mai, Vorderheide. Schles. Ztg. 1904, 11. 12. Mai. Schlesien (Monatschrift) III (1909/10) 587—591.

störten freien Fahrbahn zwischen den weit voneinander abstehenden Ortschaften das unbeschränkte Vollgefühl seiner Leistungsfähigkeit geben. Gerade hier kann man beobachten, wie das Fahrrad, das in seinen Anfängen nur eine aristokratische Verwendung fand, zu einem echt volkstümlichen Gefährt geworden ist. Der Arbeiter erreicht aus erheblicher Entfernung auf ihm seine Werkstatt, das Bauernmädchen von einem fernen Gehöft die Kirche. Ruhland, ein Städtlein von 2500 Einwohnern, hat drei Fahrradhandlungen. Aber man vernimmt auch, wie das Fahrrad den sozialistischen Agitator nach jeder ländlichen Siedelung trägt, als ein Hauptwerkzeug der politischen Umgestaltung der patriarchalischen Zustände des Landvolkes. So wirkt die Wegsamkeit des Flachlandes auch auf Dinge, die man mit ihr zunächst nicht in Verbindung bringen möchte. Aber sie würde doch schwerlich ausreichen, zu erklären, daß eine dichte Entwicklung der Linien modernen Schnellverkehrs hier nicht allein möglich war, sondern Tatsache wurde. Sie mußte gefordert sein durch eine brauchbare, der Ausgestaltung fähige Grundlage wirtschaftlichen Lebens.

Dafür wurde entscheidend der Reichtum der unter der Diluvialdecke in geringer Tiefe anstehenden Tertiärformation an Braunkohle, plastischem Ton und weißem, für die Glasfabrikation wertvollem Quarzsand. Die mitteltertiären (miozänen) Braunkohlenbildungen der Mark reichen durch die Niederlausitz empor nach der Oberlausitz und Niederschlesien[1]). Sie erlangen als Unterlage der Heide eine weiträumige Entwicklung von dem Westende der Provinz bis in die Nähe des Queis. Die Lagerung ist bisweilen stark gestört, nicht sowohl durch tektonische Kraftwirkungen, wie man früher vermutete (vgl. I, S. 158. 165), sondern durch die Schubkraft der diluvialen Eisbewegung. Trotz der Regsamkeit des in zahlreichen Bohrungen sich betätigenden Unternehmungsgeistes ist im Augenblick eine sichere Begrenzung und zusammenhängende Darstellung der Braunkohlenablagerungen dieses Westflügels der Provinz noch nicht ausführbar. Nur ein Überblick der Örtlichkeiten, an denen ihre Ausbeutung schon im Gange ist, wird möglich sein. Soviel scheint sicher, daß die im Bergland um Lauban und Görlitz bekannten Braunkohlenbecken gegenwärtig nicht unmittelbar mehr zusammenhängen mit den nördlicheren Vorkommen

1) Die Stellung der schlesischen Vorkommen zwischen denen der Nachbargebiete überblickt man am besten in Konr. Keilhacks Beiträgen zu dem Handbuch des Deutschen Braunkohlenbergbaus, Halle 1907. Die Braunkohlenlager der Görlitzer Heide und der Muskauer Gegend behandelt Kurt Priemels Monographie, Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinenwesen LV. 1907, 41—55; für das Görlitzer Bergwerk stand ihm das ausführliche Gutachten von Rosenberg-Lipinskys zu Gebote.

unter der Heide; auf dem rechten Neißeufer scheinen die Kieslingswalder Berge eine ebenso bestimmte Scheide zu bilden, wie auf dem linken das vor den Königshainer Bergen sich ausbreitende Hügelland alter Gesteine.

Das östlichste Auftreten der Braunkohlenformation im Tiefland der Oberlausitz fällt in die Görlitzer Heide. Auch dort waren die beiden großen Hauptflöze entwickelt, die man in verschiedenen Teilen dieses Gebietes deutlich unterscheiden kann. Aber das obere ist durch glaziale Wirkungen derartig zerstückelt und teilweise abgetragen, daß nur das untere Gegenstand der Ausbeutung werden konnte. Bohrungen hatten sein zusammenhängendes Vorhandensein und seine durchschnittliche Mächtigkeit von 9,6 m auf einer Fläche von mindestens 180 ha festgestellt in einer Ostsüdost streichenden flachen Mulde, die in ihrer Tiefenlinie die größte Flözmächtigkeit von 16,8 m, mit der Entfernung von ihr eine allmählich abnehmende bis zu vollem Auskeilen aufwies. Die fachmännische Untersuchung bestimmte den Görlitzer Rat zur Eröffnung der Grube Stadt Görlitz auf der Wasserscheide zwischen Queis und Neiße, genauer gesagt zwischen Tschirne und Biele, inmitten der divergierenden Bahnlinien von Kohlfurt nach Görlitz und nach Horka. Vom Bahnhof Kohlfurt 5,8 km westlich entfernt liegt in etwa 210 m Meereshöhe der Tiefbau (Tiefe 77 m), der auf zwei Etagen das 8—10 m mächtige Flöz in Angriff nimmt und seine Hauptstrecke 1600 m weit nordwestwärts treibt; 2 km westlicher, südlich vom Forsthaus Nieder-Langenau, öffnet sich in tieferer Lage der ausgedehnte Tagebau. Die Lage der Werke gestattet eine Verteilung der Abwässer auf zwei Flußgebiete. Der Tiefbau verfügt zur Klärung der Wasser, die er hebt und dem Queisgebiet zusendet, über die großen Becken der Hammerteiche bei Kohlfurt. Der Tagebau hat westliche Entwässerungsrichtung und muß seine der Biele zustrebenden Abwässer, deren feine, schwer sich setzende Trübung die Niederungsweiden entwertet, in Klärteichen nahe der Görlitzer Bahnstrecke niederzuschlagen versuchen, solange noch keine Filterpresse die Verwertung dieser zarten, schwimmenden Kohlenteilchen ermöglicht. Die beiden Bergbauanlagen ergänzen einander in der Weise, daß der Tagebau, auf den ein Drittel der Förderung entfällt, im Sommer lebhaft betrieben wird, winters aber — wenn das Erdreich gefriert und die Arbeit im Freien durch Schnee und Kälte zum Stillstand gebracht wird — der Tiefbau die Gesamtheit der Arbeitskräfte aufnimmt, die dann noch durch das Zuströmen von Maurern und anderen im Sommer anderwärts beschäftigten Leuten vermehrt wird. Am Tiefbau erhebt sich die Brikettfabrik und die elektrische

Zentrale für die Licht- und Kraftversorgung der Umgebung von Görlitz; sie tritt in Kraftaustausch mit der provinziellen Kraftanlage Mauer-Marklissa. Die Abfuhr von Kohle und Briketts nach dem Bahnhof Kohlfurt sichert ein besonderer Bahnstrang, auf dem auch die aus den Dörfern um Kohlfurt stammende Belegschaft (300 bis 350 Mann) nach dem Tiefbau befördert wird, der keineswegs zum Kristallisationskern einer neuen Dorfschaft werden soll. Sie würde nicht nur die Feuersgefahr für die Waldung steigern, sondern den Betrieb mit der Rücksicht auf die Gefährdung von Baulichkeiten durch Bodensenkungen und mit bedeutenden Gemeindelasten beschweren. Die vortrefflich eingerichtete Grube ist gegenwärtig die bedeutendste der schlesischen Oberlausitz (Förderung 280000 t).

Westwärts folgen die Gruben im südwestlichen Winkel des Kreises Sagan: Conradi bei Ober-Hartmannsdorf (20000 t), das in Einrichtung begriffene Werk von Pechern unweit Priebus und die Konsolidierten Tschöpelner Braunkohlenwerke (120000—150000 t). Die letzteren gehören ihrer natürlichen Lage nach schon zu dem Muskauer Bergbaugebiete. Sie fallen, wie dessen Gruben[1]), in den südlichen Teil eines merkwürdigen, nach Norden offenen Bogenzuges Braunkohlen führender Hügel, der in 30 km Länge über einer Sehne von 15 km südlich von Forst und Teuplitz sich entfaltet. Folgen seine Flügelenden auf märkischem Boden meridianer Richtung, so verbindet sie im Süden ein am Katzenrücken (183 m) bei Tschöpeln südöstlich streichender, jenseits der Neiße (107 m), die ihn oberhalb Muskau schneidet, im Norden des Braunsteichs (126 m) geradezu westlich laufender und in den Katzenbergen (161 m) nordwestlich von Weißwasser nordwestwärts umschwenkender Höhenzug. Es handelt sich nicht um einen einzelnen geschlossenen Rücken, sondern um eine Menge schlanker, dicht gedrängter, nur durch schmale Rinnen getrennter Kämmchen. Offenbar hat, wie Keilhack erkannte, ein Lappen der jüngsten Vereisung Norddeutschlands um seinen Rand die nachgiebigen Diluvial- und Tertiärschichten derartig in kräftiger Faltung zusammengeschoben. Indes darf man in den sandigen steilen Höhenrücken nicht etwa aufgewölbte Sättel des Tertiärs oder in den Längstälchen zwischen ihnen dessen Mulden suchen. Vielmehr stehen Relief und innerer Bau in vollem Widerspruch. Gerade im Grunde der Tälchen, sogenannter »Gieser«, hebt das Hauptbraunkohlenflöz sich nahe an die Oberfläche empor und ladet zu einem schmalen,

1) Neustadt, südlich von Muskau (16000 t), Karoline bei Krauschnitz (63000 t), Hermann (in Einrichtung begriffen), Weißwasser (72000 t), Philippine (68000 t).

langgestreckten Tagebau ein, während es unter den Sandrücken in die Tiefe hinabtaucht. Nimmt der Bergmann in einer solchen Bodenfurche das unmittelbar zugängliche Flöz weg, dann wirkt er auf eine weitere Betonung der absonderlichen Reliefgliederung dieses Hügellandes hin; ein langer Weiher füllt den ausgehobenen Hohlraum. Die Entstehung dieser »Gieser« ist nicht leicht zu erklären. Erosionsrinnen fließenden Wassers sind sie nicht, denn sie haben kein durchgreifendes Gefäll. Giebelhausen [1]) meinte, allmähliche Austrocknung des der Oberfläche sich nähernden Flözes habe sein Volumen derartig vermindert, daß die Oberfläche einsank.

Ganz dem Verkehr der Mark wendet sich die Grube Hoffnung III bei Kgl. Neudorf an der Kleinen Spree zu (33000 t); sie ist durch einen 6 km langen Schienenstrang mit dem Bahnhof Spremberg verbunden. Unvergleichlich wichtiger für die Entwicklung regeren Lebens in dem bisher etwas stillen westlichen Endzipfel der Provinz sind die gegenwärtig dem Ziele sich nähernden Anstrengungen zur Hebung der fossilen Brennstoffe am Südrande des Kreises Hoyerswerda. Fährt man aus dem Tale der Schwarzen Elster von Hoyerswerda (117 m) südwestwärts hinauf gegen die Landesgrenze, so führt der Weg bald über ein mit dürftigem Kieferngehölz bedecktes welliges Land; es sind bleiche Sande und Kiese der hier bloßliegenden Tertiärformation. Das Ziel des Auges bilden die Grauwackenhügel jenseits der Landesgrenze bei Dubring und Oßling, aus deren Brüchen Quarzite von mäßiger Widerstandsfähigkeit nordwärts auf einer kleinen Bahn hinabgeführt werden zur Eisenbahn, die stellenweise noch zu diesem Schottermaterial greifen muß. Ehe man niedersieht in die vertorfte Teichniederung, die vor dem Nordwestfuß der Oßlinger Berge (193 m) die Landesgrenze bezeichnet, kommt man vorüber an dem erloschenen, nun wassererfüllten Tagebau der alten Grube Amalie. Westlich davon hat nun die Bergbaugesellschaft »Eintracht«, die den Schwerpunkt ihrer Unternehmungen in der märkischen Lausitz (Welzow, Heidemühl) hat, eine Fläche von etwa 900 ha zusammengekauft, namentlich das ganze Feld der Braunkohlengrube »Saxonia« bei Zeißholz, aber auch ein Stück der Flur des sächsischen Dorfes Lieske, und gerade auf der Landesgrenze ein 10—12 m mächtiges Braunkohlenlager erschlossen und durch einen Entwässerungsstollen für den Abbau vorbereitet. Mit 34 m Steigung wird die Kohle aus 400 m Entfernung von dem Tagebau emporgeführt werden in die große, der Vollendung

1) Die Braunkohlenbildungen der Prov. Brandenburg und des nördl. Schlesiens. Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinenwesen XIX. 1871, 28—55.

entgegengehende Brikettfabrik, die auf eine Tagesleistung von 60 Waggons eingerichtet ist. Hier wird in der Grube Clara III bald rühriges Leben sich regen. Die Otterschütz genannte Landschaft, deren Scheitelpunkt (182 m) in einem nördlich vorspringenden Zipfel sächsischen Gebietes liegt, erinnert in dem flachen Bogenzuge der im ganzen von West nach Ost streichenden Bodenwellen, in den zwischen ihnen liegenden, zum Teil der Landesgrenze als Anhalt dienenden »Giesern« etwas an die Bodenformen des Muskauer Hügellandes. Die stark gestörte Lagerung der Kohlenflöze scheint im ganzen auf einen von

»Gieser« bei Zeißholz, Kreis Hoyerswerda.

Norden her wirkenden Zusammenschub hinzuweisen[1]). Mit der Unfruchtbarkeit der meist aus grobem Kies bestehenden Oberfläche, die nur dürftige Kiefernbestände trägt, paart sich zu geradezu abschreckendem Eindruck die Zerrissenheit des stark zerschnittenen, unruhigen und doch jedes Zuges der Größe entbehrenden Reliefs. Die Fahrt durch die öden Kiesfelder der »Saxonia«, deren Einbruchsflächen elender Baumschlag nur wenig verkleidet, entrollt eines der unfreundlichsten

1) E. Weber, Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte des Kgr. Sachsen. Sektion Straßgräbchen. Blatt 21. Die beiden Aufnahmen aus dem Braunkohlengebiete des Kreises Hoyerswerda danke ich der freundlichen Gefälligkeit des Herrn Seminarlehrers Kaubisch zu Bautzen.

Bilder der ganzen Provinz. Aber westlich davon liegt sofort ein ansehnliches Dorf, Bernsdorf, dem ein vor fünfzig Jahren betriebener Braunkohlenbergbau nachhaltige industrielle Anregungen hinterließ. Wenig westlicher erheben sich nun bei Wiednitz auf Guteborner Grund die anmutigen Häusergruppen des neu erwachsenden Bergwerks Heye III, benannt nach einem in der Glasfabrikation emporgekommenen Handelsherrn. So bedeutende Unternehmungen stellen für diesen Landstrich eine gewaltige soziale Umgestaltung in nahe Aussicht.

Schichtenstauchung am Sandschacht Wiednitz, Kreis Hoyerswerda.

Die industrielle Tätigkeit, die durch diese Schätze von Brennstoff angeregt wird, kann bei der Wahl ihrer besonderen Richtung an andere Glieder derselben miozänen Braunkohlenformation anknüpfen. Allerdings kommen die Alauntone, die bei Muskau im Hangenden des Hauptflözes auftreten und im 18. und 19. Jahrhundert Gegenstand der Ausbeutung waren, dafür nicht mehr in Betracht, da heute andere Wege der Alaungewinnung billiger zum Ziele führen. Aber die plastischen Tone der Braunkohlenformation werden heute nicht mehr wie einst lediglich vom Handwerk, sondern von großartigen Fabrikbetrieben in mannigfachster Weise verwertet. Auf Schritt und Tritt bewährt

sich die wirtschaftliche Fruchtbarkeit der engen Verbindung von Braunkohle und Ton, bisweilen geradezu auf derselben Lagerstatt. Selbst die Mischung beider Stoffe erweist sich wertvoll: das Ausbrennen der beigemischten Braunkohle im Ziegelofen gibt den so entstehenden porösen Ziegeln gegenüber den Vollziegeln ein weit leichteres Gewicht (2,2 : 4) und sichert diesen Ziegeln, die für Zwischenwände im Inneren der Gebäude und für feuersichere Decksteine vortrefflich sich eignen, einen Absatz in weitere Ferne. Geben dafür Tschöpeln und Lucknitz östlich von Muskau ein vortreffliches Beispiel, so lehrt westlich von der Stadt das Krauschnitzer Werk des Kommerzienrats Rohrmann, bis zu welcher besonderen speziellen Entwicklung die Tonwarenindustrie sich verfeinern läßt; dies Werk arbeitet fast ganz im Dienste der Salpetersäurefabrikation und stellt für deren Betrieb eine Menge patentierter Vorrichtungen her: vielgewundene Schlangenrohre (Kühlschlangen), Kniestücke, konische Rohre, große Ballons. Eine in Mitteldeutschland verbreitete Industrie bezieht aus dieser Lausitzer Werkstatt ihre Gefäße. Die ganze Musterkarte keramischer Artikel ist durch die weitverzweigte Tonwarenindustrie, der das Tertiär Rohstoff und Brennstoff liefert, vertreten.

In ähnlicher Weise darf die Glasindustrie als ein echt bodenständiger Erwerbszweig der Heide gelten. Einer nun überwundenen Zeit erschien ihr Holzreichtum oft nicht anders als im Glasofen verwertbar. Den Quarz lieferte, ohne daß man sich um seine Zerkleinerung zu bemühen brauchte, für geringwertiges Glas der Diluvialsand der Heide. Aber den höchsten Ansprüchen genügen in unübertrefflicher Weise die Glimmersande der Braunkohlenformation. Im Hangenden der Braunkohlenflöze von Zeißholz und Bernsdorf treten weiße Sande auf, »völlig frei von tonigen Bestandteilen, fast ausschließlich aus runden, farblosen oder weißlichen Quarzkörnchen, etwa vom Korne des Schießpulvers, zusammengesetzt; nur zarte weiße Glimmerblättchen sind in schwankender Menge beigesellt« (E. Weber). Wo die bisweilen die Färbung ändernden Beimengungen von Kohlenstaub, Kieselschieferkörnchen und namentlich die Infiltrationen von Eisenhydroxyden ganz fehlen, zeigen die reinsten Sande in beträchtlicher Mächtigkeit eine blendend weiße Farbe und eignen sich ausgezeichnet zur Glasfabrikation. Namentlich Hohenbocka, an dessen Bahnhof (bei Hosena) man, gerade wenn man von Hoyerswerda her einfährt, zur Linken (südlich) einen 8 m hohen Aufschluß der Glassande unter einem Braunkohlenflöz beobachten kann, hat durch diese Sande weiten Ruf bekommen. Wiewohl sie jetzt (ein Waggon etwa 40 Mk.) in bedeutende Entfernung versendet werden, erfreut natürlich die

Industrie der Heide sich in erster Linie dieses schönen Rohstoffs. Ihre großen Brennpunkte, Penzig und Weißwasser, sind von der Holzfeuerung zur Braunkohlenfeuerung übergegangen und danken gerade ihr die gewaltige Kraft in weitwirkendem Wettbewerb. In der Niederschlesischen Heide liegt heute der Schwerpunkt der niederschlesischen Glasfabrikation[1]). So hat die Neuzeit erst den vollen wirtschaftlichen Wert der Heide erkannt, die Kräfte, die lange unbeachtet in ihrem Boden schlummerten, zu einer Betätigung aufgerufen, die ihr Kulturleben überraschend gesteigert hat.

Bei dem Versuche, davon eine örtlich bestimmtere Vorstellung zu gewinnen, wirken als Teiler des weiten Studienfeldes die durch das Heidegebiet von Süden nach Norden hindurchgreifenden Flußläufe. Eine Karte der Volksdichte, so die des früh verstorbenen Traeger, läßt sofort erkennen, wie sie schmale Streifen besiedelten Wiesenlandes durch die Waldwüste ziehen, wie sie als arbeitswillige Führer den Menschen durch die Einöde geleiten und ihm helfen, in ihr heimisch zu werden. Die Übergänge der quer von Ost nach West das Land durschneidenden Hauptwege entwickeln naturgemäß eine städtebildende Kraft. Allerdings sind die durch diese Flußadern gesonderten Felder von recht ungleicher Größe, besonders geräumig das östliche, das von der Katzbach bis zum Bober reicht.

Die Gliederung dieses Landstrichs übernehmen zwei träge Flüsse: das südostwärts nach Liegnitz ziehende Schwarzwasser, dessen Ursprung in den Rückenwaldauer Wiesen (149 m) des Greulicher Bruchs nur durch eine niedrige (156 m) Schwelle von 5 km Breite vom Bobertal getrennt bleibt, und andererseits die nordwestwärts dem Bober zustrebende Sprotte; ein Teil ihres Quellgebiets südlich von Kotzenau (149 m) kommt dem Greulicher Bruch auf 3 km nahe, aber der ihre

1) Die Monatsschrift Schlesien II. 1908/9, 527—531 enthält eine Studie über die gesch. Entwicklung und den gegenw. Stand der schles. Glasindustrie von F. Heider (Weißwasser). Er vermag das Alter der Hütten der Heide nicht über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges rückwärts zu verfolgen, betrachtet als ein besonders entscheidendes Ereignis die Öffnung aller Provinzen Preußens für die Zufuhr schlesischen Glases (1789) und gibt für den Schluß des Jahres 1908 folgende Statistik für die Glasindustrie der drei Regierungsbezirke.

Reg.-Bez.	Hütten	Öfen	Häfen	Wannen	Arbeiter
Oppeln	7	14	139	4	1200
Breslau	8	21	194	5	2490
Liegnitz	49	111	1190	10	11135
Summe	64	146	1523	19	14825

Auf die Heidekreise verteilen sich die Hütten in folgender Zahl: Sagan 6, Görlitz 13 (davon Penzig 7), Rothenburg 19 (davon Weißwasser 11), Hoyerswerda 5.

Wasser scheidende Rücken hat etwa 20 m Höhe. Beide Täler waren ursprünglich in bedeutender Ausdehnung versumpft. Greulicher Bruch (21 qkm) und Sprotte-Bruch (47 qkm) waren im Urzustand das Entzücken der Botaniker und die Trauer des Volkswirts; nur planvolle Entwässerungsanlagen haben sie in brauchbare Wiesen verwandelt. Dem Herzog von Augustenburg soll es unvergessen bleiben, daß er in beharrlicher Arbeit seiner Adoptivheimat eine Quadratmeile Kulturland erobern half. Die älteste Zeit und die Jahrhunderte deutscher Kolonisation, die ihr unentwickeltes Erbe antraten, hatten sicher mit der vollen Unwegsamkeit dieser Moorniederungen zu rechnen. Sie fanden durch diese Sumpftäler gesondert drei trockenere, gangbare Landstreifen hier vor und hatten die Verteilung der Wege und der Siedelungen danach einzurichten. Eine Weile mochte man sich mit der beiderseitigen Umgehung der Heide begnügen: mit der Hohen Landstraße Liegnitz—Bunzlau im Süden, mit dem Wege am Südrande des Landrückens Lüben—Polkwitz—Freistadt im Norden. Aber schließlich wurde eine Diagonalstraße Lüben—Kotzenau—Primkenau—Sprottau unentbehrlich. Vielleicht hat der Zufall der Erbteilung von 1274, die dem jungen Herzog Primko den langen Gebietsstreifen von Sagan bis Steinau überantwortete, ihn genötigt, die kürzeste Verbindung zwischen Sprottau und Lüben in Pflege zu nehmen; dann ist Primkenau ein verdientes Denkmal seines Namens. Dazu würde stimmen, daß nicht viel später, 1311, auch Schloß Kotzenau zum ersten Male hervortritt. Das war der Anfang zur Durchschneidung dieses Stückes der Heide durch einen Siedelungsgürtel.

Der Ort, wo diese Straße Steinau—Sagan in die Heide eintrat, war deren östliche Randstadt Lüben. Ihr slavischer Name und der zahlreicher Ortschaften ihrer Umgebung bekunden das Alter der Siedelung. Man erkennt, wie früh hier von Osten her eine Bucht des Kulturlandes eingriff zwischen zwei Vorsprünge des Waldgebietes, den heutigen Liegnitzer Stadtforst (1981 ha) sowie den Kgl. Forst Panten (4950 ha) im Süden und den seit 1322 der Stadt Lüben gehörenden Heideanteil (1177 ha) im Norden. Das südwestlich von der Stadt gelegene Dorf Altstadt ist wohl der Nachfolger des alten Slavendorfes Lobin, dessen erste urkundliche Erwähnung 1245 sich findet; 1319 wird dies »antiquum Lobyn« der Stadt überwiesen. Eine hier begründete Herzogsburg, der Sitz eines Kastellans (erste Erwähnung allerdings erst 1298), mag den Ort über die Bedeutung der benachbarten herausgehoben haben, lange bevor daneben eine deutsche Stadt erwuchs, die bei Anbruch des 14. Jahrhunderts schon als anerkannter Vorort der Umgebung sich geltend macht. Lage und Grund-

riß der Stadt zeigen, daß sie zunächst als Stützpunkt der Straße Breslau—Glogau diente, halbwegs zwischen Neumarkt und Glogau, auch wertvoll für den Verkehr zwischen Liegnitz und Glogau. Es war deshalb wichtig, daß 1324 der Parchwitzer Zoll nach Lüben verlegt ward; die Zollrolle belebt unsere Vorstellung von dem hier durchgehenden Verkehr. Auch die Kreuzung mit der Verbindung Steinau—Sagan hob die Bedeutung von Schloß und Stadt. Sie kann im Kurzschritt des damaligen Verkehrslebens sehr wohl relativ mehr gegolten haben als in der Neuzeit, wiewohl der Anschluß Schlesiens an den Preußischen Staat im Zeitalter des Chausseebaus Lüben noch einmal zur Station einer großen Hauptstraße (Breslau—Berlin) erhob. Heute führen die Hauptlinien des Bahnnetzes an Lüben in erheblicher Entfernung vorüber; seine wirtschaftliche Bedeutung gipfelt in der Sammlung und teilweisen Verarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse der nicht unfruchtbaren Umgebung. Die »Lübener Dragoner« beleben das Bild der Stadt, deren Volkszahl (1910: 7800) in gemachem Steigen blieb. Aber im ganzen liegt über ihm idyllische Ruhe. Das Lüben der Gegenwart ist am besten von einem seiner trefflichsten Söhne geschildert worden:

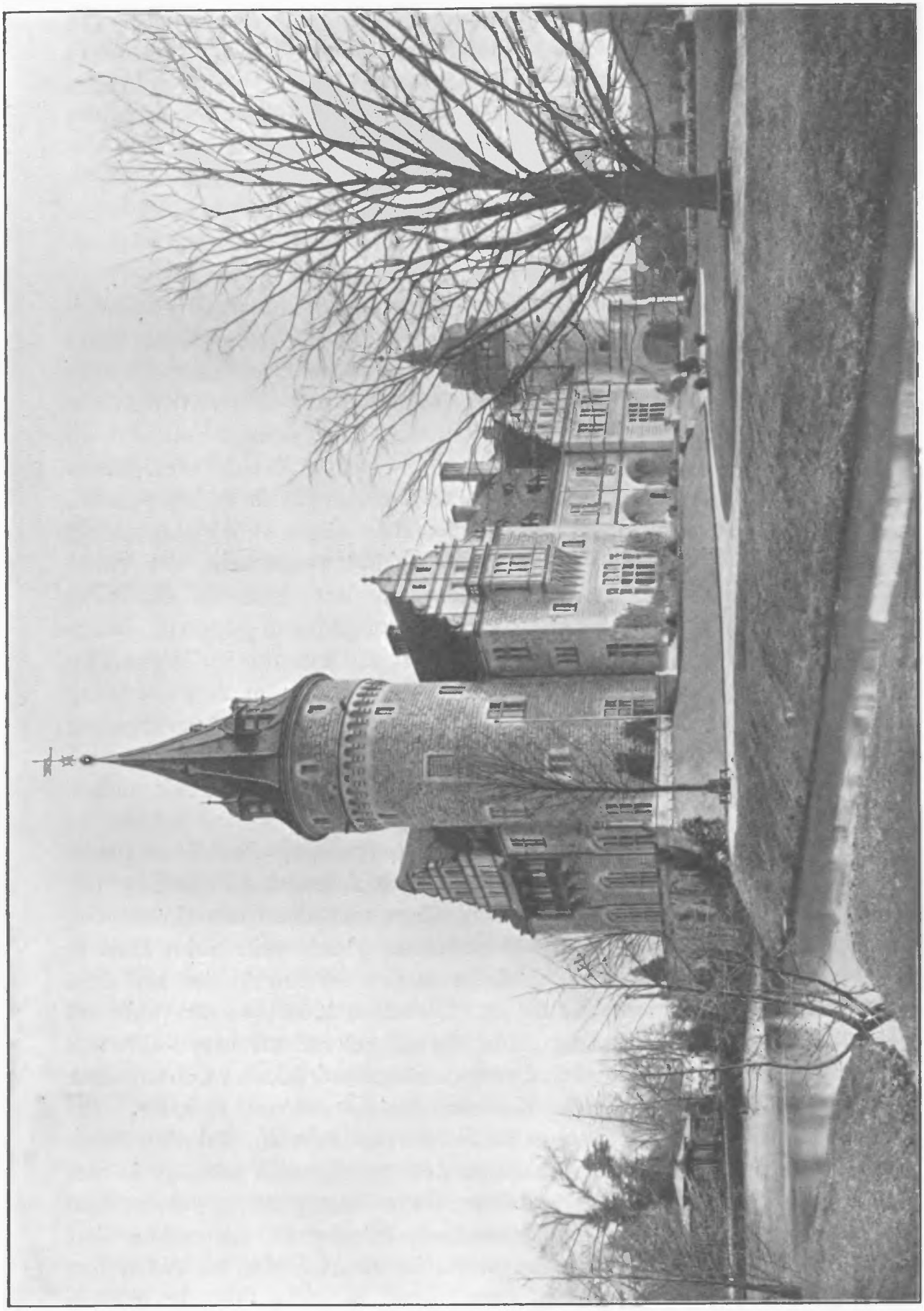
Ein Städtlein klein, mit alten Wällen,
Darin der Gärten Kranz sich sonnt,
Dann Wiesen, draus die Bächlein quellen,
Dann Felder, wo die Ähren schwellen,
Und rings der Wald am Horizont.

Osw. Baer.

Der Kalte Bach, an dem Lüben liegt, leitet einen Weg westlich aufwärts. Aber auch jenseits seiner Quelle behalten auf freier Hochfläche langgestreckte Dörfer dieselbe Richtung, so Lerchenborn, so namentlich die nahezu 7 km lange Dorfzeile von Seebnitz und Groß-Kotzenau, die nicht etwa an einem Bach aufgefädelt ist, sondern nur den Oberlauf der Sprotte auf höherem Grunde begleitet. Das Ziel ist Kotzenau, auf hochwasserfreiem Boden gerade südlich von der ersten Moorniederung des Sprottelaufes gelegen zwischen den beiden aus Südost und Süd zusammenstrebenden feuchten Wiesentälern seiner Quellbäche. Hier liegt als Erbe der mittelalterlichen Burg der am Anfang des 18. Jahrhunderts erbaute Herrensitz der Herrschaft Kotzenau (9751 ha, Willy Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien), deren weite Waldungen (6740 ha) die nördliche Nachbarschaft zu beiden Seiten der Sprotte bedecken. Daran fügt sich der 1713 zur Stadt erhobene Marktflecken, dessen Volkszahl durch Anschluß des Dorfes Klein-Kotzenau auf 4250 Köpfe gestiegen ist. An der Nordseite des

Ortes liegt das Eisenwerk Marienhütte, das größte einzelne Werk Niederschlesiens (750 Arbeiter, jährlich über 6000 t Gußwaren, 20000 t Eisenmaterialien). Nur vereinigt dürften ihr die Herzoglichen Werke zu Primkenau (Friedrich-Christianhütte und Henriettenhütte, zusammen 950 Arbeiter) überlegen sein. All diesen Werken schuf natürlich die Eisenbahnlinie Haynau — Reisicht — Kotzenau — Primkenau — Waltersdorf — Neusalz, insbesondere die Verbindung mit diesem Oderhafen, vorteilhaftere Daseinsbedingungen. Sie hat auch Park und Schloß Primkenau für fernere Besucher leichter erreichbar gemacht.

Im Süden des breit sich ausspannenden baumarmen Sprottebruchs (129 m), in dessen Wiesen die geradegestreckten Bäche kaum merklich einschneiden, schwellen aus dem trockenen Lande seines Rahmens sanfte Hügel (145—170 m) empor. Die höheren östlichen gehören zu einem offenen Landstrich, wo Wald, Wiese, Feld sich in den Boden teilen, die westlichen zu einem weiten Waldgebiet, das in 10—15 km Breite das rechte Ufer des Bobers von Eichberg bei Bunzlau bis Sprottau begleitet. An der Nordostecke dieses Waldgebiets liegt vor ihm, wie eine Insel gegen das Bruchland vorgerückt, der Wildgarten von Primkenau und das Schloß, vor der Ostmauer des Parks das Städtchen (1910: 2850 Einw.), sanft sich abdachend gegen die Bahnlinie, an der etwas nördlicher abgesondert die Eisenhütten liegen. Im Jahre 1853 erwarb der Herzog Christian August von Augustenburg nach dem Zusammenbrechen seiner Hoffnungen auf die Anerkennung der ihm zukommenden Erbfolge in den Herzogtümern Schleswig-Holstein die Herrschaft Primkenau. In schöpferischer Arbeit suchte er Trost und Befriedigung. Die Hebung des Anbaus auf schwer zu besserndem dürftigen Sandboden, die Entwässerung des nie in ernste Pflege genommenen Sprotte-Bruchs verwandelten das Aussehen der Umgebung, während ein neuer Schloßbau und die Entwicklung des Parks eine behagliche Heimstatt schufen. Auch sein Sohn Herzog Friedrich, der 1863, als die Erbfolge in den Herzogtümern mit dem Aussterben des Mannesstamms im dänischen Königshause praktisch wurde, noch einmal die Ansprüche darauf geltend machte, weilte seit 1869 gern auf diesem Besitz. Unter dessen Eindrücken wuchsen seine Kinder auf, auch die dritte Kaiserin des Deutschen Reiches. Ihr Bruder Ernst Günther, Herzog zu Schleswig-Holstein, hat den herrlichen neuen Schloßbau aufgeführt, der würdig sich einfügt in die Reize des Parks; sein freudiger Baumwuchs läßt ganz vergessen, daß wir in der Heide sind. Die Herrschaft Primkenau (13900 ha) hat 2150 ha Wiesen, großenteils nordwärts im Bruch, 8840 ha Wald, fast ganz südwärts zusammengeschlossen in dem östlichen Teile des großen



Schloß Primkenau.

Waldgebiets, dessen Südwesten der Bunzlauer Stadtforst, dessen Nordwesten der von Sprottau einnimmt.

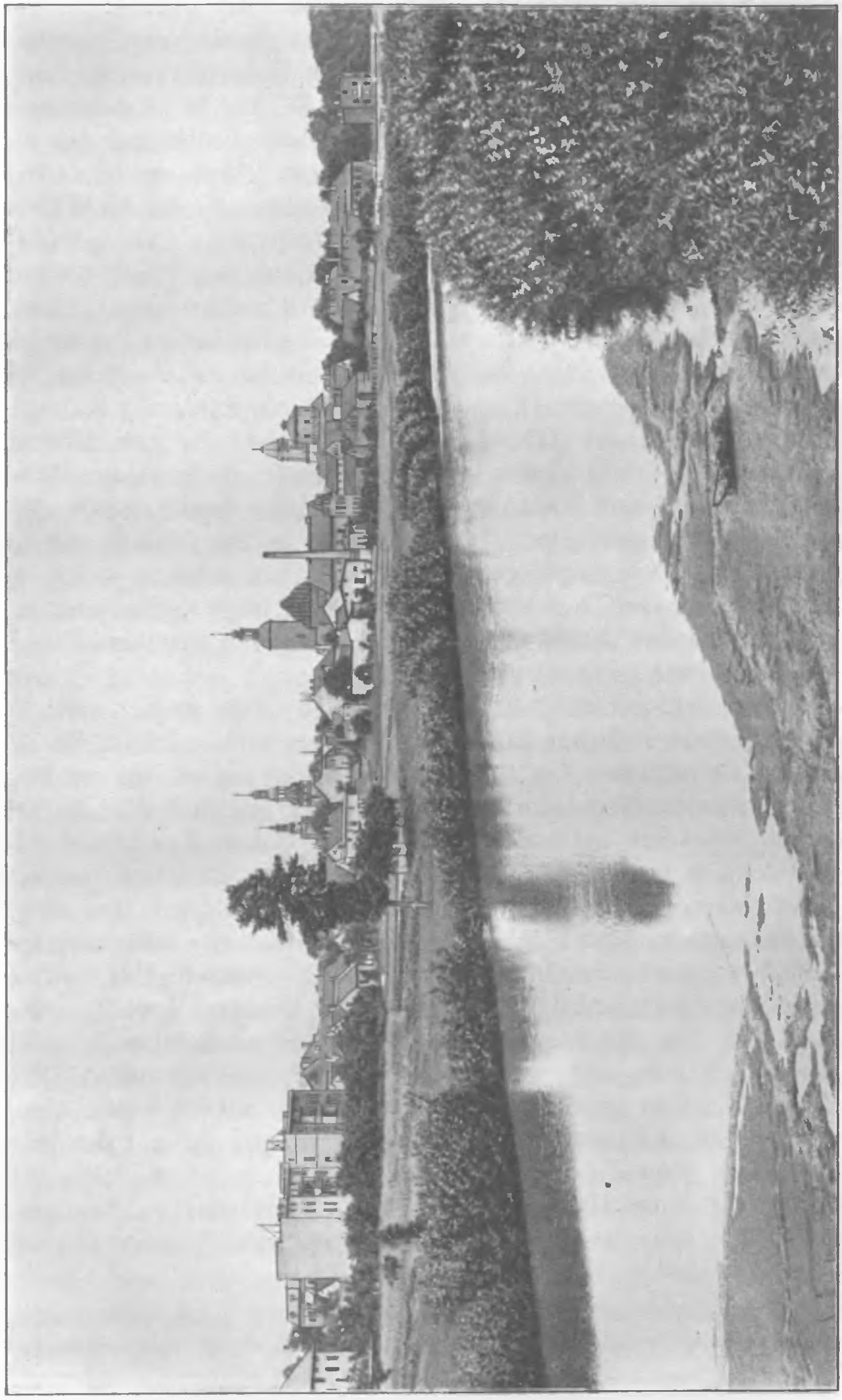
Um den Kern der beiden großen Herrschaften Primkenau und Kotzenau schließen sich in einem östlichen Bogenzuge eine Reihe anderer bedeutender Besitzungen: an der Sprotte oberhalb des großen Bruchs Parchau (1165 ha), Rittergut des Grafen von der Recke von Volmerstein, östlicher Herrschaft Heinzenburg (Ernst Frh. v. Müffling, 1710 ha), die Rittergüter Gläsersdorf und Böckey des Grafen Ballestrem (1761 ha), südwestlich von Lüben Brauchitschdorf (1393 ha), der Sitz der Grafen von Schmettow, in deren Gruft nun schon der Held ruht, der die Halberstädter Kürassiere zum Todesritt von Mars-la-Tour führte, östlicher die Herrschaft Dittersbach (1296 ha, R. von Decker), endlich im Süden des Kotzenauer Forsts die Fideikommißherrschaft Modlau (3147 ha) des Grafen von Rittberg. Umfangen von zwei getrennten Anteilen des Bunzlauer Stadtforsts enthält diese Herrschaft über 700 ha Wiesen im Greulicher Bruch, bedeutende Waldflächen und das Eisenhüttenwerk Wilhelminenhütte (110 Arbeiter).

Folgen wir nun von Lüben aus der Straße nordwestwärts, so stoßen wir nach 15 km auf die nächste Stadt des Heiderandes: Polkwitz (1650 Einw.), in der Gegend, wo die Wege nach Sprottau, Freistadt, Glogau sich trennen. Kein Wunder, daß die erste Erwähnung des Städtchens (1291) der Tatsache gilt, daß die Glogauer die Umfahrung ihrer Zollstelle und ihres Marktes auf der Polkwitzer Straße störend empfanden. Von hier aus hatte man die Wahl, mit nördicher oder südlicher Umgehung des Sprotte-Bruchs, über Klopschen oder über Primkenau, Sprottau zu erreichen.

Die Vereinigung der Sprotte mit dem Bober scheint einer Stadtlage den Ort anzuweisen. Allerdings ist die Sicherheit solcher Vorherbestimmungen durch die unstete Natur der Tieflandsflüsse etwas gefährdet. Die Talränder des Bobers zwischen Bunzlau und Sprottau erzählen mit ihrer Modellierung eine so wunderbare Geschichte von den Wechseln der Mäanderwindungen des Flusses, daß man bisweilen ein längst vergangenes Stadium seiner Entwicklung zu Hilfe nehmen muß, um eine Ortslage zu verstehen. Kittlitztreben z. B., der Herrensitz eines Großbesitzes von 2961 ha (Fr. v. Koelichen), hat vor seinem Hochufer nur einige tote Lachen als Reste der weitausgreifenden Serpentine, die einst hier den Talrand berührte und seine Bewohner anzog. Auch bei Sprottau sind Spuren der Veränderungen der Flußläufe unverkennbar. Wie merkwürdig ist es, den stattlichen breiten Fluß hier willig einbiegen zu sehen in die Richtung, die der unvergleichlich schwächere Sprottelauf bisher allein verfolgte. Freilich

ändert sich sofort das Querprofil des Tales. Gegenüber dem Eintritt des Bobers in die westlich gerichtete Talflucht weicht deren nördlicher Rand derartig zurück, daß unterhalb Sprottau eine 1000 m breite Aue zur Rechten des Flusses sich weitet. Erst 2 km abwärts von der Stadt bei Eulau springt der Rand der nördlichen Hochfläche — als Prallstelle eines vormaligen Boberbogens — wieder vor, um nicht nur die Fühlung mit dem Flusse wiederzugewinnen, sondern auch dem gleichfalls vortretenden linken Hochufer sich so zu nähern, daß eine zum Brückenschlage einladende Talenge entsteht. Ihre Bedeutung konnte im früheren Mittelalter noch dadurch gesteigert sein, daß die Sprotte mit Ausnutzung des Spielraumes, den ihr das Zurückweichen des Bobers von dem hohen rechtsseitigen Talrand bot, ihre Vereinigung mit ihm erst hier vor dem Eintritt in die Enge vollzog. Dann rückte der heute auf Sprottau fallende Boberübergang um so sicherer 2 km weiter abwärts. Er hat wirklich im Jahre 1000 dort gelegen. Man hat längst in dem dort auf dem hohen rechten Talrand, dem natürlichen Brückenkopf dieser Ortslage, belegenen Dorfe Eulau (1910: 2100 Einw.) die Nachfolgerin des slavischen Ortes Ilva erkannt, an dem der Polenherzog Boleslaus Kaiser Otto III. bei der Wallfahrt nach Gnesen zum Grabe S. Adalberts empfing. Für die historische Bedeutung der Örtlichkeit, die näherer Untersuchung wert wäre, spricht auch das Eintreffen der gerade hierher zielenden Dreigräben am linken Gegenufer.

Erst das Aufwärtsrücken der Sprottemündung um 2 km scheint der heutigen Lage von Sprottau Wert gegeben zu haben. Denn Sprottau, so klar der Fleck uns heute vorgezeichnet scheint, ist doch eine der jüngeren Schöpfungen der deutschen Kolonisation. Die erste sichere Erwähnung fällt 1260. Sprottau wurde gegründet auf einer Insel, die durch die natürliche oder künstliche Teilung der Sprotte bei ihrer Mündung in den Bober gebildet wurde. Einst von den umarmenden Gewässern beschirmt, findet die Stadt noch heute in deren Gegensatz, dem stillen, noch dicht vor der Mündung gestauten Gewässer der Sprotte und dem unterhalb einer Staustufe kräftig dahinziehenden Bober, ihren charaktervollen landschaftlichen Reiz, in dem Baumwuchs, der beide begleitet, ihre Zierde. Die Stadt ist von Haus aus als Straßenort, dessen Verkehrsrichtung das Saganer und das Glogauer Tor angeben, von West nach Ost gestreckt und hat über die beiderseitigen gleichnamigen Vorstädte hinaus sich weiterentwickelt, am schönsten westwärts zu einem wahren Villenviertel. Heinrich Laube würde seine Vaterstadt, die er nach langer Abwesenheit so unverändert wiederfand und so humorvoll in ihrer Schützenfestfreude schildert, wohl wiedererkennen, aber in ihrem Bilde doch



Sprottau.

manch neue Züge entdecken, Züge verjüngenden Lebens: im Süden die schöne Boberbrücke, im Norden das jenseits der Sprotte erwachsene Eisenbahnviertel. Dort und am Boberufer merkt man am meisten von der Sprottauer Industrie, die für die Ausrüstung der Landwirtschaft und für die Verwertung ihrer Ernte und des Holzschlags der Forsten in erster Linie arbeitet. Erst abwärts von der Stadt liegen die schlesischen Lederwerke, unten in Eulau die Wilhelmshütte, ein ansehnliches Eisenwerk (550 Arbeiter). Aber gerade bei Sprottau ist die Grundlage seiner wirtschaftlichen Kraft breiter als die Feldmark der Stadt. Sprottau hat in zielbewußter, auch vor kühn erscheinenden Opfern nicht zurückscheuender Politik einen großen Grundbesitz (8971 ha) erworben [1]), nicht nur ein weites Waldgebiet zu beiden Seiten des Bobers (6588 ha), sondern 7 Rittergüter, 5 im eigenen Kreise (Ober-Leschen, Dittersdorf, Küpper, Ebersdorf, Wittgendorf), 2 weit abseits im Kreis Sagan (Hertwigswaldau, Wachsdorf). Das ist eine unschätzbare Hilfe für den Stadthaushalt. Wenn auch die schönen Zeiten, da der Bürger an ihn jährlich nur durch eine unentgeltlich empfangene Fuhre Feuerholz erinnert wurde, ganz der Vergangenheit angehören, üben doch mäßige Gemeindeabgaben immer noch ihre Anziehungskraft auf Leute, die frei ihren Wohnsitz wählen können. (1910: 7740 Einw.)

Das Heidegebiet zwischen Bober und Queis streckt seine Waldungen etwas südlicher aus als die östliche Nachbarschaft, bis in die Gegend der stärksten Annäherung beider Flüsse am Isthmus von Birkenbrück zwischen Siegersdorf und Bunzlau, der in den Zeiten des Faustrechts besonders gefährdeten Stelle der Hohen Landstraße. Dort scheidet sich deutlich die südlichere Gegend mit mannigfacherem Boden und dichterer Besiedelung von dem stillen Waldland, dem aber zunächst das Heraustreten von Flächen der Kreideformation noch eine stärkere Aufnahme von Laubholz in seine Bestände gestattet. Für die Besitzverteilung der Heide bildet der Bober keine Grenze. Sowohl Sprottaus Stadtwald wie der von Bunzlau greifen auf sein linkes Ufer über, zwischen beiden auch die Forsten von Kittlitztreben und Eichberg-Kromnitz. Den größten Raum aber nimmt, mit all diesen sich berührend, die Klitschdorfer Heide ein (9157 ha), die mit der jenseits des Queis gegenüberliegenden Wehrauer Heide (10369 ha) und bedeutendem Rustikalbesitz in einzelnen Gemeinden zu der großen Herrschaft Klitschdorf-Wehrau (23128 ha) des Fürsten zu Solms-

1) Rößler, Wie erwarb Sprottau seinen Grundbesitz? Beitrag zur Entwicklungsgeschichte eines deutschen Gemeinwesens (1260—1810). Progr. der Realschule 1882.

Baruth zusammengeschlossen ist. Bei diesen Orten durchschneidet der Queis auf einer ganz kurzen Strecke eine Insel des Grundgebirges (I 119. 120) mit Gesteinen höchst verschiedenen Alters und ungleicher Beschaffenheit. Man gewahrt die Nähe des Nordostrandes der hier unter dem Diluvium großenteils verborgenen Löwenberger Mulde und steht mit Überraschung vor einer in dem weiten sandigen Schwemmland erschlossenen Landschaft fester Felsformen. Sie mußte früh die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Als Bolko I. von Schweidnitz das Bunzlauer Land erobert hatte (um 1297), errichtete er hier in Klitschdorf seine Grenzburg. Von 1391—1631 saß hier das mächtige Geschlecht der Rechenberg. Das Schloß, das sie im 16. Jahrhundert aufführten, hat 1881/83 eine durchgreifende moderne Umgestaltung erfahren. In Lorenzdorf hat die Herrschaft ein eigenes Eisenwerk (160 Arbeiter). Nördlich der Klitschdorfer Heide benachbart, streckt sich dem rechten Queisufer entlang die Mallmitzer, aus deren Waldungen der Truppenübungsplatz Neuhammer (5002 ha) herausgeschnitten wurde. Die Fläche der Fideikommißherrschaft Mallmitz (Alfred Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien) hat sich dadurch auf 5560 ha ermäßigt. Zu ihr gehört nicht nur ein bedeutendes Waldgebiet (an 3000 ha), sondern auch 6 Rittergüter zu beiden Seiten des Bobers (Schadendorf, Kaltdorf, Eulau, Mallmitz, Girbigsdorf, Johnsdorf). In Mallmitz selbst, einem der bedeutendsten Dörfer des ganzen Heidegebietes (3250 Einw.), herrscht eine namhafte industrielle Regsamkeit, im Süden am oberen Ende des Ortes liegt am Bahnhof die herrschaftliche Ziegelei mit Tonwaren- und Schamottefabrik, im Norden am Bober das Eisenwerk Marienhütte (570 Arbeiter). Der Name Eisenberg am nahen Queis erinnert an die vormals bedeutende Förderung von Raseneisenerzen.

Der Queis, der die Mallmitzer Herrschaft abschließt, bewährt auch hier seine Bedeutung als alte Landesgrenze zwischen Schlesien und der Lausitz durch das Auftreten von Lausitzer Grenzkirchen, zu Thommendorf, Schöndorf (1657) und Dohms (1669), die nach dem Dreißigjährigen Kriege die Sorge für die religiösen Bedürfnisse der protestantischen Schlesier übernehmen halfen. Man könnte erwarten, daß diese Grenzführung im Anschluß an einen Fluß weiterhin um so fester gesichert war, wenn statt des im Sommer stark zusammenschwindenden Queis der von ihm verstärkte viel mächtigere Bober sich zum Weiterspinnen des Grenzzugs darbot. Aber das Gegenteil tritt ein. Schlesiens alte Grenze greift mit dem Herzogtum Sagan westwärts über bis Priebus an die Neiße, ja — wie der Name dieses Städtchens (poln. przewóz, wend. pschibus = die Fähre) ahnen läßt —

sogar ein wenig auf deren linkes Ufer hinüber. Das hängt zusammen mit der von Natur bedeutsamen, eine Fernwirkung begünstigenden Lage von Sagan, die der Stadt unverkennbar eine größere Entwicklung versprach, als die Wirklichkeit ihr beschieden hat. Wie Neiße, Schweidnitz, Liegnitz ist Sagan der Sammelpunkt der Gewässer eines schlesischen Gebirgsflusses. Hierher strömen die Wasser vom Hochwald und dem Rande des Adersbacher Quadergebirges bis zur Tafelfichte zusammen aus einem vielgestaltigen Bergland, und dicht unterhalb Sagan führt die Tschirne noch in sanftem Zuge die Wasseradern des Ostens der Oberlausitz heran, von den Kieslingswalder Bergen, aber auch aus dem Flachland in unmittelbarer Nachbarschaft von Priebus, dem merkwürdigen Punkte, in dem die Breitenentwicklung des Neißegebietes auf 4 km zusammenschrumpft. 5570 qkm mißt das Wassergebiet des Bobers und der Tschirne an ihrer Vereinigung. Sagans Weichbild empfängt also den Abfluß einer weit größeren Landfläche als jede der genannten hydrographisch homolog gelegenen Städte. Es ist nicht zu verkennen, wie die Sumpftäler der Bartsch und der Sprotte den Verkehr Großpolens naturgemäß auf den Weg Glogau—Sagan wiesen, wie andrerseits das Stocken der Gewässer im Tal der Schwarzen Elster in ähnlicher Weise den nördlicheren Weg durch die Niederlausitz empfahl, und Sagan in der Entwicklung der Niederen Landstraße, die den Kern der Heide nördlich umging, seine Aufgabe erblicken mußte. Hier liegt das allgemeinere, weiter greifende Interesse seiner Geschichte, das allerdings erst seit dem 15. Jahrhundert zu voller Geltung kommt. An der Schwelle des 13. Jahrhunderts Landesburg, die noch um die Zeit des Zerfalls Schlesiens mit Crossen zusammen die Westfront des Landes deckte, ist Sagan dann vor 1284 Stadt geworden; in diesem Jahre verlegte der Herzog Primko in diesen Platz als seinen Fürstensitz das bisher in Naumburg a. B. nicht recht gedeihende Kloster der Augustiner-Chorherren, und im selben Jahre ließen sich dort die Minoriten nieder. Aber die damals erkennbare Pflege wohlwollender Fürsten war der Stadt nicht dauernd vergönnt, da sie nicht immer Residenz blieb, zeitweilig von Glogau, auch wohl als Pfand gelegentlich von der Mark abhängig war. Dies Schwanken der politischen Zugehörigkeit, ein aus der Grenzlage und aus der Schwäche eines zersplitterten Landes sich ergebender Nachteil, führte sogar 1472 zu einem 77jährigen Zusammenhange mit Sachsen. Das mag zur Entwicklung der Verkehrsbeziehungen mit diesem Lande, zum Aufkommen der Niederen Landstraße beigetragen haben. In der Zeit des Ausschwärmens hussitischer Heerhaufen hatte der Verkehr die Hohe Landstraße

meiden und einen nördlicheren Tieflandsweg wählen müssen. Das hatte sich augenscheinlich als vorteilhaft erwiesen. Denn als die Görlitzer Georg Podiebrad zu einem Einschreiten gegen diese nachteilige Ablenkung des Verkehrs anriefen, entschied der König 1462, daß diejenigen Fuhrleute, »so den Queis rührten«, an die Hohe Straße durch die Sechsstädte gebunden sein sollten. Dabei blieb der Verkehr von Liegnitz oder Parchwitz über Sprottau, Sagan, Priebus, Spremberg, Torgau völlig offen; er umging das Queisgebiet. Wohl gelang es den Oberlausitzern 1503 den guten Wladislaw zu einer anderen Verfügung zu bewegen, die den ganzen Verkehr von Breslau nach Sachsen und Thüringen verpflichten wollte, den Queis zu berühren und die Hohe Landstraße zu ziehen. Aber die Verhältnisse waren schließlich mächtiger als der grüne Tisch. Die Anziehungskraft des aufblühenden Magdeburg und der Unterelbe stärkten den Tieflandsweg und stellten ihm sogar einen noch nördlicheren, Sagan—Cottbus—Jüterbog—Magdeburg, zur Seite. Das waren Veränderungen, die zeitweilig für Sagan förderlich ins Gewicht fielen, aber im Endergebnis auch über seine Wünsche hinausschritten zu der Entwicklung der Verkehrsdiagonale Norddeutschlands von Breslau über Berlin nach Hamburg.

Der Wellengang dieser großen allgemeinen Entwicklung kreuzte sich aber in Sagan mit der Einwirkung örtlicher Schicksale. Nach dem Schmalkaldischen Kriege kam Sagan, mit Schlesien wieder vereinigt, an das Haus Österreich, schien aber der vorgeschobenen Grenzlage halber ihm besonders geeignet zu privatrechtlicher Verpfändung. Des ersten hier waltenden Gläubigers, des Markgrafen von Brandenburg (1553—1558), entledigte man sich bald wieder; die Augustiner warnten vor dem Einfluß des protestantischen Pfandherrn. Länger währte die Pfandherrschaft des Geschlechtes von Promnitz (1558—1601), das durch seine weit getrennten Erwerbungen von Sorau und Triebel und andererseits von Pleß eine bemerkenswerte Wirkung auf den Kulturzusammenhang der äußersten Enden Schlesiens übte und für Sagans Wohlfahrt einsichtig sorgte. Eine hart einschneidende Episode war das Schalten des mit Sagans Schenkung belohnten Wallenstein (1627—1634). Dann folgt die Periode der Käufer des Saganer Lehens; den Fürsten von Lobkowitz (1646 bis 1786) folgte der Herzog von Kurland. Das ihm zuliebe von Friedrich dem Großen gestattete Forterben in weiblicher Erbfolge hat es möglich gemacht, daß der Glanz einer kleinen Hofhaltung, der mit dem neuen Herrn eingezogen war, im 19. Jahrhundert noch fortdauerte unter seinen Töchtern, seit 1844 unter der jüngsten, Dorothea,

Herzogin von Dino († 1862), einer edlen, bedeutenden Frau. Ihr Gemahl war der Neffe und Erbe Talleyrands. So wurden die Geschicke eines schlesischen Lehnsfürstentums mit denen eines französischen Geschlechts verflochten, auch mit seinem Vermögensverfall. Die überaus verwickelten Verhältnisse, die nach der Entmündigung des Lehnsträgers eingetreten sind, gehören nicht in den Rahmen dieser Darstellung.

Die Stadt Sagan hat ihre Verkehrslage, die im heutigen Bahnnetz durch einen siebenstrahligen Stern von Schienenwegen zur Geltung kommt, allzeit in reger Gewerbtätigkeit auszunutzen sich bestrebt. Namentlich die Tuchmacherei, die in den meisten Städten der Niederschlesischen Ebene jahrhundertelang eifrig gepflegt wurde, hatte hier einen ihrer Hauptsitze aufgeschlagen. Am Ende des 16. Jahrhunderts soll die Zahl ihrer Kräfte in Sagan 400 erreicht haben. Wohl hat auch Sagan den Schlag schwer empfunden, den 1823 die Sperrung der russischen Grenze für die vormals bedeutende Tuchausfuhr gegen dies blühende Gewerbe führte. Aber noch heute hat dieses sich hier mit einer Reihe lebenskräftiger Fabrikbetriebe behauptet; daneben sind ansehnliche Wollspinnereien in Tätigkeit, eine große Flachsspinnerei im Vorort Luthrötha an der Mündung der Tschirne. Sagan ist auch lange ein bevorzugter Sitz geistigen Lebens in Niederschlesien gewesen. Daß Kepler hier 1628—1630 als Astronom nur im eigenen, rein wissenschaftlichen Sinne, nicht im Dienste des abergläubischen Wahnes Wallensteins wirkte; ist eine Erinnerung, mit der die Wehmut sich paart über den harten Lebenskampf, der des großen Mannes Kraft vorzeitig verzehrte. Fester wurzelte im Entwicklungsgang des Ortes selber ein geistig hochstehender Abt der Augustiner Chorherren, Ignaz Felbiger, der erste, der 1769 sich an die Höhenmessung des Riesengebirges mit den wissenschaftlichen Mitteln seiner Zeit heranwagte und, den frühern geläufigen Überschätzungen entsagend, der Wahrheit sich näherte. Er war es auch, der 1771 an der Saganer Pfarrkirche den ersten Blitzableiter auf deutschem Boden anbringen ließ. Ein Saganer Kanonikus Preuß gehörte zu den ausdauernden Beobachtern des ersten meteorologischen Beobachtungsnetzes der Welt, das die Societas Meteorologica Palatina 1783—1795 im Gange erhielt. Und als 1805 auf der Schneekoppe Pulverblitze aufflammten, um die Vergleichung der Ortszeiten von Prag und Breslau im Interesse der geographischen Längenbestimmung zu sichern, gehörte wieder Sagan zu den wenigen Orten, die mit eigenen Beobachtungen an dieses wissenschaftliche Unternehmen sich anschlossen. Die Doppelnatur als emsige Bürgerstadt und zu behaglichem Glanz entwickelter Herren-

sitz kommt im Grundriß und Erscheinen Sagans deutlich zum Ausdruck. Das Schloß und die Stadt liegen auf dem rechten Ufer des Bobers, umfangen von dem Bogen, der den Fluß aus westlicher in nördliche Richtung überführt; der Fluß trennt von beiden die Insel der Fasanerie, welche ein andrer, stark nach Süden bis an den Bahnhof ausgreifender Flußarm umzieht. Nördlich von der Spitze der Insel liegt die Brücke, die mit der Stadt die Vorstadt des linken Ufers, ihre Villen, Fabriken, Kasernengebäude verknüpft. An der Brücke eröffnet sich dem vom Bahnhof Kommenden der wirkungsvollste Blick auf die Stadt, deren ansehnlichstes Bauwerk die katholische Pfarrkirche, die alte Stiftskirche der Augustiner, ist; mächtige nordische Blöcke stecken in dem Backsteinmauerwerk des Schiffs und des dicken Turms, der die Hauptcharakterform der Silhouette des Stadtbilds bleibt. Für die nur mäßig fortschreitende Entwicklung der Stadt (1910: 15080 Einw.) blieben nur Nord- und Nordostrichtung frei. Im Süden sieht man dem Grundriß der Stadt die Beschränkung durch einen mächtigeren Willen an; 75 Bürgerhäuser ließ Wallenstein hier niederlegen, um seinem Schloß die Freiheit der Umgebung zu sichern. Der von ihm begonnene Bau ward erst vom Fürsten Lobkowitz und dem Herzog von Kurland weitergeführt. Sein mächtiges Hufeisen[1]) kehrt die offene Seite nach SSW gegen Park und Fluß, die Front gegen die sommerliche Morgensonne; es erhebt sich aus moorigem Grunde auf einem Fundament von 2 m hohen Eichenpfählen, die gut sich bewährten, solange der hohe Grundwasserstand sie umgab, der den Eichen des Ufers ein so kräftiges Wachstum gönnte. Ein Sinken des Grundwasserspiegels gab dann die Köpfe der Pfähle der Fäulnis Preis; nicht mehr ihre Tragkraft, sondern der feste innere Zusammenhalt des Mauerwerks, das über den morschen Pfählen mehr schwebte als ruhte, bewahrten den Bau vor einer Katastrophe, bis kostspielige zweijährige Untermauerungsarbeiten die Gefahr abwendeten. Auch der Park erfuhr 1897, daß der durchziehende Bober, der ihm einen eigenen Reiz gibt, nicht nur eine charaktervolle Zierde, sondern bei Hochflut eine ernste Bedrohung bedeute. Wie die Stadt, wird auch

1) Die Herzogin von Sagan charakterisiert in ihren Lebenserinnerungen den Bau und seine innere Einrichtung (1822) mit feinem Empfinden. »Sagan était à la fois sérieux, imposant et magnifique. Je l'ai revu il y a quelques années, et je n'ai pu m'empêcher de regretter la gothique splendeur qui éblouissait mon enfance et que remplace maintenant une élégante simplicité plus d'accord sans doute avec les mœurs du temps et avec nos fortunes actuelles, mais qui ôte à ce château ce caractère de grandeur et de solennité si bien en harmonie avec les vastes forêts de sapins qui l'environnent et la rivière impétueuse qui le borde.«

der Herrensitz den durch die Talsperren gewährleisteten Schutz gegen Hochwasserschäden, ähnlich den unvergeßlichen von 1804, dankbar empfinden.

Der Schwerpunkt der ausgedehnten Besitzungen des Lehnsfürstentums (23 546 ha) liegt im Süden in den ungeheuren Forsten, die vom Queis über die Tschirne bis an die Neiße reichen und südwärts erst am Wehrauer Forst und der Görlitzer Heide ihre Grenze finden. Dies Waldgebiet steht heute in auffallendem Gegensatz zu der nördlichen Nachbarschaft mit langgestreckten deutschen Dörfern. Aber man braucht sich nur der Bedeutung des Namens Sagan (Zegan, d. h. Brandfleck) zu erinnern, um sich dessen bewußt zu werden, daß früher auch dies nördlichere Gebiet unter weiter Waldung lag. Mitten in dem großen Waldgebiete des Herzogs von Sagan liegt an der Tschirne der Marktflecken Halbau (1890 Einw.), bis 1815 wirklich durch den Fluß in einen schlesischen und einen Lausitzer Anteil zerlegt. Der letztere war der kräftigere; seit 1668 übte hier eine evangelische Kirche Anziehungskraft auch auf das umliegende schlesische Gebiet; schon 1679 konnte der Versuch gemacht werden, dem Ort eine städtische Entwicklung zu eröffnen. Mit der alten Grenze weicht dann die Folge der Grenzkirchen aus der Zeit der Gegenreformation westwärts zurück nach Podrosche (1671) gegenüber von Priebus. Die erste Erwähnung dieser Stadt an der »Fähre« über die Neiße an der auffallenden Einschnürung ihres Flußgebietes wird 1311 mit der urkundlichen Nachricht begleitet, daß Primko von Sagan (1274—1289) der Begründer der Priebuser Pfarrkirche war. Damit ist die ursprüngliche Zugehörigkeit des Ortes zu Schlesien erwiesen. Wenn in dessen Geschichte sein westlichster gegen das Wendenland vorgeschobener Vorposten nicht in großen historischen Entscheidungen hervorgetreten ist, liegt das zumeist an dem lockeren, bis zu freiwilliger Abbröckelung nachgiebigem Zusammenhalt der schlesischen Fürstentümer. Die Lage der Stadt war nicht ungünstig. Die Neiße wendet sich hier, nachdem sie von Zittau über Görlitz beharrlich nördliche Richtung eingehalten, scharf nach Westnordwest auf Muskau; die von ihr bisher geleitete Straße mußte nun frei durch die Heide über Triebel, Guben nordwärts auf Frankfurt weitergehen oder nordostwärts über Sorau dem unteren Bober sich zuwenden. Besonders wichtig aber war natürlich der Übergang der Niederen Landstraße von Sagan nach Spremberg. Der Verkehr der Gegenwart hat in freierer Bewegung das Neißeknie aus seinen Plänen ausgeschaltet; seine großen Linien führen allseitig in erheblichem Abstand vorüber an dem still gewordenen, das Bild der älteren Zeit noch festhaltenden Städtchen (1910: 1450 Einw.). Sein

Schicksal teilt die andere Neißestadt zwischen Priebus und Görlitz, Rothenburg (1910: 1410 Einw.), die kleinste Kreisstadt der Provinz, abseits von den modernen Bahnknoten im Osten und Westen: Kohlfurt und Horka.

In Kohlfurt (Bahnhof 1315 Einw., Dorf 1205 Einw.), den großen Glashüttenorten Penzig (1910: 6960 Einw.) und Rauscha (1910: 3180 Einw.) und dem noch in der Saganer Heide liegenden Marktflecken Freiwaldau (1910: 2950 Einw., Tonwaren- und Porzellanfabriken) verkörpert sich am greifbarsten die Umwandlung, die mit der Heide sich vollzogen hat. Knies statistisches Ortslexikon Schlesiens (Breslau 1845) gibt gerade bei Beginn des Zeitalters der Eisenbahnen 1840 den vier Orten die Volkszahlen 620, 714, 1025, 985. Erst seither hat ihre aufstrebende Entwicklung sich vollzogen. Namentlich Kohlfurt zwischen den Teichen der Görlitzer Heide war keineswegs günstig gelegen; erst die Verkoppelung der Bahnprojekte Breslau—Berlin und Breslau—Görlitz legte hierher einen Eisenbahnknotenpunkt, dem später auch die Linie Hoyerswerda—Falkenberg entstrahlte; die Zukunft wird vielleicht noch eine gerade Verbindung mit Sprottau und Glogau hinzufügen. Die Eröffnung der nahen Braunkohlengrube Stadt Görlitz sichert nun auch billigen Brennstoff für die hier aufkommenden Industrien (Dampfsäge, Glasfabrik). Ein Ort von älterer Bedeutung ist Penzig, im Mittelalter der Sitz eines angesehenen Adelsgeschlechts, das in seiner Hand zuerst den großen Landbesitz vereinigte, der am Ende des 15. Jahrhunderts (1491—1499) käuflich an Görlitz überging und dessen ungewöhnlich ausgedehntes Grundeigentum begründete. Heute ist Penzig ein bedeutender Industrieplatz, neben Weißwasser der Sitz der großartigsten Glasindustrie. Seine Hütten liefern eine hohe Mannigfaltigkeit von Erzeugnissen. Eine Besonderheit sind die Glasbausteine, die baupolizeilich sogar zur Verwendung in Brandmauern zugelassen werden.

Bevor wir die Neiße und somit das ganze Stromgebiet der Oder verlassen, gebührt ein aufmerksamer Blick noch dem Ort, an dem sie vor dem Eintritt in die Mark noch einmal überraschende landschaftliche Reize an ihre Ufer fesselt, dem Städtchen Muskau. Von seiner Entstehung und seiner ferneren Vergangenheit weiß man nichts. Dem 16. Jahrhundert entstammte das alte Schloß der Standesherrschaft, deren weite Ausdehnung in verkehrsarmer Zeit nicht im rechten Verhältnis stand zu den mageren Erträgen. Die letzte Gräfin von Callenberg, aus dem Geschlecht, das 140 Jahre hier heimisch war, vermählte sich 1784 mit dem Grafen Pückler. Dieser Ehe entsproß Hermann Graf (seit 1822 Fürst) Pückler-Muskau (1785—1871), der als Grund-

herr dieses Großbesitzes (1811—1845) dem Ort einen Weltruf gesichert hat. Es ist selten, daß unerzogene, zügellose Menschen, sie seien noch so begabt, eine dauernde Spur ihres Wirkens hinterlassen. Das vergönnte hier dem frei seinen Launen in Liebe, Spiel, Tafelfreuden, Reisen folgenden Lebemann die Vereinigung seines sicheren Schönheitsgefühls mit der Beharrlichkeit in einer Richtung der Verschwendung: in der künstlerischen Ausgestaltung des Landschaftsbildes seines Wohnplatzes durch die Schöpfung der großartigsten Parkanlage Deutschlands. Die Natur war diesem Gedanken nicht völlig abhold; der kräftige Fluß — wenn er auch nicht himmelblau war, wie Leop. Schefer ihn besang —, die Wiesenauen des Tals, die darüber zu beiden Seiten stufenweise, bisweilen ziemlich steil aufstrebenden Höhen boten im Wechsel der Art und der Formen des Bodens verwertbare Elemente; das Städtchen, in einer langen Straßenzeile entwickelt, war weder breit noch geräuschvoll und ließ sich ohne Schaden, selbst mit gewisser Wirkung aufnehmen in einen es allseitig umfangenden Park, für das Innere seines schönsten Teiles auch so wirksam mit Baumwuchs verschleiern, daß nur für hochliegende Punkte mit weitem Ausblick die Rauchsäulen der Bürgerhäuser hinter den Baumkronen sich emporkräuselten — wie Erinnerungen an die Welt, der man in den Armen der veredelten Natur entrückt war. Ein Aufenthalt in England im Frühjahr 1815 hatte mit den Eindrücken seiner Parkanlagen beim Grafen Pückler den Entschluß geweckt, Ähnliches daheim, wenn auch auf kargerem Boden und unter einem rauheren Winterklima, zu versuchen. Die Monate vor seiner Vermählung 1817 waren von besonderem Eifer in der Ausgestaltung des Parkes erfüllt, aber auch weiter, solange Pückler seinen großen Besitz festhalten konnte, ist er unermüdlich tätig gewesen für die Entwicklung seiner Schöpfung, deren vollstes Ausreifen er doch erst als Gast seines Besitznachfolgers erlebte. Der Muskauer Park (1200 ha) verwertet die landschaftlichen Vorzüge der Enge des Durchgangs der Neiße durch den Lausitzer Grenzrücken. An den beiderseitigen Höhen sich emporziehend, füllt der Park die ganze Talbreite und vereint mit den lockenden Blicken von ihren Scheiteln die Reize des Flußufers. Die Neiße ist ein recht ansehnlicher Wasserlauf; von ihr zweigte Pückler einen linken Arm ab, der, behaglich gewunden, bald unter darüber sich neigenden Eichenästen eng sich zusammenschließend, bald teichartig erweitert, um das Spiegelbild des Schlosses aufzunehmen, eine vielgestaltige Zierde des Parkes bildet. Das Schloß, das allerdings erst 1863—1866 seine reizvolle Ausgestaltung erfuhr und mit seinen ganz von Weinlaub umrankten zwei Fensterreihen und den darüber aus

dem steilen Dach hervortretenden Mansarden bis empor zu der Turmkuppel mit durchbrochener, in zwei Staffeln sich verjüngender Krönung überaus anmutig in die Laubpracht des Parkes sich einfügt, ist durch seinen Grundriß, ein enges, nach Süd offenes Hufeisen, befähigt, von jeder Seite aus in anderer Gestalt zu erscheinen und die Mannigfaltigkeit der Bilder zu steigern. Am Schlosse entfaltet gärtnerische Kunst ihre vollste Kraft; aber auch die Wahl der Bäume erzielt überraschende Wirkungen. Die alten Eiben, die aus fünf Meilen Entfernung geholte prächtige Blutbuche mit ihrer runden Krone vergißt man nicht. Von

Schloß Muskau.

der Nachbarschaft des Schlosses trennt der Neißelauf den von der Stadt mehr abliegenden östlichen Teil des Parkes. Ihm sichert jenseits der von Baumgruppen unterbrochenen Rasenflächen des Grundes den Eindruck der Größe die Wiesenlehne, aus der die Terrasse des Talrandes hervortritt. Die wundervollen Eichen der Talsohle, Gruppen von Schwarzpappeln und Birken entfalten individuelle Schönheit, und der Zauber unbeabsichtigter Natürlichkeit ruht über den wechselnden Bildern, die den Wanderer auf sanftem gewundenen Pfad oder in steiler Schlucht emporgeleiten zu der Höhe, auf der das gräfliche

Mausoleum sich erhebt[1]). Fürst Pückler selbst hat noch die Freude gekostet, diesen Teil seines Werkes in verständnisvoller Pflege erhalten und weiter in gleichem Sinne entwickelt zu sehen durch den Nachfolger im Besitz, den Grafen Arnim. Mehr sich selbst überlassen wurde der westliche Teil des Parkes am Dorfe Berg auf dem hohen anderen Talrand mit schönen Niederblicken auf die Stadt und den dahinter empor bis zum Mausoleum sich entfaltenden Park.

Weiterentwickelt hat sich erst in neuerer Zeit das oberhalb der Stadt zwischen ihr und dem Bahnhof angelegte Hermannsbad, eine von Pücklers Gemahlin ins Leben gerufene und nach ihrem Gatten benannte Anlage, der außer den kräftigen Moorbädern natürlich die Reize des Parks besondere Anziehungskraft verleihen. Die Ruhe des Bades wird nicht durch die Industrie Muskaus gestört, die — wie früher uns entgegentrat (II, S. 599) — hauptsächlich auf die weitere Umgebung sich verteilt, aber zweifellos dazu beiträgt, der Stadt (1910: 4480 Einw.) höhere Lebhaftigkeit zu sichern. Die Freie Standesherrschaft Muskau (26 635 ha) umfaßt außer drei Rittergütern ein weites Waldgebiet zwischen Neiße und Spree und eine Reihe bedeutender gewerblicher Anlagen: die Braunkohlengrube Karoline (künftig auch Hermann), die Papierfabrik in Muskau, die Ziegelei und die Schneidemühle in Weißwasser, die Holzschleiferei Ruhlamühle an der Spree. Zur Ausbeutung der Forsten und zum Betrieb der genannten Werke, auch zum Anschluß der in fremdem Besitz stehenden Muskauer Glashütte und der Holzverkohlungsanstalt in Weißwasser hat Graf Arnim eine eigene, 30 km lange Wald- und Industriebahn angelegt. So herrscht in dem Bereiche, in dem einst die begeisterte Hingabe an landschaftliche Schönheitsideale, freilich im Verein mit anderen, nicht minder kostspieligen Neigungen, einen hochbegabten Grundherrn dem unaufhaltbaren Vermögensverfall entgegenführte, ein planvolles, zielbewußtes wirtschaftliches Walten, das auch dem Großbesitz des Adels eine bedeutende Stellung im Getriebe der nationalen Arbeit anweist.

Sie hat in Muskaus Nähe sehr mannigfache Werkstätten aufgeschlagen, aber keine größeren, rascher aufgeblühten als die der

1) In das feinere Verständnis der Ziele und Wege der Arbeit Pücklers führt sein eigenes Werkchen ein: «Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, verbunden mit der Beschreibung ihrer praktischen Anwendung in Muskau«, Stuttgart 1834; aber auch die Schriften des unter ihm gebildeten Gartendirektors E. Petzold: »Farbenlehre der Landschaft« 1853; »Der Park von Muskau« 1856; »Die Landschaftsgärtnerei« 1862; »Fürst Herm. von Pückler-Muskau in seinen Beziehungen zur bildenden Gartenkunst Deutschlands. Eine biogr. Skizze» 1871. Daraus und aus Ludmilla Assings Biographie des Fürsten (1873) schöpft v. Rentz, Muskau. Schles. Ztg. 1893, 331.

Glasindustrie von Weißwasser. Sie bieten ein Bild amerikanischer Schnelligkeit der Entwicklung. Noch 1845 war Weißwasser ein vorwiegend wendisches Dorf mit 410 Einwohnern; erst um 1880 überstieg es die Zahl von 1000, 1905: 9300. Heute steht hier ein schnell wachsendes Gemeinwesen von etwa 11 800 Einwohnern mit großartigen, den neuesten Forderungen entsprechenden Fabrikanlagen, schmucken Villen, freundlichen, gut eingerichteten Arbeiterhäusern. Das ist das Ergebnis der tatkräftigen Erfassung eines einfachen Gedankens. Der Leiter einer der benachbarten Braunkohlengruben, Joseph Schweig, erwog die gewaltige Leistungskraft, die so billiger Brennstoff in einem an reinen Sanden reichen, auch willige Arbeitskräfte bietenden Landstrich einer auf diese Vereinigung günstiger Bedingungen sich stützenden Glasindustrie zu sichern vermöchte. Er gab den Hauptanstoß zu der großartigen Erweiterung der seit 1877 in Weißwasser erwachsenen Glasfabrikation. An ihrem seit 1890 besonders schnell sich vollziehenden Aufschwung beteiligte sich die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin. Sie ist der Hauptteilhaber des großen Aktienunternehmens, das aus der von Joseph Schweig im Verein mit einem Glashüttenfachmann Krebs begründeten Fabrik hervorging. Demgemäß steht die Arbeit dieses Werkes auch vorwiegend im Dienste der Elektrotechnik, liefert ihr Glühlichtkolben, Elementgläser, Akkumulatorenkasten usw., aber auch Haushaltungsartikel, Bonbonbüchsen, Schaufenster-Etalage-Gläser, Gläser für chemische und pharmazeutische Zwecke. Im ganzen bestehen — dank einer weitgehenden Teilung der Arbeit — in Weißwasser elf Glasfabriken mit etwa 50 Öfen, eine Porzellan-, eine Spiegelfabrik, ein Tonwerk, eine Glasformenfabrik, drei Maschinenbauanstalten, drei Dampfsägen, ein Elektrizitätswerk, eine Gasanstalt und zahlreiche kleinere gewerbliche Unternehmungen. Der Ort trägt in seiner äußeren Erscheinung, dem lockeren Zusammenhang seiner Hauptteile, der Neuheit seiner meisten Bauwerke seine ungewöhnliche Entwicklung unverkennbar zur Schau. Der Markt, auf dem ein Zweikaiserstandbild sich erhebt, ist ein grüner Platz, der auf einer Seite den Ausblick ins Freie gestattet. Noch ist Weißwasser keine Stadt, aber es trägt als volkreicher Ort des Westflügels der Provinz jenseits des Neißetals schon den Charakter eines städtischen Gemeinwesens und wird seinen berechtigten Anspruch auf ein Amtsgericht demnächst befriedigt sehen.

Trägt Weißwasser in seinem sozialen Leben einen durchaus modernen Charakter, so weicht von ihm in der Lebenshaltung und dem Genius der Örtlichkeit weit ab ein anderer, die Kreisstadt Rothenburg

überragender Industrieplatz: Niesky (1910: 2410 Einw.), eine 1742 begründete Kolonie der Brüdergemeinde. Böhmisch wie die Herkunft der ersten Ansiedler ist der Name, der wohl nicht ausschließlich die Natur der Örtlichkeit, sondern den demütigen Sinn der Kolonisten (nizky = niedrig) bezeichnen sollte. Auch diese Herrnhuter-Siedelung gibt ein Beispiel von der schöpferischen Kraft der Sittenstrenge und des Ordnungssinns, der dieser religiösen Gemeinschaft, wo sie sich auch niederläßt, ein achtunggebietendes Gepräge verleiht. Rechtwinklig schneiden sich die Straßen, sauber gepflastert, gesäumt von freundlichen Häusern, bisweilen von Parkanlagen begleitet. Musterhaft ausgestattete Schulanstalten, die anziehend in erhebliche Ferne wirken, machen dem hier waltenden Geiste ebenso Ehre, wie die Regsamkeit des Handwerks und erfolgreiches Aufblühen der Industrie. Ein Beispiel, was zielbewußte, treue Arbeit vermag, gab das Leben des Geheimen Kommerzienrats Christoph, der als schlichter Klempner seine Laufbahn begann und eine große Maschinenfabrik, auch eine Barackenfabrik hinterließ. Niesky erwuchs vor den Grauwackenhügeln, die dem Königshainer Gebirge im Norden vorlagern, zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Schöps, zwei der Spree zustrebenden und ihr einst namensgleichen Bächen[1]), auf einem Stück des Trebuser Forstes, dessen Hauptmasse noch heute einen wesentlichen Teil eines großen Güterbesitzes (Frh. v. Gregory: Trebus, Stannewisch, Neuhof, zusammen 1621 ha) bildet. Während im nördlichen Teil des Kreises Rothenburg die Standesherrschaft Muskau allein weiten Raum beherrscht und neben ihr nur das Rittergut Podrosche (2259 ha) des Grafen Strachwitz, ein Anteil des im Frankensteiner Kreise belegenen Majorats Peterwitz, das Maß von 2000 ha übersteigt, verteilen sich in der südlichen Hälfte des Kreises eine ganze Reihe von Besitzungen dieser Größe; so die Fideikommißherrschaft Rothenburg (mit Diehsa und Sproitz 2406 ha, Friedrich von Martin). Auf einem nördlicheren, von Teichen durchwirkten Gürtel vereinen sich als südliche Nachbarn der Muskauer Heide zunächst die großen Güter des Görlitzer Zentralhospitals: Daubitz, Rietschen, Werda (3667 ha), aufgereiht an dem hier sich westwärts wendenden Laufe des Weißen Schöps, dessen Tal die deutsche Besiedelung nicht ohne bedeutende Arbeiten zur Bewältigung der Gewässer in Besitz nehmen konnte, ferner am Schwarzen Schöps die Herrschaften Creba des Grafen Einsiedel (von 3859 ha 2780 Wald, 622 ha Wasserflächen) und Jahmen des Herrn v. Jena (von 2205 ha 1258 ha Wald, 468 ha Wasser). Diesem selben Landgürtel gehören

1) Am Weißen Schöps liegt Spreehammer.

in dem westlichen Nachbarkreis Hoyerswerda auch an die Herrschaften Uhyst (H. und G. Kluge, 4407 ha, davon 1809 ha Holz, 1192 ha Teiche), Lohsa (Fr. v. Löbenstein, 4043 ha), Guteborn (Prinzessin zu Schönburg-Waldenburg, 4270 ha) und Lipsa (Dr. W. Neumann, 2229 ha). Diesen Großbesitzen steht — wie ein Gegenstück der Muskauer Heide — im nördlichen Teile des Kreises zu beiden Seiten der Schwarzen Elster der große kgl. Forst Hoyerswerda (8019 ha) gegenüber.

Wenn schon der Anteil am Gebiet der Spree, das nicht durch eine scharfe, oberflächlich kenntliche Wasserscheide von der Neiße getrennt wird, sondern durch weite waldige Sandflächen, deren unterirdische Entwässerungsrichtung der Beobachtung sich entzieht, als ein fremdartiger Zuschlag zur Provinz Schlesien sich ausnimmt, gilt dies in noch höherem Grade von dem ganz widernatürlich an Schlesien angeschlossenen Stück des Flußgebiets der westwärts strebenden Schwarzen Elster, der Sammelrinne der Bäche, die vom Kamenzer Grauwackengebirge herabkommen. Auf die Zusammengehörigkeit mit dieser südlichen Nachbarschaft weist die ganze Natur des Landes hin, nicht minder die Besitzverhältnisse, die manches hiesige Gut als Zubehör einer größeren, dem Königreich Sachsen angehörigen Herrschaft erweisen, am auffallendsten aber das hier noch in kräftigem Bestande erhaltene wendische Volk. Ein Sonntag in Hoyerswerda, der die wendischen Kirchgänger in ihren farbenfreudigen Trachten aus weitem Umkreis zusammenströmen läßt, bietet ein dem Schlesier fremdes Bild, und daß auch tiefer wurzelnde Unterschiede des Kulturzustandes unter dieser äußeren Erscheinung liegen, das versichern alte Kenner des Landes, Leute, die hier völlig sich eingelebt haben und mit den Zuständen eng vertraut sind. So überrascht es nicht, in Hoyerswerda ein augenscheinlich trotz bescheidener Größe (1910: 5960 Einw.) ziemlich selbständiges landschaftliches Lebenszentrum zu finden.

Hoyerswerda, umfangen und durchflochten von den Armen der Schwarzen Elster, ist als Ganzes eine alte Wasserfeste. Ganz besonders aber trägt diesen Charakter das vor der Südostseite der Stadt auf einer Insel belegene Schloß aus dem Ende des 16. Jahrhunderts (jetzt Amtsgericht). Die Ortslage könnte reizvoll wirken, wenn die Wasserläufe, die freilich für Mühle und Elektrizitätswerk in Anspruch genommen werden, ein ausreichendes Gefälle hätten, um die Spülung ihrer Betten wirksam zu besorgen. Namentlich der Punkt der Vereinigung von drei Wasserarmen unterhalb der Stadt fällt ins Auge. An den Hauptstraßen nach Spremberg und nach Dresden hat die Stadt den alten Wasserring erheblich überschritten. Zumal der Bahnhof mit den großen Hauptwerkstätten der Linie Kohlfurt—

Falkenberg, die durch den lebhaften Güterverkehr zwischen Breslau und Halle eine ungemeine Bedeutung gewonnen hat, und die jenseits des Bahnhofs gelegene neue Glasfabrik sind entscheidend geworden für die Entwicklung einer Südvorstadt. Ein Vorteil für die Stadt war die Vollendung der Kreuzung der Bahnlinien, seit dem nördlichen Anschluß an Spremberg und Cottbus ein südlicher über Wittichenau nach Bautzen entspricht. Störend für diesen unverkennbaren Entwicklungsdrang der Stadt ist der Mangel größeren Grundbesitzes; ein früherer wurde etwas zu leicht aus der Hand gegeben. Deshalb muß sie mit ziemlich erheblichen Anforderungen an die Bürger herantreten. Die bei der Lage der Stadt besonders wichtige Trinkwasserversorgung aus dem Grundwasservorrat leistet, was sie soll; aber die Gefahr ihrer Störung rückt näher, wenn die Entwicklung des Braunkohlenbergbaus im höheren südlichen Gelände weiter fortschreitet.

Es ist auffallend, wie die Bevölkerungsverteilung mit der Entfaltung der im Boden schlummernden Kräfte sich verschiebt, an ihr Auftreten mehr sich bindet als an die einst wichtigen nordsüdlichen Durchgangswege. Wenn vormals im Süden des Kreises das Städtchen Wittichenau an der Schwarzen Elster, ein vorwiegend deutscher Ort mitten in wendischem Lande, einen erheblichen Verkehr vermitteln half, an den die Geräumigkeit des Hauptplatzes und das Aussehen der alten Bürgerhäuser noch heute erinnert, so steht heute die Entwicklung hier still (1840: 2047 Einw., 1910: 2320 Einw.), wiewohl mit einer Wollspinnerei auch gewerbliches Leben sich hier eingestellt hat. Dagegen ist zwischen den Braunkohlengruben weiter westlich Bernsdorf in sichtlichem Aufblühen (1885: 1600 Einw., 1910: 3290 Einw.) und wird es wohl weiter bleiben kraft seines Eisenwerks und seiner Glashütten, wenn auch die Kohlenförderung ihren Platz etwas verändert hat. Im westlichen Teile des Kreises war Ruhland (1900: 2630 Einw.) früher ein lebhafter Rastplatz einer Straße von Dresden nach Berlin. Jetzt ist es ein stiller Ort, aus dem trotz der Glasfabrik und der im nahen Naundorf betriebenen Brikettfabrik eine Abwanderung wegen zu beengter Arbeitsgelegenheit sich vollzieht. Es ist der erweiterten Provinz »ultima Thule«.

Oderlauf und Landrücken Niederschlesiens.

1. Das Odertal.

> Der Ausdruck »Lebensader», von den Flüssen gebraucht, ist in Wahrheit nicht ein bloßes Bild, nur daß die bewegende Kraft des Herzens sich ihnen noch voller mitteilt als dem Geäder eines lebendigen Leibes, weshalb Meer und Flüsse zusammen einem Herzen verglichen werden dürfen, das mit seinem flüssigen Leben die Starrheit der Erde lebenspendend durchtränkt. Friedrich Ratzel.

Der niederschlesische Oderlauf zwischen den Mündungen von Katzbach und Bober zerfällt in zwei Quer- und zwei Längstalstrecken; die ersteren führen — bisweilen merklich verengt — den Strom durch die beiden Landrücken hindurch, die letzteren — breiter aufgetan — erweisen sich als Stücke großer diluvialer Talzüge: von der Mündung der Bartsch bis zu der der Ochel bei Neusalz folgt die Oder dem Glogau—Baruther Haupttal, von der Mündung der Faulen Obra aus dem Warschau—Berliner. Die Wendepunkte des Talzuges sind im allgemeinen wegen der Steigerung der Gefahr von Hochfluten und Stromverlegungen wenig geeignet zur Entwicklung ansehnlicher Siedelungen; die Ausnahme von Neusalz war rein bedingt durch Eingriffe menschlichen Willens in das Leben des Stromes. Das nördliche Haupttal weckt erst auf märkischem Boden am Ufer des Stromzuges oder in seiner Nähe namhafte städtische Zentren. Von den beiden Quertälern fordert nur das längere südliche eine klar vorgezeichnete Brückenstadt. So bleibt ohne Wettbewerb, auf ein reiches Weichbild gestützt, Glogau die Hauptstadt des niederschlesischen Oderlaufes.

Daß der heutige Stromlauf zwischen den Mündungen von Katzbach und Bartsch im Rahmen seiner Deiche im wesentlichen ein Erzeugnis moderner Strombaukunst ist, würden — auch wenn nicht Leonhards gründliche Forschungen es im einzelnen dartäten — schon die zu beiden Seiten erkennbaren toten Arme und die ihren scharfen Windungen gut entsprechenden Bogenzüge, die von seitlicher Erosion

aus dem Talrand herausgeschnitten wurden, unzweideutig erweisen. Auch die Lage der Siedelungen wird bisweilen nur unter Beachtung solcher Veränderungen verständlich. Wer heute über die Steinauer Eisenbahnbrücke fährt, bemerkt mit Befremden, wie weit die von sandigen Windmühlhügeln überragte Stadt abliegt vom Strome, wie ihr bescheidenes Wachstum noch keineswegs ihn ganz zu erreichen vermochte. Das ist natürlich nicht ein Fehler der Stadtanlage, sondern nur eine Folge des Abrückens der Oder von ihrem einst in weit ausgreifendem Bogen unmittelbar bespülten Nordrande. Kurz vor 1700 scheint diese für die Stadt unerwünschte Laufänderung sich vollzogen zu haben. Halbwegs zwischen den alten Landesburgen Glogau und Breslau gelegen, muß der ihre kürzeste Verbindung vermittelnde Steinauer Oderübergang früh Bedeutung gewonnen haben, gewiß schon vor der Erwähnung des Ortes an der Schwelle des 13. Jahrhunderts. Allerdings wird erst um die Mitte dieses Jahrhunderts hier eine Kastellanei erwähnt und bald eine Weichbildstadt mit deutschem Recht, die beim Fortschritt der Länderteilung auch zeitweise Sitz eines eigenen Fürsten wird. Die Erneuerung ihrer Privilegien (1348), nach der Zerstörung durch russisches Kriegsvolk im Dienste des Polenkönigs (1343), stellt in den Vordergrund der Lebensbedingungen außer der noch später lange blühenden Tuchmacherei das Recht auf Oderfähre, Brückenbau und Brückenzoll, und an den Oderübergang knüpft sich zunächst auch weiter das ganze Leben der Stadt, ihre bescheidene Blüte, wie deren schnelle Gefährdung in allen Kriegsstürmen (1474. 1632. 1633). Aus dem Ruin im Dreißigjährigen Kriege hat sich die Stadt nur sehr langsam wieder erhoben. Den Strom lernte man erst völlig nützen, nachdem er sich von der Stadt abgewendet hatte. 1743 wurden Wehr und Odermühle beseitigt, die Vorbedingung geschaffen für einen Verkehr, dessen lebhafte Entwicklung allerdings erst in die letzten Jahrzehnte fällt. Er hilft die Erzeugnisse von Wald und Feld verwerten und nicht minder die der Industrie (Tonwaren, Dampfsäge, Schiffbau, Maschinenfabrik, Dampfmühle, Zuckerfabrik). Mit der Hauptbahnlinie Breslau—Stettin kreuzt sich hier eine von untergeordneter Bedeutung von Liegnitz nach Rawitsch und Ostrowo, der aber der überlegene Wettbewerb der staatlichen Eisenbahnen nur einen geringen Teil des Güterverkehrs zwischen Polen und Sachsen vergönnt. Erschien Steinau noch für diesen zunächst nach Winzig und Herrnstadt zielenden Verkehr als der rechte Übergangsort, so liegt es für den Verkehr von Liegnitz nach Wohlau schon etwas zu nördlich. Entsprechend diesem durch die ganze Geschichte bewährten Beruf der Verknüpfung Mittel- und Niederschlesiens, hat Steinau als

Hauptstadt eines eigenen Herzogtums im 14. Jahrhundert auf beiden Ufern der Oder von Lüben und Polkwitz bis Guhrau und Fraustadt seine Herrschaft ausgeübt; der alte Duodezstaat saß in vollerem Gleichgewicht als der heutige Kreis Steinau rittlings auf dem Strome — à cheval würden die Franzosen sagen. Steinau hat in seiner Zugehörigkeit zu Mittel- und Niederschlesien unter Preußens Herrschaft geschwankt. Nicht nur der Entscheidung Friedrichs des Großen, sondern der Natur der Lage gehorchen wir, wenn wir die Besprechung der Stadt mit Niederschlesien verbinden.

Während Steinau (1910 5180 Einw.) die Wege des Schnellverkehrs an dieser Oderstrecke an sich zog, ist immer stiller geworden das nördlichere Köben (1200 Einw.). So stattlich die Kirche vom hohen Ufer niedersieht, so ehrwürdig der Name Dom für eine ältere Kirchenruine klingt, ist das erst seit Anfang des 14. Jahrhunderts genannte Städtchen doch niemals über beengte Verhältnisse hinausgekommen. Der Mühle und Brauerei gesellt sich eine Zementwarenfabrik und eine Schiffsbaustelle zu. Die Fähre hat nur örtliche Bedeutung. Das eifrig betriebene Projekt einer Eisenbahn Raudten—Guhrau verspricht sie durch einen Brückenschlag zu ersetzen.

Die Dorfschaften des Kreises Steinau schließen sich am dichtesten um seinen Hauptort zu beiden Seiten seiner Brücken; Georgendorf am linken Ufer hat sich schon an die Stadtgemeinde angeschlossen; von den Orten des Gegenufers nimmt Kunzendorf Anteil an der industriellen Verwertung der Ernte von Wald und Wiese (Dampfsäge, Parkettfabrik, Molkerei). Am Südende des Kreises füllt die Majoratsherrschaft Dieban (2298 ha) mit dem Renaissanceschloß des Grafen von Schweinitz und Krain eine Strecke des Odertales und seiner westlichen Randhöhen; im Norden vereint der Majoratsherr von Modlau, Graf von Rittberg, um seinen Sitz Urschkau die Rittergüter Bartsch, Culm und Weißig (zusammen 2405 ha). Dieser Großbesitz und das Majorat Rostersdorf (831 ha) eines Grafen von Roedern reichen schon an das merkwürdige Gebiet heran, in welchem die Oder ihrer Vereinigung mit der Bartsch sich nähert. Diese hat sich nicht zu allen Zeiten bei Schwusen vollzogen, sondern vormals bis in Glogaus Nähe sich verzögert. Noch ist nicht nur im Gelände, sondern auf alten Karten und in Urkunden nachweisbar ein noch im Mittelalter bestehender und bei manchen Hochfluten der Neuzeit wieder in Kraft getretener Oderlauf, der geradlinig von Leschkowitz nach Borkau bei Glogau zog und im Bett des Schwarzwassers erst am oberen Ende dieser Stadt das heutige Oderbett erreichte. Unter dem Namen des »Schwarzen Winkels« faßt das Volk das Dreieck dunklen humosen

Bodens zwischen dem alten und dem neuen Oderlauf zusammen. Wie dies Gebiet, schwebt auch die Landzunge zwischen Oder und Bartsch bei jedem großen Hochwasser in ernster Gefahr; noch 1854 war sie in einen weiten See verwandelt.

Das weite Zurückweichen des linken Talrandes der Oder bis an den Fuß der Höhen von Gramschütz gibt der Oderniederung gerade hier eine ungewöhnliche Breitenentwicklung. Um so schärfer tritt im Landschaftsbilde der Punkt hervor, wo der Talzug sich wieder enger zusammenrafft und die Höhen des linken Ufers wieder Fühlung gewinnen mit dem Strome. Das geschieht bei Glogau.

Versucht man für das Verständnis der Lage Glogaus einen weiteren Horizont zu gewinnen, so mag man ausgehen von dem aufgelösten Zusammenhang der Gewässer des jungdiluvialen Haupttales, das zwischen sanft anschwellenden Landrücken von der Nachbarschaft von Kalisch längs Bartsch und Oder bis Neusalz, dann über teilweise sumpfige Talsohlen mit verwickeltem Wassernetz nach Cottbus, Lübben, Luckenwalde, Brandenburg sich verfolgen läßt. Diesem Glogau—Baruther Talzug ist nicht wie den beiden nördlicheren Warschau—Berlin und Thorn—Eberswalde eine Wiederbelebung der alten hydrographischen Einheit durch Kanalbauten der Neuzeit beschieden gewesen. Er fällt nicht als Verkehrsbahn, sondern als Verkehrshindernis ins Gewicht, aber in der Abstufung der Bedeutung der Übergänge, an denen der Verkehr ihn überschritt, war es für Glogau ein Vorteil, daß gerade hier ausnahmsweise ein schiffbarer Strom den Talgrund beherrschte und den Wert eines von der Natur vorbereiteten Brückenplatzes steigerte. Unter den Oderstädten bietet Breslau manchen Vergleichspunkt für Glogaus Stadtbild[1]). Die Vorzeichnung der Ortslage durch eine Stromteilung, die am Ende einer besonders veränderlichen Stromstrecke den Übergang erleichterte, die Insellage des Doms, die durch Wehre im Hauptstrom gesteigerte Gefahr eines Abirrens des Stromzuges in die rechtsseitige Niederung, die nur durch kräftiges Eingreifen gelungene Abwendung dieser Gefahr, das Fortbestehen einer nördlicheren »Alten Oder«, die festere Beschaffenheit des linken

1) Vgl. den vortrefflichen Aufsatz von P. Knötel, Beiträge zur Topographie von Glogau. Zeitschr. des Ver. für Gesch. Schlesiens XLII. 1908, 32—59, mit Plan. Die Veränderungen des Oderlaufs bei Glogau stellt auf Grund eindringender Untersuchung dar Rich. Leonhard, Der Stromlauf der mittleren Oder. Breslau 1893, 42. 43, m. Karte. Das Glogau der Gegenwart, seinen Übergang in eine freiere, nicht mehr von Festungswällen beengte Entwicklung lernte der Verf. kennen unter der lehrreichen persönlichen Führung des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Soetbeer, dem er dafür zu höchstem Danke verpflichtet bleibt.

Stromufers als geeignete Grundlage einer Bürgerstadt, deren östliche Begrenzung durch ein für Mühlenbetrieb wie für die Verteidigung brauchbares Nebenflüßchen, — das sind Züge, die vor Breslaus im 19. Jahrhundert sich vollziehender Großstadtentwicklung den beiden Oderstädten eine unverkennbare Familienähnlichkeit gaben. Sie erstreckte sich selbst auf Einzelheiten des Grundrisses, nicht nur auf das rechtwinklige Straßennetz, dessen Richtungen das Stromufer vorschrieb, sondern auch auf die Disharmonie dieses Netzes mit dem alten, vor der deutschen Kolonisation schon im Anschluß an die Brücke festgelegten Hauptstraßenzuge, auf das seitliche Abrücken des Marktplatzes von diesem alten Hauptwege; selbst die Randlage der von der Dominsel auf das linke Oderufer versetzten Herzogsburg an einer vom Strom bespülten Stadtecke erscheint für gewisse Zeiten als eine Analogie. Aber die Begründer der deutschen Kolonistenstadt bekundeten doch in beiden Fällen ein richtiges Augenmaß für die Triebkraft der Entwicklung, wenn sie den Breslauer Ring 400, den Glogauer nur 250 m vom Strome abrückten, wenn sie ersterem kühn Seitenlängen von 210 und 173 m gaben, in Glogau sich mit 155 und 100 m begnügten. Denn der Wert der beiden Ortslagen hatte doch ungleiche Grenzen. Mit der Weite der fruchtbaren, früh besiedelten Ebene Mittelschlesiens war der Umfang des vorteilhaft ausgestatteten Weichbildes von Glogau nicht zu vergleichen, das wohl im Süden an der Abdachung der Hügel des südlichen Landrückens eine Meile weit bis gegen deren waldige Scheitelhöhe emporreicht, aber im Norden an sandigem Waldland bald seine Schranke findet. Und auch für den Fernverkehr war Glogau von Natur aus minder glücklich gestellt. Die äußerliche Ähnlichkeit des Zusammenstrebens der Straßen des linken Ufers gegen die Brücke kann nicht wegtäuschen über den Gegensatz, der zwischen der Herkunft der Breslauer Straßen aus verscheidenen Produktionsgebieten jenseits klar festgelegter Gebirgspässe und der Beschränkung des Glogauer Verkehrs auf das großenteils noch erzeugnisarme Gebirgsvorland besteht. Auch die Gliederung des Verkehrsfeldes durch konvergierende Wasserläufe fehlt bei Glogau zwar nicht ganz, ist aber weit weniger vorteilhaft entwickelt. Der Oderstrom übernimmt nicht, wie bei Breslau, auf erhebliche Entfernung die Rolle eines Richtscheits der Landstraßen, sondern verlegt in wiederholtem starken Richtungswechsel wichtigen Straßen so die Bahn, daß sie zu vormals schwierigen Stromübergängen (Steinau, Köben, Rothenburg, Crossen) genötigt sind. So kommt es, daß die dem Oderlauf parallele Hauptstraße des linken Ufers in weit verschiedenen Epochen, im Mittelalter ebenso wie im Zeitalter der Eisen-

bahnen, die Neigung zeigte, Glogau abseits liegen zu lassen, sich südlicher im Heidegebiet oder am Südfuß des Landrückens zu halten und erst an Schlesiens äußerster Nordwestecke wieder Fühlung mit dem Strome zu gewinnen. So war von allen Sektoren des Horizontes von Glogau für dessen Verkehrsentwicklung von Natur aus der nordöstliche zwischen Bartsch und Obra der aussichtsreichste. Die Glogauer Oderbrücke eignete sich zur Weiterleitung der von Posen und Warschau heranziehenden Wege nach West und Südwest.

Das sind die allgemeinen Bedingungen der Ortslage, die den natürlichen Hintergrund bildeten für die Entwicklung der wechselvollen Schicksale der Stadt, nun für den beginnenden Aufschwung nach Abstreifen der Fesseln der jüngsten Vergangenheit. Glogau — der Name sagt soviel wie Dornau, Dornhag — tritt 1010 aus dem Dunkel der Vorzeit sofort als polnische Landesburg, als Hüterin eines Übergangs über die für Polens Verteidigung bedeutsame Oderlinie (vgl. I, 338. 339. 344). Schon bei der Abwehr der Angriffe Kaiser Heinrichs V. (1109) wird mit der Burg das unter ihrem Schutze erwachsene Städtchen erwähnt, das 1157 beim Anrücken Kaiser Rotbarts von den Polen selbst niedergebrannt ward, aber schnell wiedererstand und bald als einer der bedeutendsten Plätze Schlesiens erscheint. Der Propst seiner Kollegiatkirche ist unter Heinrich I. anscheinend der vornehmste geistliche Würdenträger des Landes nach dem Bischof von Breslau. Aber deutsches Stadtleben zieht hier erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts ein, als nach dem Verfall des großen Herzogtums Schlesien 1253 der erste Herzog von Glogau den Entschluß bekundet, hier »eine Stadt frei und fest zu begründen, der die Freiheit Ansiedler in Fülle zuführe und die Festigkeit sicheren Schutz verbürge«. Die neue deutsche Stadt paßte die Richtungen ihres Straßennetzes nicht der alten Hauptstraße nach Großpolen (jetzt Brostauer Landstraße—Steinweg) an, sondern dem Zuge des Oderstroms, dessen freie Schiffbarkeit noch die Gründungsurkunde als eine wesentliche Lebensbedingung des neuen Gemeinwesens ins Auge faßte. Nach Ostsüdost ging die Längserstreckung des Marktes und die Flucht der Hauptstraßen, namentlich der Polnischen Straße, die mit dem Polnischen Tore dem von Breslau kommenden Verkehr sich öffnete. Was dieser Grundriß verhieß, erfüllte die Entwicklung des inneren Lebens. Von Breslau holte die Glogauer Bürgerschaft sich die Satzungen ihres Rechtslebens. Als Hauptort eines schlesischen Herzogtums von stark wechselnder Ausdehnung empfand die Stadt die Schattenseiten eines kleinlichen politischen Getriebes; war sie doch selbst lange (1360—1480) zwischen zwei Herren geteilt. Erst am

Ausgang des Mittelalters eröffnet sich ihrem Leben ein freierer Gesichtskreis. Dem Anspruch der beiden mächtigen Oderstädte Breslau und Frankfurt, kraft ihres Niederlagsrechts den Verkehr mit dem Osten ganz allein zu beherrschen, widerstrebten die allmählich zu eigenem Kraftgefühl erblühenden Handelsplätze Polens; auch der Meßverkehr des schnell emporkommenden Leipzig wollte sich nicht dauernd mit den von alters her üblichen Wegen begnügen. Von beiden Seiten kamen die Anregungen zu einem Eintritt Glogaus in den Wettbewerb der Handelsvermittlung. Namentlich König Sigismund von Polen, der vor seiner Thronbesteigung als Landeshauptmann des Herzogtums Glogau die Vorteile der Ortslage aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, verwies die polnischen Kaufleute auf diesen Oderübergang für den Verkehr mit Mitteldeutschland. Der von ihm eröffnete Kampf gegen die Privilegien Breslaus und Frankfurts befreite den Handel Polens von der ausschließlichen Abhängigkeit von diesen Plätzen und belebte die Wege von Kalisch und Posen über Fraustadt nach Glogau. Ihm brachte demnach das 16. Jahrhundert einen lebhaften Aufschwung, dem erst der Dreißigjährige Krieg ein jähes Ende bereitete. Als die Landung des Schwedenkönigs die Lage für den Kaiser durchgreifend veränderte, gewann Glogau als äußerster vorgeschobener Posten der habsburgischen Macht eine ungewöhnliche Bedeutung. Es ward 1630 unter Aufopferung der Vorstädte in zeitgemäßer Weise befestigt und hat seither bis in unsere Tage das harte Schicksal getragen, daß die militärische Wichtigkeit seiner Lage deren friedlichen wirtschaftlichen Wert überwog. Das war doppelt verhängnisvoll, weil die Örtlichkeit die Widerstandskraft einer Festung wenig begünstigte, seit 1538 der die Nordseite der Stadt bespülende Strom durch einen rechtsseitigen Durchbruch sich von ihr erheblich entfernt hatte und in einem neuen Bett weit jenseits des Domes die Hauptmasse seiner Wasserführung dahinziehen ließ. Dieser Verlust des natürlichen Schutzes erleichterte wiederholt die Eroberung der Stadt. Sie ging im Dreißigjährigen Kriege von Hand zu Hand, ward bald von den Sachsen (1632/33, 1634/35), bald von den Schweden (1642—1650) erobert und festgehalten und trat verfallen, entvölkert und erschöpft aus der langen Kriegsnot hervor. Auch 1741 erlag sie binnen einer halben Stunde einem überraschenden Nachtangriff der Preußen, und erst die von ihnen durchgeführte Zurückführung der Stromoder in ihr altes Bett zwischen Stadt und Dom erhöhte ihre Verteidigungsfähigkeit derart, daß sie in der Drangsal des Siebenjährigen Krieges eine unschätzbare, nie vom Gegner angetastete Stütze der Landesverteidigung bildete (vgl. I, 409). Leider stand die Vertei-

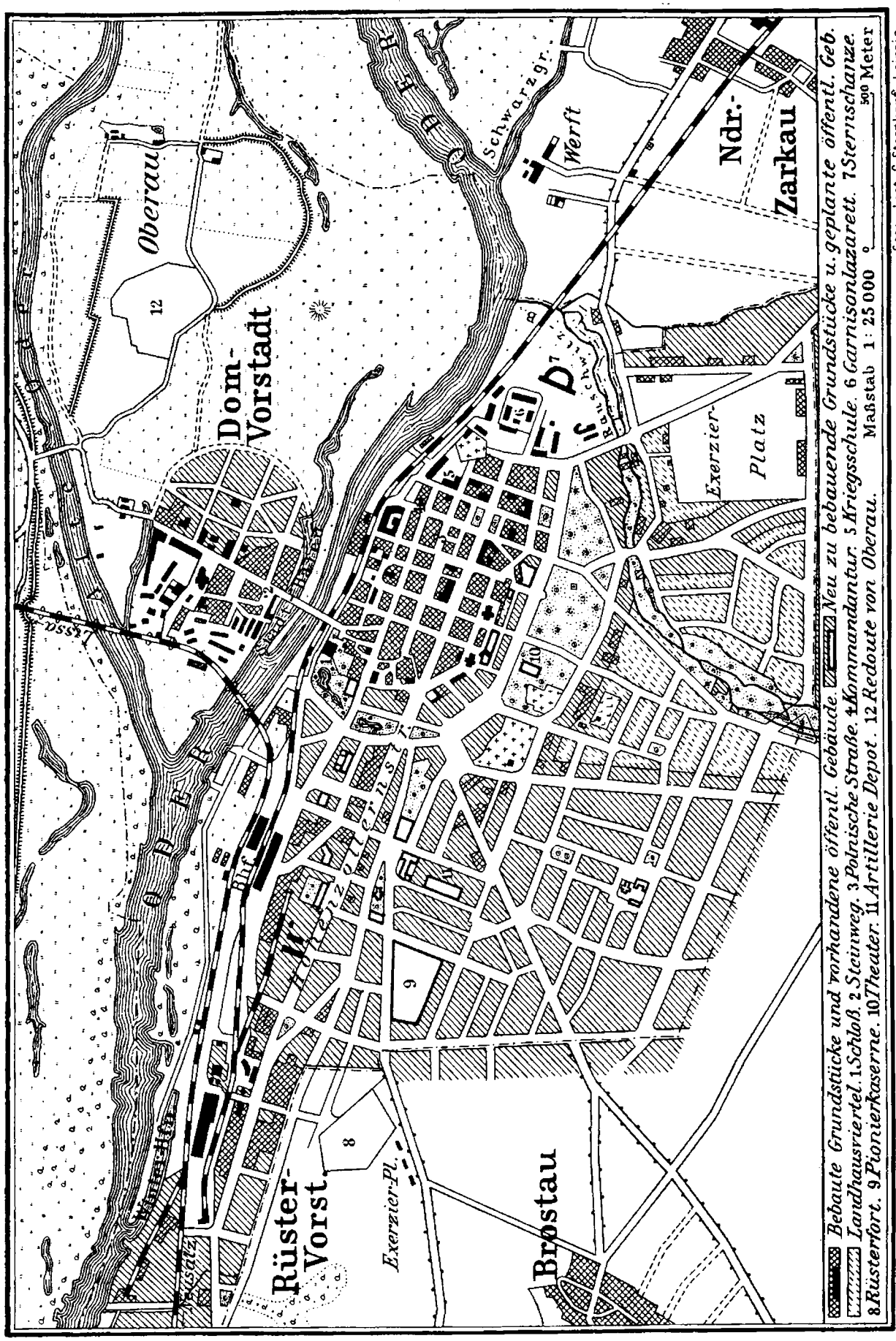
digung 1806 nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe; der Fall Glogaus nach vierwöchiger Belagerung lieferte dem Feinde das Kriegsmaterial zu wirksamem Angriff auf andere Festungen. Die Sieger richteten sich nun in Glogau als Herren ein; erst der Schluß des Befreiungskrieges erlöste im April 1814 Glogau von den Leiden der fremden Zwingherrschaft. Aber kaum minder schwer als deren unmittelbare Opfer waren die dauernden Nachwirkungen. Glogau verlor unwiederbringlich die führende Stellung, die ihm bis dahin in Niederschlesien zugewiesen war. Die königliche Regierung (bisher Kriegs- und Domänenkammer) sowie die Akzise-Direktion war im März 1809, das Oberlandesgericht Ende Januar 1813 nach Liegnitz verlegt worden. Dieser Verlust aller Behörden mit weiterem Wirkungskreis war neben der tiefen Erschütterung des ganzen wirtschaftlichen Lebens beteiligt an dem Herabsteigen Glogaus von dem bisher behaupteten Platze in der Stufenfolge des Wohlstands und der Volkszahl schlesischer Städte. Als zweite unter ihnen war Glogau noch mit 9000 Einwohnern in das 19. Jahrhundert eingetreten. Heute nimmt es den 13. Platz unter Schlesiens Städten ein.

Aber an diesem Ergebnis, das mit der bedeutsamen Ortslage eine grelle Dissonanz bildet, sind doch nicht nur die Prüfungen der Kriegsjahre allein schuld, sondern ein reichlicher Anteil kommt auf Rechnung der Lasten der folgenden neun Jahrzehnte bewaffneten Friedens. Auch seine Rüstung hinterließ ihre Druckspuren auf den Schultern, denen ihr Gewicht aufgelegt ward. Tritt man heute auf den Kranz des Rathausturmes, der die Kirchtürme der Stadt so beherrschend überragt wie wenige seinesgleichen, so wirkt überraschender als die merklich ansteigende Bodenwelle der südlichen Hügel mit der baumreichen Furche des Rauschwitzbaches, überraschender auch als die weit übersehbare Aue des als gewundenes Silberband aufleuchtenden Stromes der Eindruck des dichten Zusammendrängens der oft ohne Hofraum von der Marktfront zu einer Nachbarstraße hindurchreichenden Giebelhäuser des städtischen Häuserblocks, den die erst neuerdings ins Freie durchgebrochenen, früher am Stadtwall oder schon vorher an einer geschlossenen Straßenfront sich totlaufenden Gassen lange nur unvollkommen aufschlossen. Man sieht der Stadt die beklemmende Raumnot des geharnischten Daseins an und vergegenwärtigt sich leicht das Unbehagen eines vormals nur durch drei Tore mit der Umgebung Fühlung gewinnenden Lebens. Kein Wunder, daß die Stadt bedeutende Opfer, selbst die Veräußerung eines für die Verbindung mit ihrem nördlichen Waldbesitz wichtigen Gutes (Klein-Vorwerk) nicht scheute, um 1868 die Öffnung eines neuen

Durchbruchs, des Bahnhoftors, für die unentbehrliche Fühlung mit der Eisenbahn zu erlangen. Und diese Eisenbahn ist in ihrer Anlage selbst ein Denkmal der Unfreiheit der alten Festungsstadt beim Ausschreiten zum ersehnten Anschluß an belebenden Verkehr. Vergebens hatten die niederschlesischen Oderstädte 1840 sich bemüht, die Märkisch-Niederschlesische Bahn an sich zu ziehen. Glogau mußte lange sich mit der Querverbindung Sagan—Lissa begnügen. Erst 1868 wurde die Linie Liegnitz—Raudten—Rothenburg a. O. genehmigt, das Kernstück der späteren Linie Breslau—Reppen—Stettin. Der Staat hatte die Berührung Glogaus gefordert und bestand auf der Führung durch die Festung. Sie war nur möglich durch die Anlage des Bahndamms am städtischen Oderufer; die Stadt mußte nun auf die unmittelbare Fühlung mit dem Strom, von dem sie schon durch eine Reihe von Militärbauten abgedrängt war, noch vollständiger verzichten, der Bahnhof in schmaler Entwicklung 1600 m lang sein Gleisgeflecht an der Oder hinspannen! Was so geschaffen ward, wird heute als unbefriedigend empfunden. Aber eine durchgreifende Änderung durch Verlegung der Bahnlinie auf die Südseite der Stadt ist nicht mehr gut möglich, da an den Bahnstrang sich nun industrielle Unternehmungen geheftet haben; höchstens kann eine Erhöhung des Bahndamms und seine Durchbrechung mit Durchlässen in Frage kommen, um der Altstadt wieder Zugang zum Stromufer zu schaffen, das freilich bei seiner Enge nur beschränkte Verwertbarkeit behält.

So nimmt die Stadt eine nicht ganz leichte Hinterlassenschaft ihrer »Festungstid« herüber in das freiere, hoffnungsreichere Dasein, das vor kurzem erst ihr anbrach. Es lag in der Natur des alten Festungbaus, daß er gegen den Zuwachs von Vorstädten geradezu abstoßend sich verhielt. So mußte die Industrie ihre ersten größeren Anlagen (Eisengießereien und Maschinenwerkstätten, Stärkefabrik, Dextrinfabrik) etwa 1500 m vor der Westfront in der durchaus isolierten Rüstervorstadt schaffen. Dort liegt auch in Fühlung mit den Bahnhofsgleisen der schon zu enge fiskalische Winterhafen, während ebensoweit stromaufwärts von der Stadt auf der Feldmark von Zarkau, unfern der großen Zuckerfabrik, die Werft der großen Kohlenfirma Friedländer in dem Ufereinschnitt des Schwarzgrabens, dem Rest eines alten Oderbetts, sich eingerichtet hat. Eine Vergrößerung der Stadt selbst, die lange auf den von Montecuccoli 1630 ummauerten Raum von 28,5 ha zusammengedrängt blieb, erfolgte zuerst in östlicher Richtung in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Dort erwuchs durch Hinausrücken des Breslauer Tors ein

luftiger, freundlicher gebauter Stadtteil, dessen vornehmerem Charakter auch die neuen Militärbauten (Kommandantur, Kriegsschule, Garnisonlazarett) nicht widersprechen. Hier hat zwischen dem Strom und dem einmündenden Rauschwitzbach der Militärfiskus ein bedeutendes, zusammenhängendes Terrain an der Sternschanze festgehalten, auch das Rüsterfort im Süden der westlichen Vorstadt noch nicht aufgegeben, als er am 1. April 1903 bei Aufhebung der Festung Glogau der Stadt den größten Teil des alten Festungsgeländes käuflich überließ. Es war eine Fläche von etwa 48 ha, für die (mit Einschluß einiger Gebäude) der Kaufpreis von 2046000 Mk. vereinbart wurde, von dem 570000 Mk. gedeckt wurden durch Überlassung von städtischen Grundstücken (etwa 14 ha) zum Bau einer neuen Kaserne und Anlage eines Übungsplatzes für das Pionierbataillon, während 1476000 Mark in acht gleichen zinsfreien Jahresraten zu entrichten waren. Die Einebnung des Geländes auf Kosten der Stadtverwaltung erfährt dadurch eine gewisse Einschränkung, daß ein Teil der Wälle selbst einem im Süden besonders breiten Promenadengürtel zufällt, der die Altstadt von dem neu gewonnenen weiten Baugrund trennt, auf dem nach einem vom Geh. Oberbaurat Stübben entworfenen Plane die neuen Stadtteile sich ausdehnen sollen bis an eine an der Grenze der Dorfmark Brostau vorgezeichnete äußere Ringstraße. Die Bautätigkeit hat sich zunächst auf die Ausfüllung der Lücke zwischen Stadt und Rüstervorstadt geworfen; da entsteht längs der Flucht der Hohenzollernstraße, die in schnurgerader Fortsetzung einer dem Südrand des Marktes entsprechenden Hauptstraße aus dem Preußischen (vormals Broster) Tore heraustritt, ein stattliches neues Viertel, beherrscht von dem würdigen Neubau einer Realschule, die zusammen mit den altbewährten Bildungsanstalten (zwei Gymnasien) die Anziehungskraft der Stadt für neuen Zuzug steigern hilft. Und daß wirklich für gebildete Leute, die frei ihren Wohnsitz wählen können, Glogau ein lockender Platz zu werden verspricht, wird schon jetzt niemand verkennen, der mit Behagen die Anfänge des südlichen Landhäuserviertels längs des Rauschwitzbaches durchschlendert und die Tatkraft würdigt, mit der die Stadtverwaltung an die Aufgaben herantritt, die sie selbst sich planvoll vorgezeichnet hat in dem für die Entwicklung Glogaus entscheidungsvollsten Augenblick. Trotz der Fülle der Forderungen, die diese Zeit der Umgestaltung des Stadtbildes stellt, hat man nicht gezögert, ein Elektrizitätswerk nahe dem Bahnhof zu errichten und die Lösung der Trinkwasserfrage durch Anlage eines den Grundwasservorrat in Anspruch nehmenden Wasserwerkes — wie es scheint, mit gutem Erfolge — entscheidend vorzubereiten. Der



Plan von Glogau.

Bebauungsplan hat in wohlerwogener Abstufung von vier Bauklassen den Baucharakter der einzelnen neuen Stadtteile derartig vorgesehen, daß der dichten städtischen Anlage ebenso ihr Recht wird wie den Villenkolonien. Schon sind auch die Bauplätze für die künftige Heimstatt von Anstalten, die aus der Enge der Altstadt sich heraussehnen, ausgewählt, und der Heimat des Andreas Gryphius steht es wohl an, daß sie mitten in den Sorgen der Gegenwart schon daran denkt, auch der dramatischen Kunst am Parkring einen neuen Herd zu bereiten. Auch die Militärstadt Glogau ist an der Stadterweiterung beteiligt mit den im Westen sich erhebenden, nach neuem System in loser Anordnung um einen Platz verteilten Bauten der Pionierkaserne und einem neuen Artilleriedepot.

Wenn so im ganzen Umkreis der alten Bürgerstadt die Grundlinien neuer Gestaltungen dem Boden entsteigen, führt ein Gang über die alte, im Interesse der Schiffahrt der Erneuerung dringend bedürftige Oderbrücke nach der Dominsel in eine Welt stillen Beharrens. Da steht die alte ehrwürdige Kollegiatkirche aus dem 13. Jahrhundert, deren lose angefügten modernen Turm man gern missen möchte, umfangen von Kasernen und Remisen der Artillerie. Das altbürgerliche Element vertreten Ausspannungen und Handwerksbetriebe, die neue Industrie die Zuckerraffinerie der Fraustadter Fabrik. Tritt man hinaus aus den Häuserreihen dieses Viertels, so steht man in flachem Überschwemmungsgelände, aus dem die in Baumgruppen geborgene Redoute von Oberau schwach sich heraushebt. Jenseits der Alten Oder, an deren Mündung auf dem Domplateau der für Pionierübungen erhaltene Malakoff wie ein massiges Denkmal der alten Festung sich heraushebt, liegen in der Niederung der noch jetzt stark befestigte Brückenkopf und jenseits der Posener Bahn ein etwas westlicheres Werk. Das sind die letzten ernst zu nehmenden Reste der alten Festung Glogau. Machen sie gegen Norden und Nordosten Front, so sucht die moderne Stadtentwicklung nun unbeengt ihr Wirkungsfeld in westlicher und südlicher Richtung. Aber neue Verkehrsbestrebungen richten sich neuerdings gerade auf das rechte Stromufer. Nachdem der Anschluß Guhraus an Glogau erreicht ist, gelang es auch für den Nordsaum der Provinz, für Kontopp und Schlawa eine Bahnverbindung mit Glogau durchzusetzen. Am wichtigsten aber wäre es, wenn es gelänge, die neue Verbindung über Lissa und Kalisch nach Warschau möglichst wirksam für Glogau zu gestalten. Das Kreuz der alten Hauptlinien Sagan—Posen, Breslau—Reppen (weiter Berlin oder Stettin) hat sich schon jetzt zur vollsten Leistungsfähigkeit erhoben. Auch der Oderstrom, der seit lange dem Glogauer

Weinhandel die Gewächse Westfrankreichs und Spaniens zuträgt, ist trotz seines Schwankens zwischen störenden Extremen der Wasserführung nun ein so wertvoller Weg für Güterbewegung geworden, daß jede Vervollkommnung der Ladestellen und Hafeneinrichtungen lohnenden Erfolg verspricht. Die Entwicklung der Verkehrslinien schafft auch der Industrie günstigere Lebensbedingungen. So kann die Hauptstadt der niederschlesischen Oderlandschaft (1910: 25 140 Einw.) mit guter Zuversicht nun ihre entfesselte Kraft einsetzen im wirtschaftlichen Wettbewerb mit vormals bessergestellten, zum Teil auf Glogaus Kosten emporgekommenen Nachbarn.

Der älteste, schon in den frühesten Zeiten schlesischer Geschichte genannte Ort derselben Stromstrecke ist die alte polnische Landesburg Bytom, die Heinrichs V. Zug 1109 berührte, auf dem linken Hochufer, dessen zum Brückenschlag einladende Festigkeit schon der Ortsname Brieg, halbwegs zwischen Glogau und Beuthen, betont. Auch die alte Burg Bytom wird wohl nicht östlicher auf der schärfer hervortretenden Uferhöhe bei Nenkersdorf zu suchen sein, sondern an der Stelle des seit Ende des 13. Jahrhunderts an die Feste sich anschließenden gleichnamigen Städtchens, bei dem die Oder sich von den Höhen des linken Talrandes abwendet, um quer durch die Aue zu den Hügeln des rechten hinüberzuziehen, von denen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts das Schloß Karlat die freundliche Tallandschaft und ihren breiten nördlichen Waldrahmen überschaute. Beuthen blieb trotz der für den Verkehr zwischen Sagan und Fraustadt gut gelegenen Fähre auch als Sitz des mächtigen Geschlechtes der Rechenberg (1361—1561) ein unbedeutendes Städtchen, zumal es vom Strome in erster Linie durch ein Mühlenwehr Nutzen zu ziehen suchte, nicht durch Entwicklung freien Verkehrs. Der Freistadter Joach. Curaeus, der 1571 seinen Annalen eine liebevoll sich vertiefende Heimatskunde seines Glogauer Fürstentums einflicht, erwähnt Beuthen nur kurz als einen durch Glogaus Nachbarschaft niedergehaltenen Platz. Aber gerade um jene Zeit schien eine neue Epoche für den Ort anzubrechen. Der Übergang der Herrschaft Beuthen an das hochstrebende Geschlecht der Schönaich sicherte ihm eine zielbewußte, die Vorteile der Lage entwickelnde Pflege. Unter ihr erweiterten sich die Weinberge der Hügellehnen; wie der Anbau der Feldmark, hob sich die Zahl und die Gewerbtätigkeit der Bevölkerung, namentlich die Tuchmacherei. Eine ungewöhnliche schöpferische Kraft bewährte der Stammvater der heute noch blühenden Linie, Georg von Schönaich (1595—1619). Ihm gelang die Neubegründung und der erweiternde Ausbau des weitverzweigten Großbesitzes seines Geschlechts, die

Stiftung zweier Majorate (1610 und 1612). Seinem Unternehmungsgeist war auch eine rasche Hebung Beuthens zu danken. Der schon früher einmal (1534) versuchte, aber an Glogaus Widerspruch gescheiterte Bau einer Oderbrücke (1616) lenkte hierher einen bedeutenderen Verkehr. Die Begründung eines Gymnasiums (1599—1628) war bestimmt, die Stadt zu einem Brennpunkt gelehrter Bildung, aber auch zu einem Hort des Protestantismus zu machen. Der Bau eines neuen Rathauses und eines 100 Ellen hohen Kirchturms war der Ausdruck der Hoffnungen auf eine steigende Entwicklung. Aber die sorgfältige

Beuthen a. O.

Befestigung (1619—1622), die zu ihrer Sicherung unter kundiger Leitung [1]) um die Stadt gelegt ward, zog nur um so rascher hierher die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges. Er vernichtete die hoffnungsvollen Keime des Aufblühens und warf Beuthen wieder in die Rolle eines anspruchslosen Landstädtchens zurück, das überaus anmutig an

1) Andreas Hindenberg, Bürger von Hoyerswerda, im Dienste Seyfrieds von Promnitz auf Sorau, war der Schöpfer der Befestigung von Beuthen, wie derjenigen von Brieg, an der Torstensons Angriff 1643 scheiterte. Vergleiche über seine große Spezialkarte (1635) der Standesherrschaft Pleß (1 : 18000) den Katalog der Geograph. Ausstellung am 13. Deutschen Geographentage zu Breslau (1901).

und über dem hohen Talrand sich eingenistet hat und die Obst- und Weingärten seiner Westseite in langer Lehne über den Triften der Stromaue entfaltet. Der Marktplatz mit dem würdigen, eine Ecke zierenden Rathaus ist reichlich geräumig für den schmalen Häuserkranz, der ihn umfängt, und nur nach dem Bahnhof und anderseits zum Stromübergange je eine längere Straße ausstrahlen läßt. Seit 1627 vermittelte wieder nur eine Fähre den Verkehr mit dem Gegenufer. Erst 1907 ward mit Aufwand von mehr als einer halben Million Mark ein stolzer Brückenbau vollendet. Genügte auch ein Hauptbogen von 102 m Spannweite, um das Strombett zu übersetzen, so forderte die Breite des rechtsseitigen Hochflutgeländes doch 11 kleinere Flutbogen, die dem Bau schon eine Länge von 500 m geben; mit Einrechnung der beiderseitigen Straßendämme bis zum Anschluß an die den Ufern entlang führenden Straßen bleibt der ganze den Talzug überquerende Bau hinter 900 m Länge kaum zurück. So achtunggebietend diese Leistung der kleinen Stadtgemeinde (1910: 3070 Einwohner) ist, wird doch der dadurch auf sie gelenkte örtliche Verkehr die Entwicklung Beuthens, das mit einer großen Dampfmühle, einer Borstenfabrik und einer Kokosteppichfabrik auch gewerblich sich betätigt, schwerlich noch einmal zu vollem Wettbewerb befähigen mit den durch vollkommenere Verkehrsmittel begünstigten Nachbarstädten. Sein Wirkungsfeld ist nun auch von Westen her beschränkt, seit das 18. Jahrhundert nur 10 km entfernt mit anderen Triebkräften eine neue Stadt ins Leben rief.

So verschiedene, aus freiester Entschließung der Herrschergewalt hervorgegangene Maßnahmen zu dem Ergebnis der Entstehung und des Aufblühens der Stadt Neusalz zusammengewirkt haben, lag doch allen dieselbe zeitweilig in Kraft stehende geographische Tatsache zugrunde: die Lage des Ortes am oberen Ende der unbehinderten Schiffbarkeit der Oder. Das bis 1856 sich behauptende Mühlenwehr von Beuthen war das unterste der 13 Stauwerke, welche in der Zeit kleinlichster Zersplitterung Schlesiens zwischen Breslau und der märkischen Grenze allmählich entstanden waren und trotz aller Mahnungen und Verbote der böhmischen Könige den vormals bestehenden Stromverkehr zwar nicht völlig vernichtet, aber doch so erheblich erschwert und gefährdet hatten, daß die Oderstrecke unterhalb Beuthens in der ihr verbliebenen natürlichen Freiheit der Fahrrinne bis zur See ein wertvolles Privileg besaß. Die Tatsache machte sich geltend, sowie eine Zufuhr fremder Massengüter von der unteren Oder her nach Schlesien begehrt oder umgekehrt die Ausfuhr von Erzeugnissen des schlesischen Berglands in die Tiefebene erstrebt wurde. Der erstere Fall trat ein,

als die Finanzpolitik der Habsburger im 16. Jahrhundert den ihr entgegengebrachten Gedanken aufgriff, die bisher durch einen Wettbewerb Wieliczkas, Halles und Lüneburgs gesicherte Salzversorgung Schlesiens künftig mit Seesalz aus den Salzgärten der atlantischen Küste derart zu bewirken, daß durch dessen Zufuhr auf dem Oderstrom der Staat sich in Gestalt von Zöllen oder durch eigene Monopolwirtschaft eine sicher fließende, leicht zu überwachende Einnahmequelle eröffnete. Ferdinand I., der umsichtige Organisator der Verwaltung Schlesiens, betrat diesen Weg und ward rasch durch die Erfahrung belehrt, daß bei dem Zustand der schlesischen Oder nicht in Breslaus Nähe, sondern nur unterhalb des Beuthener Wehrs die Endstation für die Zufuhr des Seesalzes oder Baysalzes, des »Boy«, und die Salzsiederei für die Herstellung des Speisesalzes von diesem Rohmaterial errichtet werden könne. Der kaiserlichen Verwaltung stand dort zwischen den Herrschaften Wartenberg und Beuthen und der Feldmark des Weichbilds Freistadt seit dem Heimfall des Glogauer Fürstentums (1544) ein unbesiedelter Landstreifen am linken Oderufer zur Verfügung in der sogenannten »Freistädter Freiheit«, einem nur mit Holzungs- und Hutungsrechten der umliegenden Städte und Dörfer belegten Gebiet, das als Eigentum des Landesherrn anerkannt war. Dort begründete man 1564 wenig südlich vom wartenbergischen Dorfe Modritz in der Gegend, wo die Oder sich nordwärts wendet, um das bisher verfolgte Glogau-Baruther Haupttal zu verlassen und den nördlichen Landrücken zu durchschneiden, das neue Salzwerk. Die Anlage hieß »Zum neuen Saltze zu Moderitz«, später einfach Neusalz. Sie ward der Kern einer Ansiedlung, die schon vor Ablauf des 16. Jahrhunderts ein eigenes (bis 1651 evangelisches) Kirchspiel bildete und außer den Beamten und Arbeitern des Salzwerks namentlich auch eine Kolonie von Schiffern umschloß. Die bescheidene Entwicklung des Ortes ward auch nicht gestört durch die Umgestaltung der alten Salzsiederei in eine einfache Salzniederlage, die unvermeidlich wurde, sobald am Anfange des 18. Jahrhunderts die Einfuhr des fremden Seesalzes in die Oder durch die Schweden in Stettin gesperrt wurde und der Staat wieder aus dem Elbgebiete das Salz für Schlesien beziehen mußte. Aber niemand hätte geglaubt, daß aus diesem Siedlungskern je eine Stadt erwachsen würde.

Dafür ward entscheidend die Eroberung Schlesiens durch Friedrich II., die bei ihm erwachende Hoffnung, dem einzigen natürlichen Bande, das die neue Erwerbung an den Kern der Monarchie knüpfte, eine kräftigere Wirksamkeit zu geben. Das war möglich durch

Entwicklung des Verkehrs der frei schiffbaren untersten Strecke der schlesischen Oder, durch Hebung des einzigen Platzes, der dort schon die eignen Anfänge einer Schiffahrtstätigkeit aufwies. Der erste schöpferische Eingriff Friedrichs in Schlesiens Siedelungsverhältnisse war 1743 die Erhebung von Neusalz zu einem städtischen Gemeinwesen. Wenn auch die Hoffnungen auf eine schnelle industrielle Entwicklung durch Zuzug von Tuchmachern und Leinwebern sich nur unvollkommen erfüllten und die Errichtung einer Mühlsteinniederlage für die Verschiffung des Erzeugnisses niederschlesischer Sandsteinbrüche nach dem märkischen Diluvialland nur wie eine erste Probe des Erstrebten sich ausnahm, gedieh doch die kleine Schöpfung dank der Ordnung, Gesittung und Arbeitsfreude der vom Grafen Zinzendorf hierher gelenkten Kolonie der Brüdergemeinde. Wohl fuhr 1759 die russische Invasion, deren Spur brennende Städte bezeichneten, auch über Neusalz verheerend dahin. Aber die Volkszahl blieb in langsamer Zunahme (1787: 1500, 1800: 1800 Einw.), bis das 19. Jahrhundert neue Anregungen zu nachdrücklicherem Aufschwung brachte. An die 1816/20 durch Neusalz gelegte Hauptstraße Berlin—Breslau schloß sich ein ganzes Netz von Chausseen, die am Stromübergang von Neusalz zusammentrafen; und wenn auch die erste Eisenbahnverbindung Schlesiens mit der Mark durch den gleichzeitig erstrebten Anschluß an Sachsen weit weg von der niederschlesischen Oder in die Heide verrückt wurde, ist doch der Neusalz belebenden Bahn Breslau—Stettin (1871) nun die Entwicklung von Flügelbahnen nach Sagan und Wollstein gefolgt. Unter den Brücken aber, die Straße und Eisenbahn hier über den Strom führen, zieht ein Schiffahrtsleben hindurch, das durch den Fall der Oderwehre und die Freilegung des Fahrwassers empor bis zu den Breslauer Staustufen nichts an Bedeutung verloren, vielmehr in den letzten Jahrzehnten durch die Verbesserung des Schiffahrtsweges bis nach Oberschlesien empor an Regsamkeit stark gewonnen hat. Neusalz hat bedeutende Mittel aufgeboten, sich durch eine zeitgemäße Hafenanlage daran einen wesentlichen Anteil zu sichern. Ein hart an die Stadt herantretender toter Oderarm erleichterte die Aufgabe der Gewinnung eines 400 m langen, fast 100 m breiten Hafenbeckens; die ausgehobenen Erdmassen erhöhten und verbreiterten den äußeren, gegen das Hochwasserbett des lebendigen Stromes gekehrten Rahmen zu einer unter allen Umständen hochwasserfreien, die Bahngleise und die Speicher aufnehmenden Landzunge. Außerhalb von ihr, im Überschwemmungsgelände selbst, erheben sich die zwei großen zylindrischen Behälter der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft, die durch Aus-

pumpen der im Hafen liegenden Tankschiffe ihre Füllung (90000 Ztr.) empfangen und sie nach Bedarf wieder abgeben an die auf den Bahngleisen unmittelbar zu ihnen heranfahrenden Tankwagen, die das Hinterland versorgen. Der Schwerpunkt des Hafenverkehrs liegt in der Zufuhr von Rohstoffen für die Industrie des Ortes und seiner weiteren Umgebung. Voran steht englisches Roheisen (etwa 30000 t jährlich) für die beiden Eisenwerke der Stadt, die Alte Hütte (1827) der Firma Krause (16—1800 Arb.) und die Paulinenhütte (400 Arb.), aber auch für die Eisenwerke von Mallmitz, Eulau, Primkenau, Modlau. Die Werke der Stadt, von denen das größere eine bedeutende Maschinenfabrikation betreibt, haben an ihre Gußwarenfabrikation (eiserne Öfen) auch die Herstellung von emaillierten Waren angeschlossen; sie bedürfen demgemäß erhebliche Lasten von Kalkstein (30000 Ztr.), der ihnen von Rüdersdorf bei Berlin ebenfalls auf dem Wasserwege zugesendet wird. Von Hamburg empfängt der Hafen Jute für die Fabriken von Freistadt und Suckau, während der großen Garn- und Zwirnspinnerei A. Gruschwitz (über 2000 Arb.) die Rohstoffe von der Eisenbahn herangeführt werden. Noch immer betätigt sich Neusalz in Schiffbau und Reederei. Große Ziegeleien, Drechslereien, eine Leim- und Sandpapierfabrik, eine Korbfabrik, eine Borstenzurichterei vervollständigen das industrielle Bild des Ortes, unter dessen Handelsfirmen eine Großhandlung für Weine, Kaffee und Zigarren eine weit über den Ort hinausreichende Wirksamkeit entfaltet. In der Physiognomie von Neusalz treten allmählich die schlichten Züge des Herrnhuter-Lebens, dessen stille Sitte und Ordnung den Grund des Gemeinwesens gelegt hat, etwas zurück hinter dem rührigen Getriebe moderner Strebsamkeit. Die Stadt hat mit der raschen Mehrung ihrer Volkszahl (1910: 13485 Einw.) und ihres Wohlstands die anderen Städte des Kreises weit hinter sich gelassen. An ihrem Wachstum haben auch die nächsten dörflichen Siedlungen desselben Stromufers ober- und unterhalb von Neusalz, Alt-Tschau (1910: 2160 Einw.) und Kusser (1570 Einw.) sich beteiligt.

Im Gegensatz zu der dichten Besiedelung des linken Talrandes von Glogau bis Neusalz, der zwischen seinen drei Städten auch eine Reihe kräftiger Dörfer und Herrensitze ins Leben rief, ist das vorwiegend flache rechte Ufer schwach bewohnt. Nur an dem einen Punkte, wo die Oder, nachdem sie von Beuthen aus nordwestwärts die Niederung ganz durchmessen, den rechten Talrand unmittelbar berührt, erhebt sich auf seiner niedrigen, aber steilen Höhe, zwischen Obst- und Rebengärten über die Eichen der Aue weit ins Land hinausschauend, Schloß Carolath. Der Name ist eine latinisierende

Umgestaltung einer alten slavischen Form Karlat, die im Volksmund ziemlich unverändert (Karlaten) sich erhalten hat. Schon die Herren von Rechenberg hatten im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ihren Wohnsitz von Beuthen hierher verlegt. Das heutige Schloß, ein in das Landschaftsbild als wirkliche Zierde sich einfügender Renaissancebau, ist 1600 errichtet von dem tatkräftigen Georg von Schönaich, und bleibt, wenn auch das 18. Jahrhundert noch an seiner Erweiterung tätig war, eines der stattlichsten Monumente der Blüte Schlesiens vor dem Dreißigjährigen Kriege. Es ist die Residenz des Fürstentums Carolath-Beuthen (16154 ha), das zu beiden Seiten der Stadt jenseits der Oder bis in den Sprottauer Kreis (Milkau, Suckau, Bockwitz) hineingreift, seinen räumlichen Schwerpunkt aber rechts der Oder in der Carolather Heide hat, bis in die Nachbarschaft des Schlawer Sees. Westlich von diesem großen Waldgebiete liegt gegenüber von Neusalz der kgl. Forst Tschiefer, teilweise noch auf der Carolather Höhenplatte, teilweise in der Oderniederung — ein prächtiges Stück alter, vom Strome immer neu erfrischter Eichenwaldung. Während hier der Hochflut des Stromes eine seeartige Ausbreitung vergönnt ist, wird in dem nördlich gerichteten Talzug von Neusalz bis zur Mündung der Faulen Obra bei Tschicherzig der stark gewundene Flußlauf meist durch nahe Deiche eingeengt, hinter denen die Niederungen bei der Durchlässigkeit des vorwiegend sandigen Erdreichs leicht durch Spiegelschwankungen des Grundwassers leiden, die dem Schwellen eines Hochwassers in ziemlich kurzem Abstand folgen. Die Ortschaften rücken beiderseits meist etwas vom Strome ab auf den sicheren Höhenrand. Nur an der Milziger Fähre zwischen Saabor und Boyadel (1580 Einw.) treten in der Richtung des Verkehrszugs von Grünberg nach Kontopp und Schlawa die Gegenufer in engere Fühlung.

Schon auf märkischem Boden liegt der Eintritt der Oder ins Warschau-Berliner Haupttal zu Füßen der gegen die Mittagssonne gekehrten Weinlehne von Tschicherzig. Die bisher einander in geringer Entfernung parallel ziehenden Deiche der beiden Oderufer schwenken rechtwinklig ab, der rechte nach Osten, um das einmündende Tal der Faulen Obra aufwärts zu begleiten, der linke westwärts zum Schutze der Grünberger Niederung gegenüber dem Rande der Züllichauer Höhenplatte. Die Grenze der beiden Provinzen folgt nicht dem heutigen Stromstrich, sondern zeichnet, mit zahlreichen Windungen auf das linke Ufer übergreifend, die zum Teil als krumme Altwasser erhaltenen Serpentinen eines älteren, bis 1774 ungeregelten Oderlaufs. Die schlesische Oderniederung ist hier beinahe unbewohnt. Auch das nach seinem Grundherrn benannte Rothenburg a. O. (bis

1690 Neu-Nettkow), ein Ackerstädtchen (1120 Einw.) mit Winzern und Tuchmachern, liegt trotz seines Namens nicht an der Oder, sondern schmiegt sich abseits zwischen waldige Sandhügel; die von ihm ausgehenden Bahnlinien nach Stettin und Posen überschreiten auf weit getrennten Brücken den Strom. Der Ort war 1482 mit dem Crossener Ländchen märkisch geworden und gewann Bedeutung als Sitz einer protestantischen Grenzkirche, an die weithin aus der Grünberger Gegend die Schlesier sich hielten. Erst 1816 wurden Rothenburg, Polnisch-Nettkow — dem merkwürdigerweise auf dem rechten Ufer Deutsch-Nettkow gegenüberliegt —, Drehnow und Läsgen zum Grünberger Kreise geschlagen. Läsgen, am steilen Rande des Odertals gelegen, ist seither Schlesiens nördlichstes Dorf. Die eingedeichte Niederung entwässert ein träger, streckenweise ganz gerade gerichteter Graben talabwärts nach Crossen. Dieser Platz auf den Wiesen an der Mündung des Bobers war einst die Landesburg der Nordwestecke Schlesiens. Wald deckt die südlichen Rusdorfer Hügel, die frisches Quellwasser senden, Reben die sonnigen Hänge des nördlichen Talrandes. Märkische Heiratspolitik sicherte sich das Erbe dieser Stadt des Glogauer Fürstentums samt Züllichau, Bobersberg, Sommerfeld (1482). Aber der Naturbetrachtung Schlesiens darf der Punkt, an dem in 36 m Meereshöhe seine beiden großen Flüsse sich vermählen, auch ferner als das natürliche Ende seines Gebietes gelten.

2. Die Landrücken.

Daheim.

Ein Weg durch Korn und roten Klee,
Darüber der Lerche Singen,
Das stille Dorf, der helle See,
Süßes Wehen, frohes Klingen.

Es wogt das Korn im Sonnenbrand,
Darüber die Glocken schallen, —
Sei mir gegrüßt, mein deutsches Land,
Du schönstes Land vor allen.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Die Hügelwellen, die den niederschlesischen Oderlauf begleiten, sind — wie schon die dichte Streu slavischer Namen andeutet und die vorgeschichtlichen Funde unzweideutig beweisen — ein Gebiet alter Ansiedelungen. Neben dem ungebändigten Strome boten sie den frühesten Ankömmlingen trocknen, festen Grund für Wohnung und Wege, artbaren Boden für den Anbau, freie Umsicht über das vorliegende Gelände. Obst- und Weinbau fanden hier eine sonnige

Heimstatt, sicher vor den Frösten der Niederung. Zu diesen Vorzügen, die am frühesten gewürdigt wurden, fand die Neuzeit einen weiteren, lange unbekannten: sie entdeckte die Braunkohlenlager des tertiären, nicht überall von mächtiger Diluvialdecke verhüllten Kerns dieser Hügel. Das Schürfen nach ihren Flözen hat auch in den Aufbau dieser Bodenwellen manch lehrreichen Blick eröffnet. Die kräftige Faltung der Flöze entspricht ziemlich der Oberflächengestalt; an dem steileren Nordhang sind besonders starke Lagerungsstörungen gefunden worden, die nicht auf die tertiäre Grundlage sich beschränken, sondern auch das Diluvium mit einbeziehen; bei Grünberg erscheint es in 120—150 m Tiefe wieder, an der Sohle des Tertiärs. Die Erfahrungen, die man heute an vielen Stellen des Norddeutschen Tieflands schon gewonnen, lassen keinen Zweifel, daß es sich wirklich — wie Otto Jäkel hier als erster erkannte — um Schubwirkungen der südwärts vordringenden nordischen Eisdecke handelt [1]).

Einen besonders freundlichen Charakter hat der südliche Landrücken, der von Steinau und Köben, also einem Oderlauf von weniger als 90 m Höhe, rasch anschwillt zu Hügeln von 200 m. Landschaftlich eindrucksvoll ist der Nordrand, wo unter frischer, auch Laubholz umschließender Waldung bei Dalkau Weingärten voll prächtiger Tafeltrauben an sandigen Lehnen sich sonnen und reicher Erntesegen der welligen Oberfläche fruchtbaren Diluviallehms entsproßt. Den behaglichen Herrensitzen der Rittergüter, die hier mit vielen Dörfern sich paaren, fehlt auch nicht der Hintergrund einer ehrwürdigen Vergangenheit. Um alte Kirchlein von schlichter Bauart reihen sich bisweilen hohe Rittergestalten und steife Frauen alter Geschlechter, stolze Grabmäler des 16. Jahrhunderts. Manch aussichtsreiche Höhe krönt eine weit in die Ferne schimmernde Kapelle. Für die Besitzverteilung in diesem Hügellande der Kreise Steinau, Glogau, Freistadt ist charakteristisch das Vorwalten von Rittergütern von mäßiger Größe. Der einzige ganz bedeutende Großbesitz des kgl. Haus- und Kron-Fideikommisses, zu dem die Prinzen Heinrich und Ferdinand schon unter Friedrichs Regierung den Grund gelegt, umfaßt zwar im Kreise Glogau allein 7450 ha und hat einen festen Kern in dem großen Töppendorfer Forst (3250 ha), aber die Bewirtschaftung durch einzelne Pächter schwächt bei den neun zugehörigen Gütern doch den Eindruck ab, den einheitliche große Latifundien machen. Auch von dem großen Graf Schlabrendorfschen Majorat Seppau (2305 ha) fällt hierher nur das wertvolle Hauptgut (426 ha); die übrigen größeren

1) Zeitschr. der Deutschen Geol. Ges. 39. 1887, 277—300.

Flächen liegen im Sandland jenseits der Oder. Der einzige 2000 ha übersteigende adlige Besitz auf dem Südlichen Landrücken ist des Frhn. v. Tschammer Majorat Quaritz mit den Rittergütern Meschkau und Brunzelwaldau (Kr. Freistadt). Allerdings ist gerade in diesem Landstrich die Güte des Bodens so ungleich, daß sie über die Abstufung des Wertes der Güter die Hauptentscheidung gibt. Tüchtiger Boden nährt die kräftigsten Dörfer (Gramschütz 1340, Jätschau 1254, Rauschwitz 1292 Einw.).

Städtischem Leben ist die Natur dieses reizvollen Hügellandes nicht hold. Jenseits des Durchgangs der von Glogau nach Steinau, Liegnitz, Sagan ausstrahlenden Straßen durch den Höhenrücken liegen die kleinen Städte Raudten (1910:1410 Einw.), Polkwitz (1910:1610 Einw.) und der Flecken Quaritz (1750 Einw.), wohl berührt, aber kaum belebt vom Verkehr, selbst wenn er — wie bei Raudten — einen Knotenpunkt von Schienenwegen schafft. Auf der Nordabdachung des Landrückens, wo die Straßen von Beuthen und Neusalz zu seiner Übersteigung zusammentreffen, liegt Neustädtel, ein Ackerstädtchen mit eifriger Schuhmacherei (1910: 1580 Einw.). Neben diesen Orten nimmt im Sieger Tale Freistadt (1910: 4770 Einw.), eine Gründung des 13. Jahrhunderts im Anschluß an eine alte slavische Siedelung (Kozuchow), sich beinahe bedeutend aus. Die von seinem berühmten Sohne Joachim Curaeus hervorgehobene Lage auf freier, luftiger, sanft geneigter Fläche, zentral zwischen Grünberg, Beuthen, Sprottau, Sagan, immer drei Meilen entfernt von jedem, mag in den Zeiten, da diese Entfernung eine Halbtagsleistung war, der Stadt eine Rolle in der Verkehrsvermittlung gesichert haben, auch heute für den Marktverkehr, z. B. den Freistadter Pferdemarkt, einen Vorteil bieten. Das Zeitalter des Chausseebaues hat nach den Napoleonischen Kriegen mit der Hauptstraße Berlin—Breslau, die von Grünberg über Freistadt, Neustädtel, Quaritz, Polkwitz nach Lüben und Parchwitz zog, dem Ort noch einmal einige Bewegung zugeführt. Aber seit die Oderschifffahrt aufblühte und die Eisenbahnen erst die Heideflächen Niederschlesiens, dann das Odertal vorzogen, blieb Freistadt auf der Höhe weiter und weiter hinter der jungen Stadt Neusalz zurück. An dieser Entwicklung kann es auch nichts ändern, wenn die Anziehungskraft der recht exzentrisch gelegenen Kreisstadt auf sie und nicht — wie es natürlich gewesen wäre — nach der überlegenen Stadt am Strome die Konvergenz der Sekundärbahnen von Sagan und Haynau verlegt hat. Der industrielle Betrieb (Spinnerei, Weberei, Maschinenfabrik) hebt die Stadt wenig heraus über die Umgebung, die auch in den Dörfern des Landrückens einzelne bemerkenswerte Unternehmungen

ins Leben rief, so die Flachsspinnerei Suckau (Kr. Sprottau), wenig südlich von Neustädtel.

Westlich von Freistadt scheint sich auf den gegen den Bober zu sich allmählich senkenden Höhen des Landrückens bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts ein zusammenhängendes Waldgebiet behauptet zu haben. Die vielen auf -waldau ausgehenden Ortsnamen halten seine Erinnerung fest, und einen bedeutenden Rest bilden noch die Naumburger und die über die märkische Grenze übergreifende Paganzer Heide. Da auch jenseits des Bobers große Forsten sich ausdehnen, flocht ursprünglich nur sein Tal einen Streifen von Kulturleben durch dieses Waldland. Der herzoglichen Kastellanei auf dem Burghügel am Fluß gesellte sich 1227 wenig südlicher ein Kloster der Augustiner von Arrovaise bei, das 1284, als der Orden nach manch üblen Erfahrungen in bewegten Zeiten in das sicherere Sagan übersiedelte, nur als Propstei fortbestand. Ungestört war hier 1530 schon die Reformation heimisch. Ihre scharfe Unterdrückung nach dem Dreißigjährigen Kriege drängte die überzeugungstreuen Bekenner über den Grenzfluß hinüber auf das linke Boberufer. Dort erwuchs aus einem vormaligen Neudorf auf kursächsischem Boden durch Zuzug schlesischer Exulanten, namentlich betriebsamer Handwerker, 1659 ein Städtchen, dessen Name (Christianstadt) an Christian I. von Sachsen, Markgrafen der Niederlausitz, den Verleiher des Stadtrechts, erinnert. Er hatte einen unbequemen Anfangsbuchstaben für den drolligen Einfall, dies C für den Grundriß des Städtchens als Vorbild zu wählen. Diese nun zur Mark gehörige Siedelung, selbst nur ein kleiner Tuchmacher- und Weberort, entzog natürlich dem gegenüberliegenden Naumburg a. B. (1910: 830 Einw.) noch etwas von der an sich bescheidenen Entwicklungsfähigkeit. Neben Ackerbürgern und Obstbaumzüchtern sind dort Hüttenleute tätig, denen Schweden seine Nickelerze, der Bober seine Wasserkraft bietet. Bei Alt-Kleppen, wenig östlicher, wird ein 3 m mächtiges Braunkohlenflöz abgebaut.

Unmittelbar nördlich von Naumburg kreuzt der Bober das Glogau-Baruther Haupttal. Das Odertal von der Bartschmündung bis Neusalz findet von dort westwärts wohl noch im Tale der Ochel und des Landgrabens (70—75 m) eine deutliche Fortsetzung, aber bei dem Bemühen, die alte Verknüpfung mit dem Sablather Bruch (78—76 m) und der Sommerfelder Niederung in der Richtung gegen den Spreewald hin nachzuweisen, begegnet die bisher einzig mögliche Oberflächenbetrachtung zu beiden Seiten des Bobers einer breiten waldigen Sandfläche von etwas höherer Lage (80—85 m). Erst die

geologische Spezialuntersuchung kann Klarheit bringen, ob etwa Flugsand hier den alten Tallauf zudeckte.

Im Ocheltale beginnt bereits die für den Nördlichen Landrücken, dessen sandige Höhen große Waldungen tragen, charakteristische Entwicklung großräumiger herrschaftlicher Besitzungen. Im Grünberger Hügellande, das nur in der Nähe der Stadt 200 m übersteigt (Meiseberg 221 m), sonst meist zwischen 100 und 150 m sich hält, folgen von Ost nach West aufeinander fünf Großbesitze:

Die Herrschaft Deutsch-Wartenberg der Freifrau v. d. Lancken-Wakenitz (6724 ha, etwa 3000 ha Wald). Das Städtchen (1910: 860 Einw.) am Austritt der Ochel in die Oderniederung war 1690 bis 1776 die Hochbur der Jesuiten in der Nordwestecke Schlesiengs; der prunkvolle Barockbau der Kirche ist ein Denkmal ihres unvergessenen Wirkens. Das Schloß in Günthersdorf, ein Bau der Herzogin von Sagan (1840), in einem wohlgepflegten Park, ist heute der Sitz der Herrschaft. Nördlich ist ihr benachbart

die Herrschaft Saabor (4500 ha, 2300 Wald) des Prinzen von Schönaich-Carolath. Zwischen dem Marktflecken (920 Einw.) und dem 36 ha messenden Spiegel des Sees errichtete ein Held der Türkenkriege, General v. Dünnewald, um 1680 ein Schloß, das dann 1745 ein natürlicher Sohn Augusts des Starken, General Graf Cosel, weiter ausgestaltete; den Festsaal preist Lutsch als ein Meisterwerk der Rokokokunst. Seit 1783 sind die Schönaich-Carolath hier Herren.

Die Stadtgemeinde Grünberg hat in den Rittergütern Krampe und Lansitz (2255 ha, 1204 Wald) jetzt einen ansehnlichen Landbesitz. Südlich von ihr liegt

die Herrschaft Buchelsdorf (1930 ha) des Frhrn. v. Knobelsdorff, westlich

die Majoratsherrschaft Polnisch-Nettkow (in Schlesien 8423 ha, 3274 Wald) des Grafen v. Rothenburg.

Mitten in diesem waldreichen Gebiete, in einer Lichtung der über Höhen und Niederung sich breitenden Kiefernheide, ward — wohl im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts — Grünberg begründet. So alt wie die Stadt selbst mögen ihre alten Nahrungsquellen sein: Weinbau und Wollweberei, die in den Städten des Niederschlesischen Landrückens und der Niederlausitz so oft sich paarten. Über die Enge des mittelalterlichen Mauerkranzes hinausgewachsen, zieht die Stadt sich in einer gegen Nordwest geöffneten Talmulde am Nordhang des Landrückens hinab. Die umfangenden, sanft anstrebenden Höhen zeigen, wenn das Grün des Weinlaubs und die Blütenfülle der Obst-

bäume fehlen, allenthalben die gelbe Farbe ihres groben, mit Kiesbrocken und spärlichen nordischen Geschieben durchmischten Sandes. Wein- und Obstgärten sind eng vereint. Dünnstehende Baumreihen durchziehen die Weinberge. Das Landschafts- und Kulturbild der dürren Höhen ist höchst eigentümlich; am ehesten erinnert es an die pliozänen Sandhügel des nordöstlichen Apenninenrandes. Nahe seiner Polargrenze hat der Weinstock hier nicht ganz ununterbrochen sich zu behaupten vermocht. Die Winter 1431/32, 1453/54, 1513/14 vernichteten die Weinberge so gründlich, daß erst nach mehreren Jahren eine neue Lese zu erzielen war. Erst nach einer ähnlichen Katastrophe 1802/03 lehrte ein weitgewanderter Kammsetzer Fritsche seinen Mitbürgern, daß es möglich sei, nach Beseitigung der erfrorenen Stöcke aus deren lebenskräftig gebliebener keimfähiger Wurzel schnell wieder Erträge zu gewinnen. Die allgemeine Anwendung seines Verfahrens überwand die Frostschäden des Winters 1840/41. Verbesserungen in der Sorgfalt der Ernte und des Kelterns hoben seit 1825 die Güte des Erzeugnisses, und die von dem Hirschberger Kaufmann Karl Sam. Häusler seit 1827 angeregte Verwertung des Grünbergers zur Schaumweinfabrikation schuf einen seitdem erfreulich aufgeblühten, erst von hier aus auch in westlichere deutsche Weingaue übertragenen Industriezweig. Ihm folgte später die Kognakfabrikation. In ertragreichen Jahren wird auch der Versand von Tafeltrauben bedeutend. Dennoch hat der Weinbau in den letzten Jahrzehnten eher eine Einschränkung erfahren. Er ringt mit dem Steigen der Arbeitslöhne, die den Ertrag so völlig verschlingen, daß dem mit fremden Hilfskräften arbeitenden Besitzer kaum noch ein Gewinn bleibt. So ist es im wesentlichen die Arbeit des kleinen Bürgers, die den Weinbau auf wenig günstigem Boden unter einem strengen Klima hier aufrecht hält. Es liegt ein Stück Idealismus in der unermüdlichen Ausdauer, die den alten Ruhm Grünbergs, den Vorposten einer edlen Kulturart zu bilden, nicht erlöschen lassen will. In steigender Entwicklung befindet sich dagegen die Obstbaumpflege. Ernste Krisen hat auch das Hauptgewerbe der Tuchmacherei zu bestehen gehabt, ehe sie aus den alten Formen des mittelalterlichen Zunftlebens auf den Boden modernen Fabrikbetriebes herübergelangte. Für diesen Übergang war von hilfreicher Bedeutung die Entdeckung der Braunkohlenlager im Südwesten der Stadt durch Kaufmann Pohlenz im Jahre 1839. Die fachmännische Untersuchung ihrer Verbreitung führte zur Eröffnung zweier Schächte im Westen der Stadt, die auf zwei 4 m mächtige Flöze in unregelmäßiger Sattelstellung bauen. Auch bei Saabor ward ein 4—10 m mächtiges, zu einem Sattel zusammengeschobenes Flöz in

Angriff genommen. Für die Grünberger Industrie, die nur in ihren Anfängen mit der bescheidenen Wasserkraft der Lunze sich behelfen konnte, war nun eine neue, nicht so eng begrenzte Kraftquelle erschlossen.

Im Kampfe um die Behauptung der wirtschaftlichen Stellung und im Wechsel der äußeren Schicksale ist auch die Entwicklung der Stadt keine beständig aufsteigende gewesen. Selbst der Wert der Lage hat wiederholte Veränderungen erlitten. Als äußerster Vorposten der habsburgischen Kronländer ward Grünberg zum Organ ihrer Fühlung mit Kurbrandenburg. Als Halbwegstation zwischen Breslau und Berlin ward es seit 1662 von dem aus einer Reitpost allmählich zu einer Wagenverbindung sich entwickelnden Postverkehr berührt. Hatte der Nordische Krieg, den das Deutsche Reich vom Spanischen Erbfolgekrieg getrennt zu halten wünschen mußte, auf Grünbergs Umgebung, die Polen und Kursachsen schied, unerwünscht die Aufmerksamkeit gelenkt bei Aufstellung der Neutralitätsarmee (1711), so gewann Grünberg eine besondre Bedeutung für Preußen, als dessen neue schlesische Erwerbung hier zwischen Sachsen und Polen nur in etlichen 40 km Breite mit dem Kern der Monarchie zusammenhing. Nicht weniger als 44 mal ist deshalb Friedrich der Große in Grünberg gewesen und hat — auch wenn er manchen Scherz über den Grüneberger machte — doch Weinbau und Tuchmacherei der Stadt stets aufmerksam im Auge behalten. Den Verwaltern der Provinz Schlesien lag Grünberg etwas unbequem abseits, »zu sehr im Zipfel«, wie der Oberpräsident von Merckel sich ausdrückte. Auch nach der Erwerbung eines Teiles der Lausitz (1815) blieb Grünberg noch ein Vierteljahrhundert der unbestrittene Vermittler der Beziehung Schlesiens mit der Hauptstadt des Staates auf der 1820 vollendeten großen Chaussee. Erst das Zeitalter der Eisenbahnen legte den Knotenpunkt des Verkehrs Breslaus mit Berlin und mit Dresden weit südwärts in die Görlitzer Heide. Spät (1871) gewann Grünberg einen Schienenweg nach Berlin und Breslau, den nun im nahen Rothenburg die Linie Leipzig—Posen kreuzt. Für die Beherrschung der näheren Umgebung verfügt es über einen 10strahligen Stern vortrefflicher Landstraßen. In deren harmonischer Verteilung kommt deutlich die Selbständigkeit der Stadt zum Ausdruck, die gleichmäßig der Anziehungskraft Breslaus wie Berlins ferngerückt, sich selbst ihr Dasein gestalten muß, ohne einem Platze zweiten Ranges, wie Frankfurt oder Görlitz oder Liegnitz, sich als Trabant unterzuordnen (1910: 23160 Einw.).

Noch bleibt uns ein Blick auf Niederschlesien rechts der Oder, »ins Jenseits«, wie die Grünberger wohl scherzhaft sagen. Die

Erwartung, dort ein zusammenhängend entwickeltes kräftiges Mittelglied zwischen den Grünberger und Guhrauer Hügeln vorzufinden, erfüllt sich nicht. Vielmehr säumen das rechte Oderufer bei Glogau breite, dem Hochwasser zugängliche Wiesenniederungen (74 m), gegenüber von Neusalz bei Tschiefer (einst Przybor) ausgedehnte Eichenwaldungen (65 m), alljährlich erfrischt und gedüngt von der Überschwemmung. Hinter den Deichen liegen Dörfer mit sandiger Feldmark und unabsehbare Wälder auf sandigem Boden. Der bisweilen zu Kies sich vergröbernde, auch Felsblöcke bergende und tragende Sand hebt seine Oberfläche nordwärts zu Hügeln von 100—130 m, hinter deren raschem Nordabfall tief gebettet (etwa 60 m) und von trägen Wasserläufen verbunden, ansehnliche Seen liegen, angeordnet in einem nach Süden konvexen Bogenzuge. Erst nördlich von diesem lockren Seengürtel steigt das Land wieder sanft an zu einer flachen Schildwölbung (80 m) ungemein geschiebereichen Lehms. Den nächsten Abschnitt, der teils lehmigen, teils sandigen Diluvialplatte bildet der große Talzug des Obrabruchs, den das Nordende des Grünberger Kreises noch erreicht. Man kann diese Folge von Landgürteln nicht überschauen, ohne der Annäherung an das seenreiche Moränengebiet des Südens der Provinz Posen sich bewußt zu werden und mit ihm die Bodengestalt des äußersten Nordens von Schlesien in Verbindung zu bringen.

Der Schlawaer See (1135 ha, 57 m hoch) und die ihm benachbarte Seengruppe von Polnisch-Tarnau erscheinen nur als die nordwestlich gestreckten westlichen Glieder eines Bogenzugs von Moränenseen, dessen nordöstlich gestreckten Ostflügel der kleine Damm-See und die Seen von Ilgen (Kr. Fraustadt) bilden, während der Glog-Teich und andere Sumpfweiher im Süden von Strunz die letzten Reste der mittleren Front dieses Seenbogens darstellen. Die Einheit dieses Seengürtels verbürgt der feste Zusammenhang seines steilen Hügelrahmens vom Schmiegeler Kreise bis zu den Strunzer Bergen (130 m) und die klare, wenn auch nicht ununterbrochene Fortsetzung dieses zu geringerer Höhe sich niederlassenden Bogenzugs von Höhen im Süden der Seen von Poln.-Tarnau und Schlawa. Die Begehung dieser Hügel, die unverkennbar die Stellung einer Endmoräne einnahmen, um den Rand des großen Lappens der nordischen Eisdecke, der die geschiebereiche Grundmoränenschüttung der Strunzer Ziegeleien hinterließ, ergab zwar nirgends eine Blockpackung, wie sie an manchen Punkten der südbaltischen Endmoränen auftritt, wohl aber die kiesig-sandige, an Lehnen und Scheitel auch ansehnliche Blöcke führende Erscheinungsform der Moränenzüge, wie sie in weiter Verbreitung in

Norddeutschland bekannt ist. Den Strunzer Bergen lagert im Süden noch die am weitesten vorgeschobene Moränenlandschaft von Bienemühl vor, deren kleine Seen der Vertorfung verfallen sind.

In diesem Zusammenhange wird besser als durch die älteren Versuche einer kühnen Anknüpfung an ein angebliches altes Oderbett die morphologische Stellung des Schlawaer Sees verständlich, des größten (angeblich 11 m tiefen) Wasserbeckens innerhalb Schlesiens. In wechselnder Breite (500—1500 m) zieht der von dem Schilfkranz sanft ansteigender Waldufer, aber auch von etlichen freundlichen Dörfern gesäumte See fast 10 km lang von dem mit dem Schloßpark eng verbundenen Städtchen Schlawa nordwestwärts bis in die Nachbarschaft von Kontopp; den blauen Spiegel furcht nur selten der Kahn eines Jägers oder Fischers, der im gräflichen Dienst seinem Berufe nachgeht. Der See ist im wesentlichen nur ein großer Fischkasten des Grundherrn, der namentlich Zander, aber auch starke Welse birgt, und es bleibt höchst fraglich, ob der bevorstehende Anschluß Schlawas an das Netz der Schienenwege die Wirkung haben wird, die auf schlesischem Boden nicht zum zweiten Male wiederzufindenden Reize dieser Seeufer den schlesischen Naturfreunden allgemeiner zugänglich zu machen [1]).

Das Auftreten kleiner Städte und Marktflecken, wie Schlawa (1180 Einw.) am oberen Ende seines Sees, Kontopp (1135 Einw.) in der Niederung der Faulen Obra, erinnert schon an einen Siedelungstypus der Nachbarprovinz Posen. Wir sind nicht fern von Schlichtingsheim, Schwetzkau, Priment, Kiebel, Kopnitz, Unruhstadt.

Für die gesamte wirtschaftliche Charakteristik der nordöstlichen Anteile der Kreise Glogau, Freistadt, Grünberg ist entscheidend der Großgrundbesitz. Seinen zentralen Kern bildet hier die Hauptmasse (14613 ha) des Fürstentums Carolath-Beuthen [2]), namentlich sein zwei Quadratmeilen deckender prächtiger Forst. Darum reihen sich im Südwesten innerhalb der Neusalzer Oderbiegung die Kgl. Oberförstere Tschiefer (4573 ha), die Eichenwald der Stromaue mit Nadelwald der Diluvialsandfläche verbindet; im Südosten jenseits des großen Dorfes Kuttlau (1310 Einw.) der Glogauer Stadtforst (2770 ha [3]); im Nordosten die Majoratsherrschaften Schlawa und Pürschkau (4639 ha) des Grafen v. Haugwitz auf Namiest bei Brünn. Nordwestlich des

1) Eine sorgfältige Schilderung des Sees gab der Botaniker Limpricht. 48. Jahresber. der Schles. Ges. für vaterl. Kultur 1870, 106—121.

2) Gesamtfläche samt den bis in den Sprottauer Kreis reichenden Gütern des linken Oderufers 16154 ha.

3) Dazu 3 städtische Rittergüter von 488 ha.

Schlawaer Sees liegen die Rittergüter Kolzig (2200 ha, Herr v. Klitzing) und Kontopp (2113 ha, Rittmeister E. Förster), und an der Oder, gegenüber von Saabor, die Fideikommißherrschaft Boyadel (3396 ha) des Generals v. Scheffer. Nördlich von dieser folgt gegen die Faule Obra zu die Herrschaft Kleinitz (4486 ha) der Fürstin Radziwill. Die Grundherren sind meist auch die Träger des bescheidenen Industriebetriebs dieser Gegend (Brennereien). Eine aus der Natur des Bodens erwachsende Besonderheit ist die zu Driebitz (Kreis Glogau) und zu Schlawa in großem Maßstabe betriebene Fabrikation von Hartziegeln (Kies verbacken mit Kalk). Kleine Feldbahnen führen aus den ziemlich flachen (3—5 m), aber sehr ausgedehnten Kiesgruben das Rohmaterial an die Ziegelöfen heran, Kalk wird aus erheblicher Entfernung herangeschafft.

Die Namengebung vieler Orte in diesem Landesteil läßt keinen Zweifel über den slavischen Ursprung. Bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erhielten sich in Kleinitz (1510 Einw.) polnische Volkselemente. Aber seither ist das ganze Grenzgebiet rein deutsch geworden. Die Gegenwart hat darüber zu wachen, daß es so bleibt. Unverkennbar dringt aus dem slavischen Kern der Provinz Posen eine Welle polnischer Zuwanderung gegen Schlesiens Grenze heran. In den Nachbarkreisen Fraustadt, Schmiegel, Bomst dringen slavische Zuwandrer auch in früher rein deutsche Gemeinden ein und ändern die Verhältniszahl der Mischung. Schon machen sich ähnliche Erscheinungen auch auf schlesischem Boden bemerkbar. Der Übergang des Rittergutes Strunz (1052 ha) in die Hand eines polnischen Güteragenten hat nicht so stark gewirkt, wie man zunächst befürchtete, ist aber schon nicht ganz ohne Spur in der Volksmischung geblieben. Auch bei Schlawa ist ein Herüberdrängen polnischer Elemente zu bemerken. Unter diesen Umständen ist es wichtig, durch die Verkehrsentwicklung den durch die Natur nur unvollkommen gesicherten Anschluß an ein kräftiges deutsches Kulturzentrum zu festigen. Dem Manne, der darauf bestand, Schlawa nicht allein an das Posener Bahnnetz anzuschließen, sondern auch an Glogau, wird diese rechtzeitige Einsicht unvergessen bleiben. Gerade weil man seinerzeit es versäumt hat, die durch einen polnischen Eingriff (1340) in Schlesiens Nordgrenze gerissene Lücke durch Wiedervereinigung des Fraustadter Ländchens mit ihm zu füllen, haben die Schlesier allen Grund, auf das stille, von Obra und Oder umklammerte Gebiet ein achtsames Auge zu haben.

Ortsregister.[1])

(Wichtige Stellen sind durch den Druck hervorgehoben.)

Abendburg, Die, auf dem Isergebirge II 483.
Abendröte, Grube b. Rothenbach Kr. Landeshut II 287.
Abendstern, Grube bei Altwasser II 242. 248.
Achthuben Kr. Neustadt II 172.
Adelnau Prov. Posen 277. II 419. 440. 454. — Kreis II 429. 442.
Adelsbach Kr. Waldenburg 143. II 211. 287. 292. 338.
Adelsdorf Kr. Goldberg II 546.
Adersbach in Böhmen 91. 403. II 275. 291. 610.
Adler, Die Wilde (Erlitz) 72. 73. 74. 75. II 251.
— Die Stille 401. II 251.
Adler-Gebirge 69. **72—74**. 75. 142. 151. 241. 280.
Agnetendorf Kr. Hirschberg 101—249. II 487. 514.
Albendorf Kr. Neurode **79**. 147. II 249. 265. **268**.
Albendorf, Preuß.-, Kr. Landeshut 88. 90. II 291. 292.
Albrechtsdorf Kr. Rosenberg II 9.
Allerheiligen-Berg b. Schlegel II 270.
Alliancestollen (1791) bei Rothenbach II 243.
Altenberg Kr. Schönau 111. II 530. 531.
Altenlohm Kr. Goldberg II 473.
Altewalde Kr. Neiße II 319.
Altmannsdorf, Alt-, Kr. Frankenstein II 319.
Altstadt i/M. 62. II 254.
Altteich Kr. Rothenburg 278.
Altvater-Gebirge 41. 43. 53. 55. 56. 57. 58. **59—62**. 63. 96. 142. 143. 241. 270. 285. II 190. 251. 306. 379.
Altvaterwald, Der 64.
Altwasser Kr. Waldenburg (L 17321) 84. II 216. 238. 240. 241. 242. 248—250. 257. 279. 281. 282. **284**. 285.
Alzenau Kr. Brieg 380.
— Kr. Goldberg 380.
Amalienthal Kr. Wartenberg 363.
Andrychau, Galizien 51.
Anhalt, Neu-, Kr. Pleß 363. II 86.
Annaberg Kr. Ratibor II 93.
Annaberg, Der, in O/Schl. 22. **127**. **129**. **130**. 155. **168**. 224. 264. **296**. 360. II 6. 33. **125**. 126. 127. 145. 158.
Annaberg, Der, b. Bärenwald a. d. Wilden Adler 72.
Annaberg, Der, b. Neurode II 271.
Annakapelle bei Seidorf II 515.
Antonia Kr. Oppeln 360.
Antonienhütte Kr. Kattowitz (9290) II **117—119**.
Antonin Prov. Posen II 443.
Armenruh Kr. Goldberg II 546.
Arnau in Böhmen 404.
Arnoldsdorf Kr. Neiße 41.
Arnsberg Kr. Hirschberg II 473. 486.
Arnsdorf Kr. Hirschberg II 511.
Arnsdorf Kr. Liegnitz II 592.
Ascherkoppe, Die, im Eulengebirge 70.
Aschitzau Kr. Bunzlau 120.
Attendorf Kr. Rothenburg II 562.
Auchwitz Kr. Leobschütz II 162.
Aufhalt Kr. Steinau 189. 190.
Augsburg II 384.
Augustthal Kr. Lauban 360.
Aupa, Groß- und Klein-, in Böhmen **212**. II 502.
Aupa, Die 94. 97. 103. 104. 151. 171. 242. 243. 285. 403. 404. II 211. 275. 289. 291. 292. 488.
Auras Kr. Wohlau 415. II 365. **373**. 448. 450. — Kastellanei 334.
Auschwitz s. Oswiencim.
Autischkau Kr. Kosel II 163.

Baberhäuser Kr. Hirschberg 101. II 487. 514.

[1]) Den Namen der wichtigeren Orte Ober- und Mittelschlesiens sind in Klammer die Ergebnisse der Volkszählung von 1910 beigefügt. Der Zusatz des Buchstabens L deutet an, daß die Zahl sich nicht auf den ganzen Ort, sondern nur auf die Landgemeinde mit Ausschluß des Gutsbezirkes bezieht.

Bachowitz Kr. Namslau II 433.
Backofen, Der, im Altvatergebirge 60. 62.
Bärberg, Der, bei Weißbach Kr. Landeshut 84.
Bärengrund Kr. Waldenburg II 238. 240. 281.
Bärsdorf Kr. Waldenburg 397.
Bärwalde Kr. Hoyerswerda II 590.
Baildonhütte Kr. Kattowitz II 113. 120.
Baingow Kr. Kattowitz II 10.
Baldowitz Kr. Wartenberg II 443.
Bamberg II 447.
Banau Kr. Frankenstein 34.
Bankau Kr. Kreuzburg II 9. 431.
Bankwitz Kr. Namslau II 433.
Baranowitz Kr. Rybnik II 91.
Bartkerei Kr. Öls II 445.
Bartnig Kr. Militsch II 457.
Bartsch Kr. Steinau II 473. 625.
Bartsch, Die 38. 43. 132. 133. 135. 136. 166. 174. **177. 178.** 185. 192. 193. 203. 225. 256. **275—277.** 301. 305. 307. 309. 310. 337. 344. 363. 419. II 192. 193. 199. 379. 442. 444—446. 449. 451. **453—464.** 610. 623. 625. 626. 628. 645.
Bartschdorf Kr. Guhrau 363. II 463.
Barzdorf Ö/S. II 319.
Baude, Neue Schlesische, bei Schreiberhau 255.
Bauerwitz Kr. Leobschütz 40. 250. 366. II 32. **165. 167.**
Baumgarten Kr. Bolkenhain 396.
Baumgarten Kr. Frankenstein 399. II 300. 316. 317. 319.
Baumgarten Kr. Kreuzburg II 9.
Bautzen (Budissin) II 527. 558. 559. 561. 562. 575. 622.
Bechau Kr. Neiße II 317.
Beckern, Groß-, Kr. Liegnitz II 352. 359.
Beczwa, Die 51. 52. 55.
Beerberg Kr. Lauban II 568.
Beerberg, Der, bei Striegau 126.
Belk Kr. Rybnik II 85.
Bellmannsdorf Kr. Lauban II 566.
Bellwitzhof Kr. Liegnitz 417.
Beneschau Kr. Ratibor II 10. **156. 157.**
Benisch Ö/S. 56. II 154.
Bentschen in Posen 137. 174.
Berbisdorf Kr. Schönau II 489. 534. **545.**
Berg b. Muskau II 618.
Bergstraß, Kr. Lauban 360. II 527.
Berlin 214. 218. 282. 390. 397. 418. II 224. 230. 244. 249. 257. 320. 324. 360. 361. 393. 398. 399. 536. 555. 580. 592. 602. 611. 615. 619. 622. 634. 639. 644. 648.
Berndau Kr. Leobschütz 365.
Bernsdorf Kr. Hoyerswerda II 566. **598.** 599. **622.**
Bernstadt Kr. Öls (4590) II 228. 434. **436.** 441.
Bernstadt in sächs. O/L. II 566.
Bertelsdorf Kr. Lauban II 557. 567.
Berthelsdorf Kr. Hirschberg II 522.
Berthelsdorf Kr. Landeshut II 291.
Berun Kr. Pleß II 40. 86. 87. **88.**
Berun, Neu- II 84. 87.
Besenbinderland, Das 273.
Beskiden 43. 47. **49—52.** 192. 355.
Bethlehemteich b. Grüssau II 289.
Bethlen-Falva-Hütte Kreis Beuthen O/S. II 112.
Beutengrund Kr. Neurode II 272.
Beuthen a/O. 133. 178. 179. 230. 295. II **635—637.** 638. 640. 644. — Kastellanei 36. 344. II 481. 635.
Beuthen O/S. (67720) 36. 194. 215. 216. 222. 282. 360. II 31. 39. 47—50. 53. 56. 64. 72—74. 78—80 82. 91. 101. 102. 106. 108. **116.** 117. 118—120. 124. 133. 382. — Dekanat II 14. — Kreis 258. 281. 286. 289. 315. 318. 319. 370. 371. 391. — Standesherrschaft II 5. **10.** 51. 57. **59. 60.**
Beuthener Stadtwald (O/S.) II 46. 75. **117.** 134.
Beuthener Wasser (Iser) 128. II 55. **116.** 119. 120.
Biadauschke Kr. Militsch II 461.
Bibersteine, Die, am Isergebirge 107.
Bielau b. Haynau II 540. 547.
Bielau Kr. Neiße II 317. 318.
Biele, Die Freiwaldauer 41. 60. 62. 412. II 172. 305. 307. 310. 315.
Biele, Die Landecker 53. 62. 64. 65. II 253—255. 260. 262. 265.
Biele, Die, in der O/L. II 594.
Bielegebirge 62. II 254.
Bielitz Kr. Falkenberg 34. II 189. 213.
Bielitz Ö/S. II 84. 158.
Bielschowitz Kr. Zabrze (L 12560) II 10. 120.

Bienemühl Kr. Fraustadt II 650.
Bienowitz Kr. Liegnitz 416. II 357.
Bieskau Kr. Leobschütz 366. II 158.
Birawa Kr. Kosel II 9.
Birawka, Die 176. II 95. 96. 97. 124. 151. 159.
Birkenbrück Kr. Bunzlau II 608.
Birkenhain Kr. Beuthen (4800) II 106.
Birksdorf Kr. Ohlau 364.
Bischdorf Kr. Rosenberg II 9. 132.
Bischofswalde Kr. Neiße II 316. 318.
Bischofskoppe, Die 40. 44. 57. II 4. 6. 154. 172. 307.
Biskupitz Kr. Zabrze (L 13970) II 9. 60. 119.
Bismarckhöhe, Die, bei Agnetendorf 102.
Bismarckhütte Kr. Beuthen II 56. 71. 111. Seit 1. IV. 1903 Großgemeinde (22690) durch Vereinigung mit Nd.-Heiduk.
Bitschin Kr. Gleiwitz II 9. 124.
Bittkow Kr. Kattowitz (6290) II 9. 82.
Bladen, Markt, Kr. Leobsch. II 165.
Blaknitz, Die, bei Krummhübel II 481.
Blasdorf Kr. Landeshut 84.
Bleiberge, Die 67. 84. 110. 111. 112. II 505. 543.
Blei-Scharley Kr. Beuthen II 56. 72. 74. 106.
Blottnitz Kr. Gr.-Strehlitz 337. II 126.
Blottnitz, Die II 9.
Blumenthal Kr. Oppeln 362.
Blumerode Kr. Neumarkt II 352.
Bober, Der 42. 43. 68. 84. 87. 90. 96. 104. 107. 111—114. 116—119. 134. 135. 139. 202. 255. 278. 301. 312. 342. 344. 347. 348. 353. 396. 403—406. 416—418. II 190. 192. 201. 211. 212. 219. 230. 236. 243. 247. 248. 273. 281. 282. 286—288. 292—295. 398. 427. 470. 482. 493. 494. 497. 498. 501. 502. 505. 507. 516. 519. 522. 535—537. 541. 543. 545. 547—551. 553—556. 600. 603. 605—609. 613. 614. 623. 642. 645.
Bobergau (Boborane) 33. 342. 343. II 547.
Bober-Katzbach-Gebirge, D. 108—121. 405. 407. II 529—557.
Bobernig Kr. Grünberg 367.
Bober Röhrsdorf Kr. Hirschberg 107. II 473.
Bobersberg 37. II 642.
Bobischau Kr. Habelschwerdt II 251.
Bobrek b. Beuthen O/S. (L 8200) II 47. 50. 60. 82. 118. 120.
Bobrownik Kr. Ratibor 127.
Bobrownik Kr. Tarnowitz II 55.
Bockwitz Kr. Sprottau II 641.
Bodland Kr. Rosenberg II 131. 137.
Böckey Kr. Lüben II 605.
Bögenberge bei Schweidnitz II 244.
Bögendorf Kr. Schweidnitz 397. II 335. 338.
Bögenwasser, D., b. Schweidnitz II 335.
Böhme Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Böhmen 26—28. 34. 35. 37. 39. 40—46. 53. 63. 74. 75. 81. 94. 142. 149. 241. 242. 251. 287. 321. 326. 328. 339. 342. 345. 357. 358. 361. 362. 363. 366. 373. 374. 396. 399. 401—404. 407. II 190. 194. 200—206. 209. 211. 212. 216. 219. 233. 251. 252. 258. 262. 267. 274. 275. 279. 301. 302. 306. 326. 335. 383. 391. 403. 448. 455. 469. 471. 481. 487. 488. 490. 526. 527. 548. 556. 558. 559. 560. 562. 564. 571. 574. 575. 620.
Böhmisch-Glatzer Grenzgebirge 72—81. II 209. 252.
Boguschowitz Kr. Rybnik II 10.
Bogutschütz Kr. Kattowitz (22920) II 113.
Bohrau, Markt-, Kr. Strehlen II 197. 327.
Bojanowo Prov. Posen II 465. 466.
Boleslawice (Poln. Bunzel) 38. II 382.
Bolkenhain (3850) 67. 68. 110. 111. 405. II 293. 294. 295. 296. 339. 340. 354. 355. 357. 474. 516. —-er Pforte II 192. 292—296. 354. — Kreis 257. 286. 316. II 195. 322. 327. 478.
Bolkoburg 110. II 212. 294. 295. 296.
Bolzenschloß, Das 95. II 507.
Bomst Prov. Posen 208. II 651.
Borislawitz Kr. Kosel II 167.
Borkau Kr. Glogau II 625.
Borkendorf Kr. Neiße II 319.
Borne Kr. Neumarkt II 352.
Boroschau Kr. Rosenberg II 10.
Borsigwerk Kr. Zabrze II 71. 119.
Botzanowitz Kr. Rosenberg II 9. 128. 129.

Boxberg Kr. Rothenburg II 590.
Boyadel Kr. Grünberg 137. 178. II 641. 651.
Bralin Kr. Wartenberg 38. 132. II **434**. 443. — -er Luch II 191. 434. 442.
Brand Kr. Habelschwerdt 75. 222. 235.
Brandenburg II 626. — Mark B. 37. 43. 45—47. 134—137. 153. 175. 181. 285. 301. 303. 328. 390. 407. 414. 419. II 191. 194. 386. 392. 471. 474. 558. 574. 596. 615. 639. 641. 642.
Branitz Kr. Leobschütz 366. II 162.
Branka Ö/S. II 154. — Br. b. Nachod II 205.
Branna bei Hohenelbe 242.
Brauchitschdorf Kr. Lüben II 605.
Braunau 87. 91. 241. 402. 403. II 206. 268. 270. 275. 334. 339. 354. 379. — -er Ländchen 41. 42. 47. 81. 87. 91. 149. 400. II 206. 252. 272. 274. 276. 277. — -er Sandsteingebirge (Stern) 91. 92. 403. II 206. 268. — -Porphyrgebirge II 270. 272. 274.
Brechelshof Kr. Jauer II 351.
Breite Berg, Der, b. Schlaup 126. 414. II 356.
Breite Berg, Der, b. Striegau 126. II 341.
Bresa, Klein-, Kr. Neumarkt II 352. 353.
Breslau (511890) 4—6. 12. 30. 33. 139. 143. 177. 179. 180. 181. 182. 184. 186. 189. 190—193. 195—198. 200. 201. 204—209. 214—224. 226. 229. 230. 237—240. 243. 244. 248. 250. 251. 259—261. 264. 282. **304**. 312. 317. 337. **344**. 352. 353. 355. 357. 364. 371. 374. **386**. 391. 395. 398. 401. 409. 410. 412. 415. 416. 420. II **26**. 64. 67. 87. 88. 117. 123. 136. 144. 154. 175. 179. 191. 196. 198—200. 217. 218. 230. 241. 243. 244. 280. 287. 293. **297**. 301. 302. 304. 306. 310—312. 320. 322. 323. 326. 327. 328. 333—337. 340. 342. 345—350. 352. 353. 355. 358—360. 362. 364. 365. 368. 369—373. **376—426** (s. Inhalt). 429. 432—433. 434—437. 440. 442. 449. 451. 470. 474. 484. 498. 554. 555. 578. 580. 589. 592. 602. 611. 612. 615. 622. 624. **626**. **627**. 628. 631. 644. 648. — Bistum 36. 38. 344. II 5. 172. 212. 347. 377. 427. 447. 455. — Kastellanei 344. — Kreis 258. 284. 288. 290—293. 297. 304. 306. 315. 364. 370. II 195. 328. 346. 363. — Reg.-Bez. 257. 265. 276. 281—283. 286. 291—293. 297. 298. 303. 305. 314. 315. 320. 370. 371. 387—392. II 8. 26. 195. 327. 589. 600.
Breslau-Bremer od. Breslau-Wittenberger Haupttal **277**. **278**. II 192.
Brieg (29040) 35. 177. 180. 189. II 177. 179. 198. 200. 275. 334. 344. 357. 363. 409. 412. II 192. 297. 311. 314. 315. 353. 358. 364. **365—368**. 369. 375. 377. 379. 452. 636. — Fürstentum 37. II 5. 306. 430. — Kreis 258. 272. 287. 288. 290. 363. 365. 370. II 195. 363—368. 433.
Brieg Kr. Glogau II 635.
Brieg (Brzig, Persig), alter Name von Dyhernfurth II 372.
Briese Kr. Öls II 197. 441. 445.
Briesen, Groß-, Kr. Grottkau II 304.
Brinitza, Die (zur Przemsa) 39. 45. 129. II 79. 102. 104. 106. 107. 113. 114. 131.
Brinitze, Die, zwisch. Malapane und Stober II **137**. 433.
Brockau Kr. Breslau (7080) II 370. **371**. 419. 425.
Brockuth, Dürr-, Kr. Nimptsch II 317.
Bromberg II 389.
Broslawitz Kr. Tarnowitz II 10.
Brostau b. Glogau II 628. 632.
Brückenberg Kr. Hirschberg 285. II 487, vgl. Wang.
Brünn 334.
Brunnberg, Der 98. 253. 285. 289.
Brunzelwaldau Kr. Freistadt II 644.
Brustawe Kr. Militsch II 457.
Brynnek Kr. Gleiwitz II 10. 132.
Brzenskowitz Kr. Kattowitz (2543) II 114.
Brzezinka Kr. Kattowitz (jetzt Birkenthal 4770) II 58. 86. 114.
Buchau Kr. Neurode II 248.
Buchberg, Der, b. Frankenstein II 316.
Buchberg, Der keulige, im Isergebirge 94. **106**.
Buchelsdorf Kr. Grünberg II 646.

Buchelsdorf Kr. Namslau II 435.
Buchelsdorf Kr. Neustadt II 173.
Buchholz b. Löwenberg 118. II 535. 552.
Buchwald Kr. Hirschberg II 489. 500.
Buchwald, Herzogl. Kr. Öls II 441.
Budkowitz Kr. Oppeln II 137.
Bujakow Kr. Zabrze II 97. 118.
Bukowine Kr. Glatz 79.
Bukowine Kr. Wartenberg II 444.
Bunzelwitz Kr. Schweidnitz 397. **408**. 410. 414.
Bunzlau 14. 109. 110. 117. 120. 152. 215. 216. 222. 228. 239. 240. 243. 250. 257. 273. 274. 312. 374. 378. 418. II 212. 359. 380. 470. 473. 489. 496. 517. 535. **536—538**. 540. 546. **553—555**. 562. 569. 601. 603. 605. 608. 609. — Kastellanei 36. 344. 481. 482. 589. — Kreis 257. 285. 304. 320. 478. 553.
Burgberg, Der, bei Dalkau 133.
Burgberg, Der, bei Landeshut II 288.
Burghammer Kr. Hoyerswerda II 590.
Burkersdorf Kr. Schweidnitz **397**. II 337.
Butterberg, Der, b. Waldenburg 88.
Bzura, Die 137.

Ca- s. Ka-.
Caecilien-Grube Kr. Beuthen II 74.
Centawa Kr. Gr.-Strehlitz II 9.
Centnerbrunn Kr. Neurode II 271.
Charlottenberg Kr. Militsch 363.
Charlottenbrunn Kr. Waldenburg **212**. 397. II 244. 248. **278**. **279**. 337.
Charlottenburg II 505. 538.
Charlottenhof Kr. Görlitz II 564.
Charlottenthal Kr. Wartenberg 363.
Chelm Kr. Pleß 44. II 4. 40. **87**.
Chelm, Der, in O/Schl. 130.
Chemnitz II 389.
Cholme, mittelalt. Name der Kolbnitzer Hügel b. Jauer II 531. 542.
Chorzow Kr. Kattowitz (L 10880) II 107. 111.
Christianstadt Nd.-Laus. II 645.
Chropaczow Kr. Beuthen II 82. 112.
Chrosczütz Kr. Oppeln 34.
Chudow Kr. Zabrze II 97. 118.
Co- s. Ko-.
Cr- s. Kr-.
Czarnowanz Kr. Oppeln 353. II 11. 131. 135.
Czeladz an der Brinitza II 106. 117.
Czenstochau 47. 131. II 128. 136. 138. 382. 390.
Czernitz Kr. Rybnik II 93.
Czerwionka Kr. Gleiwitz II 39.

Dahlener Heide II 585.
Dalkau Kr. Glogau 133. II 643.
Dambrau Kr. Falkenberg II 10. 177. 178.
Dambritsch Kr. Neumarkt II 352.
Dammer Kr. Namslau II 433.
Dammratsch Kr. Oppeln II 137.
Damm-See, Der, Kr. Fraustadt II 649.
Damsdorf Kr. Striegau 126. II 351.
Danzig II 380. 381. 382. 389.
Dauban Kr. Rothenburg 367.
Daubitz Kr. Rothenburg 278. II 620.
Deichsa, Die Schnelle 414. II 354. 356. 357. 545—547.
Dembio Kr. Oppeln II 130.
Dembnik b. Krzeszowice 143.
Derschau Kr. Oppeln 360.
Deschneyer Koppe im Adlergebirge 73. 76.
Deschowitz Kr. Gr.-Strehlitz II 51.
Deutsche in Schlesien 19. 20. 27. 350—385.
Deutschland-Grube Kr. Beuthen II 112.
Diadesisi (Diedesi), Gau 33. 348. II 357.
Dieban Kr. Steinau II 625.
Diehsa Kr. Rothenburg II 620.
Diesdorf Kr. Striegau II 351.
Dirschel Kr. Leobschütz 157. 366. II 158. 162.
Dirschkowitz Kr. Leobschütz II 157.
Dittersbach, Grüssauisch, Kr. Landeshut II 288.
Dittersbach Kr. Lüben II 605
Dittersbach Kr. Waldenburg (12570) 85. 88. 163. II 236. 238. 240. 248. 278. 280. 282. **283**. 284. 286.
Dittersdorf Kr. Sprottau II 590. 608.
Dittmannsdorf Kr. Waldenburg 397. II 279.
Dittmerau Kr. Leobschütz 365.
Dobrau Kr. Neustadt II 10. 170. 178.

Döbern Kr. Oppeln 176. 200. II 150.
Döbschütz Kr. Görlitz II 562.
Dörndorf Kr. Frankenstein II 213.
Dörnikauer Berge Kr. Glatz 73. 74.
Dohms Kr. Sagan II 609.
Dohnau Kr. Liegnitz 126. 414.
Domanze Kr. Schweidnitz II 344. 349.
Domb Kr. Kattowitz (13670) II 113.
Dombrowa, Forst b. Beuthen II 118. 123.
Dombrowka, Adelig, Kr. Oppeln II 178.
Dombrowka, Kgl., Kr. Oppeln II 131. 137.
Dombrowka, Groß-, Kr. Beuthen (3590) II 56. 82. **106**.
Dombrowka, Klein-, Kr. Kattowitz II 72. 113. 165.
Domsberg, Der, b. Striegau 126.
Domsel Kr. Wartenberg 132.
Domslau Kr. Breslau 364. II 328. 352.
Donau-Oder-Kanal-Projekt 182. 201. II 144. 391.
Donnerau Kr. Waldenburg II 248.
Donnersmarckhütte Kr. Zabr. II 62. 119. 235.
Donnerswalde Kr. Trebnitz II 445.
Dorotheendorf Kr. Zabrze II 119 (eingemeindet).
Dralin Kr. Lublinitz 302.
Drama, Die 129. 130. II 47. 51. 106. 123.
Drehnow Kr. Grünberg 46. II 642.
Dreigräben 343. **347**. **348**. II 588.
Dreikaiserecke 203. II 3. 84. 114. 115. 398.
Dreiwassertal (Waldenburger Geb.) 42. 87.
Dresden 207. 416. II 389. 395. 398. 425. 555. 562. 580. 592. 621. 622. 648.
Driebitz Kr. Glogau II 651.
Droniowitz, Kl.-, Kr. Lublinitz II 10.
Dubensko Kr. Rybnik II 10. 85.
Dubrau, Die, O/L. 122. II 563.
Dubring in der sächs. O/L. II 596.
Dübener Heide II 585.
Dürr-Hartha Kr. Frankenstein II 299.
Dürrkamitz Kr. Neiße II 304.
Dürrkunzendorf Kr. Neiße II 172.
Dunkelthal 94.
Dyhernfurth Kr. Wohlau 177. II 350. 365. **372**. 373. 377.
Dzieckowitz Kr. Pleß II 58.
Dziwki bei Siewierz 143.

Ebenau Kr. Grottkau II 318.
Ebersdorf Kr. Habelschwerdt 210. 215. 222. 224. 239. 243. 244. 250. 251. II 261. 262.
Ebersdorf Kr. Neurode 71. 143. II 238. 248. 267. 269. 270.
Ebersdorf Kr. Sprottau II 608.
Eckersdorf Kr. Namslau II 434.
Eckersdorf Kr. Neurode 71. 85. 291. 316. II 197. 236. 238. 242. 248. 267. 269. 270. **362**.
Edelstein, Burg, Ö/S. 41. II 306. 307.
Eglitz, Die, 101. II 481.
Egmontschacht b. Gottesberg II 287.
Eichau Kr. Frankenstein 66. 401. II 298.
Eichau Kr. Münsterberg II 319.
Eichberg a/B. Kr. Schönau 101. 210. 211. 215. 216. 218—220. 222—224. 228. 229. 232. 233. 237. 239. 240. 244. 249. 250. 251. 255. 262. II 493. 496. 507. 518.
Eichberg b. Bunzlau II 603. 608.
Eichberg, Der, am Warthapaß II 267. 298.
Eichholz Kr. Liegnitz 414.
Einsiedel Kr. Bolkenhain II 293. 294.
Einsiedel Ö/S. II 306.
Eintrachthütte Kr. Beuthen II 117.
Eisenach II 562.
Eisenberg Kr. Sagan II 609.
Eisenberg Kr. Strehlen II 199. 321.
Eisenberg, Der, b. Altenberg 111. II 530. 531.
Eisenberge, Die, in der Grafschaft Glatz II 255. 265.
Eisersdorf Kr. Glatz II 229. 253. 255. 262.
Elbe, Die 98. 99. 104. 121. 134. 166. 173. 174. 242. 243. 280. 285. 344. 404. II 202. 212. 251. 385. 391. 392. 470. 471. 479. 487. 488. 560. 562. 579. 585. 611. 638.
Elbsandsteingebirge 149.
Elbwiese, Die 98. 99. 171. 279.
Ellguth Kr. Namslau 250.
Ellguth, Klein-, Kr. Öls II 441.
Ellguth-Zabrze Kr. Gleiwitz II 97.
Elster, Die Schwarze 46. 134. 173. 278. II 471. 472. 558. 580. 610. 621. 622.
Emanuelssegen Kr. Pleß II 85. 86. 96. 102.

Emden II 565.
Emilienhütte Kr. Oppeln II 137.
Endersdorf Kr. Grottkau II 318.
Engelsberg Ö/S. 56. II 306.
England II 222—228. 232. 244. 249. 517.
Erdmannsdorf Kr. Hirschberg II 228. 489. 500. **508—511**. 543.
Erfurt II 575.
Erlitz, Die 47. 280. II 216. 251. 256. 263.
Ernsdorf Kr. Reichenbach II 229. 330. **333**.
Esdorf Kr. Schweidnitz II 334.
Estherwalde Kr. Lauban 360.
Eulau a/B. Kr. Sprottau 33. 344. 347. 348. II **606**. 608. 609. 640.
Eule, Die Hohe 70. 71. 241. 268. 287. 400. II 267. 272. 276. 278. 329. 335.
Euledörfel Kr. Neurode 287. II 272.
Eulengebirge 15. 43. 53. 54. 67. **69—72**. 76. 81. 83. 125. 143. 144. 145. 162. 255. 285. 353. 375. 397. 399. 401. 405. II 207. 210. 229. 236. 267. 268. 270. 272. 299. 300. 329—334. 357.

Falkenberg O/S. 40. 302. 310. 391. II 10. 160. 175. 178. **181**. **182**. 183. 213. 315. — Kreis 258. 271. 282. 287. 304. 365. 370. II 5. 26. 30. 150. 151. 160. 179. 181. 185. 213. 314. 318.
Falkenberg Kr. Liebenwerda II 615. 622.
Falkenberg Kr. Neurode II 272.
Falkenberg, Schlesisch-, Kr. Waldenburg II 272.
Falkenberge, Die 96. II 507.
Falkenhain Kr. Glatz 75. II 259.
Falkenhain Kr. Schönau 113. — -er Berge II 546.
Falkenstein, Burg II 507. 515.
Faulbrück Kr. Reichenbach II 330.
Fellhammer Kr. Waldenburg (L 6100) II 236. 238. 248. 286. 287.
Festenberg Kr. Gr.-Wartenberg 133. II 353. 440. **445**.
Fichtlich, Der 62. 63.
Finkenstein Kr. Oppeln 362.
Finsterstein, Der, im böhmischen Riesengebirge 287.
Fischbach Kr. Hirschberg II 489. 504. **508**.
Flachenseiffen Kr. Löwenberg 116. II 481.
Flensberg, Der, b. Goldberg 216.
Flins, Der Weiße 106. II 512. 521.
Flinsberg Kr. Löwenberg 106. 249. II 492. 496. 519. 521. 522. **523**. 526.
Floßgraben, Der, Kr. Breslau II 297.
Follmersdorf Kr. Frankenstein II 213. 303.
Forst Kr. Landeshut II 238.
Forst N/L. 135.
Forstberge, Die, im Waldenburger Geb. 87.
Forstkamm, Der 96. 101.
Franken 373. 380.
Frankenberg Kr. Frankenstein II 207. **301**.
Frankenstein (8740) 125. 153 380. 398. 413. II 197. 202. 207. 279. 300. **301**. **302**. 303. **316**. 317. 319. 322. 323. 326. 329. — Kreis 194. 258. 284. 286. 296. 297. 316. 357. 391. II 5. 195. 212. 216. **298—303**. 316. 317. 322. 327.
Frankenthal Kr. Neumarkt II 351.
Frankfurt a/M. II 383.
Frankfurt a/O. 180. 181. 193. 325. II 383. 470. 574. 580. 592. 614. 629. 648.
Franzdorf Kr. Neiße II 318.
Frauendorf Kr. Oppeln 200.
Frauenwaldau Kr. Trebnitz 364. II 444. **445**.
Fraustadt Prov. Posen **38**. 136. 215. 224. 239. 243. II 384. 427. 465. 466. 471. 625. 629. 634. 635. **644**. 645. — Kreis II 651.
Freiburg Kr. Schweidnitz (9760) 67. 68. 84. 90. 143. 397. II 211. 212. 227. 244. 245. 279. 280. 282. 286. 287. 292. 293. 296. 302. 329. **338**. **339**. 342. 343. 516.
Freiheit in Böhmen II 502.
Freistadt 139. 158. II 601. 605. 640. **644**. 645. — Kreis 136. 257. 258. 285. 290. 295—297. 304. 306. 367. 379. II 478. 638. 640. 643. 650.
Freiwaldau Ö/S. 59. 60. 62. 63. II 153. 254. 307.
Freiwaldau Kr. Sagan II 615.
Freudenberg Kr. Waldenburg II 216.
Freudenburg ebenda II 274.
Freudenthal Ö/S. 41. 56. 57. II 166. 214. 306.
Freyhan Kr. Militsch 136. II 197. 456. **457**.
Friedeberg a. Q. Kr. Löwenberg II 500. 523. **524**. 526. 568.

Friedeberg Ö/S. 34. 63. II 153. 307.
Friedenshütte Kr. Beuthen II 62. 70 (nicht Friedrichshütte). 117. 118. 134.
Friedenthal, Herrschaft, Kr. Neiße II 317.
Friedersdorf Kr. Glatz II 257.
Friedersdorf a/Q. Kr. Lauban II 526.
Friedewalde Kr. Grottkau II 304. 319.
Friedland in Böhmen 45. 47. 108. 360. 400. II 206. 522. 525. 526. 567. 574. 575. 580.
Friedland O/S. 365. II 10. 179. 180—183.
Friedland Kr. Waldenburg (5070) 42. 87. 90. 215. 222. 224. 239. 244. 250. 356. 403. II 273. 274. 275. 284. 287. 291. 334. — Pforte II 273. 274. 275. 280. 282. 286.
Friedrich-Anna-Grube bei Moys II 566.
Friedrichseck Kr. Neiße II 317. 319.
Friedrichsgrätz Kr. Oppeln 363. 367. II 133.
Friedrichsgrube b. Tarnowitz II 50. 53. 56. 72. 80. 82.
Friedrichsgrund Kr. Glatz II 216.
Friedrichshammer Kr. Rosenberg II 137.
Friedrichshütte b. Tarnowitz II 52. 56. 72. 116.
Friedrichstabor Kr. Wartenberg 363. II 443.
Friedrichsthal bei Spindelmühle 242. 243. 249. 250. 251. 252.
Friedrich-Wilhelms-Kanal (Oder—Spree) 181. 182. II 213. 385.
Friedrich-Wilhelms-Stollen b. Altwasser II 242.
Friesensteine, Die 95. 106. II 502.
Frischaufgrube Kr. Neurode II 243. 248. 269.
Frömsdorf Kr. Münsterberg II 322.
Fuchsstein, Der, nördl. der Weistritz 83. II 236.
Fuchsstollen, Der, bei Altwasser II 242.
Fürstenau Kr. Militsch 363.
Fürstenau Kr. Neumarkt II 346.
Fürstenstein (urspr. Fürstenberg) Kr. Waldenburg 84. II 197. 212. 279. 280. 294. 329. 338. — -er Gruben II 239. 243. 248.
Fuhrmannstein, Der, im Altvater-Geb. 60. 62.

Gaablau Kr. Landeshut II 216. 237. 238. 287.
Gabel in Böhmen II 574.
Gabersdorf Kr. Glatz 66. 401. II 244. 298.
Gabitz bei Breslau II 402. 418. 425.
Gäbersdorf Kr. Striegau II 351.
Galgenberg, Der, b. Neurode II 271.
Galizien 310. II 228. 391. 397. 399.
Gansberg, Der, b. Rosen 126.
Gasse, Die Lange II 546.
Gassen N/L. 135. II 592.
Gatsch Kr. Gleiwitz II 86. 87.
Gebelzig Kr. Rothenburg 367.
Gebhardsdorf Kr. Lauban II 360. 526. 527.
Geibsdorf Kr. Lauban 360. II 570.
Geiersberg, Der 125. II 326. 333. 345.
Gellenau Kr. Glatz II 256.
Gellendorf Kr. Trebnitz II 450.
Gemärke, Das, Paß in Ö/S. II 307.
Georgenberg Kr. Tarnowitz 366. II 51. 116.
Georgendorf b. Steinau II 625.
Georgenwerk Kr. Oppeln 360.
Georgsberg, Der, b. Striegau 126.
Gerlachsheim Kr. Lauban II 567.
Gersdorf (Heide-) a/Q. Kr. Bunzlau II 537. 540. 569.
Gersdorf Kr. Habelschwerdt II 254.
Gersdorf, Neu-, bei Meffersdorf Kr. Lauban 359. II 527.
Gesenke, Das 56—58. 145. 162. 168. 332 (nicht von Jesenik. Deutscher Name C. Dipl. Sil. XX Nr. 102) 400. II 306. 312. 379.
Geseß Kr. Neiße II 304. 319.
Giehren Kr. Löwenberg 324. II 522. 523.
Giersdorf bei Frankenstein II 317. 319.
Giersdorf Kr. Hirschberg II 473. 485. 496. 514.
Giersdorf Kr. Löwenberg II 536.
Giesdorf Kr. Namslau II 435.
Gießen 225. 226.
Gießhübel in Böhmen 73.
Gießmannsdorf Kr. Bolkenhain 84.
Gießmannsdorf Kr. Bunzlau II 534. 550. 552. 556.
Girbigsdorf Kr. Görlitz II 566.
Girbigsdorf Kr. Sprottau II 609.
Girlachsdorf Kr. Reichenbach 125. 126.
Gitschin 404. II 211.
Gläsendorf Kr. Glatz II 216.

Gläsendorf Kr. Frankenstein II 216. 316.
Gläsendorf Kr. Grottkau II 304. 309.
Gläsendorf Kr. Habelschw. II 216.
Gläsersdorf Kr. Lüben II 605.
Glasegrund Kr. Habelschw. II 216.
Glasendorf Kr. Habelschw. II 216.
Glaserberg, Der 59. 60. 62.
Glatz (17110) 30. 34. 44. 54. 66. 79. 88. 145. 162. 222. 243. 250. 251. 255. 342. 397. 398. 402. II 205. 206. 236. 254. 255. 261—263. **264—267**. 268. 269. 270. 278. 283. 298. 306. 320. 323. 326. 334. 403. — Kreis 258. 286. 304. 316. 370. II 195. 216. 235. 252. 255. **256—259. 263—267.** — Grafschaft 13. 41. 42. 44. 47. 53. 54. **62—82.** 90. 92. 149—151. 173. 235. 241. 249. 255. 258. 268—270. 305. 311. 312. 334. 358. 374. 375. 397. 399. 400. **401. 402.** II 152. 153. 190. 204—206. 209. 210. 216—219. 233. 236—238. 241. **250—272.** 299. 300. 302. 306. 307. 308. 329. 379.
Gleiwitz (66980) 199. 226. 235. II 4. 19. 39. 53. 54. 71. 80. 82. 85. 93. 95—97. 100. 101. 106. 117—119. **120. 121.** 124. — Kreis (Tost-Gl.) 194. 258. 286—288. 290. 292. 304. 370. II 9. 26. 98. 101. 126. 139.
Glogau 33. 35. 135. 138. 177. 178. 189. 193. 195. 196. 205. 240. 277. 337. 344. 348. 357. 409. 415. II 192. 357—360. 363. 383. 384. 421. 452. 465. 466. 470. 473. 474. 574. 580. 602. 605. 606. 610. 615. 623—625. **626—635.** 636. 640. 644. 649. **650.** 651. — Herzogt. 37. 38. II 638. 642. — Kreis 136. 194. 257. 264. 285. 286. 288. 290—296. 304. 306. 316. 320. 346. 370. 391. 478. 643. 650. 651.
Glogau-Baruther Haupttal 135. 277. II 623. 626. 638. 645.
Glückauf, Grube b. Lichtenau O/L. II 566.
Glückhilf-Friedenshoffnung, Grube Kr. Waldenburg II 240. 248.
Glückstadt II 385.
Glumbowitz Kr. Wohlau II 451.
Gnadenberg Kr. Bunzlau 363. II 555.
Gnadenfeld Kr. Kosel 363. II 167.
Gnadenfrei Kr. Reichenbach 363. II 326. 330. 333.
Gneisenau, Der, bei Heidewilxen II 450.
Gnesen 348. 357. II 382. 403. 409. 440. 455. 457. 462. 606.
Goczalkowitz Kr. Pleß 157. II 89.
Godullahütte Kr. Beuthen II 118.
Görbersdorf Kr. Waldenburg 42. 87. 212 II 275.
Görisseiffen Kr. Löwenberg 114. 406. II 534. 552.
Görlitz 14. 108. 122. 143. 193. 206. 215—219. 223. 226. 232. 237. 239. 240. 243. 250. 259. 273. 274. 278. 282. 355. 371. 391. II 67. 192. 311. 380. 384. 470—474. 525. 526. 551. 557. 558—563. 566—570. **571—584.** 592—595. 611. 614. 615. 620. 648. — Kreis 16. 194. 257. 285. 290. 294. 296. 304. 315. 320. II 173. 478. 584. 587. 589. 600. — Grube Stadt G. II 594. 595. — Heide 307. II 564. 575. 579. **581. 587.** 592—595. 614. 615. 648.
Görnsdorf Kr. Wartenberg II 431.
Görtelsdorf Kr. Landeshut 92.
Gogolin Kr. Gr.-Strehlitz II 68. **125. 147. 151.** 170.
Goitke Kr. Militsch II 460.
Goldbach Kr. Glatz 78.
Goldbach Kr. Lauban 360.
Goldberg 110. 114. 119. 139. 149. 346. 355. 357. 414. 417. II 214. 354—356. 483. 517. **529. 530.** 533. 542. **544. 545.** 547. 550. 551. 554. — -er Bucht 114—116. — Kreis G. (Haynau) 257. 291—293. 296. 297. 318. 320. II 478. 589.
Goldenöls b. Trautenau 404.
Goldenstein i/M. 59. II 214. 254. 306.
Goldentraum Kr. Lauban 360. II 527. 528.
Goldmannsdorf Kr. Pleß II 91.
Goldschmieden Kr. Breslau 214.
Golensici, Gau (Oppaland) 33.
Gollassowitz Kr. Pleß II 91.
Golonog in Polen II 36. 47.
Gorkau Kr. Schweidnitz 125. 351. II 343. 344.
Goschütz Kr. Wartenberg 364. II 197. 443. **444.** 445. 457.
Goslau Kr. Kreuzburg II 9. 431.
Gostine, Die II 85. 87. 88.

Gostiz Kr. Neiße II 304. 308. 309.
Gostyn Prov. Posen 410. II 429.
Gottesberg Kr. Waldenburg (10640) 85. II **216**. 238. 242. 247. 248. 273. 280. 282. 285. 286. **287**. 291. 292.
Gottessegen-Grube bei Neudorf Kr. Kattowitz II 41. 46.
Graben, Groß-, Kr. Öls 364. II 440. 444. 445.
Grabofke Kr. Militsch II 458.
Grabofnitze, Die II 456.
Grabowka Kr. Ratibor II 92. 142.
Gradice Golensizeske, Kastellanei 342.
Gradice Sobolezke 344.
Gräben Kr. Striegau II 341.
Gräbschen Kr. Breslau II 402. 425.
Gräfenberg Ö/S. 61. 63. II 307.
Gräfenort Kr. Oppeln 362.
Grätz Ö/S. II 154. 379.
Grafenort Kr. Habelschwerdt II 263. 265.
Grambschütz Kr. Namslau II 435.
Gramschütz Kr. Glogau II 626. **644**.
Greiffenberg Kr. Löwenberg 107. 112. 249. II 494. 499. 516. 522. 524. 525. **526**. 550. 551. 568. 575.
Greiffenstein Kr. Löwenberg 43. **108**. II 473. 486. 524. **525**. 556.
Greisau Kr. Neiße II 304. 305. 318.
Grenzbauden, Die 96. 98. II 505.
Grenzdorf Kr. Lauban 226. 249. 359. II 527.
Grenzendorf Kr. Glatz 73. 285. II 217.
Greulich Kr. Bunzlau 134. 278. 347. 414. II 590. 600. 601. 605.
Grochauer Berge 125. **399**. II 207. 210. 213. 299.
Gröbnig Kr. Leobsch. II 163.
Gröditz Kr. Goldberg II 534.
Gröditzberg, Der 5. 96. **109**. 110. 114. 116. 117. II 357. 545. **547**. **548**. — Kastellanei 344. II 481. 482. 547.
Grojetzberg b. Lubschau O/S. 131. II 128.
Groschowitz b. Oppeln 200. II 149. 150. 370.
Groß-, s. die Stammnamen.
Großenhain in Sachsen (Hain über Elbe) II 562. 576.
Grottkau (4680) II 181. 182. 210. **314**. 317. 321. 323. 353. — Kreis 194. 258. 286—288. 290. 292. 304. 370. 391. II 5. 19. 26. 150. 185. 192. 195. 304. 306. 318. 319. 429.
Gruben, Die, im Riesengeb. II 502.
Grudschütz Kr. Oppeln II 130.
Grünberg 132. **136**. 137. 138. 139. 158. 165. 215. 216. 219. 222—224. 226. 228. 229. **230**. 232. 237—239. 243. 250. 259. **296**. 337. II 358. 641—644. **646—648**. 649. — Kreis 46. 194. 257. 258. 273. 277. 285. 289. **294—297**. 304. 306. 367. II 478. 592. 649. 650.
Grüneiche Kr. Wartenberg II 445.
Grünthal an der Iser II 521.
Grüssau 6. 41. 42. 88. 90. 92. 149. 353. 359. **403**. 405. II 196. 197. 206. **211**. 225. 240. 286. 288. **289—291**. 293. 500. 515. 527.
Grüssiggrund Kr. Goldberg II 546.
Grulich in Böhmen 401. II 251. 262.
Gruna Kr. Görlitz 122.
Grunwald Kr. Glatz 73. 75. 287. II 217. 257.
Guben 180. II 574. 580. 592. 614.
Gührau Kr. Grottkau II 318.
Gülchen Kr. Namslau II 433.
Günthersdorf Kr. Grünberg II 646.
Guhlau Kr. Reichenbach II 326.
Guhlwald, Der, bei Reichenbach 125. II 333. 334.
Guhrau (4870) 38. 136. 138. 296. 337. II 363. **465**. 625. 634. 649. — Kreis 194. 258. 286. 289—291. 294. 306. 391. **463—466**. II 194. 195. 375. 429. 451.
Gustav-Grube Kr. Landeshut II 243. 248. 287.
Guteborn Kr. Hoyerswerda II 473. 598. 621.
Gutschdorf Kr. Striegau II 352.
Guttentag Kr. Lublinitz 366. II 9. 131. **136**. 139.
Gutwohne Kr. Öls II 343.
Gwosdzian Kr. Lublinitz II 10. 132.

Haag, Vorort Warthas II 207.
Haasel Kr. Jauer 115. II 531. 532. 534. 542.
Habelschwerdt (6160) 6. 75. 78. **402**. II 206. 256. **263**. 265. — Kreis 258. 284. 287. 292. 293. 297. II 195. 216. 235. **252—256**. **260—263**. 332. — -er Gebirge 53. 69. 72. 74—77. 150. 151. 280. 401. II 252. 257.
Hagendorf Kr. Lauban 360.

Hagendorf Kr. Löwenberg 113.
Hain, Alt- und Neu-, Kreis Waldenburg II 237. 240. 274. 280. 284.
Haindorf in Böhmen 105.
Hainfall 101.
Halbau Kr. Sagan 43. II **614**.
Halbstadt i. Böhmen II 275.
Halemba Kr. Kattowitz II 75. 96.
Halle a/S. 180. II 592. 622. 638.
Hamburg 182. II 219. 224. 228. 244. 383. 385. 386. 391. 611. 640.
Hammer Kr. Habelschw. 75.
Hammer, Kathol.-, Kr. Trebnitz 273. II 445. 446.
Hammer Kr. Ratibor 175.
Hammer-Sulau II 458.
Hammer-Trachenberg II 454.
Hammerteiche bei Kohlfurt II 594.
Hannsdorf, Nieder-, Kr. Glatz II 262.
Hansdorf Kr. Sagan II 592.
Hanussek Kr. Gleiwitz II 10.
Haraschowska Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Harpersdorf Kr. Goldberg II 546.
Hartau Kr. Waldenburg II 238. 247. 248.
Harte, Die Neuländer 118. 119. II 535.
Hartenberg Kr. Hirschberg II 522.
Harthe, Die, bei Grochau II 210.
Hartlieb bei Breslau II 418.
Hartliebsdorf Kr. Löwenberg II 547.
Hartmannsdorf, Groß-, Kr. Bunzlau 117. 118. II 534. **548**.
Hartmannsdorf Kr. Sagan II 595.
Hau, Großer 84. 110.
Haugendorf Kr. Namslau II 435.
Haugsdorf, Sächs.-, Kr. Lauban II 568.
Haugsdorf, Schles.-, Kreis Lauban 118. II 532.
Hausberg, Der, bei Hirschberg II 516.
Hausdorf Kr. Bolkenhain II 296. 355.
Hausdorf Kr. Neurode (L 4250) II 238. 249. 267. 269. 271.
— -er Plänel 401.
Haynau 14. 273. 374. II 359. 470. 517. 540. **546**. **547**. 592. 603. 644. — Kreis s. Goldberg.
Hedwigsdorf, St., Kr. Goldberg II 546.
Heide Kr. Lauban 360. II 527.
Heide, Alt-, Kr. Glatz 76. 78. II **259**.
Heide, Neu-, Kr. Glatz 77. 78.
Heide, Die Janowitzer oder Hohe 60. 61.
Heide, Die, der Altmark II 585.
Heide, Die Letzlinger II 585.
Heide, Die Niederschlesisch-Lausitzer 139. 271. **273**. **274**. 278. 291. 301. 302. 304/5. 307/8. **320**. 337. 346. 347. 419. II 191. 192. 357. 469. 470. 472—474. 564. 566. 569. 579. **585—622**. 639.
Heide, Die Wiesenberger 60.
Heideberg, Der, b. Rengersdorf O/L. II 563.
Heidegersdorf s. Gersdorf a/Q.
Heidelberg, Der, b. Lichtenwalde 75.
Heidelberg, Der, b. Reichenstein 66. 123. II 255. 308.
Heidelberg, Der, b. Reimswaldau 42. 87. II 236. 274.
Heidemühl N/L. II 596.
Heidersdorf Kr. Lauban II 570.
Heidersdorf Kr. Nimptsch II 326.
Heidewasser, Das, b. Warmbrunn II 515.
Heidewilxen Kr. Trebnitz II 450.
Heiduk Kr. Beuthen II 82. 107. 111. (1. IV. 1903 teilweise an die Gemeinde Bismarckhütte angeschlossen).
Heilige Berg, Der, b. Armenruh 114. 118.
Heine Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Heinersdorf Kr. Liegnitz II 351.
Heinitzgrube Kr. Beuthen II 41. 46.
Heinrichau Kr. Münsterberg 263. 271. 353. II 11. 196. 197. 198. 207. 210. 212. 213. 215. 293. 321. **322**. **323**. — Gründungsbuch 263. 353. II 202. 207. 212. 322. 357.
Heinrichsdorf Kr. Militsch II 457.
Heinrichsfelde Kr. Oppeln 362.
Heinrichswalde Kr. Frankenstein II 213. 303. 319.
Heinzenburg Kr. Lüben II 605.
Heinzendorf Kr. Lüben II 357.
Heinzendorf Kr. Wohlau II 450.
Helene, Neue, Erzgrube Kr. Beuthen II 74.
Hellebach, Der, b. Fürstenstein II 279. 280.
Heller Kr. Lauban II 527.

Hemmersdorf Kr. Frankenstein II 213. 319.
Hennersdorf, Kath.-, Kr. Görlitz 122. 419. II 569. 572.
Hennersdorf Kr. Grottkau II 319.
Hennersdorf Kr. Jauer 414. 417.
Hennersdorf, Gr.-, Kr. Namslau 336.
Herby Kr. Lublinitz II 138.
Herischdorf Kr. Hirschberg II 500. 516.
Hermannsbad bei Muskau II 618.
Hermannsdorf Ö/S. 41.
Hermannstadt II 306.
Herminenhütte bei Laband Kr. Gleiwitz II 120.
Hermsdorf Kr. Glogau 193.
Hermsdorf Kr. Görlitz II 566.
Hermsdorf Kr. Goldberg 115. II 532. 544.
Hermsdorf u/K. Kr. Hirschberg 163. II 489. 514.
Hermsdorf Kr. Ohlau 9.
Hermsdorf Kr. Waldenburg (Ob.-H. 2250, Nd.-H. 11380) 85. 163. II 238—243. 245. 248. 280. 282. 285. 286. 504. 532.
Hernsdorf, Gräfl., Kr. Löwenberg 359.
Herrnprotsch Kreis Breslau 140.
Herrnstadt Kr. Guhrau 177. 363. II 451. 454. 455. 463. 464. 624.
Hertwigswaldau Kr. Sagan II 608.
Herzogswaldau Kr. Bunzlau II 535. 550. 556.
Herzogswalde Kr. Frankenstein 71. 143. II 209. 210. 268.
Herzogswalde Kr. Habelschwerdt II 263.
Heßberg, Der, b. Jauer 109.
Heuscheuer, Die 79—81. 82. 91. 211. II 236. 257. 265. 267.
Heuscheuergebirge 72. 73. 74. 77—81. 279. 400. 402. II 257. 258. 259. 268.
Himmelwitz Kr. Gr.-Strehlitz 353. II 11. 126. 131. 133.
Himmelwitzer Wasser, Das 130.
Hinterheide Kr. Lüben II 359.
Hirschbadkamm, Der 63.
Hirschberg 5. 12. 104. 110—112. 143. 417. 418. II 221. 279. 283. 287. 293. 296. 355. 360. 361. 470. 481. 483. 494. 499. 503. 507. 508. 512. 514. 516—520. 522. 524. 526. 543. 551. 568. 580. — Kreis 173. 258. 282. 284. 287. 293. 304. 357. II 333. 478. 518. — -er Tal 54. 94. 98—101. 104. 106. 107. 116. 163. 164. 166. 222. 235. 241. 279. 342. II 398. 479. 481. 484. 486. 497. 508—519. 529. 543. 545. 549.
Hochberg, Der, bei Gottesberg 90. II 287.
Hochkretscham Kr. Leobschütz II 162.
Hochschar, Die, im Altv.-Geb. 60.
Hochstein, Der, im Isergebirge 106. II 483. 514. 521. 522.
Hochstein, Der, in der Oberlausitz 97. 121. II 562. 563.
Hochwald, Der, b. Gottesberg 85. 90. 405. II 236. 237. 238. 248. 250. 273. 279. 280. 285. 286. 287. 292. 338.
Hockenau Kr. Goldberg 116. 119.
Hockenberg, Der II 536.
Höfchen bei Breslau II 425.
Höllental, Das, in Grafsch. Glatz II 259.
Hönigern Kr. Namslau II 433.
Hof i. Mähren 57.
Hoffnungstal an der Iser II 512. 521.
Hogulje, Die 111.
Hohenbocka Kr. Hoyerswerda II 599.
Hohenfriedeberg Kr. Bolkenhain 68. 84. 109. 110. 112. 396. 397. II 293. 330. 339. 340.
Hohenliebenthal Kr. Schönau 113. II 546.
Hohenlohehütte Kr. Kattowitz II 38. 76. 106. 107.
Hohenposeritz Kr. Schweidnitz II 344.
Hohensalza (Inowrazlaw) II 382.
Hohenstadt i. Mähren 55. II 262.
Hohenwiese Kr. Hirschberg II 492.
Hohgiersdorf Kr. Schweidnitz 397. II 244. 329. 338.
Hohkirch Kr. Görlitz II 564.
Hohlstein, Schloß, Kr. Löwenberg 119. II 536. 552.
Hohnstein in Sachsen 149.
Holland II 517.
Holtendorf Kr. Görlitz II 573.
Homolka b. Nachod II 205.
Honig Kr. Wartenberg II 444.
Horka Kr. Rothenburg II 592. 594. 615.
Horle, Die II 454. 463.
Hornschloß 87. 88. II 274.
Horscha Kr. Rothenburg 121. 367.
Hoschialkowitz Kr. Ratibor 173. 207. II 140.
Hosena Kr. Hoyerswerda II 599.

Hotzenplotz Ö/S. 40. 44. 47. II 153. 173.
Hotzenplotz, Die 40. 138. 176. 352. II 30. 147. 158. 159. 168. 169. 171.
Hoyerswerda 278. II 580. 592. 596. 615. **621.** — Kreis 45. 203. 257. 258. 274. 282. 284. 285. 287. 289. 300. 320. 367. 370. 391. 587. 589. 596. 600. **621. 622.**
Hronow in Böhmen 85. 151. II 236. 268.
Hruschau 174.
Huben bei Breslau II 425.
Hünern Kr. Trebnitz II 347. 410. 437.
Hünern Kr. Wohlau II 451.
Hünernbach, Der, Kr. Ohlau II 297.
Hüttendorf Kr. Oppeln 362.
Hultschin Kr. Ratibor 127. 366. II 33. 39. 43. 44. 65. 152. **156.** 240.
Hummel (Landfried), Burgruine der alten Hummelherrschaft, Kr. Glatz 44. 73. 402. II **205.** 233. 251. 257.
Hundorf, Poln.-, Kr. Schönau II 531.
Hundsfeld Kr. Öls 337. 355. II 410. 422. **437.** 441. 449.
Hussdorf Kr. Löwenberg 112. II 530.
Hussinetz Kr. Strehlen 363. 366. II 322.

Jablunkapaß 51. 52. 355. II 142. 143. 379.
Jägel, Deutsch-, Kr. Strehlen II 321.
Jägerndorf Ö/S. 44. 56. 127. 156. 162. 241. 412. II 144. 157. 158. 166. 306. — Herzogt. 37. 43. II 5. 153. 154. 161.
Jäkelsberg, Der II 566.
Järischau Kr. Striegau 126. II 230. 352.
Jätschau Kr. Glogau II 644.
Jagatschütz Kr. Trebnitz II 453.
Jahmen Kr. Rothenburg II 587. 620.
Jakobowitz Kr. Glatz 74.
Jakobstal, Paß von, im Riesengebirge 43. 99. 106. 400.
Jakobswalde Kr. Kosel II 51.
Jamnitz-Pattag Kr. Sagan 368.
Jankowitz Kr. Pleß II 89.
Jannowitz Kr. Schönau 95. II 506. **507.** 543.
Januschkowitz Kr. Kosel 200.
Jaroschowitz Kr. Pleß II 87.
Jarotschin Prov. Posen II 382.
Jauer (13560) 109. 110. 126. 374. 405. 410. 414. 417. II 192. 210. 211. 218. 280. 293. 296. 340. 350. 352—354. **355.** **356.** 359. 375. 470. 472—474. 517. 542. 543. 554. — Kreis 258. 284. 286. 289. 291. 316. 318. 370. II 195. 333. 351. 363. 478. — Alt- 357. II 355.
Jauernig Kr. Waldenburg II 276.
Jauernig Ö/S. 34. 59. 65. II 153. 213. 254. 255. **307.**
Jauernik O/L. II 584. — -er Berge 122. II 561.
Jauersberg, Der 66. — Paß am J. 401.
Javore (Ahorngebirge) 42.
Idahütte Kr. Pleß II 46. 68. 86.
Jedlin Kr. Pleß II 88.
Jellowa Kr. Oppeln II 131. 137.
Jeltsch Kr. Ohlau II 198. 364. 369. **370.** 433.
Jeschkenberg, Der 368. II 201.
Jeschkendorf Kr. Liegnitz II 351.
Ilgener See 136.
Imielin Kr. Pleß 44. II 4. **87.**
Ingramsdorf Kr. Schweidnitz II 342. 343.
Joachimstein in Sachsen II 571.
Johannahöhe bei Postel II 446.
Johann-Baptista-Grube Kr. Neurode II 244. 248. 269.
Johannenhof Kr. Lüben II 473.
Johannesberger Paß bei Braunau 87. 403.
Johannisberg Kreis Habelschwerdt II 216.
Johannisberg Ö/S. II 215. 255. **307.**
Johnsdorf Kr. Grottkau II 319.
Johnsdorf Kr. Sprottau II 609.
Johnsdorf in Böhmen 241.
Jordansmühl Kr. Nimptsch 124. 125. II **327.** 328. 333. 345.
Josefstadt 404.
Josephinenhütte i. Schreiberhau 247. II 512.
Iser, Die 14. 43. 106. 279. 285. II 488. 512. 519. 520. —, Die Kleine 103—105. 106.
Isergebirge 6. 43. 45. 53. **104—108.** 142. 144. 149. 153. 241. 269. 270. 279. 300. 305. II 190. 481. 484. 485. 487. 490. **495.** **496.** 502. 512. **519—523.** 564. 571.
Iserhäuser 106. II 519.
Iserkamm, Hoher 106.
Iserwiese, Die Große und Kleine 279. 280.
Judenbach, Der II 137.

Jüseritz, Die 133. 192. 279. 451.
Jüterbog II 611.
Julienhütte Kr. Beuthen II 120.
Juliusburg 14. II 437. 444. 445. — -er Wasser II 437.
Jungbuch a. d. Aupa 285.
Jungfernsee bei Kottwitz Kr. Breslau 177.
Jura, Polnischer 37. 47. 48. 52. 129. 131. 148.

Kadlewe Kr. Wohlau II 464.
Kadlub Kr. Gr.-Strehlitz II 9. 126.
Kämpfer Berg bei Königshain O/L. 121.
Kahle Berg, Der, bei Rabishau II 522.
Kainowe Kr. Militsch II 461.
Kainowe, Rittergut, Kr. Trebnitz II 197.
Kaiserswaldau Kr. Goldberg II 547.
Kaiserswalde Kr. Habelschwerdt 75. 76. II 216.
Kalau II 592.
Kalinowitz Kr. Gr.-Strehlitz II 127.
Kalisch 37. 333. 420. II 382. 384. 390. 436. 440. 442. 445. 626. 629. 634.
Kalkau Kr. Neiße II 304. 317. 318.
Kallendorf Kr. Schweidnitz II 342.
Kaltdorf Kr. Sprottau II 609.
Kalte Bach, Der, bei Lüben II 602.
Kaltenvorwerk Kr. Löwenberg 406.
Kalthaus Kr. Jauer II 341. 342. 352.
Kamenz Kr. Frankenstein 41. 42. 124. 342. 353. II 196—198. 202. 204. 207. 212—214. 254. 299. 301. 302. 303. 306. 308. 317. 321.
Kamenz O/L. II 562. 575. 621.
Kamienictz Kr. Gleiwitz II 10. 123.
Kamin Kr. Beuthen II 10. 56. 72.
Kaminitzer Bach, Kr. Lublinitz 39.
Kamitz Kr. Neiße II 304. 308. 319.
Kamitz, Die, bei Patschkau II 308.
Kammerswaldau Kr. Schönau II 545.
Kammhäuser auf Iserkamm 106. II 519.
Kamnitz Kr. Glatz II 203.
Kandrzin b. Kosel 200. II 146. 147. 151.
Kanth Kr. Neumarkt II 334. 340. 345. 346. 348. 350.
Kapellenberg bei Berbisdorf 111. II 545.
Kapsdorf Kr. Trebnitz II 347.
Kapuzinerplatte, Die 75. 76.
Karchowitz Kr. Gleiwitz II 80. 123.
Karlowitz b. Breslau II 423.
Karlsberg Kr. Lauban 360.
Karlsberg a. d. Heuscheuer Kr. Neurode 5. 78. 79. 211. 215. 222. 235. 239. 244. 250. II 256.
Karlsbrunn Ö/S. 60.
Karlsburg Kr. Brieg 363.
Karlsdorf Kr. Bunzlau 418.
Karlshof Kr. Bunzlau II 552.
Karlsmarkt Kr. Brieg 319. 365. II 433.
Karlsruhe O/S. 250. 365. II 9. 131. 137. 138. 199. 433.
Karlsthal auf d. Isergebirge II 512. 521.
Karlsthal Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Karmerau Kr. Oppeln 360.
Karmunkau Kr. Rosenberg II 9.
Karolath Kr. Freystadt 136. 178. 230. 295. 296. II 473. 635. 640. 641. 650.
Karpathen 49—52. 155. 156. 162. 168. 178. 204. 247. 270. 420. II 391. 395. 495.
Karpenstein, Burg, b. Landeck II 255.
Karschin Kr. Grünberg 367.
Karsten Centrum, Grube, Kr. Beuthen II 82.
Karwin Ö/S. II 39. 44.
Kaschbach Kr. Reichenbach II 330.
Kasimir Kr. Leobschütz 365. II 161. 168. 375.
Katscher Kr. Leobschütz 44. 157. 336. II 10. 32. 153. 157. 165.
Kattern Kr. Breslau II 371.
Kattowitz (43175) II 31. 62. 64. 74. 82. 85. 93. 101. 108. 112. 113. 114. 126. — Herrsch. Kattowitz-Myslowitz II 9. 58. 60. 76. 96. — Kreis K. 258. 281. 286. 289. 290. 294. 315. 319. 370. 391. II 19. 26. 82. 97. 101. 106. 113—115.
Katzbach, Die 68. 109—115. 123. 126. 133. 134. 139. 174—177. 185. 271. 273. 279. 290. 337. 352. 355. 410. 414—418 (mit Karte). II 192. 193. 293. 294. 297. 340. 350. 354—360. 364. 377. 530—533. 541. 543—547. 600. 623. — Die Schlacht a. d. K. 30. 398. 414—417. II 494.
Katzengebirge, Das 133. 135. 177. II 430.
Kauder Kr. Bolkenhain 111.
Kauffung Kr. Schönau 111. 380. II 532—534. 543. 544.

Kaulwitz Kr. Namslau II 435.
Kawallen Kr. Breslau II 378.
Kehle, Ober-, Kr. Trebnitz 325.
Keilendorf Kr. Glatz 74. 78.
Keltsch Kr. Gr.-Strehlitz II 10. 134. 135.
Kemnitz, Alt-, Kr. Hirschberg II 484. 515. **522**. 556.
Kemnitz, Die II 481.
Kemnitzkamm, Der 107. II 522.
Kempczowitz Kr. Tarnowitz II 123.
Kempen Prov. Posen 132. II 191. 429. 434. 436. 440.
Kerzdorf Kr. Lauban II 563. 567.
Kessel Kr. Glatz 74.
Kesselberge bei Herzogswaldau Kr. Bunzlau II 535.
Kesselkoppe, Die 99. 103. 287. II 486.
Kesselsdorf Kr. Löwenberg II 552.
Kesselsdorf Kr. Militsch 363.
Ketschdorf Kr. Schönau 111. II 543.
Keula Kr. Rothenburg II 590.
Kieferberg bei Sadewitz Kr. Nimptsch 124.
Kieferberg bei Tarchwitz Kr. Nimptsch 126.
Kieferstädtel Kr. Gleiwitz 366. II 10. 49. 80. 95. **96**. 97. 121. 124.
Kiehn-Berg bei Lähn 117.
Kieslingswalde Kr. Habelschwerdt 76. II 197. 260. 262. — Herrschaft II 253.
Kieslingswalder Berge O/L. II 564. 594. 610.
Kiew II 382.
Kindelsdorf Kr. Landeshut 42. II 212.
Kirchberg, Der, b. Schlaup 164.
Kittlitztreben Kr. Bunzlau II 590. **605**. 608.
Kitzelberg, Der, bei Kauffung 111. II 532—534.
Klebsch Kr. Ratibor II 162.
Klein-, s. d. Stammnamen.
Kleinburg b. Breslau II 418. 419.
Kleinitz Kr. Grünberg 367. II 473. 651.
Kleophasgrube bei Zalenze Kr. Kattowitz II 41. 113.
Kleppen, Alt-, Kr. Sagan II 645.
Klettendorf Kr. Breslau II 198. 328.
Klessengrund, Der 64.
Kleuschnitz Kr. Falkenberg II 184.
Kleve, Rheinprov. 207. 208.
Klitschdorf a/Q. Kr. Bunzlau 110. 117. 120. 139. II 212. 473. 548. 564. **608**. 609.
Klodnitz, Die 128. 129. 138. 176. 235. 256. 272. II 52. 53. 79. 85. 93. 96. 97. 116. 120—124. 145. 146. 150. 159.
Klodnitzkanal **199**. 203. II 55. 93. 120. 145. 146. 244.
Knappberg, Der, b. Marklissa II 565.
Kniegnitz, Kl.-, Kr. Nimptsch 206. 216. 239.
Knischwitz Kr. Ohlau 9.
Knurow Kr. Rybnik II 35.
Kobelwasser, Das 279.
Koberwitz Kr. Breslau II 326. 328.
Kobylagóra Prov. Posen 132. 133. II 442.
Kobylin Prov. Posen 410.
Kochanowitz Kr. Lublinitz II 9. 132.
Kocheczütz Kr. Lublinitz II 9. 132.
Kochelfall, Der 101.
Kodersdorf Kr. Rothenburg II 584.
Köben Kr. Steinau 133. 135. 177. II **625**. 627. 643.
Köhlerberg, Der, b. Freudenthal 57.
Köln II 385. 389. 416.
Köln, Neu-, Kr. Brieg 363.
Költschen-Berge, Die 125. II 333. 334. 345.
Königgrätz 408.
Königin-Luise-Grube bei Zabrze II 44. 53. 55. 56. 65. **119**. **120**.
Königreichwald s. von Trautenau 404.
Königsbruch Kr. Guhrau 363. II 463.
Königsdorf Kr. Guhrau II 463.
Königsdorf-Jastrzemb Kreis Rybnik 157. 256. II 91. 92.
Königsgrube b. Königshütte II 53. 55. 56. 61. 65. **107**. 111.
Königshain Kr. Glatz II 211. — -er Spitzberg 66. II 255.
Königshain Kr. Görlitz 121. II 562. 580. 581. **584**. — -er Berge 121. 122. 300. II 472. **561—563**. **584**. 594. 620.
Königshain Kr. Landeshut 42. 96. II 211. 212. — Paß II 236.
Königshütte (72640) 366. 391. II 38. 40. 45. 47. 56. 61. 68. 70. 73. 74. 78. 82. 101. 102. 106. **107—111**. 118. 119. 504.
Königshuld Kr. Oppeln 362. II 52. 135.
Königswalde Kr. Neurode II 211. 272. 278. — Spitzberg II 272. 278.
Königszelt Kr. Schweidnitz 408. II 202. 337. **342**.
Könnteberg, Der II 586.

Kösling Kr. Leobschütz II 157.
Kohlau Kr. Waldenburg II 237. 238. 248.
Kohlendorf Kr. Neurode II 248. 269.
Kohlfurt Kr. Görlitz 278. II 526. 569. 580. 586. 587. **592**. 594. **615**. 621.
Kohlhöhe Kr. Striegau II 351.
Koischwitz Kr. Liegnitz II 351.
Koitz Kr. Liegnitz II 452.
Kokoschütz Kr. Rybnik 157.
Kolbenberg, Der 94. II 236.
Kolberg 180.
Kolbnitz Kr. Jauer 110. 126. II 531. 542.
Kollande Kr. Militsch II 457.
Kolo a/W. 137.
Kolonnowska Kr. Gr.-Strehlitz II 133. 134.
Kolzig Kr. Grünberg II 651.
Komeise Kr. Leobschütz II 158.
Konitz W/Pr. II 382.
Konradau Kr. Wartenberg II 444.
Konradsdorf bei Haynau II 546.
Konradsthal Kr. Waldenburg II 237. 238.
Konradswaldau Kr. Landeshut II 287. 542.
Konradswaldau Kr. Schönau 115. II 531.
Konradswaldau Kr. Schweidnitz II 342. 343.
Konstadt 292. II 5. 353. 430. **432**. **433**. 436. 438.
Kontopp Kr. Grünberg 136. II 634. 641. **650**. 651.
Konty Kr. Oppeln 200.
Kopatsch b. Goldberg II 530.
Koppen Kr. Brieg 189. 315.
Koppenplan, Der 97. 98. 102. 171. 279.
Koppenteiche, Die 311.
Koppitz Kr. Grottkau 413. II 9. 61. 199. **315**. 318.
Korangelwitz Kr. Guhrau II 451.
Korsarenberg, Der 133.
Korzyniec, Der, Kr. Pleß II 85. 88.
Koschentin Kr. Lublinitz II 8. 9. 128. 131. **134**. 135.
Koschmin Prov. Posen II 429.
Kosel (7830) 30. 156. 168. 175. 180. 315. 398. 409. II 4. 32. 95. 117. 120. 124. 142. **145—147**. 153. 169. 184. 185. 186. 187. 189. 190. 198. 199. 393. — Kastellanei 36. 344. — Hafen **199**. II **147**. 393. — Kreis 258. 264. 286. 290. 292. 304. 305. 315. 317. 370. II 26. 98. 126. **145—147**. 150. 151. 163. 173.
Kosel bei Breslau II 421.
Kosemitz Kr. Nimptsch II 316.
Koske Kr. Kosel II 163.
Koslowagora Kr. Tarnowitz II 33. 56.
Kostau Kr. Kreuzburg II 9.
Kosten Prov. Posen II 382. 384.
Kostenblut Kr. Neumarkt II 345. 346. **352**.
Kostenthal Kr. Kosel 366. II 168.
Kostow (Kosztow) Kr. Pleß 44. II 4. 87.
Kottbus 135. II 580. 592. 611.
Kottwitz Kr. Breslau 177. 189. II 433.
Kottwitz Kr. Glogau II 474.
Kotzenau Kr. Lüben 302. II 212. 473. 600. 601. **602**. 603. 605. II 212. 473.
Kowollowska Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Krackwitz Kr. Neiße II 304.
Kräbersteine, Die 101. II 512.
Kraika s. Kreika.
Krain Kr. Strehlen 291. II 362.
Krakau 37. 39. 47. 52. 131. 156. 372. II 84. 86. 87. 89. 106. 114. 117. 123. 136. 143. 148. 336. 382. 384. 386. 392. 402. 417. 432. 435. 436. — Bistum 36. 44. II 14. — Republik 31. II 21. **389**.
Krampe Kr. Grünberg II 646.
Krampf Kr. Sprottau 278.
Kranowitz Kr. Ratibor II 163. 165.
Krappitz Kr. Oppeln (3700) **130**. 138. 175. 176. 187. 200. 333. II 125. **147**. 151. 167. 170. **176**. 179. 189. — Herrsch. Krappitz-Rogau II 10. 47. 147.
Krascheow Kr. Oppeln II 130.
Kraschnitz Kr. Militsch II 457.
Kraupenberg b. Qualisch 90.
Krauschen, Gr.-, Kr. Bunzlau II 555.
Krauschwitz Kr. Rothenburg 367. II 595. 599.
Krausebauden 289.
Krautenwalde Ö/S. 58. 59. 62. 65. 66. 342. 400. II 255. 306. 307.
Krawarn, Deutsch-, Kr. Ratibor 250. II 157.
Krawarn, Poln.-, Kr. Ratibor II 10.
Krayn Kr. Liegnitz 414. II **362**.
Kreba Kr. Rothenburg 278. II 587. 590. 620.
Kregler, Der, Kr. Bolkenhain II 292. 293.
Kreidel Kr. Wohlau II 452.
Kreika Kr. Breslau 140. 147. II 328.

Kreisau Kr. Schweidnitz 414. II 334.
Krempa Kr. Gr.-Strehlitz 200.
Kressenbach, Der 75. 76.
Kreuz, Das Steinerne, Paßhöhe im Heuscheuergeb. II 268.
Kreuzberg, Der, b. Striegau 126.
Kreuzburg (11590) 206. 214. 215. 217. 226. 239. II 64. 128. 135—138. 366. 382. 430. 431. 432. 440. 483. — Kreis 258. 292. 355. 370. II 5. 26. 138. 192. 195. 429. 431—433.
Kreuzburgerhütte Kr. Oppeln II 52. 131. 137.
Kreuzendorf Kr. Leobschütz 342.
Kreuzenort Kr. Ratibor II 145.
Krieblowitz Kr. Breslau II 198. 324. 346.
Krier Kr. Pleß II 90.
Krintsch Kr. Neumarkt II 352.
Krischa-Tetta Kr. Görlitz II 580.
Krkonos, Der 99.
Krogullno Kr. Oppeln II 137.
Kroischwitz Kr. Schweidnitz II 335.
Kromnitz Kr. Bunzlau II 608.
Kronstadt a/A. 72. II 263.
Krossen 37. 175. 179. 180. 189. 193. 230. 295. 347. II 471. 473. 627. 642. — Kastellanei 36. 610.
Krotzel Kr. Schweidnitz 125.
Krummendorf Kr. Strehlen II 321.
Krummhübel Kr. Hirschberg 97. 98. 235. II 487. 489. 510. 511. 518.
Krummöls Kr. Löwenberg 112. 153. 406. II 524. 556.
Kryhnwasser, Das 123. II 320. 321.
Krysanowitz Kr. Rosenberg II 132.
Krzepice 47. II 136. 432.
Krzeszowice 143.
Kuchelna Kr. Ratibor 316. II 10. 145.
Kudowa Kr. Glatz 73. 74. 366. 402. II 257/8.
Küpper Kr. Lauban II 571.
Küpper Kr. Sprottau II 608.
Küstrin 184.
Kuhbrück Kr. Trebnitz II 445.
Kuhländchen, Das 157. 173. II 140.
Kuhnau Kr. Kreuzburg II 432.
Kuhnern Kr. Striegau II 352.
Kujau Kr. Neustadt II 9. 170. 178.
Kulm Kr. Steinau II 470. 625.
Kummernigk Kr. Trebnitz 273.
Kunern Kr. Wohlau 291. II 361. 362.
Kunigunde, Zinkhütte, Kreis Kattowitz II 76.
Kunitz Kr. Liegnitz II 351.
K-er See 279. 308. 351.
Kunnersdorf bei Hirschberg II 481. 516. 518.
Kunzendorf Kr. Habelschw. II 253. 255.
Kunzendorf Kr. Kreuzburg II 432.
Kunzendorf, Gräfl., Kr. Löwenberg II 522.
Kunzendorf unterm Walde Kr. Löwenberg II 552.
Kunzendorf, Groß-, Kr. Neiße II 315.
Kunzendorf Kr. Neurode II 248. 249. 269. 271.
Kunzendorf Kr. Neustadt II 10.
Kunzendorf Kr. Schweidnitz 396. 397. II 338.
Kunzendorf Kr. Steinau II 625.
Kupferberg Kr. Oppeln 360.
Kupferberg Kr. Schönau 93. 96. 143. 206. 216. 226. 239. II 190. 484. 485. 505—507. 531.
Kupp Kr. Oppeln II 131.
Kupp, Neu-, 360.
Kusser b. Neusalz II 640.
Kuttlau Kr. Glogau II 650.
Kynast, Burg, Kr. Hirschberg 102. II 473. 484. 486. 504. 514. 515.
Kynsburg Kr. Waldenburg 70. II 278.

Laasan Kr. Striegau II 343. 350. 352.
Laband Kr. Gleiwitz (L 4760) II 9. 40. 97. 120. 121.
Labitsch Kr. Glatz II 298.
Lähn Kr. Löwenberg 111. 112. 114. 117. 406. 417. 418. II 483. 494. 497. 499. 500. 516. 549. 550. — Kastellanei 36. 342—344. II 481. 549.
Lähner Mulde 1·4. 116. 117. 151. II 536. 549.
Lähnhaus, Burg 116. 117. II 536. 549.
Läsgen Kr. Grünberg 175. 207. II 642.
Lässig Kr. Waldenburg II 203. 238. 243. 247. 248. 286.
Lässigbach, Der 87. 405. II 211. 273. 282. 286. 287. 292. 293.
Läswitz, Groß-, Kr. Liegnitz II 352.
Lagiewnik Kr. Beuthen II 107 (jetzt Hohenlinde, 10350).
Lahnberg, Der, im Rgb. 99.
Lampersdorf Kr. Frankenstein II 317. 331.
Lampersdorf Kr. Öls 302. II 441.

Lamsdorf Kr. Falkenberg II 184.
Landeck Kr. Habelschwerdt 53. 59. 62. **65**. 66. **213**. 250. II 130. 216. **254—55**. 258. 273. 287. 308.
Landecke, Die 40. **127**. 174. II 32. 33. 39. 140. 155. 156.
Landeshut (13570) 68. 84. 85. 87. 88. 90. 95. **111**. 145. 163. 396. 403. **404**. **405**. 406. II 190. 211. 219. 223. 228. 236. 238. 240. 244. 248. 273. 279. 282. 286. **287**. **289**. 293. 294. 296. 334. 339. 355. 470—472. 496. 503. 505. 507. 543. — -er Kamm 94—96. II 484. 502. 504. 531. — -er Pforte 42. 93. 307. 342. 400. 403. 404. 407. II 190. 192. **212**. 237. 249. 280. 292. 293. 295. 338. 379. — Kreis 258. 293. 357. II 195. 233—235. 272. **287—292**. 478.
Landeskrone, Die 32. **122**. 168. II 561. **575**. 581.
Landgraben, Polnischer und Schlesischer 38. 136. 276. II 465. 466. 645.
Landrücken, Schlesischer **131—138**. 139. 158. 159. 174. 177. 178. 229. 243. 264. 273. 277. 291. 296. 305. 337. II 363. 373. 430. 434. 437. 440. 441. **442—451**. 585. 627. 628. 638. **642—651**. — Baltischer 209.
Landsberg Kr. Rosenberg 48. 131. 132. II 69. 128. 129. **138**. 139. 148. 431.
Landstraße, Die Hohe II 358. 380. 383. 561. 569. **574**. 575. 579. 580. 584. 592. 608. 610. 611.
Landstraße, Die Niedere II 383. 579. 592. **610**. 614.
Lange Berg, Der 87.
Langenau Kr. Görlitz II 564. 569. 594.
Langenau Kr. Habelschw. 78. II 261. 263.
Langenau, Frstl. u. Langenau, Lehn-, Kr. Leobschütz II 165.
Langenau Kr. Löwenberg 116. II 543.
Langenbielau Kr. Reichenbach (L 18500) 125. II 197. 229. 230. 231. 235. 270. 329. **330**. **331**. 334.
Langenbrück Kr. Habelschw. 75.
Langenbrück Kr. Neustadt II 172.
Langendorf Kr. Gleiwitz II 133.
Langendorf Kr. Neiße II 172. 319.
Langenöls Kr. Lauban 107. 153. 406. II 524. **556**. **557**.
Langenvorwerk Kr. Löwenberg 345. II 550.
Langwaltersdorf Kr. Waldenburg 42. II 273.
Langwasser Kr. Löwenberg II 500. 522.
Lansitz Kr. Grünberg II 646.
Laskowitz Kr. Ohlau II 198. 370. 433.
Lassoth Kr. Neiße II 318.
Lauban 108. 109. 112. 121. 143. 360. 405. 407. II 470—472. 496. 501. 522. 524. 537. **539**. 540. 550. 551. 557. 562. 564—566. **567—569**. 570. 580. 593. — Kreis 194. 258. 287. 294. II 478. **564—571**. — Bach II 564. 567. 570.
Laube b. Bodenbach II 391.
Lauenburg in Pommern 209. 224.
Laura, Gräfin, Kohlengrube II 110.
Laurahütte Kr. Kattowitz (16120) II 45. 61. 82. **106**. 108. 110. 119. 504.
Lausitz 36. 43. 45. 46. 108. 121. 138. 139. 149. 153. 226. 278. 307. 310. 327. 341. 359. 360. 405. 407. 418. II 194. 289. 357. 392. 465. 474. 526. 527. 528. 537. 549. 555. **558—562**. 646. 648. — -er Pforte 52. 93. 336. 400.
Lausitzbach, Der, b. Wigandsthal II 527.
Lauterbach Kr. Bolkenhain II 199. 295.
Lauterbach Kr. Reichenbach 124.
Lazarowka Kr. Tarnowitz II 55.
Lazisk Kr. Pleß II 37. 85.
Lebus 37. 180.
Lehmgruben bei Breslau II 425.
Lehmwasser Kr. Waldenburg II 248.
Leipe Kr. Jauer II 473. 531. 542. 543.
Leipe, Groß-, Kr. Trebnitz II 450.
Leipzig 153. 358. 380. II 219. 235. 281. 291. 358. 380. 383—386. 417. 425. 559. 579. 592. 629. 648.
Leisebach, Der, zw. Neumarkt u. Liegnitz II 350.
Leisersdorf b. Haynau II 546.
Lemberg II 417.
Lenczyce in Polen 137. 357.
Lendzin Kr. Pleß II 40. 86.
Lensczok Kr. Ratibor II 95.
Lentsch Kr. Neiße II 304. 316.
Leobschütz (13080) 40. 175. 206. 214. 215. 239. **264**. **336**. II 152. 154. **166**. 167.

169. — Kreis 44. 127. 258. 264. 271. 284. 287. 296. 315. 316. 365. 366. 370. 373. II 5. 19. 26. 144. 153. 157—166. 173. 174. 256.
Lerchenberg, Der, b. Sandau a/B. 114.
Lerchenberg b. Lähn 116.
Lerchenborn Kr. Lüben II 602.
Leschen Kr. Sprottau 348. II 498. 590. 608.
Leschkowitz Kr. Glogau II 625.
Leschnica, Die, bei Loslau II 92.
Leschnitz Kr. Groß-Strehlitz 129. 264. II 124. 125.
Leschwitz Kr. Görlitz 301. II 571.
Leuber Kr. Neustadt II 173.
Leubus Kr. Wohlau 110. 133. 139. 177. 180. 195. 275. 291. 295. 296. 315. 346. 347. 352. 360. 373. 410. II 11. 196. 197. 293. 348. 365. 374. 375. 447. 452. 472. 542.
Leubusch, Neu-, Kr. Brieg 363.
Leuthen Kr. Neumarkt 409. 410.
Leuthen Kr. Sagan 134.
Leutmannsdorf Kr. Schweidnitz II 329. 334.
Lewin 73. 74. 402. II 205. 225. — -er Ländchen 44. 74. 402. II 229. 251. 256—258.
Lichtenau Kr. Lauban II 564. 566. 567. 569. 570.
Lichtenau in Böhmen II 262.
Lichtenwalde Kr. Habelschwerdt 222. 235. 243. 255.
Liebau Kr. Landeshut 84. 85. 88. 95. 96. 149. 403. 404. 405. II 192. 212. 273. 275. 288. 289. 292. 502.
Liebenhain Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Liebenthal Kr. Löwenberg 107. 143. II 524. 556.
Liebenthal Kr. Militsch 363.
Liebersdorf Kr. Landeshut II 287. 292.
Liebichau Kr. Waldenburg II 338.
Liebwerda in Böhmen 106. II 522.
Liegnitz (66620) 134. 139. 222. 224. 239. 250. 264. 265. 273. 279. 282. 291. 308. 334. 352. 357. 374. 391. 406. 410. 414—417 mit Karte. 419. II 192. 202. 230. 297. 311. 335. 337. 350—352. 353. 355. 356. 357. 380. 421. 452. 470—474. 482. 496. 517. 526. 540. 551. 553. 554. 592. 601. 610. 611. 624. 630. 631. 648. — Kastellanei 344. — Herzogtum 37. II 340. 548. — Kreis 284. 289—293. 306. 318. 319. 363. II 195. 257. 478. 586. — Reg.-Bez. 45. 257. 258. 276. 281—283. 286. 289. 291—293. 297. 298. 303. 305. 314. 315. 320. 358. 370. 371. 387—392. II 8. 26. 192. 327. 498. 589. 600.
Lieske in sächs. O/L. II 596.
Lilienthal b. Breslau II 424.
Limburg, Neu-, Kr. Brieg 363.
Linda Kr. Lauban II 564. 565. 570. 571.
Linden Kr. Brieg II 364. 369.
Lindenau Kr. Grottkau II 319.
Lindewiese Kr. Neiße 34. 40. II 189. 304. 305.
Linsdorfer Wald in Böhmen II 251.
Lipine Kr. Beuthen (18170) II 82. 108. 118. 128. 135.
Lipsa Kr. Hoyerswerda II 621.
Liptin Kr. Leobschütz 366.
Lissa (Deutsch-) Kr. Neumarkt (L 4520) II 334. 348. 349. 352. 353.
Lissa Prov. Posen II 465. 631. 634.
Lissau Kr. Lublinitz II 9.
Lißwarthe, Die 39. 43. 45. 47. 132. 420. II 128. 129. 131. 132. 136. 138.
Lobris Kr. Jauer II 352.
Lochauer Heide II 585.
Lodz II 390. 445.
Löbau in Sachsen 368. II 562. 575. — -er Berg 122. II 561. — -er Wasser II 558.
Löwen Kr. Brieg 202. 229. 412. II 177. 178. 179. 181. 182. 183. 315.
Löwenberg 113. 114. 118. 119. 230. 355. 357. 405. 406. 417. 418. II 279. 355. 483. 517. 525. 526. 530. 535. 547. 549—552. 554. 556. — Kreis 194. 258. 284. 286—290. 292. 293. 297. 304. 316. 318. 320. 357. 391. II 478. 568. — -er Mulde 67. 68. 84. 114. 117—120. 147. 151. 153. II 190. 470. 532. 535. 536. 550. 553. 554. 556. 562. 564. 589. 609.
Löwengrund, Der, an der Schneekoppe 97.
Löwenkuppe, Die, in O/S. 63.
Löwenstein Kr. Frankenstein II 300. 301.
Lohe, Die (vorm. Slenza) 33. 123. 124. 168. 176. 192.

264. 337. 358. 413. II 297. 320. 323. **325—328**. 344. 347. 348. 378. 379.
Lohe, Die Kleine 413. II 327.
Lohsa Kr. Hoyerswerda 312. II 473. 621.
Lomnitz, Alt-, Kr. Habelschwerdt II 262.
Lomnitz Kr. Hirschberg II 507. 508.
Lomnitz Kr. Waldenburg II 248. 276. 277.
Lomnitz, Die, im Rgb. 101. 104. 171. II 481. 497. 507. 512.
Lonkau Kr. Pleß II 89.
Lorenzdorf (Lorzendorf) Kr. Bunzlau II 590. 609.
Loslau Kr. Rybnik II 4. 39. **92**.
Louisenfeld Kr. Brieg 363.
Lowkowitz Kr. Kreuzburg II 432.
Lubetzko-Berg, Der, b. Lublinitz 131.
Lubie Kr. Gleiwitz II 10.
Lublin II 382.
Lublinitz (4160) 131. 132. II 128. 129. 135. **136**. 390. — Kreis 39. 258. 281. 282. 286. 289. 290. 294. 304. 305. 318. 355. 370. 391. 392. II 7. 26. 128. 129. **131—136**. 139. 589.
Lubowitz Kr. Ratibor **127**. 128. 347. II 143.
Lubschau Kr. Lublinitz II 128. 131.
Luckenwalde II 626.
Ludgierzowitz Kr. Ratibor II 156.
Ludwigsbaude im Isergebirge II 522.
Ludwigsdorf Kr. Görlitz II 563. 564. 572.
Ludwigsdorf Kr. Kreuzburg II 431.
Ludwigsdorf Kr. Löwenberg II 547.
Ludwigsdorf Kr. Neiße II 172.
Ludwigsdorf Kr. Neurode (3685) II 249. 272.
Ludwigsdorf Kr. Schönau 111.
Ludwigsdorf Kr. Schweidnitz II 334.
Lübben II 626.
Lübchen Kr. Guhrau II 451.
Lübeck 180.
Lüben 273. 355. II 210. 383. 592. **601**. **602**. 605. 625. 644. — Kreis 257. 391. II 359. 478. 586.
Lüneburg 180. II 638.
Luge, Die, bei Nesigode II 458. 459.
Lugier (Lygier) 32. 328. 329.
Lugknitz Kr. Rothenburg II 599.
Lunitz oder Luntze, Die II 573. 648.
Luthrötha b. Sagan II 612.
Luzine Kr. Trebnitz 364.

Machau i. B. II 268.
Mädelwiese, Die 99. II 490.
Mähren 35. 40. 41. 44. 46. 52. 53. 56. 62. 63. 156. 226. 321. 326. 327. 328. 339. 342. 365. 373. 399. 401. II 190. 194. 219. 262. 305. 306. 471.
Mährische Pforte 52. **55**. **157**. 162. 173. 306. **333**. **336**. 400. II 143. 154. 156. 379. 391. 392.
Märtenstein, Der 111.
Magdeburg II 363. 397. 416. 579. 611.
Magnitz Kr. Breslau II 328.
Mahlendorf Kr. Falkenberg II 213.
Maifritzdorf Kr. Frankenstein II 213. 303. 319.
Mainz II 416.
Maiwaldau Kr. Schönau II 481. 543.
Malapane Kr. Oppeln II 52. 54. **135**. 256.
Malapane, Die 39. 131. 138. 174. 176. 187. 256. 353. II 4. 7. 52. 68. 116. 122. 127—136. 137. 149. 150. 161. 175. 183.
Maliers Kr. Öls 364.
Malitsch Kr. Jauer II 199. 352. 473. 542.
Mallmitz Kr. Sprottau 305. II 473. 590. 591. **609**. 640.
Maltsch Kr. Neumarkt 189. II 244. **340**. 353. 355. 359. 365. **373**. 452.
March, Die 55. 59. 60. 62. 63. 64. 162. 336. II 154. 201. 251. 391.
Margareth Kr. Breslau II 365. 433.
Maria Schnee Kr. Habelschw. 64.
Marienhütte bei Kotzenau II 603.
Marienhütte bei Mallmitz II 609.
Marienstern, Klost., i. Sachs. II 472.
Markausch in Böhmen 151.
Markersdorf Kr. Görlitz II 671. 673.
Marklissa Kr. Lauban (Talsperre) 108. 153. 360. II 388. 494. **499—501**. 524. 526. 527. 528. 557. 559. 565—**567**. 568. 595.
Martha (Grube u. Hütte) Kr. Frankenstein II 316.
Martinwaldau Kr. Bunzlau II 547.
Massel Kr. Trebnitz 337. II 447.
Masselwitz Kr. Breslau II 378.
Matzdorf Kr. Löwenberg II 552.
Matzwitz Kr. Grottkau II 309.

Mauer Kr. Löwenberg (Talsperre) 202. II 482. **500**. **501**. 549. 595.
Medzibor vgl. Mittelwalde.
Meffersdorf Kr. Lauban 6. 360. II **527**.
Mehltheuer Kr. Strehlen 366. 413. II 323.
Meiseberg, Der, bei Grünberg II 646.
Meißen 36. 45. 348. 373. II 249. 283. 551. 558.
Melchior, Grube b. Dittersbach II 248. 283.
Meleschwitz Kr. Breslau II 370.
Melkgelte, Die, Kr. Schönau 111.
Mellendorf Kr. Reichenbach II 334.
Melochwitz Kr. Militsch II 446.
Melzergrund, Der 97. 98. 171. 249.
Memel II 565.
Mengelsdorf Kr. Görlitz II 562.
Mense, Die Hohe 73. 74. 150. II 217.
Merzdorf Kr. Bolkenhain II 192. 227. **293**. 340. 343. 353. 533. 543.
Meschkau Kr. Glogau II 644.
Meseritz Prov. Posen 174.
Messendorfer Berg, Der, Ö/S. 57.
Mettau, Die 74. 403. II 257. 275.
Mettkau Kr. Neumarkt II 345. 346.
Michalkowitz Kr. Kattowitz II 9.
Michelau Kr. Brieg 412. II 315.
Michelsbaude auf dem Isergebirge II 521.
Michelsdorf Kr. Landeshut 42. II 212.
Miechowitz Kr. Beuthen (12240) II 9. 47. 50. 72. 82. **118**. 122.
Mikultschütz Kr. Tarnowitz (L 13830) II 80. 124.
Militsch (3790) 133. 135. 136. 419. II 197. 379. 382. 403. 438. 440. 445. 446. 447. 449. 453. **455—457**. 458. — Kastellanei 36. 344. II 455. — Kreis 258. 282. 284. 286. 287. 289. 293. 294. 302. 304—306. 310. 364. 365. 391. II 195. 197. 429. 453.
Milkau Kr. Sprottau II 641.
Milleschauer, Der, b. Teplitz 96.
Milzener (Lausitz) 33.
Milzig Kr. Grünberg II 641.
Minkowsky Kr. Namslau II 434.
Mischline Kr. Gr.-Strehlitz II 137.
Miserau Kr. Pleß II 90.
Mittagstein, Der, auf d. Rgb. 103.
Mittel-, s. d. Stammnamen.
Mittellandkanal II 249.
Mittelschlesien 256. 284. 286. 296. 303—305. 312. 401. II **189—466** (vgl. Inhalt). 469. 471. 474. 624. — Vorberge **122—126**. — Ebene 138. 139. 167. 241. 243. 264. 284. 286. 290. 308. 395. 405. II **297—363** (vgl. Inhalt). 469. 586.
Mittelwalde Kr. Habelschw. 55. 401. 402. II 197. 251. 253. **262**. **263**. 326. 401. 402.
Mittelwalde, Neu- (Medzibor) Kr. Wartenberg 133. 365. II 440. **444**.
Mleczna, Die, Kr. Pleß II 87.
Mochalla Kr. Lublinitz II 128.
Mochau Kr. Schönau II 542.
Mochbern, Groß-, b. Breslau II 348.
Mochbern, Klein-, II 421.
Mochenberg, Der, Kr. Jauer 114.
Modelsdorf b. Haynau II 546.
Modlau Kr. Bunzlau 302. II 473. 547. 590. **605**. 625. 640.
Modritz b. Neusalz II 638.
Modrzejow an der Przemsa II 114.
Möhlten Kr. Glatz II 269.
Mölke Kr. Neurode II 238. 249. 269. 271.
Mönchswald, Der, Kr. Jauer II 472. 542.
Mogwitz Kr. Grottkau II 319.
Mohra, Die 58. 61. II 154. 216. 254. 260.
Mois Kr. Löwenberg 118.
Moisdorf Kr. Jauer 110.
Mojawola Kr. Wartenberg II 197. **444**.
Mokrau Kr. Pleß II 10. 85.
Mollwitz Kr. Brieg 412. II 324.
Moltkefelsen, Der, in Schreiberhau 106. II 512.
Mondschütz Kr. Wohlau 322. II 452.
Moosbruch, Der, bei Reihwiesen 279.
Morgenroth Kr. Beuthen II 82. 118.
Morgenstern, Grube bei Altwasser II 242. 248.
Morischau Kr. Glatz II 298.
Moschen Kr. Neustadt II 170.
Moschin, Prov. Posen 137.
Moselache, Alt- und Neu-, Kr. Brieg 363. II 368.
Moselache, Die, bei Brieg II 364.
Moys Kr. Görlitz II 566. 570.
Mschanna Kr. Rybnik II 39.
Mstow a. d. Warthe II 353.

Mühlatschütz Kr. Öls 364. II 370. 434.
Mühlberg, Der, b. Kauffung II 532. 533.
Mühldorf Kr. Grünberg 367.
Mühlrose Kr. Rothenburg 255. 278.
Müllmen, Deutsch-, Kr. Neustadt II 170.
München II 385. 425.
Münchhausen Kr. Oppeln 360.
Münsterberg (8640) 126. 250. 362. II 215. 279. 308. 309. 317. 320. **321**. **322**. 323. — Kreis 258. 284. 286. 290. 296. 316. 318. II **321**—**323**. 327. 332.
Muhrau Kr. Striegau II 350. 351.
Mullwitz Kr. Falkenberg 127. II 182. 183. 315.
Mummel, Die 43. 99. II 521.
Murow Kr. Oppeln II 131.
Muskau Kr. Rothenburg 134. 165. 278. 301. II 473. 498. 558. 594. 595. 597. 598. **615**—**618**. — Heide II 589. 620. 621.
Myslowitz (17840) 203. II 40. 47. 65. 82. 86. 114. 390. — Herrschaft II 5. 9. **58**. 60. 96.
Myslowitzer Wald II 10. 59.

Naasdorf Kr. Neiße II 304.
Nachod in Böhmen 74. **402**. II 154. 204. 251. 257. 258.
Naklo Kr. Tarnowitz II 94. **104**.
Namslau (6060) 34. 356. 357. 365. 420. II 137. 189. 366. 370. 382. 384. 432. 434. 435. **436**. 440. — Kreis 258. 272. 289. 317—319. 346. 365. 370. 391. II 195. 429. 433. 435.
Naselwitz Kr. Nimptsch 125.
Nassiedel Kr. Leobschütz II 165.
Naumburg a/B. 134. 135. 158. 277. 353. 610. **645**.
Naumburg a/Q. 152. II 496. 537. 550. **555**. **556**. 567.
Naundorf Kr. Luckau II 622.
Neiße (25930) 14. 153. 168. 206. 214. 215. 229. 239. 250. 355. 357. 398. 408. 412. 413. II 166. 169. 172. 175. 179. 181. 182. 184. 191. 192. 202. 213. 304. 305. 307. 308. **310**—**314**. 317. 322. 324. 329. 335. 353. 358. 359. 366. 379. — Land (Fürstentum) 41. 43. 47. 353. II 4. 5. 153. 185. 202. 212. 213. 255. 303—305. 307. — Kreis 127. 258. 284. 286. 288. 290. 292. 293. 296. 305. 306. **316**. 370. II 5. 19. 26. 150. 181. 185. 192. 195. **304**—**314**. 317.
Neißer Grenzgebirge 62. 63.
Neiße, Die Glatzer 34. 41. 53—55. 62. **64**—**67**. 70. 86. 90. 123—125. 138. 162. 176. 177. 185. 186. 198. 200. 202. 271. 342. 346. 353. 358. 398. 399. 401. 405. 412. 413. II 149. 150. 172. 175. 177. 179. 182. 183—185. 189. 191. 192. 202. 204—207. 213. 251. 254. 255. **261**. 267. **297**—**320**. 325. 328. 329. 357. 364. 368. 377. 392. 615.
Neiße, Die Lausitzer 45. 52. 105. 122. 134. 149. 202. 277. 278. 301. 419. II 471. 497. 498. 501. 558—560. 563. 564. 566. 569—573. 581. 582. 584. 594. 610. 614—619. 621.
Neiße, Die Wütende 110. 111. 342. 352. 396. 414. 416. 417. 418. II 191. 192. 293—295. 297. 350. **354**. **355**. **356**. 542.
Nendza Kr. Ratibor II 93. 95. 144.
Nenkersdorf Kr. Freistadt II 635.
Ner, Der 137.
Nesigode Kr. Militsch II 458.
Nesselgrund Kr. Habelschw. II 256.
Nesselkoppe, Die, Ö/S. 63.
Nettkow, Poln., Kr. Grünberg 46. II 473. 642. **646**.
Neu-, s. d. Stammnamen.
Neudeck Kr. Glatz 66. — -er Paß 54. 58. 66. 401. II 255.
Neudeck Kr. Tarnowitz II 8. 9. 10. 33. 47. 59. 60. 80. **102**—**104**. 122. 131.
Neudorf-Commende b. Breslau II 377. 418. 425.
Neudorf, Kgl., Kr. Hoyerswerda II 596.
Neudorf Kr. Kattowitz (8075) II 41.
Neudorf Kr. Neurode 71. II 269.
Neudorf, Kgl., bei Oppeln (L 5550) II 149. 150.
Neudorf Kr. Reichenbach II 330.
Neuen Kr. Bunzlau II 552.
Neuhammer Kr. Sagan II 590.
Neuhammer Kr. Sprottau II 472. **591**. **609**.
Neuhaus, Burg, b. Patschkau II 309.
Neuhaus, Burg, b. Waldenburg 88. II 240. 241. **284**.
Neuhof Kr. Neumarkt II 352.
Neuhof Kr. Rothenburg II 620.
Neukirch, Deutsch-, Kreis Leobschütz II 157. 158.

Neukirch Kr. Schönau 417. II 531. **544**.
Neuland Kr. Löwenberg 117. II 199. **532**. 535. 550.
Neumannskoppe (Eulengeb.) II 272.
Neumarkt (4980) 355. II 335. 350. **352**. **353**. 380. 554. 602. — Kreis 194. 258. 284. 291—293. 304. 306. 318. 319. 391. II 195. 363. 373. 429. — -er Platte II 297. 345. **350—354**. — -er Wasser 350. 373.
Neu-Mittelwalde (Medzibor) s. Mittelwalde.
Neundorf, Groß-, Kr. Neiße II 319.
Neurode (7730) 42. 71. 85. 144. 206. 216. 239. 402. II 240. 242. 248. 249. 269. **270**. **271**. 273. 278. — Kreis 258. 282. 286. 304. 316. II 195. 229. 235. 243. 252. 256. **267—272**.
Neusalz a/O. Kr. Freistadt 135. 136. 158. 177. 178. 189. 240. 275. 277. 363. 367. II 592. 603. 623. 626. **637—640**. 644. 645. 649. 650.
Neuschloß Kr. Militsch II 197. 456. **457**.
Neustadt a. d. Spree Kreis Hoyerswerda 278.
Neustadt i/M. 56.
Neustadt a. d. Mettau 74.
Neustadt, Grube, b. Muskau II 595.
Neustadt O/S. (18860) 40. 56. 127. 301. 356. II 4. 146. 153. 154. 170. **171**. **172**. 173. 179. 306. — Kreis 44. 138. 258. 271. 286. 290. 292. 315. 318. 365. 370. 375. II 26. 173. 174. 185. 186.
Neustadtl in Böhmen 300. II 527. 567.
Neustädtel Kr. Freistadt II 644. 645.
Neuwalde Kr. Neiße II 172. 319.
Neuwedel Kr. Oppeln 362.
Neuwelt in Böhmen 242. 250—252.
Nieborowitz Kr. Rybnik II 10. 37.
Niecha Kr. Görlitz II 571.
Nieder-, s. d. Stammnamen.
Niederschlesien 255. 256. 303—305. II 189. 190. 192—194. 240. 353. **467—651** (s. Inhalt).
Niefken Kr. Wartenberg II 444.
Niesky Kr. Rothenburg 121. 229. 255. 265. II **620**.
Niklasdorf Kr. Grottkau II 318.
Niklasdorf Kr. Strehlen II 324.
Niklasdorf Kr. Striegau II 341.
Nikolai Kr. Pleß (8375) 128. 366. II 85. **86**. 87.
Nikoline Kr. Falkenberg II 315.
Nikolstadt Kr. Liegnitz II 214. 351. 352. 530.
Nikrisch Kr. Görlitz II 571.
Nimkau Kr. Neumarkt 279. II 365. 373.
Nimmersatt Kr. Bolkenhain 110. II 294. 543.
Nimptsch (2170) 33. 123. 356. 403. II 191. 207. 297. 301. 323. **325**. **326**. 333. 366. — Kastellanei **342**. — Kreis 194. 258. 284. 286. 288. 290. 291. 294. 296. 317—319. II 195. 322. **325—328**. 363. 429.
Nitterwitz Kr. Grottkau 309.
Noldau Kr. Namslau II 198. 433.
Nürnberg II 383. 384. 385.
Ober-, s. d. Stammnamen.
Oberglogau Kr. Neustadt (7030) 230. 357. II 10. 32. 159. 165. **169**. **170**. 173. 178.
Oberlausitz 45. 46. 134. 139. 143. 163. 173. **278**. 302. 307. 337. 377. II 192. 528. 540. **558**. **559**. 590. 593. — -er Hügelland **121—122**. 264. II **558—584**.
Obernigk Kr. Trebnitz 133. 273. II **450**.
Oberschlesien 8. 13—15. 22. 30. 35. 36. 38. 45. 47. 48. 145. 156—158. 165. 168. 178. 222. 224. 226. 241. 256. 290. 295. 296. 300. 303—307. **309**. 312. 318. 320. 361. 371. **387**. 399. 419. 434. 436. II **1—186** (vgl. Inhalt). 190. 191. 197. 199. 240. 244. 250. 304. 357. 371. 393. 396. 398. 471. 474. 591. 639, vgl. Oppeln, Reg.-Bez. — Hügelland 127—131. 138 (doch vgl. II 434). — Muschelkalkplatte 129—132. 138. 156. 176. 272. II 122—127. — Ebene 138. — Kohlenbecken 145. 146. II 32—46.
Oberwitz Kr. Gr.-Strehlitz II 33.
Obra, Die 137. 174. 203. II 651.
Obra, Die Faule (Fauler Ober) 37. 136. 137. 174. 175. 178. 183. 185. 192. 194. 276. 623. 628. 641. 649. 650.
Ochel, Die 135. 136. 174. 623. 645. 646.
Ochotz Kr. Oppeln II 178.
Ochsenkopf, Der 88. 90. II 237. 273. 278. 279. 280. 502.

Oder, Die 28. 29. 35—38. 40. 46. 51. 52. 55. 57. 58. 74. 127. 128. 130—139. 153. 156. 157. 166. 172—204. 209. 211. 214. 224. 240. 241. 246. 256. 271. 274. 275. 277—280. 301. 302. 305. 307. 311. 312. 326—329. 330. 332. 336—339. 342. 344—348. 350—353. 358. 364. 378. 397. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 415. 416. 419. II 30. 31. 67. 70. 92. 140—151. 176. 191—194. 198. 199. 212. 244. 251. 297. 315. 324. 325. 327. 329. 343. 348. 350. 351. 357. 358—360. 363. 364—375. 377—380. 382. 384. 385. 391. 392—394. 399—412. 414—417. 419—430. 433. 437. 438. 450. 451. 454. 464. 466. 469. 472. 497. 498. 560. 572. 579. 585. 615. 623—646. 648—650. 651.
Oder, Die Alte, bei Breslau II 423. 424. 437.
Oderbeltsch Kr. Guhrau 177.
Oderberg 187. 189. 192. 193. 365. II 4. 90. 91. 140. 141. 144.
Oderfurt (Prziwos) II 156.
Odergebirge 57. 157. 241.
Oderhof, Staustufe, Kr. Falkenberg 200. II 177.
Oder-Spree-Kanal, vergl. Friedrich-Wilhelms-Kanal
Oderufer, Rechtes II 370. 371. 393. 394. 410. 422. 423. 426—430. 435. 452.
Odessa II 391.
Odrau 241.
Ödernitz Kr. Rothenburg II 584.
Öls (11720) 133. 302. 420. II 353. 363. 382. 419. 434. 436. 437. 438—440. 444. 445. 449. 452. 457. — Herzogtum II 5. 215. 427. 430. 434. 455. 462. — Kreis 258. 272. 286. 289. 292—294. 305. 306. 317. 346. 364. 391. II 195. 197. 429. 438. 440. 441. 447. — Thronlehn II 197. 440. 441.
Öls, Klein-, Kr. Ohlau II 198. 325. 442.
Ölse (Olesnica), Die, b. Öls II 438.
Ölse, Die (N/S.) 153. 406. II 524.
Ölsner Berge, Die 125.
Österreich-Ungarn II 389. 391. 392.
Ofen (Buda) II 336.
Ogrodzieniec 47. 131.
Ohlau (9040) 177. 180. 189. 198. 200. 256. 275. 291. 364. II 323. 324. 364—366. 368. 369. 370. 375. 433. — Kreis 258. 286. 288. 290—292. 319. 324. 365. II 195. 328. 363. 377.
Ohle, Die 123. 176. 177. 180. 264. 337. 346. 353. 358. 413. II 294. 297. 308. 320—325. 328. 335. 347. 364. 368. 371. 378. 379. 400—402. 404. 407—411. 419. 420. 425. 433.
Olbendorf Kr. Strehlen II 325.
Olbersdorf Kr. Frankenstein II 319.
Olbersdorf Kr. Reichenbach 125.
Olkusz in Polen 47.
Ollsche Kr. Militsch II 458.
Olmütz 56. 402. II 143. 153. 166. 179. — Bistum 40. 306. II 5. 152—154. 163. 172. 379.
Olobok, Der 38. 135.
Olsa, Die 43. 52. 128. 174. 175. 176. 201. II 83. 92. 140—142.
Olsau, Kr. Ratibor II 141.
Olschowa Kr. Gr.-Strehlitz II 126.
Opatowitz bei Königgrätz II 211.
Oppa, Die 43. 44. 55. 58. 59. 60. 61. 127. 173. 175. 241. 271. 336. II 140. 141. 152—159. 165. 166. 379.
Oppaland 33. 34. 40. 290. 312. 342. 374. II 5. 161. 162.
Oppawitza, Die (Goldoppa) II 153.
Oppeln (33910) 176. 178. 187. 189. 190. 193. 200. 215. 222. 224. 229. 239. 241. 243. 310. 333. 357. 360. 436. II 52. 64. 68. 120. 131. 133—138. 147—149. 169. 175—177. 179. 181. 182. 184. 314. 315. 353. 366. 370. 377. 382. 393. 432. — Gau, Land 33. 34. 35. 39. — Kastellanei 36. 344. — Herzogt. 34. 40. II 4—7. 14. 148. 150. 161. 189. — Kreis 258. 271. 286. 366. II 26. 30. 126. 129. 139. 147—151. 185. 287. 309. 320. 362. 365. Reg.-Bez. 257. 265. 276. 281/3. 291. 292. 293. 297/8. 303. 305. 314. 315. 320. II 5. 18. 26. 68. 138. 327. 370. 371. 387—392. 589. 600.
Oppersdorf Kr. Neiße II 319.
Oranienhütte b. Schreckendorf Kr. Habelschwerdt II 216. 254.
Orlau
Schichten II 35. — Störung II 39.
Ornontowitz Kr. Pleß II 10.

Orzegow Kr. Beuthen (14160) II 60. 118.
Orzesche Kr. Pleß II 37. 39. 44. 62. 85. **86**. 90. 91. 95. — -er Schichten II 35—38.
Osseg Kr. Grottkau II 318.
Ossen Kr. Wartenberg II 444.
Ossig, Deutsch-, Kr. Görlitz 301. II 571.
Oßling in der sächs. O/L. II 596.
Ostpreußen II 228. 229.
Ostrau, Mährisch- 56. II 32. 39. 41. 44. 84. 142. 143. 156.
Ostrau, Polnisch- II 44.
Ostrauer Schichten II 35.
Ostrawitza, Die 40. 52. 174. 201. II 32. 140. 155.
Ostrog bei Ratibor (4830) II 143. 144.
Ostroppa b. Gleiwitz II 97. 121.
Ostrowo Prov. Posen 222. II 440. 444. 445. 624. — Kreis II 429. 442.
Ostsee 209. 221. 226. II 224. 380. 381. 392.
Ostsudeten 54—67. 142. 145. 192. 269. II 310. 357.
Oswiencim (Auschwitz) 36. 39. II 33. 84. 86. 87. 117. 158. 382.
Oswitz Kr. Breslau II 199. 424.
Ottendorf Kr. Löwenberg II 522.
Otterschütz O/L. II 597.
Otterstein, Der 71.
Ottitz Kr. Ratibor **322**. II 143.
Ottmachau Kr. Grottkau 357. 412. 413. II 202. 304. **307**—**310**. 317. 319. 320. 323. — Kastellanei 36. 342. 353. II 304. **305**. — Land II 202. 212. 304. 305. 308.
Ottmuth Kr. Gr.-Strehlitz II 146.
Ottowald, Herrsch., Kr. Gr.-Strehlitz II 9. 131. 318.

Paganzer Heide II 645.
Pallowitz Kr. Rybnik II 91.
Paniow Kr. Zabrze II 97. 118.
Panten Kr. Liegnitz 416. II 601.
Paprotzan Kr. Pleß II 87.
Parchau Kr. Lüben II 605.
Parchwitz Kr. Liegnitz 14. II 350. **360**. 383. 592. 602. 611. 644.
Parschnitz bei Trautenau II 292.
Paruschowitz Kr. Rybnik II 94. — Bohrloch v. 2003 m Tiefe II 34 (neuerdings übertroffen durch die Bohrung bis 2240 m in Czuchow).
Pathendorf Kr. Wohlau II 453.
Patschkau (6250) 66. 123. II 305. **308**. **309**. 317. 321. 322.
—, Alt- 357. II 319.
Patschkey Kr. Öls II 228. 436.
Paulus-Hohenzollern, Kohl.-Grube, Kr. Beuthen II 118.
Pause, Die, (vorm. Bautze, Budscow) b. Frankenstein 125. 412. II 191. 202. 207. 209. 210. 301. 319.
Pawellau Kr. Trebnitz 364.
Pawelwitz Kr. Trebnitz II 441.
Pawlowitz Kr. Pleß II 91.
Pawlowitzke Kr. Kosel II 167.
Pechern Kr. Sagan II 595.
Peicherwitz Kr. Neumarkt II 352.
Peilau Kr. Reichenbach II 225. 229. **330**. 333.
Peile, Die 125. 414. II 191. 202. 219. 330. 332—335. 348.
Peisern in Polen 37. 137. II 382. 388.
Peiskersdorf Kr. Reichenbach II 331.
Peiskretscham Kr. Gleiwitz (5330) II 9. 47. 80. 123. 133.
Peisterwitz Kr. Ohlau 275. 364. II 364. 368. 433.
Pentsch Kr. Strehlen 367.
Penzig Kr. Görlitz II 564. 569. 600. **615**.
Perschnitz Kr. Militsch II 445.
Peruschen Kr. Wohlau II 451.
Pest II 391. 395.
Peter, Sankt 99. II 502.
Petersburg II 386.
Petersdorf b. Gleiwitz (eingemeindet) II 121.
Petersdorf b. Haynau II 546.
Petersdorf i/R. Kr. Hirschberg II 484. **514**. 522.
Petersgrätz Kr. Gr.-Strehlitz 367. II 133.
Petershain Kr. Rothenburg 367.
Petersheide Kr. Grottkau II 304.
Peterstein, Der 60. 62.
Peterswaldau Kr. Reichenbach II 229. 230. 329. 330. **331**.
Peterwitz Kr. Frankenstein II 207—210. **317**. 319. 620.
Peterwitz Kr. Grottkau II 304.
Peterwitz Kr. Jauer II 356.
Peterwitz Kr. Neiße II 317. 318.
Peterwitz, Groß-, Kr. Neumarkt 139. II 352.
Peterwitz, Groß-, Kr. Ratibor 365. II 163.

Petrowka, Die, Grenzfluß b. Rybnik 128.
Petrzkowitz Kr. Ratibor II 156.
Pfaffendorf Kr. Liegnitz 416.
Pfaffendorf Kr. Reichenbach II 334.
Pfarrlehne, Die, b. Neurode II 271.
Pferdekopfsteine, Die II 514.
Pförten N/L. 135.
Pforta 351. 352. 373.
Piastenthal Kr. Brieg 363.
Piekar, Deutsch-, Kr. Beuthen (L 9340) II 24. 79. 94. **104**. **105**.
Pilchowitz Kr. Rybnik 250. II 37. 95. **96**. 97. 124.
Pilgersdorf Kr. Leobschütz II 162.
Pilgramsdorf Kr. Goldberg II 546.
Pilgramsdorf Kr. Pleß II 91.
Pilica, Die 44.
Piltsch Kr. Glatz 413. II 205. 265.
Piltsch Kr. Leobsch. II 165.
Pilzen Kr. Schweidnitz 414.
Pitschen Kr. Kreuzburg 34. 38. 48. 132. 148. II 5. 128. 189. 366. 430. **431**. 432. 434. 435.
Pitschenberg, Der, bei Ingramsdorf 126. II 340.
Pläswitz Kr. Striegau II 356.
Plagwitz Kr. Löwenberg 119. 418. II 535. 550. **552**.
Plania b. Ratibor II 144.
Plawniowitz Kr. Gleiwitz II 9. 98.
Plechkamm, Der, im Rgb. 99.
Pleß (5315) 36. 168. II 83—85. **89**. 96. 120. 158. — Dekanat II 14. — Kreis 194. 203. 258. 279. 286. 287. 289. 290. 294. 300. 306. 317. 318. 370. II 8. 19. 20. 21. 26. 41. 65. **83—91**. 98. 99. 129. 158. — Standesherrschaft 272. 310. II 5. 8. **10**. 13. 51. 53. **57**. **58**. **60**. 61. 68. 85—91. **248**. 611. **636**.
Pleß-Rybniker Hügelland 156. 157. 168. 175. 256. II **83—99**.
Plomnitz Kr. Habelschwerdt II 262.
Plomnitz, Die II 263.
Plümkenau Kr. Oppeln 360.
Podewils Kr. Oppeln 362.
Podiebrad Kr. Strehlen 363. 366. II 323.
Poditau Kr. Glatz II 298.
Podrosche Kr. Rothenburg II 614. 620.
Podzamcze, Schloß, b. Ogrodzieniec 131.
Pöpelwitz b. Breslau II 393. 421.
Pogrzebin Kr. Ratibor II 10. 92.
Pohldorf Kr. Habelschwerdt 75. 76.
Pohlom Kr. Gleiwitz II 10. 132.
Pohlwitz Kr. Liegnitz II 353.
Poischwitz Kr. Jauer II 356.
Polen 19. 27. 28. 30. 35. 38. 39. 40. 44. 45. 128. 135. 137. 145. 153. 174. 178. 207. 247. 301. 338—341. 344. 345. 348—351. 357. 358. 360. 361. 362. 364—368. 370. 371. 374. 410. 411. 419. II 194. 204. 302. 305. 325. 336. 382. 384. 385. 386. 390. 398. 403. 427—430. 434. 436. 442. 448. 455. 463. 465. 466. 471. 481. 516. 546. 548. 574. 588. 610. 624. 628. 629. 648. 651.
Politz in Böhmen 42. 91. 241. II 206. 268.
Polkwitz Kr. Glogau II 592 601. **605**. 625. 644.
Polnisches Tor im Waldenburger Gebirge II 42. 277.
Polsnitz Kr. Neumarkt II 346.
Polsnitz Kr. Waldenburg (4350) II 211. 279. 338.
Polsnitz, Die (Freiburger Wasser) 84. 396. 408. II 280. 338. 348. 349.
Pombsen Kr. Jauer II 114. 542.
Pommern 180. 209. 389. II 386.
Pommerswitz Kr. Leobschütz II 162.
Pomsdorf Kr. Münsterberg 123.
Ponoschau Kr. Lublinitz II 9. 128. 132.
Popelau Kr. Rybnik 215. 222. 224. 239. II 92.
Poppelau Kr. Oppeln 34. 365. II 131. 150. 433.
Poppitz Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Posen 30. 47. 132. 133. 175. 208. 209. 229. 389. 419. II 382. 432. 449. 450. 462. 580. 628. 629. 634. 642. 648. — Provinz 277. 285. 287. II 191. 462. 649. 650. 651.
Posna, Die II 268.
Posottendorf Kr. Görlitz II 571.
Poßnitz Kr. Leobschütz II 162.
Postel Kr. Militsch II 446.
Potsdam II 320. 533.
Prag 5. 33. 37. 349. 357. 401. 417. II 143. 248. 263. 287. 336. 340. 383. 403. 417. 612.
Pramsen Kr. Brieg II 365.
Prausnitz Kr. Jauer 114. 415. II 356. 531.

Prausnitz Kr. Militsch II 449. 456. **462.**
Prauß Kr. Nimptsch II 325.
Předmost bei Prerau 322.
Prerau i/M. 56.
Preseka **34.** (271.) 347. II 4. **207—210.** 213. 357. 433.
Preußen 28. 29. 30. 31. 37. 44. 45. 48. 73. 179. 201. 265. 266. 277. 303. 318. 360. 361. 390. 398. 399. II 386. 388. 389. 392. 560. 648. — Provinz 209. 333—336 (Bernsteinstraße). 338. 389.
Prieborn Kr. Strehlen 123. II 309. **320.** 321.
Priebus Kr. Sagan 43. 134. 277. 368. II 574. 580. 595. **609.** 610. **614.** 615.
Primkenau Kr. Sprottau 134. 278. 302. 308. II 473. 590. 591. 592. **601. 603. 604.** 605. 640.
Prinz-Heinrich-Baude II 496.
Prittag Kr. Grünberg 194.
Probsthain Kr. Goldberg II 482. **546.**
Prockendorf Kr. Neiße II 304.
Profen Kr. Jauer II 352.
Promnitz Kr. Pleß II 87.
Proschowitz Kr. Ratibor II 143. 144.
Proskau Kr. Oppeln 127. 226. 366. II **176.** 177. 178. 179. 184.
Prosna, Die 38. 39. 43. 45. 46. 48. 132. 135. 410. II 4. 30. 132. 138. 431. 432. 434. 454.
Protsch Kr. Militsch II 446.
Prudelberg, Der 101.
Prudnik, Die 40. II 171. 172.
Przelaika Kr. Kattowitz II 10.
Przemsa, Die 39. 43. 44. 45. 129. 203. II 67. 79. 84. 86. 102. 107. 114. 115. 389.
Przemysl in Galizien 162.
Przygodzice bei Ostrowo II 454.
Pschow Kr. Rybnik 128. 157. II 39. **92.** 93. 158.
Pszczinka, Die II 85. 88. 89.
Ptakowitz Kr. Tarnowitz II 10. 80.
Pürschkau Kr. Freistadt II 650.
Pulsnitz, Die, O/L. II 472.
Puschkau Kr. Sagan 348.
Puschkau Kr. Schweidnitz II 351.
Puschkowa Kr. Breslau II 328.

Quaritz Kr. Glogau II 644.
Queis, Der 43. 107. 108. 117—121. 139. 249. 255. 348. 355. 418. II 190. 294. 335. 469—471. **494. 497—501.** 502. 522—528. 555. 557—559. 564. **567—569.** 593. 594. 608. 609. 611. 614.
Queiskreis, Der 45. II 527. 528.
Querbach Kr. Löwenberg 300. II 522. 523.
Quirl bei Petersdorf Kreis Hirschberg II 485.
Quolsdorf Kr. Bolkenhain 84. 353. II 292. 293.

Raaben Kr. Schweidnitz II 343.
Raake Kr. Öls II 441.
Rabendocken, Die, südl. von Goldberg II 536.
Rabengebirge b. Liebau 86. **88.** 96. II 212. 236. 291. 292.
Rackwitz, Wenig-, Kr. Löwenberg 119. 120. II 536. 552.
Rad, Das Hohe 99. 102.
Radau Kr. Rosenberg II 10.
Radisch, Gr.-, Kr. Rothenburg 122.
Radmeritz Kr. Görlitz II 571.
Radom II 382.
Radoschau Kr. Rybnik II 46. 96.
Radzionkau Kr. Tarnowitz (L 10280) II 39. 61. 65. 80. 116.
Radziunz Kr. Militsch II 459—461.
Raiersdorf Kr. Habelschw. II 255.
Rakau Kr. Leobschütz 365.
Ramsauer (Spornhauer) Sattel 58. 59. 60. 62. 342. 400. II 153. 306. 307.
Ransern Kr. Breslau II 199. 424.
Raschdorf Kr. Frankenstein II 210.
Raschgrund Kr. Frankenstein II 210.
Raspenau i/B. 93. II 502.
Rasselwitz, Deutsch-, Kreis Neustadt 40. 365. II 153. 169.
Rasselwitz, Poln.-, Kr. Neustadt II 178.
Rathen, Nieder-, Kr. Neurode II 249. 268.
Rathmannsdorf Kr. Neiße II 304.
Ratibor (38440) 310. 346. 412. II 92. 93. 95. 120. 124. 142. **143. 144.** 151—154. 156. 158. 165—167. 169. 175. 183. 187. 189. 191—193. 209. 212. 215—217. 219. 222. 223. 229. 239. 240. 244. 250. 259. 260. 314. 363. — Kastellanei 36. 344. — Herzogt. 34. 272. II 4. 6—8. **10.** 11. 14. 57. 60. 94. 95. 379. — Kreis 258. 264. 286. 290. 292. 296. 297. 304. 306. 315. 317. 320. II 5. 11. 19. 22.

26. 98. 141—145. 150. 151. 158. 161. 163. 173.
Ratsch Kr. Ratibor 365.
Ratschenberg, Der 73. 74. 402. II 217.
Ratschinhof Kr. Habelschw. II 263.
Rauden Kr. Rybnik 302. II 4. 11. 49. 94. 95. 96. 145. 352.
Raudenberg, Der 57.
Raudnitz Kr. Frankenstein II 207. 210.
Raudten Kr. Steinau (Oder) II 592. 625. 631. 644.
Rauscha Kr. Görlitz 300. II 615.
Rauschengrund im Aupatal 242.
Rauschwalde Kr. Görlitz II 566.
Rauschwitz Kr. Glogau II 644.
Rauschwitzbach, Der, bei Glogau II 630. 632.
Rautke Kr. Falkenberg II 182.
Rawa, Die II 107. 112. 113.
Rawitsch II 359. 462. 463. 465. 624. — Kreis II 429.
Reckehütte Kr. Kattowitz II 76. 113.
Reczen (Ritscheberg) Kreis Brieg. Kastellanei 344. 345. II 369.
Reesewitz Kr. Öls II 441.
Rehorngebirge, Das 94.
Reibnitz Kr. Hirschberg II 522.
Reichenau Kr. Bolkenhain 67. 68. 84. 163. 353. 380. 396. 405. II 280. 292. 293. 334. 339. 357.
Reichenbach i/Schl. (16370) 70. 125. 356. 380. II 191. 214. 225. 229. 279. 301. 326. 329. 330. 332. 333. 334. 554. 563. 573. — Kreis 258. 357. II 195. 212. 233—235. 322. 327. 337.
Reichenbach O/L. II 563. 573. 584.
Reichenberg in Böhmen 45. 93. 360. 400. II 514. 574. 580.
Reichenstein Kr. Frankenstein 54. 66. 153. II 52. 153. 214. 215. 254. 255. 299. 303. 307. 530. — -er Gebirge 53. 54. 59. 62. 65. 66. 144. 401. II 213. 253. 254. 255. 316.
Reichhennersdorf Kr. Landeshut II 238.
Reichthal Kr. Namslau 365. II 435. 436.
Reifträger, Der 99. II 512. 514.
Reihwiesen Ö/S. 60. 279. 285.
Reilswerk Kr. Oppeln II 137.
Reimsbach Kr. Waldenburg 88. — Sattel II 274.
Reimswaldau Kr. Waldenburg 42. 285. 287. II 276.
Reinberg Kr. Glogau 189.
Reindörfel Kr. Münsterberg II 322.
Reinersdorf Kr. Kreuzburg II 10. 431.
Reinerz Kr. Glatz 73. 76. 77. 78. 213. 235. 285. 402. II 217. 251. 256. 258. 263. 265.
Reisicht Kr. Goldberg II 547. 603.
Renardshütte Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Rengersdorf Kr. Glatz II 265.
Rengersdorf Kr. Lauban 360.
Rengersdorf Kr. Rothenburg II 563. 564.
Reppen Reg.-Bez. Frkft. II 631. 634.
Repten Kr. Tarnowitz II 10. 47. 50. 82. 104. 122. 123.
Reudchen (nicht Rendchen) Kr. Wohlau II 452.
Reussendorf Kr. Waldenburg 163. 397. II 238. 239. 248. 277. 279.
Richtersdorf bei Gleiwitz (3400) II 121.
Riemberg Kr. Wohlau 133. 160. 199. 450.
Riemertsheide Kr. Neiße II 304. 319.
Riesengebirge 5—7. 11. 43. 53. 55. 61. 69. 84. 92—104. 105. 106. 107. 108. 142. 143. 144. 149. 171. 210. 211. 237. 241. 255. 259. 261. 268. 269. 280. 285. 287. 329. 374. 376. 404. 405. II 190. 236. 334. 340. 472. 474. 479—519. 529. 541. 548. 555. 612.
Riesengrund, Der 97. 98. 249. II 496. 502.
Rietschen Kr. Rothenburg II 620.
Ritterswalde Kr. Neiße II 319.
Rochlitz i/B. II 502.
Röhrsdorf, Alt-, Kr. Bolkenhain II 294.
Römerstadt i/M. 56. 60.
Röversdorf b. Schönau a/K. II 541. 543.
Rogau Kr. Oppeln 200. 316. II 10. 147. 176. 178.
Rogau Kr. Ratibor II 92.
Rogau Kr. Schweidnitz 124. II 345.
Rogelwitz Kr. Brieg II 433.
Rogolowietz Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Rohnau Kr. Landeshut II 293. 506.
Rohnstock Kr. Bolkenhain II 197. 355.
Rohrlach Kr. Schönau II 507.
Rokittnitz Kr. Beuthen II 80. 82.
Roniken Kr. Guhrau II 466.

Rosalie, Zinkgr., Kr. Beuthen II 82.
Rosdzin Kr. Kattowitz (12390) II 38. 45. 107. 113.
Rosenau Kr. Schweidnitz II 345.
Rosenberg (5740) 256. II 128—130. **136**. 137. — Kreis 258. 286. 287. 290. 292. 294. 318. 355. 370. II 26. **136—139**. 431.
Rosenberg, Der, an der Schneekoppe 97.
Rosen, Groß-, Kr. Striegau 126. II 341. 342.
Rosenthal bei Breslau 291. II 423.
Rosmierka Kr. Gr.-Strehlitz II 9. 126.
Rosniontau Kr. Gr.-Strehlitz 130.
Roßberg bei Beuthen O/S. (L 20020) II 41. 72. 116.
Rostersdorf Kr. Steinau II 625.
Rote Berg, Der, im Altvatergebirge 60. 61. 400.
Rote Berg, Der, bei Glatz 76. II 265.
Rote Berg, Der, bei Petersdorf Kr. Löwenberg 118.
Rote Berg, Der, bei Wahlstatt 126.
Rothenbach Kr. Landeshut (4950) II 238. 239. 242. 243. 248. 282. 287.
Rothenburg a/O. 46. 250. II 627. 631. 641. **642**.
Rothenburg O/L. II 544. **615**. 619. 620. — Kreis 257. 258. 274. 282. 284. 285. 287. 289. 320. 367. 370. II 478. 587. 589. 600. 620.
Rothenzechau Kr. Hirschberg II 503. 505. 531.
Rothhaus Kr. Neiße 413.
Rothkirschdorf Kr. Schweidnitz II 334.
Rothschloß Kr. Nimptsch II 326.
Rothstein, Der II 561.
Rothsürben Kr. Breslau 192.
Rothwaltersdorf Kr. Neurode II 209. 267.
Rothwasser Kr. Görlitz II 564. 569. 570.
Rothwasser in Mähren 55. 64. II 251. 262.
Rotwasser, Das II 566.
Rubengrube Kr. Neurode II 248. 249. 269.
Ruda Kr. Zabrze (18830) II 9. 51. 60. 82. 117. 119.
Ruda, Die 176. II 90. 92—95.
Rudelsdorf Kr. Wartenberg II 445.
Rudelstadt Kr. Bolkenhain 84. 284. II 505—507. 531. 543.
Rudy-Piekar Kr. Tarnowitz II 47.
Rudzinitz Kr. Gleiwitz II 10.
Rudno II 207—210.
Rückenberg, Der, bei Sorau 134.
Rückenwaldau Kr. Bunzlau 347. 348.
Rückers Kr. Glatz 77. 78. II 216. 256. 257. 259.
Rüdersdorf b. Berlin II 640.
Rützen Kr. Guhrau II 454. 464.
Ruhbank Kr. Landeshut II 281.
Ruhberg Kr. Hirschberg II 508. 509.
Ruhlamühle an der Spree II 618.
Ruhland Kr. Hoyerswerda II 592. **593**. **622**.
Rummelsberg, D., b. Strehlen 123. 291. II 321.
Ruppersdorf Kr. Strehlen II 228. 321.
Rusdorf b. Crossen II 642.
Rußland II 386. 389—391.
Ruttken Kr. Falkenberg II 180.
Rybnik (11660) 168. 353. II 4. 26. 39. 40. 44. 83—85. **93**. **94**. 144. 159. — Kreis 258. 286. 287. 289. 290. 294. 306. 317. 318. 370. II 19. 21. 41. 56. 65. 83. **91—95**. 98. 99. 129. 158. — Rybniker Schichten II 35. 36. 38.

Saabor Kr. Grünberg 136. 230. II 473. 641. **646**. 647. 651.
Saalberg Kr. Hirschberg 101. II 487.
Saarau Kr. Schweidnitz II 248. 249. 293. **342**. **343**. 350. 506.
Sabine Kr. Falkenberg II 184.
Sabitz Kr. Lüben 255.
Sablather Bruch 135. II 645.
Saborwitz Kr. Guhrau II 466.
Sachsen (Kurfürstent., Königreich) 45. 47. 142. 153. 316. 390. 407. 414. 419. II 387. 392. 518. 523. 559—561. 569. 571. 576. 584. 610. 611. 621. 624. 639. 648.
Sacrau Kr. Öls 338. II 377. 437. 441.
Sadewitz Kr. Öls 160.
Sägen Kr. Strehlen 413.
Sänitz Kr. Rothenburg 278.
Särichen Kr. Rothenburg II 584.
Sagan 5. 134. 205. 273. 357. II 473. 487. 498. 575. 580. 592. 601. 602. 606. **610—614**. 615. 631. 634. 635. 639. 644. — Kastellanei 36. II 481. 553. 589. 610. 622. 626. 645. — Herzogtum 43. 46. 278. II 609. — Kreis 257. 258. 284.

285. 287. 289. 295. 296. 320. II 478. 589. 600.
Sagar Kr. Rothenburg 367.
Salzbach, Der II 279. 280. 284.
Salzbrunn Kr. Waldenburg (Ob.-S. 7434, Nd.-S. 2259, Neu-S. 2895) 15. 70. 83. 84. 162. 284. 285. II 202. 207. 211. 238. 246. 249. 282. 283. 284. 285. 286. 338.
Salzstraßen II 382.
Sandberg Kr. Waldenburg II 284.
Sandewalde Kr. Guhrau. Kastellanei 36. 344. II 464.
Sandgebirge, Das 88.
Sandomierz in Polen II 336. 402.
Sandowitz Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Sarefke, Die 192.
Sasterhausen Kr. Striegau II 343.
Sattel Kr. Grünberg 194.
Sattelwald, Der 84. 90. 405. II 287. 292. 293. 334. 338.
Sattler, Der 107. II 497. 524.
Sauerwitz Kr. Leobschütz II 162.
Sausenberg Kr. Rosenberg 256. II 9. 131. 137.
Schadendorf Kr. Sprottau II 609.
Schadewalde Kr. Lauban II 567.
Schätzke, Die II 444. 446. 454. 461. 462.
Scharfeneck, Schloß II 270.
Scharley bei Beuthen (11010) II 48. 50. 51. 72. 73. 74. 106. 117.
Scharnosin Kr. Gr.-Strehlitz II 124.
Schatzlar in Böhmen 42. 85. 404. II 236. 238. 289.
Schedlau Kr. Falkenberg II 10. 182. 183.
Schedliske Kr. Falkenberg II 183.
Scheibe, Alt- und Neu-, Kr. Lauban 359. II 527.
Scheidelwitz Kr. Brieg 301. II 433.
Scheitnig b. Breslau II 388. 423.
Schelitz (Chrzelitz) Kr. Neustadt II 178. 179
Schemrowitz Kr. Lublinitz II 10.
Schierokau Kr. Lublinitz II 9. 132.
Schieroth Kr. Gleiwitz II 33.
Schildau Kr. Schönau II 507. 508. 517.
Schildberg i/M. II 262.
Schildberg Prov. Posen 133. 138. 443. — Kreis II 429. 442.
Schillersdorf Kr. Ratibor II 10. 145. 156. 162.
Schimischow Kr. Gr.-Strehlitz II 9. 125. 126.
Schimmelwitz Kr. Liegnitz 415.
Schlanei Kr. Glatz 366.
Schlaup Kr. Jauer 126. 164. II 542.
Schlaupitz Kr. Reichenbach II 334.
Schlawa 38. 367. II 634. 650. — -er See 136. 312. 641. 649—651.
Schlegel Kr. Neurode (L3740) II 216. 242. 243. 248. 267. 269. 270.
Schleibitz Kr. Öls II 441.
Schlesien, Österr.- 43. 44. 46. 47. 49—52. 55—62. 366. 400. II 83. 84. 152—156. 306. 307.
Schlesiengrube bei Chropaczow (10010) II 112.
Schlesier, Die 380—385.
Schlesiertal II 278. 329. 337.
Schlichtingsheim Kr. Fraustadt II 650.
Schmarse Kr. Öls II 440.
Schmiedeberg Kr. Hirschberg 93. 95. 98. 101. 104. II 69. 249. 287. 288. 484. 485. 496. 501. 502. 503—505. 508. 518.
Schmiedegrund Kr. Neurode 69.
Schmiegel, Kreis, Prov. Posen II 649. 651.
Schmograu Kr. Namslau II 435.
Schmollen, Ober-, Kr. Öls II 441.
Schmolz Kr. Breslau II 348.
Schmottseiffen Kr. Löwenberg 114. 116. 118. 406. 407. II 552.
Schnallenstein, Herrschaft, Kr. Habelschwerdt II 197. 253. 256.
Schneeberg, Glatzer 6. 54. 55. 63. 64. 65. 75. 97. 210. 211. 215. 222. 224. 235. 239. 241. 244. 250. 251. 259. 269. II 216. 252. 253. 254. 263. 329.
Schneegebirge, Glatzer 53. 56. 59. 62—65. II 254.
Schneegruben, Die 94. 99. 102. 171. 228. 307.
Schneekoppe, Die 5. 6. 92. 94. 96—98. 171. 210—212. 215. 216. 218—220. 222—224. 228. 229. 232. 233. 235—237. 239. 242—244. 249—251. 259. II 335. 490. 493. 496. 507. 612.
Schnellendorf, Klein-, Kreis Falkenberg 413. II 179.
Schnellewalde Kr. Neustadt II 172. 173. 179.
Schnellförtel Kr. Görlitz II 590.

Schömberg Kr. Landeshut 42. 88. 90. 92. 403. II 212. 275. **291**. 292.
Schönau a/K. 83. 109. 111—114. 121. 147. 405. 415. 417. II 293. 354. 355. 375. 470. 474. 541—543. **544**. 545. — Kreis 258. 287. 293. 391. II 478. 518.
—, Alt- II 543. 544.
Schönau bei Mittelwalde Kr. Habelschwerdt II 262.
Schönau b. Landeck II 197.
Schönberg i/M. 60.
Schönberg O/L. 108. 250. II 496. 566. 567. **570**. **571**.
Schönbrunn Ö/S. II 140.
Schönbrunn, Nieder-, Kreis Lauban II 566. 570.
Schöndorf Kr. Bunzlau II 609.
Schöneiche Kr. Steinau II 375.
Schönfeld Kr. Habelschwerdt II 262. 263.
Schönfeld Kr. Schweidnitz II 344.
Schönhausen Kr. Schönau 115.
Schönheide Kr. Grottkau II 304.
Schönthal Kr. Habelschwerdt II 262.
Schönwald b. Gleiwitz (3960) **366**. II 96.
Schönwalde Kr. Frankenstein 34. II **207**—**210**. 213. 293. 319.
Schönwalde Kr. Neiße 162.
Schöps (Schwarzer u. Weißer) **121**. **122**. **277**. **278**. II 563. 620.
Schollendorf Kr. Wartenberg II 445.
Schomberg (nicht Schomburg) Kr. Beuthen (L 4830) II 9. 60. 118.
Schoppinitz Kr. Kattowitz (9730) II 38. 107. **113**. 114.
Schosdorf Kr. Löwenberg II 556.
Schosnitz b. Kanth Kr. Breslau 154. II 346.
Schottenstein, Der 119. II 536. 553.
Schottkowka, Die II 92.
Schottwitz Kr. Breslau II 370.
Schräbsdorf Kr. Frankenstein II 317. 318.
Schreckendorf Kr. Habelschwerdt II 216. 254.
Schreiberhau Kr. Hirschberg 101. 106. **215**. **222**. 224. 228. 235. 237. 239. 244. 249—251. 262. 285. 376. II **485**. 487. 489. 492. 496. **512**—**514**. 518. 521.
Schreibersdorf Kr. Lauban II 567. 569.
Schrimm Prov. Posen 37. 137. II 429.
Schroll Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Schützendorf Kr. Grottkau II 318.
Schulenburg Kr. Oppeln 360.
Schummerwasser, Das (Samica) 132. II 434.
Schurgast Kr. Falkenberg II 177. 178. 184. **315**.
Schwadowitz in Böhmen 85. 151. II 236.
Schwammelwitz Kr. Neiße II 304.
Schwandorf Kr. Neiße II 304.
Schwarmitz Kr. Grünberg 367.
Schwarzbach Kreis Lauban 359. II 527.
Schwarzbach, Die II 526.
Schwarze Berg, Der, in der Grafschaft Glatz 64.
Schwarze Berg, Der, bei Johannisbad 94.
Schwarze Berg, Der, bei Schreiberhau II 483. 512.
Schwarze Berg, Der, im Waldenburger Geb. 88. II 274. 281.
Schwarze Koppe, Die 96. 97. 101.
Schwarzenthal i. B. II 502.
Schwarzwaldau Kr. Landeshut II 238. 242. 243. 247. 248. **287**.
Schwarzwasser Ö/S. II 84. 85.
Schwarzwasser, D., b. Glogau II 625.
Schwarzwasser, Das, b. Liegnitz 134. 139. 278. 374. 414. 416. II 356. 357. 359. 600.
Schwarzwasser, Das, am Zobten II 345.
Schwedeldorf Kr. Glatz II 262.
Schwedt 183.
Schweidnitz (31330) 33. 125. 264. 342. 357. **396**—**398** mit Karte. 408—410. 413. II 192. 202. 211. 235. 244. 277—280. 288. 292. 295. 299. 302. 329. **334**—**337**. 342. 343. 345. 358. 359. 379. 429. 517. 554. 610. — Herzogtum 42. II 212. 241. 274. 340. — Kreis 258. 284. 286. 291—293. 296. 297. 306. II 135. 212. 219. 233—235. 322. 327. **334**—**339**. **342**—**345**. 363.
Schweinhaus, Burg **111**. II 294. **295**. 296. — Kastellanei (Zuini) 36. **342**. II 202. **295**.
Schwengfeld Kr. Schweidnitz II 334.
Schwerta Kr. Lauban 45. II 528. 567.
Schwieben Kr. Gleiwitz II 10.
Schwiebus 37. 43. 46.
Schwientochlowitz Kr. Beuthen (23650) II 82. 107. 111. 117.

Schwierkle Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Schwoitsch Kr. Breslau 364. II 364. 370. 378. 410. 437.
Schwusen Kr. Glogau 135. II 625.
Schyglowitz (Sczyglowitz) Kr. Rybnik II 10.
Sedschütz Kr. Neustadt II 178.
See, Der Große, an der Heuscheuer 279.
Seebnitz Kr. Lüben II 473. 602.
Seefelder, Die, bei Reinerz 72. 75. **280. 281.**
Seichau Kr. Jauer 126. 415. II 356.
Seidenberg Kr. Lauban 45. 108. 153. 360. II 559. 566. 570. **571.**
Seidlitz Kr. Oppeln 360.
Seidorf Kr. Hirschberg II 473. 481. 514. 515.
Seifersdorf Kr. Bunzlau II 556.
Seifersdorf Kr. Neurode II 249.
Seifersdorf Kr. Schweidnitz II 338.
Seiffersdorf Kr. Grottkau II 304.
Seilitz bei Meißen II 283.
Seitenberg Kr. Habelschw. II 254. 260. — Herrschaft II 197. 253.
Seitendorf Kr. Löwenberg II 552.
Seitendorf Kr. Schönau II 534.
Seitsch Kr. Guhrau 344. II 466.
Senftenberg N/L. II 592.
Seppau Kr. Glogau II 643.
Sibyllenort Kr. Öls II 438. 441. 450.
Siebeneichen Kr. Löwenberg 118. II 532. 549. 550.
Sieben Gründe, Die 98. **242.**
Sieben Kurfürsten a. d. Hohen Eule 70. II 329. 330.
Siegersdorf a/Q. Kr. Bunzlau II 537. **539. 540.** 551. 562. 564. 569. 592. 608.
Siehhübel, Der, im Isergeb. 106. 279.
Siemianowitz Kr. Kattowitz (L 18340) II 10. 40. 59. 61. 75. **106.** 131.
Siewierz (Severien) 36. 39. 44. 143. II 33. 47. **87.** 117.
Silberberg Kr. Frankenstein 30. 70. 71. 125. 145. 397. **398.** 399. II 207. 209. 210. **215.** 269. 270. **299. 300.** 303. 323. 329. 331. — -er Paß 54. 70. 401. II 210. 268. 299. 307.
Silberberg, Der, bei Tarnowitz II 50. 55.
Silbitz Kr. Nimptsch 126.
Silensis pagus 32. 33. 176. 346. II 377.
Silinger, Die 32. 330.
Silsterwitz Kr. Schweidnitz 125. II 345.
Sirgwitz Kr. Löwenberg 119. 152. II 536. 550.
Sitten, Die (Obernigk) II 442. 450.
Skalitz in Böhmen 402. II 204.
Skarsine Kr. Trebnitz II 449. 450.
Skorischau Kr. Namslau II 435.
Slawentzitz Kr. Kosel II 9. 97. 98. **124.**
Slenzane, Gau 33. 34. II 189. 357.
Slupna bei Myslowitz II 58. 114.
Smortawe, Die, bei Brieg II 364.
Sodow Kr. Lublinitz II 129.
Sohrau Kr. Rybnik (4940) II 4. 85. **90. 91.** 158. 159.
Sohr-Neundorf Kr. Görlitz II 564.
Sommerberg, Der, im Waldenburger Geb. 90.
Sommerfeld N/L. 37. II 592. 642. 645.
Sonnenkoppe, Die, im Eulengeb. 70. 71.
Soor in Böhmen 404.
Sorau N/L. 134. 273. II 599. 611. 614.
Sorgau Kr. Waldenburg II 284. 286.
Sorge Kr. Falkenberg 412.
Sorge Kr. Wohlau 273.
Sorowski Kr. Lublinitz II 9. 128.
Sosnitza Kr. Zabrze (L 4270) II 120.
Sosnowice II 114.
Sowade (nicht Sawade) Kr. Falkenberg 200.
Spätenwalde Kr. Habelschw. 75. II 256.
Spiegelberg, Der, a. d. Heuscheuer 75. 79.
Spiller Kr. Löwenberg II 225. 522. 550.
Spindelmühl 98. 242. II 496.
Spitzberg, Der Grunauer 116.
Spitzberg, Der Paulsdorfer, O/L. 122.
Spitzberg, Der Pombsener 114.
Spitzberg, Der Probsthainer 114. 115. 155.
Spitzberg i. Rabengebirge 88.
Spitzberg im Waldenburger Geb. 87.
Spornhauer Sattel s. Ramsauer.
Spree, Die 45. 121. 134. 137. 173. 181. 203. 255. 278. 312. 326. II 385. 471. 492. 558. 560. 572. 573. 579. 584. 618. 620. 621.

Spree, Die Kleine II 596.
Spreehammer Kr. Rothenburg II 620.
Spreewald, Der 325. II 558. 645.
Spremberg 134. 273. II 596. 611. 614. 621. 622.
Sprenitze Kr. Militsch II 458.
Sproitz Kr. Rothenburg II 620.
Sprottau 134. 273. 274. II 473. 592. 601. 603. **605—608**. 611. 615. 644. — Kreis 257. 285. 293. 294. 296. 304. II 478. 589. 641.
Sprotte, Die 134. 278. II 600. 602. 605. 606. 608. 610.
Sprottebruch II **601**. 603. 605.
Städtel Kr. Brieg II 433.
Stahlhammer Kr. Lublinitz II 135.
Stanitz Kr. Rybnik II 49.
Stannewisch Kr. Rothenburg II 620.
Stargard in Pommern II 582. 584.
Staritz, Die, Ö/S. 60.
Starrwitz Kr. Grottkau II 309.
Stein, Groß-, Kr. Gr.-Strehlitz II 9. **125**. 126. 138.
Stein Kr. Rybnik II 39.
Steinau a/O. 189. 196. 240. 301. 359. 373. II 451. 452. 463. 601. 602. **624**. **625**. 627. 643. — Kastellanei 344. — Kreis 258. 304. 318. 391. II 193. 195. 375. 625. 643.
Steinau O/S. Kr. Neustadt 365. II 159. 171.
Steinau Kr. Waldenburg 42.
Steinberg, Der, bei Falkenhain Kr. Glatz 75.
Steinberg, Der, bei Fellhammer 42. II 206. 211. 286.
Steinberg, Der, bei Niederlinda Kr. Lauban II 564.
Steinberg, Der, b. Plagwitz a/B. 118.
Steinberg, Der, b. Schmottseiffen Kr. Löwenberg 406.
Steinberg, Der, bei Wenig-Rackwitz II 536. 550.
Steine Kr. Neurode II 249. **267**. 270.
Steine Kr. Gr.-Wartenberg 302.
Steine, Die Braunauer 42. 71. 81. 86. 87. 88. 90. 400—403. II 206. 266. 267. 269. 270. 271. 273. 274. 275. 276. **286**.
Steine, Die Falkenberger 279. II 171. 172. 175. 179. 180. 182. 183. 315. 319.
Steiner Berge bei Jordansmühl 124.
Steinkirche Kr. Strehlen II 323. 324.
Steinkunzendorf Kr. Reichenbach II 330. 331.
Steinmauer, Die II 536.
Steinseifersdorf Kr. Reichenbach 69. II 331.
Steinseiffen Kr. Hirschberg II 484. 511.
Stephansdorf, Ober-, Kreis Neumarkt II 352.
Sternalitz Kr. Rosenberg II 9. 129.
Sternberg, Insel 174.
Sternberg in Mähren 143.
Sterzendorf Kr. Namslau II 198. 433.
Stettin 180. 181. II 228. 394. 395. 624. 631. 634. 638. 639. 642.
Stiftswald b. Nd.-Linda Kr. Lauban II 564. 565. 571.
Stober, Der 34. 138. 176. 203. 272. 279. II 4. 52. 130—133. **136—138**. 149. 150. 161. 175. 189. 198. 329. 357. 364. 365. 430. 433. 435. 442.
Stoberau Kr. Brieg II 433.
Stodoll Kr. Rybnik II 94.
Stola, Die, O/S. II 51. 52. 135.
Stollarsowitz Kr. Tarnowitz II 51.
Stolz Kr. Frankenstein 123. 124. II 317. 319.
Stolzmütz Kr. Leobschütz 365.
Storchberg, Der, im Adersbacher Quadergebirge 91.
Storchberg, Der, b. Görbersdorf 87. II 273.
Strachate, Die, bei Breslau II 433.
Stradam Kr. Gr.-Wartenberg 132. 250. II 431. 435.
Straduna, Die 40. 176. 187. 336. 352. II 166. 168.
Stramberg in Mähren 51.
Straßberg Kr. Lauban 360.
Straßburg II 416.
Straupitz Kr. Hirschberg II 481. 518.
Straußenei Kr. Glatz 73. 78. 85. 366. II 236.
Strehlen (9465) 9. 264. 363. 366. 374. 413. II 190. 279. 321. 322. **323**. **324**. 325. 326. 328. 334. 345. 366. 418. 429. 554. — Kreis 258. 284. 286. 290. 291. 298. 306. 318. 364. II 195. **320—325**. 327. 363. — -er Berge **123**. 164. 271. 409. 413. II 297. 320. 321. 323. 324. 347. 379.
Strehlitz, Groß- (5750) 300. II 9. 68. 125. **126**. 133. 134. 136. 148. — Kreis 258. 286. 294. 304. 337. 370. II 26. 126. 127. 139. 150. 151.
Streit, Ober-, Kr. Striegau II 342.

Streitberg, Der 126. II 350.
Strickerhäuser b. Schreiberhau 47. II 521.
Striegau (14570) 110. 126. 255. **334**. 346. II 190. 191. 202. 212. 287. 293. 334. 337. **339—341**. 342. 345. 350. 352. 353. 355. 373. 483. 517. — Kastellanei 36. 342. II 339. — Kreis 258. 284. 286. 289. 291. 292. 294. 315. 317. 318. II 195. 327. 340. 351. 363. — -er Berge 126. 143. 144. II **339—341**. 395. 554. — -er Wasser 84. II 239. 280. 334. 337. 346. 348—352. 379.
Striese Kr. Trebnitz II 347.
Striese Kr. Wohlau 154. II 451.
Ströbel Kr. Schweidnitz 125. II 345.
Strohhaube, Die, bei Silberberg 70.
Stroppen Kr. Trebnitz 273. II **450. 451**.
Strunz Kr. Glogau II 649—651.
Stuben Kr. Wohlau II 452.
Stubendorf Kr. Gr.-Strehlitz II 9. 126.
Stubendorf Kr. Neiße II 304.
Sturmhaube, Große 99. — Kleine 99.
Suckau Kr. Glogau II 370.
Suckau Kr. Sprottau II 640. 641. 644.
Sudeten 2. 25. **52—127**. 138. 148. 160. 178. 241. 259. 307. 329. **332**. 336. 355. 373. 395. 396. **400—407**. II 251. 277—391.
Sudol Kr. Ratibor II 142.
Sürchen Kr. Wohlau II 452.
Süssenrode Kr. Oppeln 360.
Sulau Kr. Militsch 363. II 197. 446. 454. 456. **458**. 462.
Sulmirschitz Kr. Adelnau II 457.
Summina, Die 175. II 93. 144.
Svičin, Der, bei Gitschin II 211.
Syrin Kr. Ratibor II 142.

Tabor, Klein-, Kr. Wartenberg 363.
Tafelfichte, Die 43. 45. 106. 279. 359. II 472. 522. 526. 527.
Talkenstein, Der, Kr. Löwenberg 112. II **550. 551**. 556.
Tampadel Kr. Schweidnitz 125. II 345.
Tanina Kr. Lublinitz II 128.
Tannhausen Kr. Waldenburg 85. II 238. 242. 244. 273. **276. 277**. 278.
Tarchwitz (nicht Trachwitz) Kr. Münsterberg 126.
Tarnau Kr. Frankenstein II 207. 210.
Tarnau Kr. Schweidnitz II 343.
Tarnau, Poln.-, Kr. Freistadt II 649.
Tarnowitz (13580) 129. 216. II 31. 47. 48. 50. 51. 52. 54. 55. 56. 68. 72. 78. 80. 100. 102. 104. 106. **116**. 120. 122. 125. 127. 131. 133. 134. 135. 136. 432. — Fr. St. H. Tarnowitz-Neudeck II 10. **59. 60**. 102—104. — Kreis T. 281. 286. 287. 289. 290. 370. II 19. 26. 101. **102—104**. **116**. 122. 123. 126. 139.
Tassauer Berge b. Lewin 74.
Taubenhaus, Das, im Isergebirge 94. 106. 279.
Tauchritz Kr. Görlitz II 571.
Tauentzinow Kr. Oppeln 360.
Tauer Kr. Rothenburg 278.
Teichränder, Die 101. 102. 171.
Tempelberg bei Konradswaldau 126.
Tepliwoda Kr. Münsterberg II 323.
Teschen 52. II 84. 90. 142. 143. 162. — Kastellanei 36. 342. — Herzogtum 39. 40. 43. II 83. 152.
Thanndorf Kr. Habelschw. II 253.
Theisenhübel, Der, im Isergebirge 106.
Theresienhütte Kr. Falkenberg 181.
Thess, Die 59. 60.
Thiemendorf Kr. Lauban II 556.
Thiergarten Kr. Freistadt 367.
Thiergarten Kr. Neiße II 318.
Thiergarten Kr. Rothenburg 278.
Thomasdorf Kr. Bolkenhain 405. II 294.
Thomaswaldau Kr. Bunzlau 110. II 547.
Thommendorf Kr. Bunzlau II 609.
Thorn II 336. 380. 382. 386. 389. 390. 417. — Thorn-Eberswalder Haupttal 135. II 626.
Thräna Kr. Rothenburg II 571.
Thröm Kr. Ratibor 365. II 163.
Thüringen 349. 351. 373. II 383. 562. 573. 575. 611.
Thule Kr. Rosenberg II 10. 132.
Tichau Kr Pleß (L. 6000) II 85. 87. **88**.
Tiefhartmannsdorf Kreis Schönau II 543. **546**.
Tillendorf b. Bunzlau II 537. 553. 554. **555**.

Tillowitz Kr. Falkenberg 271. II 10. 178. **179. 180. 181.** 183.
Timmendorf Kr. Pleß II 91.
Tirschtiegel Prov. Posen 137.
Todtenberg, Der, b. Winzig II 451.
Töppendorf Kr. Glogau II 643.
Töppendorf Kr. Strehlen 367.
Torgau II 575. 611.
Torno Kr. Hoyerswerda 367.
Tost 36. 129. II 33. 80. 106. 117. 123. 124. **148.** II 9. — Kastellanei II 36. 344. — Kreis Tost-Gleiwitz s. Gleiwitz.
Trachenberg (3400) 135. 275. 363. II 449. 454—455. 458. 461. **462.** 463. 464. — Fürstentum 275. II **197.** 438.
Trautenau in Böhmen 85. 93. **403. 404.** II 292. 497.
Trautliebersdorf Kr. Landeshut 42. II 212.
Trebnitz (7690) 14. 133. 138. 168. 180. 226. 273. 296. 337. 353. 355. 360. 364. 391. II 11. 196. 197. 410. 422. 428. 437. 445. 446. 447—**449.** 452. 453. — Kreis 258. 264. 286. 289. 293. 296. 297. 318. 319. 346. 364. II 195. 197. 322. 429. 438. 441. 446. 447. 451. — -er Hügel 133. 296. II 430. 444. 446. 447.
Trebovane, Gau 33.
Trebus Kr. Rothenburg II 620.
Trembatschau Kr. Wartenberg II 434.
Triebel N/L. II 574. 611. 614.
Triebusch Kr. Guhrau II 466.
Trockenberg bei Tarnowitz 129. II 47. 50. 55. 72. 102. 116.
Troja, Die 365. II 157. 165. 166. 336. 365.
Troitschendorf Kr. Görlitz II 566. 570. 581.
Troplowitz Kr. Leobschütz II 153. 161.
Troppau 40. 44. 56. 241. 366. 412. II 140. 143. 144. 152. **154. 155.** 157. 162. 167. 379. — Herzogtum 43. II 5. 14. 161.
Trynek bei Gleiwitz (eingemeindet) II 121.
Tschansch Kr. Breslau 323.
Tschau, Alt-, Kr. Freistadt II 640.
Tschechen 366. 367. 370. 372. II 358. 469. 481.
Tschechen Kr. Neumarkt II 351.
Tscherbenei Kr. Glatz 73. 151. 366. II 256. 257.
Tschermine Kr. Wartenberg 363.
Tscheschen Kr. Wartenberg II 444. — -hammer II 444. 453.
Tschicherzig a/O. 137. 175. 295. II 641.
Tschiefer Kr. Freistadt 275. 367. II 472. 641. 649. 650.
Tschilesen Kr. Wohlau II 464.
Tschinschwitz Kr. Striegau 126.
Tschirnau, Gr.-, Kr. Guhrau II 466.
Tschirndorf Kr. Sagan 301. II 590.
Tschirne Kr. Breslau II 370.
Tschirne Kr. Bunzlau II 537. 539. 564. 569.
Tschirne, Die 134. 277. 278. II 610. 612. 614.
Tschirnhaus, Teil Kauffungs II 533. 534.
Tschischdorf Kr. Löwenberg II 482.
Tschischnei Kr. Glatz 74.
Tschistey Kr. Guhrau II 464.
Tschöpeln Kr. Sagan II 595. 599.
Tuntschendorf Kr. Neurode 87. II 267.
Turawa Kr. Oppeln II 9. 131. 135.
Tworog Kr. Gleiwitz II 131. 133. **135.**
Tworsimirke Kr. Militsch II 197. 457.
Tzschocha Kr. Lauban II 528.

Uhyst Kr. Hoyerswerda 278 II 472. 587. **621.**
Ujeschütz Kr. Trebnitz II 446.
Ujest Kr. Gr.-Strehlitz II 80. 95. 96. 97. **124.** 158. 353. — Halt II 4. 124. — Herzogtum II 9. 60. 97. 124.
Ulbersdorf, Goldbergisch- II 546.
Ulbrichshöhe b. Steinseifersdorf II 331.
Ullersdorf a/Q. Kr. Bunzlau II 536. 537. 540. 564. 569.
Ullersdorf Kr. Glatz II 197. 229. 253. 255. 262.
Ullersdorf, Gräfl., Kr. Löwenberg II 481. 524.
Ullersdorf Kr. Rothenburg II 584.
Ungarn 28. 40. 247. 306. 342. II 383. 386. 391. 548.
Urlichkuppe, Die 60.
Urnitzberg Kr. Habelschw. II 255.
Urschkau Kr. Steinau II 473. 625.

Vandalen 32. 329. 330. 338. 393.
Veilchenkoppe, Die 99.
Venedig II 381.
Viehau Kr. Neumarkt II 346.
Vitriolwerk bei Petersdorf Kr. Hirschberg II 483.

Vogelkippe, Die 84.
Vogelsang Kr. Nimptsch II 291. 326.
Voigtsdorf b. Habelschwerdt II 256.
Voigtsdorf Kr. Hirschberg II 473. 519. 522.
Volkersdorf Kr. Lauban 360. II 527.
Volkmannsdorf Kr. Neiße II 319.
Volpersdorf Kr. Neurode II 216. 238. 248. 267. 270. 271. — -er Plänel 401. II 270.
Vorderheide Kr. Lüben II 359.
Vosshütte Kr. Rosenberg II 137.
Vossowska Kr. Gr.-Strehlitz II 133. 134. 137.
Vostaz, Der, in Böhmen 91.

Wachberg, Der, b. Schömberg 90.
Wachberg, Der, bei Groß-Wandris 126.
Wachsdorf Kr. Sagan II 608.
Wahlstatt Kr. Liegnitz 27. 126. 255. 415. II **353**. **354**.
Waldau, Oberl., Kr. Bunzlau II 569.
Waldenburg (19680) 71. 85. 88. **90**. 403. II 227. 237—244. 246. 248. 249. 273—275. 278. **280—283**. 284. 286. 292. 338. 343. 373. 537. 543. — Kreis 258. 282. 284. 287. 293. 357. II 195. 212. 233. 235. **272—287**. 337. — -er Kohlenrevier 11. 15. 151. II 42. 43. 66. 190. 200. **236—250**. 292. 337. 340. 501. — -er Bergland 41. 42. 81. **82—90**. 113. 145—147. 255. 282. 285. 396. 400—403. II 192. 206. 212. 216. 237. 238. 244. 249—251. 270—287. 336. 351.
Waldenburg-Glatzer Becken 67. 68. 82. 93. 110. 114. 147. 149. 151. II 235. 236. 241. 243. 248.
Waldenburg, Ober-, Kr. Waldenburg (L 4840) II 283.
Walditz Kr. Neurode II 267. 271.
Walditz, Die II 270. 271. 272.
Waldstein Kr. Glatz II 216. 256. 257.
Wallendorf Kr. Namslau II 435.
Wallisfurth Kr. Glatz 77. 78. II 199. 256. 262.
Waltdorf Kr. Neiße II 304.
Waltersdorf Kr. Bolkenhain II 294.
Waltersdorf Kr. Habelschw. II 262.
Waltersdorf Kr. Löwenberg II 482. 536. 549.
Waltersdorf bei Kupferberg Kr. Schönau II 484. 506. 507.
Waltersdorf Kr. Sprottau II 603.
Wandris, Groß-, Kr. Liegnitz 126. II 350.
Wang, Kirche, Kr. Hirschberg 210. 211. 215. 216. 218. 219. 222. 223. 224. 228. 233. 235. 237. 239. 240. 244. 249. 287. II **512**.
Wangern Kr. Breslau II 328.
Wangten Kr. Liegnitz II 352.
Wansen Kr. Ohlau 413. II 5. 323. **324**. 379.
Warmbrunn Kr. Hirschberg 101. 104. 222. II 473. 483. 488. 492. 508. **515**. **516**. 519.
Warschau 44. II 106. 114. 324. 339. 390. 434. 628. 634.
Warschau-Berliner Haupttal 135. **137**. 277. II 623. 626. 641.
Warteberg, Der, bei Auras 133. II 373. 450.
Wartenberg, Deutsch-, Kr. Grünberg 135. II 442. 473. 638. **646**.
Wartenberg, Groß- 133. 239. 365. II 382. 434. **442**. **443**. 453. — Kreis 194. 258. 286. 289. 293. 302. 304. 346. 363—365. 367. 370. 391. II 195. 197. 429. 442—445.
Wartha Kr. Frankenstein 41. 54. **66**. **67**. 124. 143. 145. 398. 412. II 191. **205**. 244. 266. 298. **299**. 301—303. 317. — Kastellanei 36. 342. II 202. **298**. **299**. — Paß 307. 399. 401. II 206. 207. 267. 307. 379.
Warthau, Alt-, Kr. Bunzlau 117. 119. II 535. 547. **548**.
—, Neu-, Kr. Bunzlau 119.
Warthe, Die 37. 39. 45. 47. 129. 131. 137. 173. 174. 203. 209. 420. II 470.
Weckelsdorf in Böhmen 91. 241. II 275.
Wehowitz Kr. Leobschütz II 162.
Wehrau Kr. Bunzlau 117. 119. 120. 151. 152. II 473. 564. 590. **608**. 614.
Weichsel, Deutsch-, Kr. Pleß II 89.
Weichsel, Die 39 40. 43. 52. 128. 129. 137. 173. 174. 203. 204. 328. 332. II 83—85. 89. 90. 102. 144. 379. 389. 391.
Weide, Die 38. 131. 132. 138. 176. 177. 279. 313. 337. 364. II 4. 30. 150. 191. 198. 329. 347. 364.

378. 379. 384. 404. 410. 430. **434—437. 447.**
Weidelache, Die II 297. 350.
Weidenau Ö/S. II 153. 305. 307.
Weidenhof Kr. Breslau II 199.
Weigelsdorf Kr. Reichenbach 331. — -er Wasser II 207.
Weigersdorf Kr. Rothenburg 367.
Weinberg Kr. Liegnitz 417.
Weinberg, Der, b. Hermannsdorf Kr. Jauer 126. 414. II 356.
Weißbach an der Wittig II 496.
Weißdorf Kr. Falkenberg II 178.
Weiße Berg, Der, b. Bobernig Kr. Grünberg 136. 178.
Weiße Berg, Der, bei Prag 96.
Weiße Wiese, Die 98.
Weißenberg i/S. II 563.
Weißensee Kr. Öls II 445.
Weißig Kr. Steinau II 473. 625.
Weißkeißel Kr. Rothenburg 278.
Weißkirchen in Mähren 52. 56. II 143. 154.
Weißstein Kr. Waldenburg (II 115) 85. II 237. 238. 241. 242. 245. **246.** 248. 284. **285.**
—, Neu-, II 281.
Weißwasser Kr. Rothenburg II 595. **600. 618. 619.**
Weißwasser Ö/S. II 153.
Weißwasser, Das 98. 99. 171.
Weistritz, Alt-, Kr. Habelschwerdt II 262.
Weistritz Kr. Schweidnitz II 203. 276. 337. 338.
Weistritz, Die Reinerzer 72. 74—78. 280. II 257. 259. 263. 265.
Weistritz, Die Schweidnitzer 42. 70. 83. 87. 88. 90. 124. 125. 176. 185. 396. 397. 403. 405. 408. 413. 414. II 192. 202. 219. 236. 244. 248. 270. 272. 274. 276—279. 282. 286. 297. 320. **328—349.** 350. 353. 364. 378. 379.
Weizenrodau Kr. Schweidnitz 291. II 362.
Welkersdorf Kr. Löwenberg 407. II 556.
Welsche (Wohlische) Kamm, Der 106.
Welzow N/L. II 596.
Wenden 19. 328. 349. **367.** 368. 370. 372. II 470. 471. 584. 588. 619. 620. 621.
Wenig-Rackwitz s. Rackwitz.
Wenzelskoppe, Die 125.
Werda Kr. Rothenburg II 620.
Wernersdorf Kr. Bolkenhain II 192. 294. 355.
Wessola b. Myslowitz II 53. 54.
Westfalen II 249.
Westsudeten 54. 55. **67—121.** 280. II 334.
Wette, Poln.-, Kr. Neiße II 304.
Wette, Deutsch-, Kr. Neiße II 172.
Wettin II 242.
Wiechulla Kr. Oppeln 338.
Wiednitz Kr. Hoyerswerda II 598.
Wiegschütz b. Kosel II 146.
Wieliczka 156. 180. II 638.
Wielun (Weljun) 37. 39. II 138. 382. 432. 435.
Wien 208. 209. 214. 224. 226. II 312. 338. 339. 390. 410. 580.
Wiersbel Kr. Falkenberg II 183.
Wiersebenne Kr. Militsch 336.
Wieruszow II 434.
Wiesa, Nieder-, Kr. Lauban II 526.
Wiesau Kr. Bolkenhain II 294. **295.**
Wiesau Kr. Neiße II 304.
Wieschowa Kr. Tarnowitz II 82. 124.
Wiese, Gräfl., Kr. Neustadt II 172.
Wiesenberg i/M. 60.
Wiesenthal Kr. Löwenberg 113. II 482.
Wigandsthal Kr. Lauban 360. II 527.
Wildberg, Gr.- 87.
Wildbahn Kr. Militsch II 457.
Wilde Löcher, Heuscheuergeb. II 258.
Wilhelminenhütte Kr. Bunzlau II 605.
Wilhelminenhütte Kr. Falkenberg II 181.
Wilhelminenhütte Kr. Kattowitz II 113.
Wilhelminenort Kr. Öls II 434.
Wilhelminenort Kr. Militsch II 457.
Wilhelmsbruch Kr. Guhrau 363. II 463.
Wilhelmsbrück Kr. Kempen II 434.
Wilhelmshafen bei Breslau II 410.
Wilhelmshöhe Kr. Waldenburg II 285.
Wilhelmshütte bei Sprottau II 608.
Wilhelmshütte Kr. Oppeln II 137.
Wilhelmsthal Kreis Habelschwerdt 62. II 216. 253. 254.
Wilkau, Groß-, Kr. Nimptsch II 326.
Wilkowitz, Groß-, Kr. Tarnowitz II 124.

Willenberg, Der 112. 113. II 544.
Willmannsdorf Kr. Jauer 115. II 532. 542.
Wilmsdorf, Alt-, Kr. Glatz II 262.
Wiltsch Kr. Glatz 143.
Wingendorf Kr. Lauban II 526. 557.
Winzig Kr. Wohlau 133. 273. 296. II **451**. 453. 624.
Wioske Kr. Wartenberg II 443.
Wirschkowitz, Neu-, Kr. Militsch 363. II **457**.
Witkowitz i/M. II 156.
Wittchenau Kr. Goldberg II 548.
Wittgendorf Kr. Landeshut II 282.
Wittgendorf Kr. Sprottau II 608.
Wittichenau Kr. Hoyerswerda 278. II **622**.
Wittig, Die 45. 105. 106. II 496. 501. 527. 570. 571.
Wladimir II 382.
Wölfel, Die 64. II 263.
Wölfelsfall, Der II 260.
Wölfelsdorf Kr. Habelschw. II 197. 261. 262.
Wölfelsgrund Kreis Habelschwerdt II 253.
Wohlau (5810) 14. 133. 192. 279. 291. II **452**. 464. 465. 624. — Fürstentum 37. II 372. 438. 452. — Kreis 194. 258. 297. 304. 306. 379. 391. II 195. 375. 429. 451. 452.
Wohlen, Der (Teich) 278. II 587.
Wohnwitz Kr. Neumarkt II 353.
Woidnig (vorm. Bobile) Kr. Guhrau II 463.
Woischnik Kr. Lublinitz 132. 366. II 128. 131. **134**.
Woischwitz Kr. Breslau 323. II 343. 402.
Woitz Kr. Grottkau 358. II 312. 319.
Wolfsberg, Der, bei Goldberg 109. 115. II **541**. 544. 545.
Wolfsdorf Kr. Goldberg 115. II 532.
Wolfshain Kr. Bunzlau II 547.
Wolfshau Kr. Hirschberg II 487. 496. 512.
Wollstein Prov. Posen II 639.
Wolmsdorf Kr. Bolkenhain II 296.
—, Nieder II 296.
Woschczytz Kr. Pleß II 9. 89. 90. 91.
Wrabli Ö/S. 207.
Wünschelburg Kr. Neurode 79. 402. II **268**.
Wünschendorf Kr. Lauban II 567.
Wünschendorf Kr. Löwenberg II 530. 534.
Würben Kr. Neiße II 318.
Würbenthal Ö/S. 41. 56. 61. 286. 400. 412. II 190. 306.
Würbitz, Poln.-, Kr. Kreuzburg II 433.
Würgsdorf Kr. Bolkenhain II 294.
Wüstegiersdorf Kr. Waldenburg 85. 87. II 230. 248. 274. **276**. **277**. 278. 282. 334.
Wüsteröhrsdorf Kr. Hirschberg II 507.
Wüste-Waltersdorf Kr. Waldenburg 70. II 276. **277**. 329.
Wysotzko, Gr.-, b. Ostrowo 136.
Wziesko (Alt- und Neu-) Kr. Rosenberg II 10. 69. 129. 132. 138.
Zaborze Kr. Zabrze (1910: 27060 Einw.) II 119.
Zabrze 53. 55. 56. 65. 82. **119**. **120**. II 10. 36. 38. 40. 44. 45. 46. 53. 55. 56. 65. 82. **119**. **120**. Seit 1. IV. 1905 ist die Vereinigung von Z. mit Alt- und Klein-Z. und Dorotheendorf zu einer Großgemeinde (1910: 63340 Einw.) vollzogen. — Kreis 258. 281. 286. 287. 289. 294. 315. 319. 370. II 19. 26. 97. 98. 101.
Zackelfall 101.
Zacken, Der 99. 101. 104. 106. 249. II **483**. 488. 489. 497. 512. 514—516.
—, Der Kleine 107. II 483. 522.
Zadel Kr. Frankenstein II 202. 207. 301. 319.
Zagorze in Polen II 47.
Zagost, Gau 45. II 471.
Zalenze Kr. Kattowitz (17840) II 10. 58. **113**.
Zalesche Kr. Gr.-Strehlitz II 126.
Zangenburg (Lesna) b. Marklissa II 528.
Zapplau Kr. Guhrau 214. 216. 229. 239.
Zator 36. 39. 47. II 117.
Zauchwitz Kr. Leobschütz II 164.
Zauditz Kr. Ratibor 365. II 165.
Zaumgarten Kr. Breslau II 328.
Zawada bei Peiskretscham II 80—82.
Zawadzki Kr. Gr.-Strehlitz II 133. 134.
Zawisc Kr. Pleß II 37.
Zborowski, s. Sorowski.
Zduny Prov. Posen II 353. 457.
Zechen b. Guhren 192. 193. 216. 217. 220. 225. 228.

229. 231. 233. 238. 240. 245. 249. 260.
Zedlitz Kr. Oppeln 360.
Zeisbach, Der II 292.
Zeiskenburg, Die II 280. 292.
Zeiskengrund, Der 84. II 292.
Zeißholz Kr. Hoyerswerda II 596. 597. 599.
Zembowitz Kr. Rosenberg II 10. 131. 137.
Zessel Kr. Öls II 441.
Zieder, Der 87. 88. 90. II 212. 288. 289. 291. 292.
Ziegenhals Kr. Neiße (8970) 34. 56. 63. 143. II 159. 172. 189. 305. 307. 314.
Ziegenrücken, alter Name d. Grochauer Berge II 209.
Ziegenrücken, Der, im Riesengebirge 98.
Ziegenrücken, Der, im Waldenburger Gebirge II 282.
Zieserwitz Kr. Neumarkt II 352.
Zillertal Kr. Hirschberg II 510.
Zimmerlehne, Die 106.
Zinna, Die 40. 127. 175. 336. 365. II 5. 143. 152. 157. 161. 165. 166.
Zips, Die 373.
Zirkwitz Kr. Trebnitz II 447.
Zirlau Kr. Schweidnitz II 338.
Zittau 355. II 522. 525. 559. 562. 567. 574. 575. 580. 614.
Zobten am Bober 118. 418. 549.
Zobten a. Berge, Kr. Schweidnitz 33. 124. 125. 377. II 191. 323. 326. 337. 344. 345. 352. 353. 418.
Zobten, Der 6. 33. 82. 97. 124. 125. 143. 144. 192. 241. 271. 291. 301. 330. 342. 347. 351. 353. 374. 408. 409. II 196. 297. 320. 325. 329. 333. 335. 341. 344. 345. 347. 379. 445.
Zöbelwitz bei Beuthen a/O., Kr. Freystadt 344.
Zöllnig, Groß-, Kr. Öls II 441.
Zöptau i/M. 60.
Zucklau Kr. Öls II 445.
Zuckmantel 41. 56. 57. 162 412. II 153. 154. 172. 214. 305. 307.
Züllichau 37. 137. II 641. 642.
Zülz Kr. Neustadt 365. II 159. 170. 171. 173.
Zulkau, Alt- und Neu-, Kr. Gr.-Strehlitz II 133.
Zyglin, Gr.-, Kr. Tarnowitz II 80.
Zyglin, Kl.-, Kr. Tarnowitz II 10.
Zyrowa Kr. Gr.-Strehlitz II 10. 33. 126. 199.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

BUŚ
BIBLIOTEKA
Uniwersytetu Śląskiego
510291